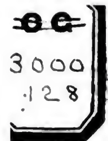
ARCHIV FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN


Digitized by Google



CG
3000
.128





Princeton University.

Elizabeth Foundation.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV

85'49

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LIV. JAHRGANG, CV. BAND,

DER NEUEN SERIE V. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1900.

Digitized by Google

(RECAP)

8549

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis des CV. Bandes,

der neuen Serie V. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

OCT -5 1901 151735

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nicholas Grimald und das Oberammergauer Passionsspiel.

Vor kurzem hat J. M. Hart (Publications of the Modern Language Association of America Vol. 14, Nr. 3) einen sorgfältigen Neudruck des englischen Forschern bisher unbekannt oder unerreichbar gebliebenen lateinischen Osterspiels von Nicholas Grimald, dem jungen Oxforder Magister und Dichter (geb. 1519, gest. 1562), veranstaltet: 'Christus redivivus, comoedia tragica, sacra et nova' (Coloniae, Joan. Gymnicus, 1543) und damit ein wertvolles litterarisches Denkmal allgemein zugänglich gemacht. Leider ist ihm entgangen, daſs sich das den englischen Landsleuten des Dichters so lange fremd gebliebene Stück in Deutschland einer ziemlichen Verbreitung und Nachwirkung erfreut hat.

Dies geht schon aus dem Umstande hervor, daſs sich nicht nur auf den öffentlichen Bibliotheken zu Berlin und Wolfenbüttel, die Hart anführt, Exemplare des Kölner Druckes vorfinden, sondern auch in Dresden, Heidelberg, Kopenhagen, Leipzig (Universitätsbibliothek), München, Rudolstadt, Trier und Zwickau. Ferner wurde bald darauf zu Augsburg ein Nachdruck veranstaltet, der sich auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek und auf der Münchener Universitätsbibliothek erhalten hat. Er zeigt in einer allerliebsten Blumenbordüre den Titel:

CHRISTVS | REDIVI- | VVS COMOE- | dia Tragica, Sa-cra & noua. AVTORE NICO- | lao Grimoaldo. | AVGVSTÆ RHETIÆ | *Philippus Vlhardus* | *excudebat.* | 5 Bogen 8° o. J.

Die Vorrede (Oxoniae, é Collegio Martonensi. Anno M.D.XLIII) nimmt mit dem Personenverzeichnis die Seiten A2a—A7b ein, während sie im Kölner Drucke schon auf S. A7a schlieſst. So

Digitized by Google

verschiebt sich der Text des Dramas (A 8 a — E 8 a), der sonst seiten- und zeilengetreu mit dem Kölner Drucke übereinstimmt, im Verhältnis zu diesem um eine Seite. Vermutlich verdankt dieser Nachdruck einer Augsburger Schulaufführung, für die nicht genügend Exemplare zu beschaffen waren, seine Entstehung. Das Exemplar der Münchener Hof- und Staatsbibliothek enthält nämlich neben verschiedenen Einträgen seiner Besitzer (Philippus Rechlingerus Augustanus 1556, Joh. Wolmuet 1567, Carolus Hieber minorita, Georgius, Hanns Manng von Reytlingen) auf dem vierten Vorsatzblatte einen offenbar von der Hand jenes Philipp Rechlinger oder Röchlinger herrührenden Theaterzettel,[1] der uns auf eine um 1556 zu Augsburg veranstaltete Aufführung schliefsen läfst:

Magdalene	1	Jo: Sporerus
Cleophis	2	Jo: Schenckius
Salome	3	Joas Schidner
Josephus Arimathiensis	4	Dawerckh
Nicodemus	5	Hie: Krayer
Caïaphas	6	Th: Jecklinus
Annas	7	Nicolaus
Dromo	8	Leonhardus Curtius
Dorus	9	Dauid Hoserus
Sangax	10	—
Brumax	11	Georgius Kugelmannus
Cacodemon	12	M. Kintzius
Manes piorum	13	—
Christus	14	Ph: Rechl[inger]
Petrus	15	Ca: Seylianus [?]
Johannes	16	Jo. Georg (Palderstain)
Angelus 1	17	Maxus Sulzingen [?]
Angelus 2	18	Elias Meysenberg [?]
Chorus discipulorum	19	—
Alecto	20	Georgius Celenius
Cleophas	21	Romel [?]
Thomas Didymus	22	Geigus [?] Ruch
Johanna	23	Hub: Volandt [?]
Amaon	24	Hie: Manlich
Chorus Galileidum	25	—

[1] Wer diese Personenliste mit der des Kölner Druckes (Bl. A 7 a) vergleicht, wird einige Umstellungen und Zusätze (Salome, Johanna) entdecken. Diese Abweichungen finden sich aber schon im Augsburger Drucke (Bl. A 7 b).

Digitized by Google

Aufserdem sind auf den hinten und vorn eingehefteten weifsen Blättern deutsche Argumente der einzelnen Akte eingetragen, welche den ungelehrten Zuschauern das Verständnis der Handlung vermitteln sollten. Ich teile sie hier mit, wenn es auch keine sonderlichen Verse sind.

Actus I.

Hert zu, jr freindt, vnd merckt vorab,
Es khumbt erstlich zu disem grab
Ein weiblin Christo wol erkhant,
Maria Magdalena genant,
5 Mit sampt auch anderen weiberen guett,
Bewäynt vnd klagt mit schwerem muet
Den todt Christi, den sy gedacht
Nun gantz erwürgt vnd vmgebracht
Vnd seins lebens gantz sein beraubt;
10 Dan sy noch nit verstandt vnd glaubt,
Daß jn Gott auferwecken wolt,
Welchs sich doch balt erzaygen solt.
Es sprücht sy Nicodemus an,
Desgleich Joseph, ein reicher man,
15 Der Christum auch hat hertzlich lieb.
Si bittendt sy, dass nit betrieb
Ir Hertz vnd allso heyl vndt wain,
Befelchs Gott vnd gang mit inn haim,
Gedenck auch zu jrem trost hiebey,
20 Das er jetz ebig selig sey,
Bey Gott hab funden rechte Rhue.
Nun secht mit ernst der handlung zue!

Actus II.

Nun gat die ander handlung an;
Darin (vermerck mich jederman)
25 Dritt brachtlich fur her Caiaphas,
Der Christo auch zuwider was,
Frewt sich seins totts von hertzen hoch
Wie all sein andere feynnt och.
Er sagt, es sey sein rechter lon,
30 Man solts jm lengest han gethon.
Es samlet sich daß gantz geschlecht
Der gleysner, pfaffen, templ khnecht,
Hatt dag vnd nacht khayn rast noch rhue,
Lofft Pontio Pilato zue,

Lesarten: V. 1 merck — 6 klagt] legt — 8 vmbegracht — 10 globt

1*

Digitized by Google

35 Bit, das er sey vor weytterer gfar,
Daß Grab durch kriegsleuth wol verwar,
Verbitschier auch den stain voraus.
Pilatus richts durch Annam aus;
Derselb versicht al sachen wol,
40 Sagt jedem huetter, das er soll
Wachen vnd halten vleysig huett,
Erfordert [?] wein vnd leben guett.
Si sagent zu jrn hochsten vleys,
Vnd wil ein jeder han den Breys,
45 Rumbt sich seiner sterck vnd manlichayt
Vnd mist im zu gross dapferkhayt.
In dem Cristus zur helle fert;
Deß der Teufel erschrecket hert,
Fleucht raus mit gschray, wayst nit wo aus.
50 Jedoch Christus sein ampt richt aus,
Erlöset aus der helle quall,
Die auf jn habendt gwartedt all.
Das werdt jr jezundt sechen fein;
Ich bit, jr welt aufmerckig seyn.

Actus III.

55 Nun folgt, waß sich verloffen hab
Mit Christo an dem dritten tag.
Gott, der alles jn henden hallt,
Den ertboden erschutt mit gwalt.
Zwen engl thont vom grab die thur,
60 Christus gaet lebendig herfur,
Vnd weyl er hat vmbracht als, daß
Im selber vnd vns zuwider waß,
Vnd aufgehebt des tottes bein,
Hayst er vns vorthin frolich sein
65 Als syt, vns trosten seiner vrsthent,
So fer mir selig werden wendt.
Die wechter all erschrecken sehr,
Khayn vnderstatt sych, daß er wehr,
Ir manlich hertz ist gar dahin,
70 Vnd khayner wil der hinderst sein.
Maria khumbt am morgen frue
Sambt anderen, daß sy ehr anthue
Dem herren Christo, bringt herbey
Kostliche salb vnnd spetzlerey.
75 Die weyber sorgendt, wehr den steyn
Von grab jnen hinweg wel thon.

37 Verbit hier — 41 halen — 43 jrent — 46 grossen — 49 Fleuch — 57 all — 74 Klostliche

Digitized by Google

Vnd als sy nach hinzu sindt khumen,
Habendt sy daß grab offen gfunden,
Ein engel auch sitzen darbey,
80 Der gsagt, Christus erstanden sey.
Johanni sy zu wyssen thondt,
Auch Petro, waß sy gesechen handt.
Die bayt sych machent gleich auf Ban,
Wend aller ding ein wissen han,
85 Ein jeder d sach grundlich erferdt.
Zum grab Maria wider khert,
Die Engl findt sy schon dar ston,
Sicht Christum selbs zunechst bey jr ston,
Halt jn für ein gartner, kent jn nit,
90 Biß er sich selbs zerkhennen geyt,
Wie er dan andern weybern guet
Sich auch hernach erzaygen thuet.

Actus IV.

Nun sendt al stil vnd horent zue,
Waß jetzundt weyter folgen thue!
95 Nach dem die weyber s grab verlandt,
Die wechter jn sich selber gandt,
Verwundern sich nach langer weyl,
Loffendt zum priester hin in Eyl
Vnd brichtens aller sachen woll.
100 Khainer weiß, was man drin halten soll;
Es samledt sich der gantze Rhat.
Nach langem es also zuegat,
Daß niemandt [weiß] wa auß, wa an,
Auch khayn nichts gwisses wollen [?] than.
105 Das ist dem Theyuel glebt jm saus;
Er schickt sein bottenfraue [?] auß,
Ein hellisch weyb vol list vnd trug;
Die fert mit frewt hin ohn verzug
Vnd rhat den Briestern al gemain,
110 Wie sy den sachen sollendt thain,
Die wechter bstechen mit vil gelt,
Damit es nit auskhumb in d welt,
Vnd daß jr jeder due sagen,
Man habe Christum hingetragen,
115 Als jr ein jeder gschlaffen hett.
Mit frewd folgen sy jrem Rhatt.
Die wechter nement s geldt an
Vnd sagendt d lüge jederman.

89 jm — 90 sebs — 103 nemandt — 108 hin vnd verzug — 109 al jn an

Digitized by Google

Actus V.

Als Christus sich hat sechen lan
120 Von Jungern, die sich zamen schon [?],
Vnd Thoma mit ist gwest dabey,
Hat er nit globt, daß allso sey;
Ob sy [s] jm schon anzayget klar,
Noch hat ers nit ghalten für war,
125 So lang biß Cristus selber khumbt,
Macht im sein vhrstendt so als khundt,
Sagt, daß er mit den finger reg
D malzaychen, [d] handt jnd seyten leg.
Den jungern gibt er bschayt zuhandt
130 Wie [sie] solchs machen sondt bekhant
Inn aller welt durch jre leer.
Die jungern geben Gott die ehr,
Lobendt seyn guet, die er gewendt
An vns. Damit hats als ein endt.

124 ghaln — 126 Macht] Khint — 130 man

Über das Datum dieser Aufführung teilt mir Herr Stadtarchivar Dr. Ad. Buff gütigst mit, dafs das Augsburger 'Baumeisterbuch' (d. h. Stadtrechnung) von 1556 unter der Rubrik 'Gemains ausgeben' S. 94 'a die 18. Aprillis' folgenden Eintrag enthält:

> fl. 36, kr. 13, hlr. 3 zalt umb allerley uncosten sampt vererungen, so uber die Comoedi der uffersteung Christi zu Sannt Annakirchen gehalten worden, uffgeloffen & gegangen ist; thut alles laut 2 zetl [zweier nicht mehr vorhandener Rechnungen] fl. 36. 13. 3.

Daraus ergiebt sich, dafs Grimalds 'Christus redivivus' von Schülern des Gymnasiums zu St. Anna, an dem Sixt Birck die Sitte lateinischer Schulkomödien eingeführt hatte, am Ostertage (5. April) 1556 oder kurz darauf gespielt worden ist. Jener Philipp Rechlinger aber, der sich in dem Münchener Exemplare des Druckes selbst als den Darsteller des Christus bezeichnet, war ein damals vierzehnjähriger Augsburger Patriziersohn, über den uns das alte Geschlechterbuch der Rehlinger S. 42 (nach Herrn A. Buff) vermeldet: 'Hans Philipp Rehlinger der erste, geb. A° 1541, ist ledigs standt inn Ungern im Krieg wider die Turckhen im feldleger zue Raab gestorben A° 1566.' Seine Eltern waren nach dem Hochzeitsbuche der Patrizier (15. Juni 1541!) Hans Erasmus Rehlinger und Felicitas Gaßnerin. — Die

Digitized by Google

Augsburger Schüleraufführung von 1556 beansprucht endlich auch deshalb unser Interesse, weil durch sie eine deutsche Bearbeitung hervorgerufen zu sein scheint, deren Zusammenhang mit Grimalds Stück bisher noch nicht erkannt worden ist.

Der Augsburger Schneider, Schulmeister und Meistersänger Sebastian Wild hat 'ein schöne Tragedj, auß der heyligen schrifft gezogen, Von dem Leyden vnd sterben, auch die aufferstehung vnsers Herren Jesu Christi, in reymen vnd Spilweiß' gedichtet, die 1566 in seinen zwölf 'Comedien vnd Tragedien' (Augspurg, Mattheus Franck) und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch einmal einzeln (Augspurg, Marx Anthony Hannas) gedruckt und 1880 durch August Hartmann (Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt S. 101—198) von neuem herausgegeben wurde. In diesem Stücke hat Wild für die Vorgänge nach der Kreuzigung Christi, also von der Mitte des zweiten Aktes an, die lateinische Dichtung Grimalds frei benutzt, indem er sich im Gang der Handlung, bisweilen auch in einzelnen Ausdrücken an sie anlehnte.[1] Nachdem er den Anschlag des hohen Rates wider Jesus, seine Gefangennahme, die Verhandlung vor Pilatus und die Wegführung zur Kreuzigung vorgeführt hat, läfst er die Vorgänge am Kreuz durch verschiedene Boten (Cayphas, Malchus, Joseph, den Hauptmann) berichten. Dann beginnt V. 973 (S. 140 ed. Hartmann) die Klage der drei Marien um den ins Grab gelegten Leichnam Christi entsprechend Grimald I, 1. Vgl. z. B. Maria Magdalenas schlichte Worte (V. 980 f.):

O ir schnöden Juden verwegen,
Was noht hat euch gegangen an,
Das ir also ein ghrechten than,
Der nyemand schädlich ist gewesen,
Sonder vil Armer thet erlösen
Von grosser noth vnd schwerer sucht!

mit den pathetischen Versen des Engländers:

O vos iniqui Judaei, o scelere inflammati acerrimo,
O vos feri, o violenti, o et multo crudelissimi,
Dicite, qua tandem cote hanc insignem vestram invidientiam
Plus plusque sic exacuistis? — — — —

[1] A. Hartmanns (S. 232) Behauptung, Wilds Passion sei eine Originaldichtung, ist also nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Digitized by Google

In hunc spectatum hominem — quid, hominem dico? imo sane quidem
Divinum et coelestem prophetam appellarem veracius,
Ut qui stupenda potentia miserrimis mortalibus
Opem et auxilium ferens haec (etsi valde ingrata immania
Ac turbida) lustrare loca minime recusaverit.

Darauf (V. 1061. Grimald I, 2) treten Joseph und Nicodemus hinzu und führen die Frauen hinweg. Mit Übergehung von Caiphas' Monolog (Grim. II, 1) schildert Wild (V. 1121) die Verhandlung zwischen diesen und den vier Kriegsknechten Prunax, Marcurinux, Romox und Troma, denen er die Bewachung des Grabes überträgt. Diese Scene ist eine breitere Ausführung von Grimalds (II, 2) drastischer Vorführung der bramarbasierenden Maulhelden Dromo, Dorus, Sangax und Brumax; zwei dieser Namen, Dromo und Brumax, bezeugen unwiderleglich den Zusammenhang beider Dramen. Ebenso entspricht die Unterhaltung der Wächter am Grabe (V. 1213) der Scene II, 3 bei Grimald. Die beiden Reden des aus dem Grabe auferstehenden Christus (V. 1328. 1364) haben ihr Vorbild in Grimalds III, 2; die drei Teufel (V. 1340) sind an Stelle des einen Cacodaemon (Grimald II, 4) getreten. Das Erwachen der Wächter (V. 1382) wird jedoch nicht nach Grim. III, 1, sondern nach IV, 1 dargestellt. Im Gange der drei Marien zum Grabe (V. 1476. Grim. III, 3), dem Gespräche von Petrus und Johannes (V. 1514. Grim. III, 4), Magdalenas Begegnung mit dem Engel und Jesus (V. 1538. Grim. III, 5) und ihrer Meldung an die Jünger (V. 1566. Grim. IV, 2) tritt wiederum der Einfluſs des biblischen Berichtes stärker zu Tage. Die von Grimald erfundene Motivierung der Bestechung der Wächter durch eine dem Caïaphas erscheinende höllische Furie (IV, 3—5) fehlt im deutschen Stücke, dagegen hat die humoristische Bestechungsscene (IV, 6) Nachahmung gefunden (V. 1606). Die Wanderung der Jünger nach Emaus und die erste Erscheinung des Heilands im Kreise der Jünger führt Wild (V. 1764. 1932) ausführlich vor, während Grimald sie geschickter als einen Bericht des Cleophas und des Petrus in V, 1 eingeflochten hatte. Der Streit des ungläubigen Thomas mit dem überzeugten Petrus (V. 1996) und seine Überführung durch die Erscheinung Christi (V. 2039) entsprechen den beiden letzten Scenen Grimalds (V, 1. 2).

Digitized by Google

Aus diesem Passionsspiel Wilds und einem noch älteren Augsburger Passionsspiele aus St. Ulrich und Afra[1] ist nun, wie A. Hartmann (S. 205) nachgewiesen hat, der älteste erhaltene Text der Oberammergauer Passion vom Jahre 1662 zusammengesetzt worden, der 1720 und 1730 neu überarbeitet wurde. Ferner ist nach Hartmann (S. 231) der letzte Teil von Wilds Drama (V. 1121—2170) in zwei Auferstehungsspielen der Passionsgesellschaft zu Erl am Inn aus dem 17. und 18. Jahrhundert[2] fortgepflanzt. Wir gewahren hier somit denselben Vorgang wie bei der aus Hieronymus Zieglers Protoplastus[3] übersetzten Komödie des Hans Sachs von der Schöpfung, aus der verschiedene Bauernspiele Süddeutschlands geflossen sind.

Endlich zeigt sich noch eine Spur von Grimalds Einflufs in den 1599 und 1604 zu Freiburg i. Br. geschriebenen Passionsspielen, welche E. Martin[4] 1873 herausgegeben hat. Hier treten S. 72. 75 und wiederum 183. 189 vier Grabeshüter auf, deren Namen Dromus, Sangor, Dorus und Brunax fast genau mit Grimald übereinstimmen, also direkt aus diesem, nicht aus Wilds Passion übernommen sein müssen.

---

[1] Nach einer Handschrift des 15. Jahrhunderts abgedruckt bei Hartmann (1880) S. 1—100. [2] Hartmann, Volksschauspiele (1880), S. 391. [3] Bolte, Allgem. deutsche Biographie 45, 174. [4] Zeitschr. der Gesellsch. zur Beförderung der Geschichte von Freiburg 3.

Berlin. Johannes Bolte.

Digitized by Google

Das Bild vom Herzensschlüssel.

Dû bist mîn, ich bin dîn,
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen:
verlorn ist daz slüzzelîn
dû muost immer drinne sîn.

Die ersten zwei Zeilen dieses anmutigen, unter den Mädchenbriefen Werinhers von Tegernsee aus dem 12. Jahrhundert aufbewahrten Gedichtes stellen eine schlichte, festgeprägte Formel dar, die in der deutschen Dichtung überaus häufig erscheint, meist am Schlufs einer Liebesversicherung als letzter und stärkster Ausdruck. Das ist wiederholt mit reichen Belegen nachgewiesen worden. Ich will hier, indem ich auf die betreffende Litteratur verweise,[1] die vielen Beispiele nicht wiederholen, sondern nur kurz betonen, dafs diese vorzugsweise unserem Volksliede eigentümliche Formel auch von Kunstdichtern vom 12. Jahrhundert bis in die Gegenwart in lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen verwendet worden ist.

Es mufs hierbei nicht an bewufste oder unmittelbare Anlehnung gedacht werden. Die enge Gemeinschaft Liebender und das Bewufstsein ihres sicheren Glückes kann kaum treffender bezeichnet werden als mit diesen schlichten Worten, die sich in

[1] J. Bolte in der Zeitschrift für deutsches Altertum 34, 161/7 und im Anzeiger 17, 343; R. M. Meyer, Zeitschrift 29, 133; Strauch, Anzeiger 19, 94; Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee S. 175/8; F. A. Mayer, Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift. (Acta Germanica IV, S. 422.)

Digitized by Google

dem bezeichneten Augenblick wie von selbst einstellen. Und so finden wir die ersten zwei Tegernseer Zeilen in wörtlicher Übereinstimmung oder mit kleinen Varianten nicht nur in den deutschen Volksliedern aller Zeiten, sondern auch bei den Minnesängern und den alten Fabeldichtern, bei Hans Sachs und im deutschen Drama der englischen Komödianten, bei Schiller und Goethe, bei Alexis[1] und Heyse. In den gereimten Dichtungen finden wir hierbei gewöhnlich (beim Volkslied fast immer) auf dein den naheliegenden Reim: sein, wie in dem oben citierten Gedichte. Auch Goethe läfst Faust im Augenblick höchster Liebeserregung nicht nach einer ungewöhnlicheren Reimbindung greifen, V. 5092/4:

Ich bin dein und du bist mein,
Und so stehen wir verbunden,
Dürft es doch nicht anders sein.

Die vielverbreiteten Zeilen bildeten wahrscheinlich eine alte deutsche Rechtsformel, die bei Verlobungen angewendet wurde und als Eheversprechen bindende Gewalt hatte. Bolte hat (a. a. O.) aus Luthers Traktat von Ehesachen eine hierfür bezeichnende Stelle angeführt. Es ist aber schon früher von Schmeller (Bayerisches Wörterbuch II, 588) ein älterer Beleg beigebracht worden. ‘Usus loquendi in partibus Bavariæ quo usu utuntur amatores et amatrices se invicem amare ... Du pist mein, ipsa respondente Ich bin dein.’ Causa matrimonialis (Eheversprechen betreffend 1486). Dies bestätigen Volkslieder und Märchen, die mit dieser Formel die Unzertrennlichkeit des geschlossenen Bundes bekräftigen, z. B. ein hessisches Volkslied (Mittler Nr. 832):

Du bist mein und ich bin dein,
Morgen soll die Hochzeit sein.

Oder im Märchen von den zwölf Jägern (Brüder Grimm, Nr. 67), wo der König am Ring seine erste echte Braut erkennt, sie küfst und zu ihr spricht: ‘Du bist mein und ich bin dein, und kein Mensch auf der Welt kann das ändern.’

Die beliebt gewordene Formel wurde auch für andere Be-

---

[1] Zu den Beispielen a. a. O. füge ich hier hinzu: Alexis, Ellas Bräutigam:

Nun bin ich für immer dein,
Nun bist du für immer mein.

Digitized by Google

ziehungen verwendet als die irdische Liebe. So (wie Bolte gezeigt hat) in deutschen und lateinischen geistlichen Liedern für die Liebe zu Gott. Aber auch für die Liebe des Teufels, wie die antijesuitische Dichtung Wundergeburt des 16. Jahrhunderts (Alemannia 20, 104) zeigt. Hier sagt Belzebub zum Pabst:

Denn ich bin dein und du bist mein,
Ewig wir ungeschieden sein.

Endlich ist sie auch als Zauberformel zu belegen. Aus Frauenreuth im Egerlande hat mir Herr Schreitter den folgenden Diebssegen nach dem Volksmunde mitgeteilt:

Wegen deiner bin ich hier,
Mach dich auf und geh' mit mir.
Ich bin dein und du bist mein,
Marsch mit dir in den Korb hinein.

Doch dies alles wollte ich nur einleitend zu älteren Ausführungen hinzufügen. Meine eigentliche Aufgabe ist es, hier zu zeigen, dafs auch die letzten vier Verse des Tegernseer Gedichtes mit dem schönen Bilde vom Herzensschlüfsel an der Spitze einer reichen poetischen Überlieferung stehen, einer langen Reihe, in der wieder das Volkslied am reichsten vertreten ist, in der aber auch die Minnesänger, Hans Sachs und Goethe nicht fehlen.[1]

Liebenden liegt die Vorstellung des Herzens als eines Schreines, als einer Kammer sehr nahe. Der Liebende wünscht im Herzensschrein seines Mädchens zu hausen. Um hinein zu gelangen, mufs er den Schlüfsel dazu haben. Die wirkliche Beschaffenheit des Herzens mit seinen Kammern, sowie andererseits die Form der alten Schlösser, die vielfach herzförmig gestaltet waren, haben sicher diese poetische Anschauung angeregt. Dieses Bild wird nun in mannigfachen Wendungen reizvoll variiert. Der Liebende bemüht sich, den Schlüfsel zu erhalten. Er sucht ihn, oder er bittet das Mädchen geradezu darum. Nur einem einzigen Glücklichen ist er beschieden, der ist dann der Herr

[1] Mit meinen Zusammenstellungen erhebe ich natürlich nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Neuer Belege wird der Zufall noch viel zu Tage fördern. Ich würde mich solcher Ergänzungen nur freuen. Die von Gustav Meyer und O. Böckel beigebrachten Beispiele werden unten herangezogen.

Digitized by Google

über des Mädchens Herz. Oder: wenn der Liebende bereits im Herzen verschloſsen ist, dann wünscht er, daſs es immer so bliebe. Am besten: der Schlüſsel geht verloren, dann kann die erwünschte Lage nicht mehr abgeändert werden. Oder: die beiden Herzen der Liebenden sind aneinander gebunden, und der Schlüssel zu dieser Fessel geht verloren. Es würde zu weit führen, alle jene poetischen Vorstellungen in der Volks- und Kunstlyrik zu verfolgen, die mit dem Wohnen des Liebenden im Herzen der Geliebten zusammenhängen,[1] ich beschränke mich auf jene Fälle, wo vom Versperren des Herzens und vom Schlüssel die Rede ist.

Wenige Jahrzehnte nach der Zeit, in die wir die Aufzeichnung der Tegernseer Zeilen setzen müssen, hat Hartmann von Aue seinem Iwein dieses Bild in den Mund gelegt, V. 5543/7.

> vrowe, wie lützel dû weist,
> daz tû den slüzzel selbe treist!
> dû bist daz sloz und daz schrîn,
> dâ êre unt diu vreude mîn
> inne beslozzen lît.[2]

Bald danach singt Ulrich von Singenberg (MS. I, 252 b):

> wer kan nû den slüzzel vinden,
> der mir vreude entsliezzen sol?
> wolde sî sichs underwinden,
> daz kunde îr genâde wol.

Die litterarische Gattung der poetischen Liebesbriefe (der ja auch die Tegernseer Zeilen entstammen) bewahrt Jahrhunderte hindurch Wendungen der volkstümlichen Lyrik. So finden wir in einem bayerischen Reimbrief des 14. Jahrhunderts (Zeitschrift für deutsches Altertum 36, 358) die Verse:

> In meinem herzen seid ir verslossen
> Darinne seid ir gar vervlossen,
> Darin müſst ir gehauset seyn
> Nun stets bis an das ende meyn.

In einer aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammenden

---

[1] Vergl. die Parallelen bei F. Arnold Mayer, Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift, S. 423. [2] Angedeutet wird das Bild auch im englischen Iwein und bei Chretien; vergl. Iwein ed. Benecke u. Lachmann, zweite Ausgabe, Anmerkungen S. 329.

Digitized by Google

elsässischen Reimdichtung 'Der Kittel' ruft der von der Geliebten träumende Dichter aus:

> Mîn herz in dîn gnade pfliht.
> Frou zart, waz du wilt, daz sol sîn!
> Den schlüzel zuo mîns herzen schrîn
> Mit willen gib ich dir den in
> Frou selig, dîn bin ich.

(Altswert ed. Keller u. Holland, Bibliothek des litt. Vereins. Bd. 21, S. 68.)

Scherzhaft verwendet Hans Sachs das Bild für eine Abweisung in seinem Fastnachtspiel 'Das böse Weib' 1533 (ed. Goetze 1, 38):[1]

> Der Gesell: Ach, wie mögt jr mein Hertz bekrencken,
> Lafst mich doch meiner trew geniefsen
> Vnd thut mir ewer hertz aufschliefsen.
> Die Magd: Ey botz, ich hab den schlüssel verloren.

Unendlich häufig aber, in zahllosen Variationen kehrt das Bild vom Herzensschlüssel in der älteren und neueren deutschen Volkslyrik wieder und zwar sowohl in den Liebesliedern höheren Stils, sowie in den noch heute allenthalben sich neu bildenden Vierzeilern und Schnadahüpfeln.

Zunächst sei auf zwei schon für das 16. Jahrhundert belegte Lieder verwiesen, die das Motiv allerdings abweichend verwenden. Im Frankfurter Liederbuch 1582, Nr. LXXII, spricht das Mädchen nicht von dem Schrein, sondern von dem Garten ihres Herzens:

> In meinen garten komstu nicht
> an diesem morgen frü,
> den gartenschlüssel findestu nicht
> er ist verborgen hie.
> er ist so hart verschlossen
> er liegt in guter hut,
> der geselle bedarff guter lehre,
> der mir mein würtzgertlein auffthut.

Und in dem weit verbreiteten, im Bergreihen 1536 zuerst gedruckten Liede vom Wundergarten der Liebe[2] bittet der Liebende:

---

[1] Auf die Stelle weist Strauch im Anzeiger für deutsches Altertum 19, 94 hin. Die andere Formel: 'du bist mein, so bin ich dein' zeigt Hans Sachs in der Komödie 'Titus und Gisippus' (ed. Keller XII, 25, 25).

[2] Über die Verbreitung dieses Liedes s. Erks Liederhort ed. Böhme Nr. 428 u. Bergreihen ed. John. Meier (Braunes Neudrucke Nr. 99—100) S. XIV Nr. 47.

Digitized by Google

Thue mir dein hertz auff schliefsen
schleus mich, hertzlieb, darein,
dein eigen ich wil sein!

Und in der 6. Strophe mit Änderung der Bilder:

Zu meines bulen haupte,
Do leid ein güldener schrein,
Darinnen do leit verschlossen
Das junge hertze mein.
Wollt Gott het ich den schlüssel,
Ich würff ihn wohl in den Rhein,
Wer ich bei meinem feinen bulen,
wie könt mir bas gesein?

Statt des Herzenschreins der Geliebten, in den der Liebende sich oder sein Herz verschliefsen möchte, ist hier mit übertragenem Bilde von einem Schrein im Besitze des Mädchens die Rede. Ganz dieselbe Auffassung finden wir in einem jüngeren Volksliede vom Jäger und dem Mädchen, das heute noch fast in allen deutschen Landschaften gesungen wird:[1]

Was soll ich mit dem Ringlein,
Wenn du mein nicht werden sollst?
Leg du's in deinen Kasten
Wohl in das Tannenholz!

Das den Bewerber abweisende Mädchen erwidert:

Der Kasten ist verschlossen,
Der Schlüssel ist verloren:
Ich hab in meinem Herzen
Ein' andern auserkoren.

In den verschiedenartigsten Wendungen (oft der Tegernseer Form sehr nahe kommend) erscheint das Motiv in zahllosen Vierzeilern aus allen deutschen Landschaften. Nur die bezeichnender voneinander abweichenden Fassungen will ich hier anführen:

1.

Mei und dei Herz
Seint zamabundn,
Der Schlüssel is verlor'n
Werd nimmermehr g'fund'n

2.

Mei Herz und dei Herz
Sein zsammen gschwundn
Der Schlüssel is verloren
Wird nimmer g'fund'n.

[1] Vergl. Erks Liederhort ed. Böhme Nr. 1437. Zu den daselbst angegebenen Varianten füge ich noch hinzu: Hruschka u. Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen S. 118, Nr. 25, u. S. 506 (Parallelen). Simrock, Die deutschen Volkslieder Nr. 101 u. S. 603.

Digitized by Google

3.

Mei Herz und dei Herz
Is kloan verbunden
Und der Schlüssel zum Aufmach'n
Wird nimmer gfundn.

Dasselbe innerhalb eines mehrstrophigen Liedes:

4.

Mein Herz und dein Herz
Sind zusammen verbunden,
Das Schlüsserl, das das aufsperrt,
Wird nimmer gefunden.

's wird nimmer gefunden
Und 's sperrt nimmer auf,
's ist ein brennende Lieb
Und ein Kreuzschlüsserl darauf.

5.

Mei Herz ist verschloss'n
Ist a Bogenschlofs dran,
Ist an anziges Buebl,
Das 's aufmach'n kann.

6.

Und mei Herz is verschlossen
Is a Bogenschlofs d'ran
Is blos a anzigs Diendle,
Das aufmach'n kann.

7.

Mei Herzli ist zue
Es cha's niemert ufthue,
En einzige Bueb
Het de Schlössel dazue.

8.

Ich hab e kleins Herzel,
Difs Herzel isch myn
Unn en einziger Bue
Hat de Schlüssel dazue.

9.

Mei Herzl is klein,
Kann Niemand hinein,
Als an anziger Bue
Hat in Schlüssel dazue.

10.

Mei Herzerl is treu,
Hat a Schlösserl dabei,
Den Schlüfsel dazu
Hot an anziga Bua.

11.

Mei Herz is a G'schloufs,
Vazaubert schon gnua
Und a anziger Bua
Hot 'n Schlüfsel dazua.

12.

I thue wohl, i thue wohl,
Als wann m'r nix war',
Ab'r drinnan ban Herzlan
Is all'wal so schwar.

Is m'r all'wal so schwar,
As wann a Schlöfsle dran war
Und an anziger Bue
Hat'n Schlüssel dazue.

13.

Mei Herz dös is kloa
Und kon's koa Mensch aufthoa(n),
Grod a oanziga Bua
Der hots Schlüssel dazua.

14.

Wann du mei Bue willst sein,
Muafst du aufrichti lieben,
Muafst's Herzl zuespirn
Und mir's Schlüssele geben.

15.

Wou a Rengbuagn hinfallt,
Liegt a güldes Schüssal,
Ma(n) Moidl hout a Hearzal,
Davon ho i's Schlüssal.

Digitized by Google

16.
Mei Schatz is a Schlossa,
Der g'hört scho lang mei;
Er macht mar a Schlüsserl
In mei Herzkastl nei.

17.
Wo bin i dir lieb?
Im Herzeli dinne.
Es Riegeli doa,
Afs es nimme ufse ka!

Und mit anderer Auffassung des Bildes:

18.
Mei Herzerl is treu
Is koa Schlösserl dabei;
Der ma's liabn will wehr'n
Muafs mei Herzerl zuasper'n.[1]

---

[1] Nr. 1. Kärnten (Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 1 Nr. 187. — Nr. 2. Kärnten (Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen Nr. 299). — Nr. 3. Kärnten (Erks Liederhort ed. Böhme Nr. 371). — Nr. 4. Österreich (Erk Nr. 630). — Nr. 5. Steiermark und Kärnten (Erk Nr. 371, Werle, Almrausch S. 149, Pogatschnigg Nr. 293. 361). — Nr. 6. Kärnten (Pogatschnigg Nr. 188), Steiermark (Weinhold S. 20), Vogtland (Dunger Nr. 2. 4). — Nr. 7. Appenzell (Tobler, Schweizerische Volkslieder 1 S. 209). — Nr. 8. Elsafs (Stöber, Elsäfsisch Volksbüchlein 224). — Nr. 9. Kärnten (Pogatschnigg Nr. 1432). — Nr. 10. Sehr verbreitet. Kärnten (Pogatschnigg Nr. 371). In verschiedenen Teilen Böhmens (Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen S. 275 Nr. 19a—c.; vgl. ebenda S. 515 weitere Nachweise), Steiermark und Niederösterreich (Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 2 S. 751. 803 und viele Varianten bei Gustav Meyer, Essays S. 343). — Nr. 11. Südböhmen (Hruschka S. 275 Nr. 20). — Nr. 12. Kärnten (Pogatschnigg Nr. 210). — Nr. 13. Österreich (Alemannia 11, S. 77) und Vogtland (Dunger Nr. 3). — Nr. 14. Kärnten (Pogatschnigg Nr. 291 f.). — Nr. 15. Egerland (mir nach dem Volksmunde mitgeteilt von Oberlehrer F. Wildner). — Nr. 16. Steiermark (Werle, Almrausch S. 98). — Nr. 17. Schweiz (Rochholz, Alemannisches Kinderlied S. 112 und Frommann 5, 112). — Nr. 18. Steiermark (Werle, Almrausch S. 119).

Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen S. LXXXVI f., weist die Verbreitung dieses Motivs auch in zahlreichen fremdländischen Volksliedern nach. Ich füge hinzu aus H. Lübke, Volkslieder der Griechen, S. 64:

Mein Herz hab ich verschlossen
Kein Schlüssel führt hinein,
Nur Saitenspiel und Singen
Und Lust beim frohen Singen.

O, wären meine Hände
Zwei goldne Schlüsselein!
Dein Herz würd ich mir öffnen
Und schlüpfen selbst hinein.

Und E. Melena, Kreta-Biene, S. 41 und 44:

Warum sagst du, du liebst mich, du wärest mein?
Gabst dem anderen den Schlüssel zum Herzen dein?

Wer hat dein Herzlein verschlossen, wer nahm den Schlüssel dazu?
Warum denn willst nicht aufthun und klagen dein Leid mir du?

Digitized by Google

Und an die Schnaderhüpfel mufs ich unmittelbar Goethe anreihen, der dieses Bild allerdings nicht in einer seiner Dichtungen, wohl aber in seinen poesiedurchtränkten Briefen an Frau von Stein angewendet hat. Am 6. Dezember 1781 schreibt er an Charlotte nur die wenigen, aber vielsagenden Zeilen:

'Schick mir liebste meine Schlüssel, die ich gestern habe liegen lassen. Aber die Schlüssel mit denen du mein ganzes Wesen zuschliesest, dafs nichts ausser dir Eingang findet, bewahre wohl und für dich allein. Adieu ich hoffe schon wieder auf dich.'[1]

Goethe konnte leicht auf dieses Bild verfallen, weil in seinen Briefen an Charlotte wiederholt vom Schlüssel die Rede ist. Er pflegte nämlich in der Zeit der innigsten Beziehungen zu Frau von Stein ihr vor Antritt einer Reise den oder die Schlüssel zu seinen wichtigsten Papieren, zu seinen Geldern u. s. w. zu übergeben, damit sie im Bedürfnisfalle Zugang dazu hätte. Z. B. Nr. 1790: 'Hier drey Schlüssel zur Kiste, zum Schranke, und zum Schreibtisch. Bis auf wenige Geschäftssachen ist das übrige alles dein. Ich hoffe nicht, dafs du Ursache haben sollst, sie zu öffnen.' Er übersendet die Schlüssel (Nr. 1500, 2253) oder verlangt sie nach der Reise zurück (Nr. 1334, 1662, 2259). Unwillkürlich streift er hierbei auch aufserhalb des oben erwähnten Briefes die sinnbildliche Bedeutung. So Nr. 1505: 'Hier, liebe Lotte, überliefre ich dir meine Capitale, ich kann mich nun nirgends mehr vor dir verschliesen. Und übergebe mich dir aber und abermal zum Eigentum.' Und noch ein Bild gebraucht Goethe in den Briefen, um dieses einzigartige Liebesverhältnis zu kennzeichnen, wobei er auch an das Absperren, aber nicht mit Schlüssel oder Riegel (s. oben Vierzeiler Nr. 17), sondern mit dem Schlagbaum des Mauthners denkt: Nr. 1468. 'Es ist gewiss meine Liebste, meine Sinne gehören dir so zu eigen, dafs nichts bey mir ein kann ohne dir Zoll und Akzise zu bezahlen. Du hast in meinen Augen und meinen Ohren kleine Geister an-

[1] In der Weimarer Ausgabe, nach der ich auch die folgenden Briefe citiere, IV. Abteilung, 5. Band, S. 231, Nr. 1359. Ich gehe oben auf die Schlüsselgeschichte näher ein, weil ich in den verschiedenen bekannten Darstellungen über das Verhältnis Goethes zu Frau von Stein nichts darüber finden konnte.

Digitized by Google

gestellt, die von allem was ich sehe und höre den Tribut der Verehrung für dich fodern.'

Und wenn mir hier eine Abschweifung erlaubt ist, so möchte ich darauf hinweisen, dafs das oben erwähnte volkstümliche Bild vom Wohnen des Geliebten im Herzen und ähnliches in Goethes Briefen an Frau von Stein sich wiederholt finden: Nr. 1808 'bist du mir immer im Herzen'. Nr. 2035 'behalt mich im Herzen'. Nr. 1758 'mein ganzes Wesen ruht in dir'. Nr. 1761 'ich wohne in deiner Liebe'. Nr. 2541 'Meine Tagebücher müssen endlich kommen und dir mein Herz bringen, dir sagen, dafs du mir einzig bist und dafs du mit niemand theilest.' Und ferner ein an die oben mitgeteilten kärntischen Vierzeiler (Nr. 1. 2) erinnerndes Bild Nr. 1155 'Meine Seele ist fest an die deine angewachsen' und ähnlich Nr. 1331 'Meine Seele ist an dich fest gebunden'. Auch die Tegernseer Formel 'du bist mein, ich bin dein' finden wir in diesen Briefen, doch nicht die beiden Hälften beisammen, sondern jede für sich. So Nr. 1812 'lebe wohl du immer meine' und hiergegen Nr. 2215 'Behalte mir dein Herz, ich bin dein'. Und dies nun in zahlreichen Variationen, z. B. Nr. 2254 'Liebe mich, ich bin ganz und gar dein'. Nr. 1806 'Ich bin dein und komme nicht von dir weg'. Nr. 1885 'ich mufs dein seyn durch alle Zeiten'. (Ähnlich Nr. 1750 f., 1856, 2253, 2271, 2499, 2506, 2521, 2539.)

Wie diese eben genannte Formel nicht nur für die irdische Liebe, sondern auch für die Liebe zu Gott und für andere Verhältnisse angewendet worden ist (s. oben S. 12), so ist es auch mit dem Bilde vom Herzensschlüssel der Fall. Wenige Beispiele dürften ja genügen. Zunächst für das Verhältnis zu Gott. In dem schwäbischen Volksliede: Christus und die Jungfrau (Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder S. 353) vernehmen wir folgendes Zwiegespräch:

'Hast du schon viel gesündigt
Und nicht viel Gutes gethan:
Ich bin der Vater, Herr Jesus Christ,
Der dir's vergeben kann.'

'Wenn ich nur einen Schlüssel hätt,
Der mir das Herz aufschliefst!
Viel lieber will ich in Armut leben,
Als dafs ich dich verliefs.'

Die Jungfrau wünscht sich einen Schlüssel, um Jesus in ihr Herz einschliefsen zu können. Das erinnert an ein in vielen Varianten allenthalben verbreitetes Kinderlied

> Jesu, kleines Kindelein,
> Schliefse auf das Herze mein,
> Send mir den heil'gen Geist hinein,
> Darinne sollst du wohnen,
> Darinne sollst du ewig sein.

(Vgl. Böhme, deutsches Kinderlied S. 314 f. viele verschiedene Fassungen.)

Und Johanna Ambrosius (ed. Schrattenthal S. 116) dichtet

> Verschliefs, was dich bewegt,
> In deines Herzens Schrein
> Und händige nur Gott
> Den kleinen Schlüssel ein.

Für die Elternliebe ein Beispiel: In Ossip Schubins letzter Novelle 'Peterl' heifst es von der Stiefmutter: 'Sie bemühte sich, das kleine, festverschlossene Herz des Kindes aufzuschliefsen, aber von allen Schlüsseln, mit denen sie's versuchte, pafste keiner.'

Auch für Verschwiegenheit, Verschlossenheit, treues Gedenken wird das Bild verwendet, wofür ich noch drei Beispiele anführe: Fischart, Eehzuchtbüchlein (ed. Hauffen 3, 153):

> Ja die Reden sind ein anzeygung
> Des Gmüts gheimnus vnd jnnerster neygung,
> Sie sind die Schlüssel, so aufschlisen,
> Das Thor zum Herzen vnd gewissen.

In Shakespeares Hamlet I 3 (ed. Brandl S. 145) sagt Ophelia zu Laertes:

> Es ist in mein Gedächtnis fest verschlossen,
> Und ihr sollt selbst dazu den Schlüssel führen.

Und endlich wieder Goethe, der in einem Gespräch mit Lavater Ende Juni 1774 (Gespräche ed. Biedermann Nr. 16) sagt: 'Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, sind Dummköpfe.'

Nachdem wir so den weiten Weg durch die Poesie vieler Jahrhunderte durchmessen haben, möchte ich noch mit einigen

Digitized by Google

Worten zum Ausgangspunkte, zu den Tegernseer Versen zurückkehren. Haupt urteilt sehr vorsichtig, wenn er sagt (Des Minnesangs Frühling 4 S. 221): 'Die anmutigen Zeilen mögen die von Lachmann ihnen gegönnte Stelle behalten, obwohl es nicht sicher ist, dafs sie ein Lied sind.' Da wir aber nun gesehen haben, dafs nicht nur die Formel 'Du bist mein etc.' (was schon in älteren Aufsätzen erwiesen worden ist), sondern auch das Bild vom Herzensschlüssel der gesungenen Volkslyrik durchaus gemäfs ist und ganz besonders in den Schnaderhüpfeln immer wiederkehrt, so dürfen wir mit Schmeller (a. a. O.) und mit Elard Hugo Meyer (Deutsche Volkskunde S. 315) der Meinung Ausdruck geben, dafs die Tegernseer Zeilen wohl ein zum Singen bestimmtes Volkslied, vielleicht ein Tanzliedchen darstellen und daher möglicherweise als der älteste Beleg eines oberbayerischen Schnaderhüpfels anzusehen sind.

Adolf Hauffen.

Digitized by Google

Der

mittelenglische Disput zwischen Maria und dem Kreuze.

Bereits in der Anglia XV, 504 f. machte ich auf eine weitere (mnl.) Marienklage aufmerksam, die sich aufser der bei Mone, Schauspiele des M. A. I, 39 ff., gedruckten lateinischen mit dem mittelenglischen Gedicht gleichen Inhalts (herausgegeben in E. E. T. S. O. S. XLVI, 131 ff. und 197 ff.) vergleichen läfst. Inzwischen ist mir durch Zufall[1] die lateinische Quelle für den Anfang dieser Maerlantschen Dichtung bekannt geworden, und zugleich damit ein altprovenzalischer Disput zwischen Maria und dem Kreuze; beide sind gedruckt in dem Buche: Daurel et Beton, Chanson de geste provençale publiée ... par Paul Meyer, Paris 1880 (Société des anciens textes français), S. LXXV ff. Das lateinische Gedicht ist nach dem Zeugnisse des Chronikschreibers Salimbene von Philippe de Grève, Kanzler der Kirche von Paris († 1236), verfafst, das provenzalische — das jedoch ganz selbständig ist — von einem ungenannten Franziskanermönch.

Wie das daraus übersetzte Gedicht Maerlants besteht der lateinische Disput aus blofs zwei Reden, indem zuerst Maria das Kreuz anklagt, worauf dieses, sich verteidigend, antwortet; es entsprechen in der Übersetzung Str. 2—14 oder V. 14—182. Die provenzalische Dichtung ist dagegen, gleich der mittelenglischen, bedeutend umfangreicher: sie zählt 226 Verse gegenüber

[1] Vgl. Verslagen en mededeelingen der kon. akad. van wetensch., Letterk., III, 12, Amsterdam 1896, S. 135 f.

Digitized by Google

den 98 der lateinischen, und hier redet jeder der beiden Disputanten zweimal. Doch wird man schon bei einer flüchtigen Vergleichung zwischen dem provenzalischen und dem mittelenglischen Disput finden, daſs zwischen beiden keinerlei weitere Ähnlichkeit besteht, während der lateinische Text gewiſs dem englischen Dichter — allerdings nicht in demselben Maſse wie dem niederländischen — nicht bloſs die Anregung zu seinem Werke, sondern auch wenigstens für die ersten 147 Verse eine Anzahl Gedanken und Wendungen geliefert hat. Ich stelle die Übereinstimmungen im folgenden zusammen, wobei ich den mittelenglischen Text nach dem Vernon-Ms. (S. 131 ff. in der genannten Ausgabe von Morris) citiere, doch gelegentliche Fehler desselben nach dem Ms. Royal 18 A 10 (S. 197 ff. ib.) verbessere.

Lat.	Me.
1.	1.
Crux, de te volo conqueri: 1	Oure ladi freo 1
Quid est, quod in te reperi	On[1] rode-treo
Fructum non tibi debitum?	Made hire mon.
	Heo seide: 'On þe 4
	Þe fruit of me
	Is wo-bigon ...
	Cros, þou dost no trouþe 13
Fructus, quem virgo peperi, 4	On a pillori my fruit to pinne:
Nil[2] debet Ade veteri	He haþ no spot of Adam sinne. ...
Fructum gustanti vetitum;	
Intacti fructus uteri	2.
Tuus non debet fieri, 8	Þe fruites mooder was neuere afamed, 20
Culpe non habens meritum.	Mi wombe is feir, founden unfuyled:
	Chyld, whi artou not aschamed
2.	On a pillori to ben ipiled? ....
Cur pendet, qui non meruit?	
Quid, quod te non abhorruit,	3.
Cum sis reis patibulum? 12	For grete jewes galwes were greiþed. 31
Cur solvit que[3] non rapuit?	Þat euer to robbyng ronne ryf;
Cur ei, qui non nocuit,	Whi schal my sone on þe beo leid,
Es penale piaculum?	Þat neuer nuyȝed mon nor wyf?
Ei, qui vitam tribuit 16	A drinke of deþ, soþliche seid, 35
Mortique nichil debuit,	Cros, þu ȝeuest þe lord of lyf. ....
Mortis propinas poculum?	

[1] *To þe* Ms. R. [2] *Non* Ms. [3] P. Meyer schlägt fragend *qui* vor, wozu Maerlants V. 30: *die nie en rovede* stimmt. Vgl. aber V. 50 im lat. Gedichte!

Digitized by Google

3.

Te reorum flagitiis,
Te culparum suppliciis 20
Ordinavit iustitia:
Cur ergo iustum impiis,
Cur virtutem cum vitiis
Sociavit nequitia? 24
Redditur pena premiis,
Offensa beneficiis,
Honori contumelia.

4.

Þorwȝ jugement þou art enjoynet 44
To bere fooles, ful of sinne;
Mi sone from þe schulde beon ensoynet,
And neuere his blod uppon þe rinne.
But nou is tr[o]uþe wiþ tresun toylet,[1] 48
Wiþ þeoues to honge, fer in fenne. ...

4.

Reis in te pendentibus, 28
Homicidiis, latronibus,
Inflicta est maledictio;
Iusto pleno virtutibus,
Ornato carismatibus, 32
Debetur benedictio.
Ergo, quid ad te pertinet?
Cur vita mortem sustinet?
Habitus fit privatio. 36

5.

Tre, þou art loked bi þe lawe 57
Þeoues, traitours on þe to d[e]ye;
But now is trouþe wiþ tresun drawe,
And vertu falleþ in vices weye.
But loue and treuþe, in soþfast sawe, 61
On a treo traytours hem teye;
Vertu is wiþ vices slawe.
Of alle vertues my sone is keye. ...
Þe goode hongeþ among þe wikke, 68
Vertu dyeþ wiþ vices.

5.

Responsio crucis ad beatam virginem.

Virgo, tibi respondeo,
Tibi, cui totum debeo
Meorum decus palmitum:
De tuo flore fulgeo, 40
De tuo fructu gaudeo,
Redditura depositum.
Dulce pondus sustineo,
Dulcem fructum possideo 44
Mundo, non tibi, genitum.

9.

Cristes cros ȝaf onswere: 109

'Ladi, to þe I owe honour,
Þi brihte palmes nou I bere,
Mi schyning scheweþ þorw þi flour.
Þi feire fruit on me ginneþ tere, 113
Þi fruit me florischeþ in blod-colour
To winne þe world, þat lay in lure;
Þat blosme blomed up in þi bour,
Ac not for þe alone, 117
But for to winne all þis world. ...

6.

Christus mortem non meruit;
Quid, si mori disposuit,
Ut morte mortem tolleret? 48
Ligno lignum opposuit
Et solvit quod non rapuit,
Ut debitores liberet.
In Adam vita corruit, 52

10.

Adam dude ful huge harmes, 122
Whon he bot a bite undur a bouh;
Wherfore þi sone haþ sprad his armes,
On a treo tyed wiþ teone inouh.
His flesch is smite wiþ deþes þarmes, 126
And swelteþ heer in a swemly swouh...
And wiþ his deþ fro deþ he drouh 129

[1] *teynet* Ms.

Quam secundus restituit,
Ut vita mortem superet.

Alle his leoue freondes,
As Ozie spac in prophecie,
And seide: 'þi sone, seinte Marie,
His deþ slouȝ deþ on Caluarie, 133
Ȝaf lyf wiþ-outen endes.'

7.

Ulmus uvam non peperit:
Quid tamen viti deperit, 56
Quod ulmus uvam sustinet?
Fructum tuum non genui,
Sed oblatum non respui,
Ut culpam pena terminet. 60
A te mortalem habui,
Immortalem restitui,
Ut mors in vitam germinet.

11.

Þe stipre þat is under þe vyne set,
May not bringe forþ þe grape;
Þeih þe fruit on me beo knet, 137
His scharpe schour haue I not schape:

8.

Tu vitis, uva filius; 64
Quid uve competentius,
Quam torcular, quo premitur?
Cur pressura fit purius,
Nisi quia iocundius 68
Vinum sincerum bibitur?
Quid uva pressa[1] dulcius?
Quid Christo passo gratius,
In cuius morte vivitur? 72

Til grapes to þe presse beo set,
Þer renneþ no red wyn in rape;
Neuere presse pressed bet, 141
I presse wyn for kniht and knape:
Upon a blodi brinke
I presse a grape, with strok and stryf,
Þe rede wyn renneþ ryf: 145
In Samaritane God ȝaf a wyf
Þat leof licour to drynke.

Die beiden letzten Strophen des lateinischen Gedichtes finden im mittelenglischen keine Entsprechung. Wenn letzteres dagegen noch eine Menge neuer Strophen hinzugefügt hat, so findet sich dafür eine vollkommene Parallele bei Maerlant, der auf die 'disputacie' noch eine Klagerede Jesu an die Menschheit folgen läſst, an die sich eine längere, daran anknüpfende eigne Betrachtung schlieſst.

Vielleicht hat auch das lateinische Original den englischen Dichter, wenigstens für die erste und die letzte Strophe seines Werkes, formell, nämlich bei der Wahl des Metrums, beeinfluſst. Das Gedicht Philippes de Grève hat das Reimschema *aab* dreimal in der Strophe durchgeführt, ebenso zeigen die Eingangs-

[1] Von P. M. aus *passa* verbessert. Vgl. Maerlants V. 152: *dan geperste beerkine.*

Digitized by Google

und die Schlufsstrophe der englischen Dichtung in den ersten neun Versen diese Reimordnung, worauf dann derselbe Abgesang wie bei den übrigen Strophen folgt. Allerdings haben die lateinischen Verse durchgehends vier Hebungen oder acht Silben, die ersten neun Verse in den genannten beiden Strophen des mittelenglischen Gedichtes nur zwei Hebungen.

Bei einer Vergleichung zwischen den beiden Texten, wie sie im Vernon-Ms. und im Royal-Ms. 18 A 10 überliefert sind, ergiebt sich bald, dafs ersterer der bei weitem bessere und ursprünglichere ist. Jedoch ganz frei von Verderbnissen zeigt er sich auch nicht, wie man aus den folgenden kritischen Bemerkungen ersehen wird. In manchen Fällen hat die jüngere Überlieferung unzweifelhaft das richtige bewahrt und kann daher zur Verbesserung des älteren Textes dienen.

Vernon V. 48: *But nou is tr[o]uþe wiþ tresun teynet* reimt nicht mit *joynet* und *ensoynet,* weshalb für *teynet* entweder *toilet* oder *troilet* 'beguiled' zu lesen sein dürfte — Assonanzen kommen mehrmals vor. — V. 50: *Wiþ feole nayles his limes ben feynet* ist das Reimwort entsprechend durch *foynet* 'durchstofsen' oder *foylet* 'defiled' zu ersetzen. Royal V. 61 und 63 (S. 199) hat *twyned* für *teynet* und *pyned* für *feynet* gesetzt. — V. 53 f. V: *þat fruit was of a mayden born, | On a þeoues tre is al to-torn* lautet in R V. 66 richtiger: *þe brid þat was of a mayde borne* etc. Das Relativum ist offenbar in V zu ergänzen. — V. 82 V: *Bounden in bledyng bondes* ist ebenso in R V. 95 (S. 200) besser als *Bounde in blody bandes* überliefert. — V. 83 V: *Mi loue i-lolled vp in þe eyr* ist in R V. 96 als *My love I lulled vppe in hys leir* überliefert. Sinn und Allitteration sprechen für die Richtigkeit des letzteren. — V. 88 V: *Wolues in den reste þei fynde* wird durch V. 101 R: *Foxes in den rest þei fynde* entschieden verbessert, wie ebenfalls nicht nur die Allitteration *foxes* : *finde,* sondern auch die zu Grunde liegende Bibelstelle, Matth. 8, 20: *Vulpes foveas habent* etc., beweist. — V. 90 V: *His hed nou leoneþ on þornes tynde* = R 103: *Hys hede holdeþ on þornes tynde.* Die Allitteration spricht abermals für die Richtigkeit von R, zumal *leoneþ* in V. 93 wieder vorkommt. Allerdings dürfte auch in *holdeþ*

Digitized by Google

ein kleiner Fehler stecken; es ist gewifs für *heldeþ* 'inclines' verschrieben. — V. 97 V: *My fayre fruit þou berest fro blis* = R 110: *My blody brid* etc. scheint wiederum die Lesart von R wegen der vierfachen Allitteration das ursprüngliche bewahrt zu haben. Man beachte zudem, dafs V. 99 wieder mit *Mi fruites* beginnt! — V. 107 V: *þou berest my brid, beten blo* hat einen viel schlechteren Rhythmus als R 120 (S. 201): *My brid þou berist* etc. — V. 131 ff. V: *As Ozie spac in prophecie | And seide: 'þi sone, seinte Marie, | His deþ slouȝ deþ on Caluarie, Ȝaf lyf wiþ-outen endes'* = R 144 ff.: *As Isayas spak* etc. kann sich sowohl auf Is. 25, 8: *Præcipitabit mortem in sempiternum,* wie auch auf Hos. 13, 14: *Ero mors tua, o mors!* beziehen, weshalb hier keine Entscheidung zwischen den Lesarten möglich ist. — V. 160 V: *dye* reimt nicht mit *weye* 156. Lies dafür *deye.* — V. 167 V: *Jesu Crist, ur saueour* = R 167 (S. 202): *J. C. oure creatour.* Die Allitteration spricht für das letztere; man beachte übrigens, dafs *saueour* schon in V. 163 als Reimwort steht. Allerdings ist nach kirchlicher Lehre Gott Vater der Schöpfer, Gott Sohn aber der Erlöser der Welt, doch wird dies in der geistlichen Dichtung nicht immer so genau geschieden, vgl. Richard Cœur de Lion 3110: *Cryst our creature* (s. Mätzners Wtb. I, 501), und Chaucer, The Pardoners Tale 901 f.: *That to thy creatour which that thee wroughte, | And with his precious herte-blood thee boughte,* wo aufserdem *Crist* in V. 898 ausdrücklich genannt ist. — V. 187 f. V = R 187 f. sind mir unverständlich, aber schwerlich ist hier die Überlieferung in R besser. — V. 238 V: *þe Jewes wolden ha broken his bones* ist zu lang, da der letzte Vers sonst drei Hebungen hat. Man mufs wohl *wolden ha* streichen. R 225 bietet eine korrekte Form: *þe Jewes brisseden hys bonys.* — V. 247 V: *At barreres weore debate* bessere man *debates,* denn *weore* ist = *were* 'waren', vgl. V. 254. Ebenso mufs dann V. 251 lauten: *Til blod brac up þe ȝate[s],* vgl. V. 267: *Heuene-ȝates weore closed clos.* — V. 246 V: *In a maidens blod þi bodi flomb.* Für *þi* ist gewifs *his* zu lesen, da hier Maria zum Kreuze redet; *flomb* verstehe ich nicht und finde ich auch nirgends erwähnt. — V. 268 V ist statt *dyede* wegen des Reimes auf *seide* und *preide* natürlich *deyde* zu schreiben. V. 260 ist allerdings *dyede* wegen des Reimes

Digitized by Google

abyde richtig. — V. 273 V: *At houre of his none* = R 247: *In þe houre of hiȝest noone* (S. 205). Hier hat R ohne Zweifel das richtige, vgl. *at hye noyne* Town. M. p. 311 nach Mätzners Wtb. II, 458 b, 2 und die anderen dort angeführten Stellen. — V. 276 V: *A mon is out of bondes brouȝt* = R 250: *Man is* etc. Auch hier bietet R die bessere Lesart. — V. 286: *A beore is bounden and beted,* und 290: *So Cristes blod haþ pleted.* R bietet hier nichts Entsprechendes, da dort die Strophe fehlt. Natürlich ist *beited* und *pleited* (= *pleided*) zu lesen und die von Morris im Glossar gegebene Erklärung *beted* 'beaten' zu verwerfen. — V. 291 V: *In holy writ þis tale is herde* = R 200: ... *I herde.* Nach Ausweis der Reime ist *I herde* das richtige. — V. 363 V: *Upon a tre his bodi was soyled.* R versagt hier, aber die Reimwörter *abyde, wyde, dide* 'starb' zeigen, daſs *soyled* nicht richtig sein kann. Es ist wohl *tied* 'gebunden' dafür zu schreiben. — Der *heþene clerk, was seint Denys,* den V. 397 als Zeugen und Beschreiber der Vorgänge bei Christi Tode nennt, kann wohl nur Dionysius Areopagita (vgl. Apostelgesch. 17, 34) sein, der als Bischof von Athen hingerichtet sein soll und später durch eine Anzahl ihm zugeschriebener theosophisch-mystischer Schriften berühmt wurde. Leider sind mir dieselben hier nicht zugänglich. — V. 405 V: *Al ur kuyndes haþ lost ur kende* ist nach V. 390 zu bessern: *haue lost heore kende.* — V. 437 V: *A mon mai be cristened skil,* lies *be* oder *wiþ skil.* — V. 450 V: *He may elles liggen loddere forlorn* = R 281: *He schulde lye as man lorn.* Morris übersetzt *loddere* richtig mit 'knave'; es ist das ae. *loddere* 'beggar, pauper'. Merkwürdigerweise haben aber sowohl Stratmann wie Mätzner dieses interessante Wort nicht in ihre Wörterbücher aufgenommen! — V. 463 V: *Helle Emperesse in heuene Empere* = R 294: *Of hell Emperesse and heuene Empere.* Morris übersetzt dies am Rande S. 147: 'thou art even empress of hell'.[1] — V. 476 V: *Þorw þe harde hat þe heued shal kerue* kann nicht richtig sein, da es nicht in den Zusammenhang paſst. Auch R 307: *Þe hard hede þe helme gan kerue* zeigt Verderbnis. Ich möchte in V vorschlagen: *And þe harde hat,* [*þat*] *þe heued gan kerue,* also

[1] Offenbar hat hier R allein die richtige Lesart überliefert.

Digitized by Google

gan mit R, wodurch wenigstens ein Sinn erzielt wird. Die Verse 473 und 477 in V gehören dann zu den gemeinschaftlichen Subjekten in V. 475 f. — V. 480 V: *Truyt and tripet to helle shal sterue* = R 311: *Truyt and treget to helle schal terue.* Allitteration und Sinn beweisen, dafs *terue* 'rollen' die richtige Lesart ist; *sterue* ist offenbar die gedankenlose Wiederholung des Reimwortes von V. 474.

Zum Schlufs seien noch eine Anzahl von Parallelen zu verschiedenen mittelenglischen Dichtungen zusammengestellt, wie sie die Einleitung zu dem oben genannten Buche von Paul Meyer bietet. Der Verfasser giebt in der Beschreibung des Ms. Didot, in dem die provenzalische Chanson 'Daurel et Beton' erhalten ist, über folgende darin enthaltene Stücke Rechenschaft:

1) *Les sept joies de Notre-Dame,* p. XC ff. Vgl. dazu Mätzner, Altengl. Sprachproben I, 51, Böddeker, Altengl. Dichtungen des Ms. Harl. 2253, S. 217 ff., Horstmann, The Minor Poems of the Vernon MS. S. 25 f. IX und S. 133, Cursor Mundi V. 25619—83 (in der Göttinger Hs.).

2) *Les quinze signes de la fin du monde,* p. XCVII ff. Vgl. Brandl in Pauls Grundrifs II[1], 627, 631, 642, 668, 703, Horstmann a. a. O. S. 403 f. und Yorkshire Writers I, 377 ff.

3) *Le traité des noms de la mère de Dieu,* p. C ff. Vgl. Horstmann, Vernon MS. 134 ff.

4) *Les heures de la croix,* p. CIX ff. Vgl. Minor Poems of the Vernon MS. p. 37 ff., Cursor Mundi V. 25487—618.

Gotenburg. F. Holthausen.

Digitized by Google

Zur Geschichte der deutschen Litteratur in England.

In der Einleitung zu meiner Schrift über 'William Taylor von Norwich' (Halle 1897) hatte ich eine Übersicht über diejenigen Werke der schönen Litteratur Deutschlands gegeben, die bis zum Jahre 1790 ins Englische übersetzt worden waren. In der 'National Review' vom Dezember 1897 hat dann Mr. Leslie Stephen einen Aufsatz[1] über das obige Thema veröffentlicht unter dem Titel 'The Importation of German'. Auch er konnte und wollte den Stoff nicht völlig erschöpfen, und daher ist es auch noch nach seiner lehrreichen und anregenden Darstellung möglich, einige Nachträge zu geben.

Zunächst wäre noch eines Mannes zu gedenken, dessen Leben in eine ziemlich frühe Zeit fällt: Sir Henry Wotton (1568—1639). Er hat mehrere Jahre als Gesandter in Deutschland gelebt, wo er für Jakob I. und dessen Schwiegersohn Friedrich von der Pfalz thätig war und wo er sich eine so genaue Kenntnis der Landessprache erwarb, dafs man ihn für einen Deutschen hielt (Höpfner, Weckherlins Oden und Gesänge p. 7). Sein Biograph Izaak Walton berichtet von seinen Studien in den Archiven der Hansestädte und von seiner Absicht, ein Leben Luthers zu schreiben, doch scheint er über das Materialsammeln nicht hinausgekommen zu sein. Zu Wottons persönlichen Freunden gehörte u. a. Georg Rodolf Weckherlin, der auch ein Gedicht an

[1] Jetzt bequemer zugänglich in seinen 'Studies of a Biographer' (1898), v. II, p. 38 ff.

Digitized by Google

ihn gerichtet hat (in der Ausgabe von H. Fischer [1894] No. 85 Bd. I, 231; vgl. die Anm. Bd. II, 477).

Es ist bekannt, dafs bereits im 16. Jahrhundert deutsche, geistliche Lieder in England Eingang und Verbreitung gefunden haben (vgl. Herford, Studies in the liter. relat. betw. Engl. and Germ. in the 16th cent., Bd. I, Kap. 1). Dafs sich im 18. Jahrhundert etwas Ähnliches wiederholt, darf lediglich als Zufall gelten. In den 'Publications of the Modern Language Association of America' (Bd. XI p. 171 ff.) hat Hatfield gezeigt, dafs John Wesley, der berühmte Begründer der Methodistensekte, in den Jahren 1737 bis 1742 nicht weniger als 29 deutsche Kirchenlieder übersetzt oder bearbeitet hat. Auf einer Reise nach Amerika (Oktober 1735) war er auf dem Schiffe mit einer Gesellschaft von mährischen Brüdern zusammengetroffen und hatte im Umgang mit ihnen ihre Sprache sich so weit zu eigen gemacht, dafs er sich mit ihnen bequem verständigen und bald nach seiner Ankunft deutschen Gottesdienst abhalten konnte. Unter den Liedern finden sich einige sehr bekannte (u. a. 'Befiehl du deine Wege' von Paul Gerhardt, 'Gott ist gegenwärtig' von Tersteegen, 'Ich habe nun den Grund gefunden' von Rothe, 'Christi Blut und Gerechtigkeit' vom Grafen Zinzendorf). Den letzteren besuchte Wesley im Jahre 1738 und verweilte einige Zeit unter den Herrnhutern. Bald aber trat eine Entfremdung zwischen ihnen und den Methodisten ein, und daher fand Wesley kaum mehr Gelegenheit, von seinen Kenntnissen im Deutschen Gebrauch zu machen. Allerdings notiert er noch am 3. November 1745 in seinem Tagebuche, er habe zu Newcastle vor deutschen Soldaten in ihrer Sprache gepredigt. Es waren dies jedenfalls hannoversche Truppen, die an dem Feldzuge gegen den Prätendenten Charles Stuart teilgenommen hatten. Es verdient endlich noch bemerkt zu werden, dafs die meisten der von Wesley übersetzten Lieder sich nicht nur in den Gesangbüchern der Dissenters erhalten haben, sondern auch in der englischen Staatskirche lebendig geblieben sind.

Ich hatte ferner kurz erwähnt (Will. Taylor p. 4), dafs bereits 1764 eine Übersetzung von Schönaichs 'Arminius' veröffentlicht wurde. Eine Besprechung derselben erschien im Jahre danach in der 'Monthly Review' (vol. 32, p. 15). Bemerkenswert

Digitized by Google

ist darin höchstens ein scharfer Ausfall gegen Gottsched wegen dessen Äufserung über Milton in der mitübersetzten Vorrede. Gottsched hatte nämlich thörichterweise erklärt, 'Paradise lost' wäre längst in den Buchläden vermodert, wenn nicht zwei so angesehene Männer wie Addison und Lord Roscommon sich dafür interessiert hätten. Der englische Kritiker nennt diese Äufserung 'injurious, we had almost said impertinent' und fügt hinzu: 'we shall leave the above passage without any comment, to stand as a proof of Prof. Gottscheid's [sic!] want of taste for the sublime exertions of true genius.' Dem Gedicht von Schoenaich rühmt er 'a well-conducted, pathetic and interesting fable' nach; von der Übersetzung aber sagt er: 'the style of the translation is most execrable and, we doubt not, highly injurious to the author.' Dies Urteil wird man durchaus unterschreiben müssen. Die Übersetzung ist wie die von Klopstocks 'Messias' in Prosa und giebt so wenig wie diese einen Begriff vom Original.

Verhältnismäfsig früh brachte man den Schriften Zimmermanns ein Interesse entgegen, das nicht mehr auf ihren inneren Wert als auf die angesehene Stellung des Verfassers (er war bekanntlich königlich grofsbritannischer Leibarzt in Hannover) zurückzuführen ist. Von seinen Schriften wurde die über 'Nationalstolz' bereits 1771 übertragen nach der vierten Auflage des Originals. Erst zwanzig Jahre später folgten seine Betrachtungen 'Über die Einsamkeit' nach der französischen Ausgabe von Mercier, die dann aber bis 1799 acht Auflagen erlebten. Etwa gleichzeitig wurden von ihm 'Select Views of the Life of Frederick the Great' (1792) und seine 'Conversations with the late King of Prussia' (1791) in englischer Übersetzung herausgegeben, ein neuer Beweis für den starken Anteil, den das englische Publikum an der Gestalt des preufsischen Königs nahm. Daran schliefsen sich im Jahre 1800 'Aphorisms and Reflections on Men, Morals and Things' und endlich 1804 eine Anthologie aus seinen Schriften von A. Campbell ('Beauties of Zimmermann: with a Memoir of his life and writings').

Neben Zimmermann fand auch Lavater mit seinen Werken wenigstens vorübergehend Beachtung. Für ihn hat in erster Reihe sein Freund Joh. Heinr. Füssli (oder wie er sich später schrieb: Fuseli) gewirkt. Er hatte 1763 seine Vaterstadt Zürich

Digitized by Google

verlassen und war in Begleitung von Sulzer und Lavater nach Berlin gekommen. Sulzer, der gemeinsam mit Bodmer und Breitinger eine litterarische Verbindung mit England herstellen wollte, aus der freilich nie etwas geworden zu sein scheint, machte Füssli mit dem englischen Gesandten Sir Andrew Mitchell[1] bekannt. Unter dessen Protektion kam nun der junge Schweizer nach London, wo er sich zunächst durch litterarische Arbeiten ernährte. So übersetzte er 1765 Winkelmanns 'Gedanken über die Nachahmungen der griechischen Werke in Malerei und Bildhauerkunst' ins Englische. Aus seiner späteren Zeit stammt: 'Lavater, Aphorisms on Men, translated from the original Ms.' (1788). Füssli gehört in die Reihe deutscher Maler, die seit Hans Holbein in England zu Ruhm und Ansehen gelangt sind. Auf seine spätere Entwickelung kann hier nicht eingegangen werden. Erwähnenswert ist nur, dafs er bei der Übersetzung des Hauptwerks von Lavater seine Hand mit im Spiele hatte. Es sind die 'Essays on Physiognomy, translated from the French by Henry Hunter'[2] (1789—1798 in 5 Bänden). Auf dem Titelblatt steht: revised by Mr. Fuseli. Eine Übertragung nach dem deutschen Original lieferte Thomas Holcroft 1793 in 3 Bänden; er gehörte zu den fruchtbarsten, wenn auch nicht zu den geschicktesten Übersetzern damaliger Zeit. Vorher hatte er schon die Lebensgeschichte des Baron Friedrich von der Trenck übertragen (1788 in 3 Bänden), ein Werk, das sich damals ganz besonderer Beliebtheit erfreute und auch neuerdings (in Cassells National Library) wieder aufgelegt worden ist. Holcroft liefs im Jahre danach (1789) die 'Posthumous Works of Frederick II., King of Prussia' in nicht weniger als 13 Bänden folgen, die streng genommen nicht hierher gehören, da das Original bekanntlich französisch ist. Nennen wir nun noch Charles Cullens Übersetzung von Mendelssohns 'Phädon' (ebenfalls 1789), so ist damit die Reihe dieser Nachträge erschöpft.

---

[1] Vgl. über ihn Carlyle, History of Frederick the Great, an vielen Stellen (speciell über eine Unterredung mit Gottsched, Bd. VII, 317).

[2] In der von Maty herausgegebenen 'New Review' (vol. I [1782] p. 305) ist von einer weiteren Version dieses Werkes die Rede, die von einer deutschen (?) Hofdame, Madame de la Fite, nach der französischen Übersetzung bearbeitet sein soll. Sie ist aber anscheinend nicht gedruckt worden.

Digitized by Google

Anhangsweise möchte ich einige Übersetzungsproben aus deutschen Gedichten zum Abdruck bringen, die einer sehr frühen Zeit angehören. Sie finden sich in zwei Recensionen von Gleims 'Versuch in scherzhaften Liedern, Fabeln etc.' und von Lichtwers 'Recht der Vernunft' im 20. Bande der freisinnigen und deutschfreundlichen 'Monthly Review' vom Jahre 1759.

I.

A Dialogue between Doris and her Lover, on his resolution of going to the Wars.

Doris: Why courts thy rashness War's alarms?
Lover: To view heroic deeds of arms.
Doris: And prithee why? In future lays
Dost mean to chaunt the hero's praise?
Lover: Perhaps I do: but such I'll sing
As only act like Prussia's king,
That fight not mad ambitious cause,
Nor draw the sword against the laws;
But right the just and free the slave,
And are as merciful as brave.
Doris: But art thou not of rapier-blade
And cannon-bullet sore afraid?
Lover: O no — at sharps a master I,
And if my way the bullets fly,
I'll slip aside: for fancy not
I mean to stand still to be shot.
Doris: But if by chance a prisoner taken,
How then, my friend, wilt save thy bacon?
Lover: O let them take me, never mind:
They can't be otherwise than kind.
For as their threat'ning looks grow big,
I'll wax as merry as a grig;
And laugh and sing in humour free
And tell them tales of love and thee.
Doris: And yet I fear, a barb'rous Russ
Will not be tamely rallied thus;
But thou thy bones get fairly broke,
Because the brute don't take the joke.
Therefore, my darling, have a care,
Whene'er you meet a Russian bear.

Dies Gedicht ist im Original 'Antwort auf die Fragen der Doris' betitelt (in der mir vorliegenden Ausgabe s. l. 1798, Bd. I, 99).

Digitized by Google

II.

Let Euler go measure the sun
His knowledge must truckle to mine:
I measure the size of my ton
And I know it in bottles of wine.

Let Meyer chop logic for nought;
A syllogist is but an ass;
While I, without waiting a thought,
Can infer from the bottle the lass.

Let Haller misspend half his time,
O'er moss, weeds and rubbish to pore;
I only seek out for a rhime,
As himself, wiser once, did before.

Let Bodmer his inference draw,
And stoutly with casuists fight;
He might as well balance a straw,
He will never put folly to flight.

And in ages to come, tho' they cry:
'Such men when again shall we see!'
While I am forgot — what care I —
What are ages to come, pray, to me?

Der Titel dieses Gedichts lautet im Original 'Vorzüge der Klugheit' (a. a. O. p. 60). Die zweite Strophe ist nicht übersetzt.

III.

But is there such a God? Go, sceptic blind,
O'er hill and dale, go, seek him, till you find.
While yonder toiling bark, its port to gain
Keeps its due course along the pathless main;
Thou doubtest not some skilful pilot's hand
Directs the helm and guides her prow to land:
Say then, if mark'd the constant course of years
By revolutions of the unerring spheres,
How canst thou doubt a God all-wise presides
At nature's helm and all her motions guides?

Behold the various proofs creation yields:
Spring's verdant meads and Autumn's golden fields;
Each blooming flower that in the garden blows,
Or painted tulip or the blushing rose;
The loaded bough, rich vine and blending ear;
All speak his bounteous hand, who rules the year.
Thus from the earth, *a God*, all nature cries;
His image see reflected from the skies;

Digitized by Google

Hid in the whirlwind, bear his voice aloud;
His thunder hushed, his bow is in the cloud;
The rain, the snow, that skim the fields of air,
All teach us God to know; for God is there.

Das hier mitgeteilte Stück ist dem Anfang des vierten Buches von Lichtwers Lehrgedicht 'Das Recht der Vernunft' entnommen, so zwar, dafs der dritte Absatz des Buches dem zweiten aus nicht ersichtlichen Gründen vorangestellt ist.

Die Übersetzungen, die wahrscheinlich von ein und demselben Verfasser herrühren — sie folgen in der 'Review' unmittelbar aufeinander — zeichnen sich vor den gleichzeitig entstandenen vorteilhaft aus. Man merkt, wie der Übersetzer die Sprache vollständig beherrscht und den Sinn der Worte durchweg richtig auffafst. Freilich mufs man zugestehen, dafs das hier Gebotene oft nur eine Paraphrase des Originals darstellt, und ob speciell im ersten Gedicht die Ersetzung des anakreontischen Versmafses durch ein jambisches glücklich genannt werden kann, ist jedenfalls zweifelhaft. Das Ganze ist auf einen etwas niedrigeren Ton gestimmt, wozu auch die Einflechtung einiger vulgärer Ausdrücke beiträgt.

In den Bemerkungen, die den Gedichten folgen, drückt sich der englische Kritiker über sie nur in kühlem und gemessenem Tone aus. Sein Hauptgrund, sie dem englischen Publikum vorzuführen, scheint darin zu liegen, dafs er diesem von dem Geistesleben des Volkes, mit dem man damals gerade während des Siebenjährigen Krieges politisch eng verbunden war, einen Begriff geben will.

Nachtrag: Zwei deutsche Werke, die vor 1790 ins Englische übertragen wurden, müssen hier noch genannt werden: 1) Harlequin, or a Defence of Grotesque-comic Performances. By Mr. Justus Moeser, Councillor of the High Court of Justice at Osnabruck. Translated from the German by J. A. F. Warnecke, LL. C. London 1776. — 2) Henrietta of Gerstenfeld, a German Story. 3 Bände. London 1787/88. Fälschlich Wieland zugeschrieben. Vielleicht identisch mit: Beuvius, Henriette oder der Husarenraub, 1780 (Goedeke 4^2, 216, 41)?

Berlin. Georg Herzfeld.

Digitized by Google

Über bildliche Verneinungen im Neuenglischen.

In seiner sehr eingehenden Arbeit 'Über die bildliche Verneinung in der mittelenglischen Poesie' (Anglia XV 41 ff. und 396 ff.) stellt J. Hein S. 425 folgende Behauptung auf: 'Wir sehen also, dafs die bildliche Verneinung im Me. seit ungefähr 1250 in wachsendem Gebrauche vorkam, um 1400 eine sehr reiche Anwendung fand, ..., seit 1550 jedoch sehr schnell an Gebiet verlor, bis sie im Ne. stetig im Gebrauch abnahm und heutzutage nur selten angewandt wird.' Aber auch heutzutage begegnet man der bildlichen Verneinung im Englischen noch recht häufig; ein Teil der die Negation verstärkenden Ausdrücke hat sich aus alter Zeit erhalten, ein anderer Teil ist untergegangen und durch neue ersetzt worden. Allerdings mufs man zugeben, dafs das Me. mit seiner kräftigeren und urwüchsigeren Sprache sich mancher bildlichen Verneinungen bedienen konnte, die der heutigen prüderen Zeit nicht mehr genehm sind.

Wir beginnen mit Ausdrücken, in denen ein abstrakter Begriff für ein Kleinstes der Negation zugefügt wird.

1. atom, particle, fragment, ghost, iota, jot, tittle.

atom

N. Nickl. I 265: no living soul was one atom the worse.
M. Chuz. 498: without the loss of any atom of his self-possession.
Tauchn. Mag. 22, 66: Not a mite, not an atom of food, not a drop of liquor was there.

particle

Collins, Plot 207: I had not lost a particle of my resolution.
Copperfield 245: I have no invention at all; not a particle.
Alcott, L. Wom. I 127: His answer which had not a particle of his usual politeness about it. Etc.

Digitized by Google

fragment

Copperfield 243: Not a fragment of milk you won't have to-morrow.

ghost

Newcomes III 132: not one ghost of a smile.

Warren, Ten Thous. III 95: I've not the ghost of a chance.

Pickw. II 171: he hasn't half the ghost of one (chance).

iota

M. Chuz. 150: abating — hardly an iota of his usual impetuosity.

Tauch. Mag. 12, 20: it has not detracted in the tiniest iota from your appearance.

jot

1) Sartor 113: (I) would bate no jot of allegiance to her.

2) Othello 3, 3, 215: this hath a little dash'd your spirits. — Not a jot, not a jot.

Ross, Pr. Wid. 227: What does the villain care? — Not a jot.

M. Chuz. 236: mattered not a jot. Etc.

3) Stevenson, M. of B. 164: it matters not one jot.

Tauchn. M. 17, 53: His character had not reformed one jot.

" " 18, 26: never abating one jot of his speed. Etc.

jot or tittle

Matt. 5, 18: one jot or one tittle shall in no wise pass away from the law.

Vgl. Bunyan 167: every jot and tittle thereof stood firmer than heaven and earth.

Haggard, Cleop. II 125: if I fail thee in one jot or tittle.

tittle

Ruffini, Vinc. II 250: All we have heard has not given us a tittle of evidence against him.

Cooper, Spy 158: there was no mortal, whose displeasure he regarded a tittle.

2. Ebenfalls Abstrakta sind thing und whit, welche jedes beliebige Ding, also auch ein Kleinstes, bezeichnen können.

thing

1) Ewing, Jackan. etc. 8: not a thing was to be seen or heard.

2) Burnett, Fair Barbarian 83: I don't care one thing about them.

whit

1) Taming 1, 2, 175: So shall I no whit be behind in duty.

Golden Butterfly 260: We (women) are no whit inferior to men.

Hagg., Cleop. I 154: Her face changed no whit.

2) Eliot, Mill I 346: were not a whit inclined.

Pendennis I 173: will be not a whit more eager.

" I 349: is not a whit more brilliant. Etc.

3) Sheridan, Rivals 72: You don't seem one whit the happier at this.

Tauchn. Mag. 13, 4: her colour altered not one whit.

Gold. Butterfly 137: Her weeping eyes etc. moved the man not one whit. Etc.

Digitized by Google

3. Etwas konkreter erscheinen schon die Begriffe: bit, morsel, drop, chip, scrap, wozu wir auch speck und shucks rechnen wollen.

bit

1) Kingsley, Water Babies 240: Her hair not the least bit curled.
2) Pendennis I 214: She did not love Pen a bit.
   Kennedy, A Ross 230: Would (he) suffer the children to come ...? Never a bit.
   Jerome, Diary 30: it was not a bit funnier. Etc.
3) Harte, Protégée 146: not one bit.
   Alcott, L. Men 137: You won't have any supper at all, not one bit, sir. Etc.

morsel

Copperfield 123: Is he at all out of his mind, ...? — Not a morsel.

drop

vide atom.
Bunyan 137: Here — they lay — without one bit of bread or drop of drink.

chip

Eliot, Mill I 330: I don't mind about it, not a chip.
Lee, Bas. Godfr. I 251: (he) did not care a chip. Etc.

scrap

Tauchn. M. 13, 42: Tom considered her just good enough, and not one scrap more than that.
Copperfield 116: without a scrap of courage.

speck (vgl. Muret)

Helen's Babies 28: (we) couldn't find a speck of you.

shucks (vgl. Muret)

Harte, Protégée 72: What *you* know ... ain't worth shucks to anybody.

4. Konkrete Gegenstände von keinem oder geringem Werte werden zu bildlichen Verneinungen benutzt, wie: feather, rush, straw, fig, gooseberry, etc. — pin, button, etc. — kleine Mengen Tabak etc. — kleine Münzen und Gewichte.

feather

Ainsw., Crichton II 130: Life! I heed not its loss a feather.
School f. Scand. 218: I care not a feather. Etc.

rush

Bulwer, N. a. Morn. 36: I don't care a rush for any woman.
„ „ „ „ 608: This paper is not worth a rush.
Smith, Br. House 65: Sir John snapped his fingers, declaring he cared not a rush for Brambletye House. Etc.

straw

1) Lee, Bas. Godfr. I 173: She had never cared a straw for (him).
   Ruff., Vinc. I 227: he did not care a straw.

Digitized by Google

Pendennis II 343: (I didn't) care a straw what you'd taken. Etc.
Ouida, Two Off. 214: It won't make a straw's worth of difference to us.

2) Stevenson, M. of Ball. 254: could not have cared two straws.
Tauchn. Mag. 16, 26: They had never cared two straws for it.
" " 17, 61: nobody would care two straws. Etc.

3) Tom Brown 198: would not care three straws for ...
Bulwer, N. a. M. 323: would not have cared three straws for ...
" " " " 355: did not care three straws for ...

fig

1) P. Simple I 12: You told him that you did not care a fig for him.
Ruff., Vinc. 2, 209: who did not care a fig for politics.
Newcomes 3, 260: does not care a fig ... Etc.

2) " 2, 236: She does not care a fig for him — not one fig.

gooseberry

1) 2 Henry IV 1, 2, 196: are not worth a gooseberry.

2) Virginians 4, 210: we cared for them no more than for two gooseberries.

potato

Byron, Juan 7, 4: this life was not worth a potato.

bunch of grapes

Beaconsf., Lothair II 55: It will not alter our plans a bunch of grapes.

pin

1) Shaksp., Two Gentl. II 7, 55: A round hose, madam, now's not worth a pin.
School f. Scand. 213: you never cared a pin for me.
Warren, Ten Thous. 3, 95: if ever I cared a pin about it. Etc.

2) Alcott, L. Wom. II 121: girls, for whom you don't care two pins.

3) Hamlet I 4, 65: I do not set my life at a pin's fee.

4) Bulw., N. a. M. 23: It does not signify a pin's head.

button

Smith, Br. House 104: about which he did not care a button.
Dick., Chr. Car. 22: not caring a button for that.
Sil. Marner 49: he did not care a button for cock-fighting. Etc.

thread

Copperfield 380: Not a thread changes, in the house of the two — ladies.
Genesis 14, 23: I will not take a thread nor a shoelatchet nor aught that is thine.

toothpick

Ross, Pr. Wid. 206: cared not the value of a tavern toothpick.

plug

Tauchn. M. 21, 57: I don't care a plug which you do.

pinch of snuff

Byron, Juan 8, 31: Nor care a pinch of snuff about his corps.
Virginians 4, 16: I don't care not this pinch of snuff for him.

Digitized by Google

Vgl. Dick., H. T. 307: Not that I care a pinch of candle-snuff.
Vgl. Byron, Juan 12, 55: My muses do not care a pinch of rosin.

quid of tobacco
Virginians 1, 228: who do not care a quid of tobacco for ...

end of this cigar
Newcomes 1, 74: I would not give the end of this cigar for ...

tobacco-stopper
Vic. of Wak. 153: his contract is not worth a tobacco-stopper.
Byron, Juan X 60: Juan, who car'd not a tobacco-stopper About philosophy.

sixpence
Pendennis II 25: people — for whom they did not care sixpence.
Tom Brown 169: no fish worth sixpence either for sport or food.
Alcott, L. Wom. II 36: A parcel of girls who don't care a sixpence for you.

bender
Newcomes I 228: it is not worth a bender.

tester
Vgl. Stevenson, M. of Ball. 216: it mattered not the toss of a silver tester.

groat
2 Henry VI 3, 1, 112 f.: That doit that e'er I wrested from the king,
Or any groat I hoarded to my use
Be brought against me at my trial-day.

twopence-'a'p'ny
Pendennis 2, 341: I don't care one twopence-'a'p'ny whether your word's true or not.

twopence
Dick., Chr. Car. 71: he didn't care twopence for it.
Newcomes 4, 248: the security ain't worth twopence.

three ha'pence
Jerome, Three Men 37: swell friends that do not care twopence for them, and that they do not care three ha'pence for.

penny
1) Esmond 325: Queen Bess was not a penny better than Queen Mary.
Kingsley, Wat. Bab. 37: did not mind that a penny.
Alcott, Jo's Boys 126: Was that how you made your money? — Not a penny of it. Etc.
2) Hungerf., Lon. Girl 240: not one penny of mine shall ever be yours.
3) Virginians 3, 197: She don't care a penny-piece about me.
4) „ 4, 210: We did not like Fanny the value of one penny-piece.

halfpenny
1) Black, Madcap 50: I can not allow you to assume ... that I care a half-penny ...
Jerome, Told aft. Sup. 113: Not a ha'penny.

Digitized by Google

2) Pickw. II 91: (You won't pay?) Not one halfpenny.

3) Hungerf., L. Girl 222: Nothing more? Not a ha'porth.

rap

1) Wells, Stolen Bac. 245: does not matter a rap in this story.
Jerome, Diary 76: not to care a rap.
Tauchn. Mag. 4, 5: That don't matter a rap to them.

2) Stevenson, M. of B. 246: Of money, not one rap.

farthing

1) P. Simple I 122: I would not give a farthing to escape without you.
Tauchn. Mag. 1, 58: I buttoned up my pocket and said, Not a farthing.
Tauchn. Mag. 11, 15: You shall not have a farthing from me. Etc.

2) Pickw. II 90: not one farthing — do you ever get from me.
Kingsley, Wat. Bab. 133: without having cost — one farthing.
Bunyan 111: without laying out so much as one farthing ...

3) Maxwell, Stor. of Waterloo 24: your life, ..., would not be worth the purchase of a farthing.
Maxwell, Stor. of Waterloo 237: Your life ... was not worth a farthing's purchase.

doit

vide groat.
Ainsw., Ov. Gr. 103: Not a doit coming in. — I haven't received a noble for this fortnight past.
Tempest II 2, 33: they will not give a doit to relieve a lame beggar. Etc.

mite

vide atom.
Alcott, L. Wom. I 65: You have done a great deal ... Not a mite more than I ought.
Coolidge, What Katy did 271: Are you sure that you didn't suspect? Not one bit? Not the least tiny, weeny mite? Etc.

noble

vide doit.
Rich. III 3, 1, 82: those That scarce, some two days since, were worth a noble.

denier

1 Henry IV 3, 3, 91: I'll not pay a denier.
Taming, Induct. 1, 9: You will not pay ...? — No, not a denier.

stiver

Shirley I 75: Ye're not custen dahm ...? Not a stiver.
Vicar 153: As for that lady's fortune, Sir, you shall never touch a single stiver of it.
Stewart, L. Daven. 108: he shall not be left without a stiver.

nickel

Twain, Yankee I 266: no doctors that were worth a damaged nickel.

Digitized by Google

cent

M. Chuz. 225: he wasn't worth a cent.

Tauchn. Mag. 2, 5: It wouldn't matter a cent. Etc.

grain (Gran oder Körnchen)

Bulwer, N. a. Morn. 478: those disparities from which wisdom and moralising never deduct a grain.

Dickens, H. T. 179: Not a grain of anger ... was in his heart.

Vgl. Haggard, Cleop. I 132: though — her folly had ever a grain of wit in it.

5. Zur bildlichen Verneinung bedient man sich der Bezeichnung einer kleinsten körperlichen Bewegung, wie toss, snap (that).

toss

vide tester.

snap

Stockton, A Borrowed Month 176: I don't care a snap.

that

Collins, Plot 41: That for the secret! cries Mr. Dark, snapping his fingers.

M. Chuz. 105: I don't care that, ma'am, said he, snapping his fingers, for (him).

Dombey 328b: is not worth that to me, snapping his thumb and finger. Etc.

6. Häfsliches und Verabscheuenswertes wird zur bildlichen Verneinung gebraucht, wie curse, damn, hang, dirt.

curse

Tauchn. Mag. 19, 1: Vulgar people say they do not 'care a curse' for books.

damn

Bulw., N. a. M. 208: put it in your pipe — not worth a d—.

Twain, Tramp I 199: I don't re'ly k'yer a durn what I do learn.

hang

Jerome, Three Men 57: I said I didn't care a hang whether ...

Alcott, Jo's Boys 81: I don't care a hang for art.

dirt

Pickw. II 363: Treating Perker's offer — like dirt. Vgl. Hard Times 267.

Waren die bisher aufgezählten bildlichen Verneinungen zwar hauptsächlich bei den Begriffen des Schätzens, aber doch auch — wenn auch nicht alle in dem gleichen Mafse — bei anderen Begriffen anzutreffen, so haben wir jetzt die Fälle zu betrachten, in denen ein Ausdruck nur in ganz bestimmten Verbindungen als bildliche Verstärkung der Negation gebraucht werden kann.

7. Zeit.

1) Bulw., N. a. M. 329: my life were not worth a *day's purchase*.
Tauchn. Mag. 14, 63: his life wasn't worth an *hour's purchase*.

Digitized by Google

Shirley II 259: his life was not worth an hour's purchase.
Maxw., Stor. of Wat. 126: Love light as yours is not worth the *purchase of a moment's anxiety.*

2) Ewing, Jackan. 27: There shall never be a cloud between us for a *day;* no, sir, not for an *hour.*
Tauchn. Mag. 20, 18: I cannot wait, —, not a *minute,* not a minute.
Alcott, L. Men 72: I cannot wait one single minute more.
Pickw. II 12: Mr. P. paused not an *instant,* until he was snug in bed.
Massey, Struggle 8: not a *second* was to be lost.
Rich. III 1, 3, 60: (He) Cannot be quiet scarce a *breathing-while,* But you must trouble him.

8. Raum.

Bunyan 123: Let me go with you. — Not a *step* farther.
Kingsl., Wat. Bab. 317: You will not see a step before you.
" " " 381: he had not — moved a single step.
Shirley 2, 29: Not one step shall you stir. Etc.
1 Henry IV 2, 4, 388: afoot he will not budge a *foot.*
1 Henry VI 1, 3, 38: I will not budge a foot.
Marsh., Alma 67: one can't see an *inch* before one.
Fate of Fen. 19: George never budged an inch.
Burnett, Lass 198: She did not stir an inch. Etc.
Alcott, L. Men 316: he wouldn't go, not a *peg.*
Twain, Tramp II 113: We hadn't budged a peg. Etc.
Tauchn. Mag. 16, 31: they ain't moved a *point.*
Warren, T. Thous. 3, 134: I will not vary from them a *hair's breadth.*
Vgl. M. Chuz. 225: particular to the very minutest hair's breadth of a shade.

9. Personen.

a) Im allgemeinen:

Lothair II 130: not a *human being* must approach him.
Ouida, Two Off. 226: She saw not a *soul* on the road. Etc.
James, Portrait I 193: there was not a *creature* in town.

b) Wert:

Ouida, Two Off. 278: she isn't worth the *rags* that cover her.
Jerome, Diary 125: no one — who was worth his *salt* as a felon.
Dickens, H. T. 147: He is not worth his salt.
Newcomes II 176: not worth the *powder* which (we) burned for her.
Lee, B. Godfr. I 66: he did not think her worth the *shoe-leather* she trod on.

10. Schlafen.

Warren, T. Th. II 77: slept scarce a *wink* all night long.
Ross, Pr. Wid. 133: but never slept a wink.
Alcott, Jo's Boys 158: Josie never slept a wink.

Digitized by Google

11. Bewegen.

Warren, T. Th. III 134: (he) moved not a *muscle.*
Fate of Fen. 57: not stirring a muscle.
M. Chuz. 248: didn't move a *finger.*
Kingsl., Wat. Bab. 314: without stirring a finger.

12. Verletzen, Untergehen u. ä.

Warren, T. Th. III 138: I will not hurt a *hair* of your head.
Tempest I 2, 217: Not a hair perished.
Luke 21, 18: And not a hair of your head shall perish.
1 Henry IV 3, 3, 66: the tithe of a hair was never lost in my house.

13. Sagen, Verstehen, Glauben u. ä.

Ross, Pr. Wid. 140: She did not say a *word.*
Gask., Cranf. 25: I could not understand a word.
School f. Scand. 252: You must have heard of his accident? — Not a word.
Ruff., Vinc. I 286: Do you know anything of English? — Not a word. Etc.
Bunyan 191: the man answered never a word.
Black, Madcap 378: he will not say a single word.
Burnett, L. Lord 89: the mother hasn't told him? — Not one word.
Fate of Fen. 98: she said not one single word — not one.
Warren, T. Th. III, 297: have you ever made any such statement? — Not a *syllable* — never a *breath* of the sort in all my life.
Tauchn. Mag. 12, 39: Not a syllable, he averred, would he breathe upon the subject.
M. Chuz. 207: Nor did he receive his companion's announcement with one solitary syllable. Etc.

14. Verraten.

Alcott, Jo's Boys 351: (let the secret be ours. —) I swear, I will! not a *word* nor a *look,* if I can help it.
Celia's Arb. II 38: Not a word, not a look, —, to let him see what we feel.
Collins, Plot 69: not a *word,* not a *sign,* betrayed her.

15. Ruhe, Unbeweglichkeit.

Fate of Fen. 220: Not a *sign* of life appeared.
Newcomes 3, 132: not one sign of good-humour — made its apparition on Clive's — face.
Jerome, Three Men 153: not a *sound* was heard.
Dombey 431a: there was not a sound in all the house.
Collins, Plot 147: Not a sound broke the — stillness.
Lalla Rookh 3, 282: there's not a *breeze* in motion ... Nor *leaf* is stirr'd nor wave is driven.
Fraser, Leila 1: scarce a leaf was stirring.

Digitized by Google

Kingsley, Wat. Bab. 125: There was not a *whisper of wind,* nor a *chirp of a bird* to be beard.

Black, Madcap 187: There was not a cloud in the — heavens, nor a *murmur* from the — sea.

(Vgl. mit dieser Stelle auch: Black, Madcap 66: where there was not even a white flake of *cloud.*)

16. Kaufen u. ä.

Twain, Yankee II 224: he — picked up nearly all of it, for a *song.*

Pendennis I 160: bought the — business for a song.

„ II 247: to be bought for an old song.

17. for the world u. ä.

Bulwer, N. a. M. 66: he would not have vexed his mother for the world.

Pendennis II 107: Do you think I would hurt you? Not for all the world.

Othello IV 3, 78 f.: Beshrew me, if I would do such a wrong For the whole world.

Virginians I 209: Shall F. and I come with you? — Not for worlds. Etc.

18. Einzelheiten.

Ewing, Jackan. 27: There shall never be a *cloud* between us.

Massey, Struggle 30: Not one *shadow* dims the remembrance of those — years.

Alcott, L. Men 70: Let me feel just once. — Not a *feel.*

Gold. Butterfly 20: while his brothers never did a *stroke.*

Black, Madcap 160: they have not a *thought* about money.

„ „ 276: Will you do all the praising yourself? — Not a *line* of it.

Von den im vorigen aufgezählten Ausdrücken:

atom, bender, bit, breath, breathing-while, breeze, bunch of grapes, button, cent, chip, chirp of a bird, cloud, creature, curse, damn, day, day's purchase, denier, dirt, doit, drop, end of this cigar, farthing, feather, feel, fig, finger, foot, fragment, ghost, gooseberry, grain, groat, hair, hair's breadth, halfpenny, hang, hour, hour's purchase, human being, inch, instant, iota, jot, jot or tittle, leaf, line, look, minute, mite, morsel, murmur, muscle, nickel, noble, particle, peg, penny, pin, pinch of snuff, plug, point, potato, powder, purchase of a moment's anxiety, quid of tobacco, rags, rap, rush, salt, scrap, second, shadow, shoeleather, shucks, sign, sixpence, snap, song, soul, sound, speck, step, stiver, straw, stroke, syllable, tester, that, thing, thought, thread, three ha'pence, tittle, tobacco-stopper, toothpick, toss,

Digitized by Google

twopence, twopence-'a'p'ny, whisper of wind, whit, wink, word, world

belegt Hein in der me. Poesie:

bit, botoun, chippe, drit, drop, ferthing, fether, fig, foot, greyn, grote, halfpeny, here (auch: the brede of an hare), inche, iote, lefe, mite, morsel, peny, pinne, point, rusche, strawe (auch: two, three strawes), thing, threed, wiht, wynk.

Mätzner, E. Gr. III^{3} 137 f. erwähnt nur Verstärkungen, die oben schon angegeben sind; Koch, Hist. Gr. II^{2} 528 hat noch blackberry, das auch Hein belegt, addle egg und broken egg-shell, zu denen man auch Hein vergleichen möge.

Berlin. H. Willert.

Digitized by Google

Beiträge zur französischen Stilistik und Syntax.

Die folgenden Beiträge zur neufranzösischen Stilistik und Syntax sind auf dem Boden des praktischen Unterrichts erwachsen und haben sich aufgedrängt bei dem Bemühen, die Schüler zu richtigem Übersetzen anzuhalten, d. h. sie anzuleiten, den Sinn einer Stelle genau aufzufassen und auch so genau wie möglich den deutschen Ausdruck zu finden, den ein deutscher Schriftsteller gebrauchen würde, wenn er denselben Gedanken aussprechen wollte. Sie sind also im wesentlichen als eine Ergänzung anzusehen zu Münchs bekanntem Aufsatze: Zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen. Vermischte Aufsätze[2], 167 ff.

I.

Gar nicht selten ist im Deutschen eine besondere Art von Satzverbindung, in der einem Seienden, einem Subjekte, drei verschiedene Thätigkeiten, Prädikate, beigelegt sind. Es sind dies die bekannten Sätze mit dreigliedrigem Prädikate, die man früher zu den zusammengezogenen zu rechnen pflegte. Die fast regelmäfsige Form solcher Sätze im Deutschen ist folgende: *Er ritt vor die Front der Soldaten, zeigte ihnen die Pyramiden und rief aus* (: Denket daran, dafs von den Pyramiden herab 40 Jahrhunderte auf euch schauen); oder: *sie plünderten die Dörfer, stiegen wieder auf ihre Pferde und schleppten die Beute in die weite Wüste hinein.*

Welches ist nun die normale Form solcher Sätze im Französischen? Die folgende:

il se mit à galoper devant les rangs des soldats, et leur montrant les pyramides, il s'écria: Songez etc. (Thiers, Ägypt. Expedition, Weid-

Digitized by Google

mannsche Sammlung, 4. Aufl., S. 54); oder: *ils pillaient les villages, et remontant sur leurs chevaux, emportaient leur butin dans le fond du désert,* eb. 40.

Während also das Prädikat im Deutschen drei Glieder enthält, die gleichförmig nebengeordnet sind, wobei dann das dritte Glied mit 'und' an die beiden vorhergehenden gefügt ist, ist das Prädikat im Französischen nicht mehr dreigliedrig, sondern nur noch doppelgliedrig. Das mittlere Glied nämlich ist in Gestalt eines appositiven Partizipiums eine bloſse Satzbestimmung geworden. Diese Satzbestimmung lehnt sich nun nicht an das erste Glied, sondern regelmäſsig an das dritte, dessen Inhalt sie ja oft erst ermöglicht, und so kommt es, daſs das *et* immer gleich nach dem ersten Gliede steht. Als weitere französische Sätze dieser Bauart führe ich noch an: *Il apprit que les Anglais avaient paru l'avant-veille, et, les jugeant dans les parages voisins, il voulut tenter le débarquement à l'instant même,* Thiers, eb. 32; *Ils conservèrent leur sang-froid accoutumé, et, les recevant à bout portant par un feu terrible, ils en abattirent à chaque charge un nombre considérable,* eb. 83; *Ils achètent une carte, et s'armant de longues épingles qui marquent la position des armées belligérantes, ils les font voler sur le papier,* Sarcey, Siège de Paris; *l'autre [parti] voulait rétablir dans les charges de ses ancêtres le jeune prince d'Orange, et, tirant profit du danger présent, le fit nommer capitaine général à l'âge de 22 ans,* Duruy, Siècle de Louis XIV; *Alors les Hollandais reprirent courage, et, réunissant toutes les forces de l'Etat entre les mains d'un seul homme, élevèrent au stathoudérat Guillaume d'Orange,* eb.; *Remy s'approcha avec précaution de la porte ..., et, appuyant son œil aux fentes ..., il aperçut distinctement tous les personnages de la scène,* Souvestre, Chevrier de Lorraine; *I pinsuti! dit-il, et, sautant sur son fusil, il s'élança dehors comme un chat,* Daudet, le Bandit Quastana; *M. Goulden s'arrêtait tout à coup dans son travail, et regardant un instant les vitres blanches, il s'écriait:,* Erckm.-Chatr., Hist. d'un Conscrit; *Le maréchal des logis mit pied à terre, et, entrant sous le hangar, il dit:,* eb. Wenn, wie in den beiden letzten Sätzen, das letzte Prädikat ein Ausdruck wie *il dit, il s'écria* ist, was besonders häufig ist, so wird es nach bekanntem französischem Sprachgebrauch meistens in die folgende direkte Rede eingeschaltet, also: *La vieille portait un cuveau de bois, et le posant à terre près de ma chaise: Prenez un bain de pieds, me dit-elle,* eb.;

Digitized by Google

Le docteur s'arrêta, et me montrant une de ces grandes maisons de coin: voyez-vous, me dit-il, ..., Daudet, le Siège de Berlin, u. s. f. Für die Übersetzung ist nun also streng darauf zu sehen, dafs der deutsche Satz lautet: der Doktor stand still, zeigte auf eins der grofsen Eckhäuser und sagte ...

E. Franke in seiner französischen Stilistik erwähnt diese Art von Satzverbindung überhaupt nicht. Auch Ulbrich führt sie in seinem Abrifs der Stilistik, der den Anhang zu seiner Schulgrammatik bildet, nicht an. Dafs sie in Grammatiken übergangen wird, ist weniger wunderbar, da es sich hierbei nicht sowohl um eine syntaktische als vielmehr um eine stilistische Erscheinung handelt, wenn man sich das Verhältnis von Syntax und Stilistik so denkt, wie Ries in seinem Buche 'Was ist Syntax?' S. 121 ff. lehrt. Doch findet sich bei Lücking unter vielen syntaktisch, nicht stilistisch gleichartigen Beispielen ein hierher gehöriger Satz in Franz. Gramm.[2] § 234[2b], einem Paragraphen, der von den Fällen handelt, wo sich ein Partiz. appositiv auf ein Substantiv im Sinne eines Konjunktionalsatzes bezieht. Das Beispiel lautet: *Clovis posa la couronne sur sa tête, et, étant monté à cheval, il jeta de l'or et de l'argent au peuple,* deutsch also: Chlodwig setzte ..., stieg zu Pferde und warf .... In einer Stilistik aber verdienen solche Sätze durchaus einen Platz, denn sie gehören zu den typischen Satzformen des Französischen. Um einen Begriff von ihrer gelegentlichen Häufigkeit zu geben, möchte ich noch die hierher gehörigen Sätze aufführen, die sich in Le Tour de la France von Bruno auf sechs Seiten (S. 21—28) in der kleinen Ausgabe von Velhagen und Klasing finden: *Un nuage s'était formé au sommet de la montagne, et grossissant peu à peu, il l'avait enveloppée tout entière; Julien, ..., prit la bougie d'une main, et, la protégeant de l'autre contre le vent, il avança; il prit le papier, ..., et, suivant du regard la ligne qui devait lui indiquer le chemin, il se demanda: ...; Il tressaillit, et, secouant par un dernier effort le sommeil qui l'envahissait, il ouvrit les yeux tout grands; Julien se mit à sourire naïvement, et, frappant ses petites mains l'une contre l'autre, il sauta de plaisir.*

Ich habe die eben besprochene und belegte Form von Sätzen eine typische genannt; denn sie ist es, die zu einem grofsen Prozentsatz den deutschen einfachen Satz mit dreigliedrigem Prädikate vertritt. Sie ist aber keineswegs die ausschliefsliche Vertreterin solcher Sätze. Wir können noch drei andere Formen unterscheiden.

Digitized by Google

1) Zunächst findet sich nicht gerade selten der mit dem Deutschen übereinstimmende Satzbau; z. B.: *Les colonnes d'attaque abordèrent vivement Embabeh, s'en emparèrent, et jetèrent dans le Nil la multitude des fellahs et des janissaires,* Thiers, eb. 56; *il* (*Urbain*) *reçut Pierre comme un prophète, applaudit à son zèle et le chargea d'annoncer la prochaine délivrance de Jérusalem,* Michaud, Ière Crois.; (mit *dire* im dritten Gliede:) *Louis s'enhardit, se rapproche doucement et oh! dit-il,* Bruno, Enfants de Marcel; (im Nebensatze:) *pendant que la tante sautait, tournait autour de nous et criait: vive le roi!* Erckm.-Chatr., Waterloo, u. s. f.

2) Zuweilen wird aber auch das dritte Glied partizipiale Satzbestimmung oder etwas dem Ähnliches; z. B.: *A ces mots, Pierre et Siméon ouvrirent leurs âmes à l'espérance et s'embrassèrent en versant des larmes de joie*; (mit dire im dritten Gliede:) *Il prenait des airs fâchés et me regardait avec ses grands yeux gris en disant:,* Erckm.-Chatr., Hist. d'un Conscr., u. s. f.

3) Die drei prädikativen Satzglieder werden asyndetisch aneinander gefügt. Wie es beim doppelgliedrigen Prädikate asyndetisch heifst: *Tous alors voulurent savoir, poussèrent jusqu'à l'habitation,* Zola, Débâcle, oder: *Des mots d'esprit sortirent de ce cercle, coururent la ville,* Guy de Maup., Notre Cœur, oder: *Ses cheveux, qu'il portait longs, frôlaient le col de son habit, se mêlaient à sa barbe,* Flaubert, Mme Bovary, so heifst es nun auch bei dreigliedrigem Prädikate: *Charles ne trouva personne en bas, il monta au premier, vit sa robe encore accrochée au pied de l'alcôve,* eb.; *L'ermite Pierre traversa l'Italie, passa les Alpes, parcourut la France et la plus grande partie de l'Europe,* Michaud, Ière Crois.; *Lapoulle se souleva, parut comprendre, hurla un Présent! d'une telle voix de sauvage, que …,* Zola, la Débâcle, u. s. f.

Ich will noch bemerken, dafs mir die asyndetische Anordnung mehrgliedriger Prädikate besonders in affektvoller, vorwärts drängender Darstellung aufgefallen ist, und hier vor allem wieder bei Stilkünstlern wie Flaubert, Maupassant und Zola.

Wie ist nun die Sachlage bei mehr als dreigliedrigem Prädikate? In diesem Falle scheint die Unterordnung des einen Gliedes unter ein anderes, etwa des dritten unter das vierte, seltener, vielmehr die deutsche Art der Nebenordnung der Glieder die gewöhnliche zu sein. Ich begnüge mich, folgende Beispiele aufzuführen: *Ceux-ci*

Digitized by Google

triomphèrent de leurs ennemis, s'emparèrent de la Mecque, détruisirent les idoles de la Cabale et consacrèrent à Allah un temple purifié, Duruy, Mahomet; *Pierre quitte la Palestine, traverse les mers, débarque sur les côtes d'Italie et va se jeter aux pieds du pape,* Michaud, Ière Crois.; *Il arrêta son cheval, ôta son képi doré, l'agita joyeusement et s'écria:,* Coppée, la Vieille Tunique, u. s. f. Wenn aber eins der vier Glieder partizipiale Bestimmung wird, so scheint es beliebig zu sein, welches; wenigstens habe ich ein Gesetz oder eine typische Form bisher nicht entdecken können. Man vergleiche folgende Beispiele: *Alors Bertrand, courant vers lui, abaissa sa lance, mit un genou en terre, et le pria de lui accorder sa bénidiction,* Lamé-Fleury, Histoire de France (B. du Guesclin), und *Plusieurs bataillons arrivent au pas de course, pénètrent sur la place, et se formant en carré, contraignent la foule à reculer,* Sarcey, Siège de Paris. Und nun zum Schlusse ein Satz dieser Art mit fünfgliedrigem Prädikate: *Il alla sur la grande route, fit une demi-lieue, ne rencontra personne, attendit encore et s'en revint,* Flaubert, Mme Bov. 349.

II.

In Sätzen wie 'er mag, kann geschrieben haben', 'er mufs geschrieben haben', 'er mochte, konnte geschrieben haben', 'er mufste geschrieben haben' steht bekanntlich im Französischen häufig statt des deutschen Infinitivus Perfekti der Inf. Praesentis; dafür stehen dann aber *pouvoir* und *devoir* im Perfektum statt im Präsens, oder im Plusquamperfektum statt im Imperfektum: die angeführten Sätze heifsen also im Französischen: *il a pu écrire, il a dû écrire; il avait pu écrire, il avait dû écrire.* Es ist die Erscheinung, welche Tobler ausführlich Vermischte Beiträge, 2. Reihe, S. 32 ff. bespricht. Um nur einige Beispiele zu denen Toblers nachzutragen, heifst es Zola, la Débâcle, auf ein und derselben Seite (120): *Qu'ont-ils pu se dire, cet empereur et ce maréchal* 'was m ö g e n sie sich gesagt haben' und *qu'avaient-ils pu se dire* 'was m o c h t e n sie sich gesagt haben'; und in der Romania XIX sagt G. Paris kurz hintereinander (S. 120 und 122): *Reste donc* *b r e u i l l e* *qui a pu être influencé par* *b r o u a i l l e s* 'm a g beeinflufst worden sein' und *le suffixe grec* *i s t e*, *pour devenir* *i s t r e* *dans* *s a l m i s t r e*, *a dû être influencé par des mots grecs comme* *a p o s t r e* 'es m u f s beeinflufst worden sein'.

Es ist natürlich nötig, um dies vorweg zu nehmen, die Schüler

Digitized by Google

an die Verschiedenheit der Ausdrucksweise in den beiden Sprachen zu gewöhnen. Erst dann übersetzen sie Stellen wie *Et quoi qu'ait pu commettre un cœur si magnanime,* Corn., Cid v. 1412, richtig mit 'und was ein so hochgemuter Held begangen haben mag', oder *Junie a pu le plaindre et partager ses peines,* Rac., Brit v. 447 mit 'J. mag ihn beklagt und Anteil an seinem Leiden genommen haben'. Man wird sich nicht versagen, Schüler, die Englisch treiben, dabei zu verweisen auf die bekannte englische Ausdrucksweise: *the prisoner might have escaped* 'hätte entwischen können'.

Es ist merkwürdig, dafs die Grammatiken und die Herausgeber von Einzelwerken diese wichtige Erscheinung gar nicht berühren. Fritsche allerdings hat in seiner Ausgabe der Femmes Savantes wohl auch diese Erscheinung mit im Auge gehabt, wenn er in der Anm. zu V. 356 sagt, *pouvoir* komme so häufig in Verbindungen vor, wo es nicht mit 'können' übersetzt werden kann, dafs es sich lohnen würde, über seine Bedeutung eine besondere Erörterung anzustellen. Hier (V. 356) heifse es 'mögen'. Ich möchte übrigens im Anschlufs hieran bemerken, dafs nach meinen Wahrnehmungen gerade in den Fällen, in denen *pouvoir* durch 'mögen' wiedergegeben werden mufs, in Sätzen also wie 'er mag gewesen sein, er mochte gewesen sein', im Französischen fast immer *il a pu, il avait pu* mit dem Inf. Praesentis steht, während Tobler a. a. O. S. 37 in Bezug auf *pouvoir* meint, dafs die zunächst einzig richtige Ausdrucksweise, d. h. die dem Deutschen entsprechende, nichts weniger als selten sei.

Es ergiebt sich aus dem Vorhergehenden, dafs *elle a dû se réfugier* heifsen kann: 'sie hat sich flüchten müssen' und 'sie mufs sich geflüchtet haben'. Diese Doppeldeutigkeit ist auffällig, denn die logische Analyse ergiebt einen grofsen Unterschied zwischen den beiden Ausdrucksweisen. Ich möchte diesen Unterschied, nur in Worten anders als Tobler, so ausdrücken: In 'er hat flüchten können' oder 'er hat flüchten müssen' wird zweierlei ausgesagt: zunächst dafs das Flüchten möglich oder notwendig gewesen ist; vor allem aber, dafs das Flüchten wirklich vor sich gegangen ist. Die Möglichkeit oder Notwendigkeit erstreckt sich also auf das Subjekt des Satzes selbst: für 'ihn' war es möglich oder notwendig zu flüchten. In 'er kann, mag geflüchtet sein' oder 'er mufs geflüchtet sein' aber liegt gar nicht ausgedrückt, dafs das Flüchten wirklich vor sich gegangen ist, und die Möglichkeit oder Notwendigkeit hat es gar nicht

Digitized by Google

mit dem Subjekt des Satzes zu schaffen. Sie erstreckt sich vielmehr auf den, der den Satz ausspricht, und der Ausdruck besagt: es ist für mich, den Redenden, möglich oder notwendig anzunehmen, dafs der Betreffende, von dem die Rede ist, geflohen ist.

Als ich dieser Erscheinung zuerst nachging, war ich geneigt, anzunehmen, die Vermischung der beiden Konstruktionen im Französischen müsse sich erklären lassen aus der inneren, logischen Bedeutung der Ausdrücke selbst. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Ausdrucksweisen ist, dafs in der einen das Thun oder Geschehen als wirklich, in der anderen als nicht ohne weiteres wirklich aufgefafst wird. Eine Ähnlichkeit und damit die Möglichkeit der Vermischung wird dann hergestellt, wenn auch im zweiten Ausdruck die Wirklichkeit des Thuns und Geschehens mehr hervortritt. Nun ist in 'er mufs geweint haben' (2. Konstr.) die Wirklichkeit des Weinens schon ziemlich nahe gerückt, und hat er erst einmal geweint, nun, dann hat er ja auch wohl weinen müssen (1. Konstr.). In 'er mag geweint haben' tritt ja die Wirklichkeit des Weinens sehr zurück; sie tritt aber schon deutlich hervor, wenn ich in anderem Zusammenhange sage: er mag geweint haben. Dann ist kein Zweifel mehr darüber, dafs wirklich geweint worden ist, sondern nur darüber, wer geweint hat. Oder wenn ich sage: er mag geweint haben aus den und den Gründen. Dann ist die Wirklichkeit des Weinens wieder nicht in Zweifel gezogen, auch nicht, dafs er geweint hat, sondern ein Zweifel besteht nur noch in Bezug auf die Gründe des Weinens.[1] Ich bin aber von dem Versuch einer derartigen Erklärung der Vermischung zurückgekommen, sobald ich Toblers einfache und natürliche Erklärung derselben kennen gelernt hatte. Er sagt a. a. O. 37: 'Die Verbindung zwischen *devoir* und *pouvoir* und dem zugehörigen Infinitiv ist eben eine so enge, dafs das sprechende Volk nicht deutlich mehr unterscheidet, welchem der beiden Elemente die besondere Form zu geben ist, die dem abgeschlossenen Thun und Sein entspricht, und dafs es am Vb. fin. thut, was es am Infinitiv zu vollziehen hätte.' Über jeden Zweifel erhoben würde diese Erklärung, wenn sich auch bei anderen Verben, die häufig mit dem In-

---

[1] Die Identität der beiden Ausdrucksweisen sucht in anderer Weise darzuthun Schuchardt im Literaturblatt für germ. und rom. Phil., 1891, Sp. 126.

Digitized by Google

finitiv verbunden werden, eine ähnliche Verschiebung der Zeiten wahrnehmen ließe. Das aber ist der Fall. Ich möchte hier als besonders einleuchtend ein Beispiel aus Boissier, Cicéron et ses Amis,[1] anführen. Dort heißt es S. 162: *Cicéron et Brutus, malgré l'ardeur de leurs convictions, ne lui en ont jamais voulu de sa conduite, et ils ont paru approuver qu'il ne se mêlât pas des affaires publiques.* Der Zusammenhang fordert durchaus die Übersetzung: 'sie scheinen gebilligt zu haben, daß Attikus sich nicht u. s. f.'.

Ich möchte nun noch auf einen besonderen Fall der in Frage stehenden Ausdrucksweise hinweisen. Der formelle Abstand zwischen dem französischen *elle a dû pleurer beaucoup* und dem deutschen 'sie muß viel geweint haben' ist gewiß nicht gering. Er wird aber noch größer und für Schüler recht schwierig zu erfassen, wenn nun statt der Perfekta *a pu, a dû* aus Gründen des französischen Sprachgebrauchs das Imperfektum eintritt, so daß dann *il devait être* heißt, nicht wörtlich: 'er mußte sein', sondern: 'er muß gewesen sein'. Ich habe mir einige solcher Beispiele aus Boissier, Cicéron et s. A., angemerkt: *Ces nouvelles devaient faire l'objet ordinaire de ses entretiens avec ses amis* (ses = César) S. 265. Deutsch kann die Stelle nur heißen: 'diese Nachrichten müssen den gewöhnlichen Gegenstand seiner Unterhaltungen mit seinen Freunden ausgemacht haben', und *devaient* steht für *ont dû,* um auszudrücken, daß es gewohnheitsmäßig so war. In der Einleitung zu Brutus (eb. S. 321) heißt es: *Le recueil des lettres qu'ils s'écrivirent dans cet intervalle devait être volumineux, puisqu'un grammairien en cite le neuvième livre*: 'die Sammlung der Briefe muß umfangreich gewesen sein'. Und ein Beispiel mit *pouvoir* findet sich eb. S. 164: *plus on y songe, et moins on imagine les raisons qu'il pouvait leur donner pour justifier sa conduite*: 'Je mehr man darüber nachdenkt, je weniger kann man sich denken, welche Gründe er ihnen angegeben haben mag, um sein Verhalten zu rechtfertigen'.

III.

Den letzten Satz möchte ich nun gleich für die Erörterung einer dritten, ganz andersartigen Frage nutzbar machen. Es hieß bei Boiss.: *moins on imagine les raisons qu'il pouvait leur donner,*

---

[1] Paris, Hachette, 9. Aufl., 1892.

Digitized by Google

und ich habe übersetzt: 'desto weniger kann man sich denken, welche Gründe er ihnen angegeben haben mag'. Im deutschen Satze ist demnach von einem Vb. cogitandi ein indirekter Fragesatz mit 'welcher' als Fragewort abhängig, und dieser indirekte Fragesatz bildet das Objekt zu dem Vb. cogit. Solches Satzgefüge ist ja sehr häufig. Ich habe nun die Beobachtung gemacht, dafs der Franzose so gebaute Sätze gern in anderer Form ausspricht. Er stellt das zum Fragewort 'welcher, wieviel' gehörige Substantiv heraus und macht es zum Objekt des Vb. sentiendi, dicendi oder cogitandi. Da nunmehr dieses schon ein Objekt hat, kann natürlich der folgende Satz nicht Objektssatz und überhaupt nicht Fragesatz bleiben, sondern er wird Relativsatz zu dem herausgestellten Objekt. Achtet man erst einmal auf diese Erscheinung, so fällt sie einem auf Schritt und Tritt auf. Ich führe folgende Beispiele an: *On saura les chemins par où je l'ai conduit* ('auf welchen Wegen'), Rac., Brit. V. 850; *tu sais l'amour que Cléonte a pour elle* ('welche Liebe'), Mol., Le Bourgeois Gent. III, 7; *Si vous saviez le mal que vous me faites* ('welchen Schmerz'), Sandeau, M[lle] de la S. I, 4; *avez-vous donc oublié les engagements qui la lient* ('welche Verpflichtungen'), eb. III, 10; *il voit l'état dans lequel est madame* ('in welchem Zustande'), Leclerq, le Voyage Sc. 3; *c'est à moi de voir le parti que j'ai à prendre* ('welchen Entschlufs'), eb. Sc. 4; *Le consul français au Caire avait adressé des mémoires au gouvernement, pour faire sentir les avantages qu'on tirerait de la vengeance exercée contre eux* ('welche Vorteile'), Thiers, Bon. en Eg.; *On ne voyait que l'abandon où il laissait la malheureuse armée,* eb.; *C'est à l'histoire de montrer le prix dont la France a payé l'œuvre impossible de son roi* ('mit welchem Preise'), Duruy, Hist. de L. XIV; *en apprenant la façon dont on l'avait traitée* (auf welche Weise), Boissier, Cic. et s. A.; *Le premier de tous les Romains, il osa ouvertement déclarer le goût qu'il avait pour les lettres,* eb.; *comme il voyait le succès qu'obtenaient partout les combats des gladiateurs* ('welchen Erfolg'), eb.; *on sait le talent qu'il avait pour ce métier* ('welches Talent'), eb.; *Cette complaisance de la part de Brutus et de Cicéron est d'autant plus surprenante qu'ils n'ignoraient pas le mal qu'un exemple pareil pouvait faire à la cause qu'ils défendaient* ('welchen Schaden'), eb.; *Chacun se figurait le butin que nous allions avoir* ('welche Beute'), Erckm.-Ch., H. d'un Consc.; *Qu'on*

Digitized by Google

s'imagine les heures de nuit qu'il me fallut passer pour avoir la montre ('wieviel Nachtstunden'), eb.; *Hé, s'écria la tante, savez-vous l'heure qu'il est?* ('wieviel Uhr'), Erckm.-Ch., Waterloo; *Le général Gérard ... passa lentement sur le front de nos bataillons, en nous inspectant d'un air pensif, comme pour voir la mine que nous avions,* eb.; *Messire de Flavi ignore la route qu'ils ont suivie* ('welchen Weg'), Souvestre, Chevr. de Lorr.; *je ne sais le temps qui se passa ainsi* ('wie viel Zeit'), Bruno, Enf. de Marcel; *chacun sait le cas qu'il faut faire des lettres anonymes* ('welchen Wert'), eb.; *il se rappelait le grand élan qui l'avait soulevé lorsque cette pensée d'être soldat lui était venue* ('welche Begeisterung'), Zola, la Débâcle, u. s. f.

Natürlich ist die dem Deutschen entsprechende Konstruktion mit dem indirekten Fragesatze nicht selten. Ich führe einige Beispiele von denselben Schriftstellern an und auch möglichst mit denselben Vbb. dic. und cogit. (wie *imaginer, ignorer*), die in der anderen Konstruktion vorkommen: *Rappelons-nous, en quel temps il vivait,* Boiss., Cic. et s. A.; *il nous serait facile de montrer quelle domination exerçait souvent l'esclave dans les familles anciennes,* eb.; *on peut s'imaginer quels trous ils faisaient,* E.-Ch., H. d'un Conser.; *on peut se figurer avec quel courage je travaillais à l'arsenal,* E.-Ch., Waterloo; *Personne n'ignorait avec quelle âpreté l'impératrice-régente et le conseil des ministres poussaient à la marche en avant,* Zola, la Débâcle 116; *J'ignore quel conseil prépara ma disgrâce,* Rac., Brit. V. 104; *J'ignore quel projet, Burrhus, vous méditez,* eb. V. 1094. In Dichtungen sind die Sätze mit *quel* überhaupt die häufigeren.

Ich habe aber auch einige Sätze gefunden, in denen beide Konstruktionen nebeneinander vorkommen. So heifst es Boissier, Cic. et s. A. S. 141: *on devine quel profond observateur ce devait être, et le talent qu'il avait pour saisir le faible des gens et d'en profiter* (nicht: *quel talent*), und Flaubert, Mme Bov. 310: *M. Homais racontait en quelle décadence elle était autrefois et le point de perfection où il l'avait montée.*

Für die weitere Erklärung der französischen Ausdrucksweise werden wir gut thun, uns an den Vorantritt des Subjektes im französischen direkten Fragesatz zu erinnern. Diez hatte Gramm. III³, 466 gemeint, man greife zu solcher Wortstellung, um den Gegen-

Digitized by Google

stand, von dem die Rede ist, hervortreten zu lassen. Genauer und richtiger erklärt Tobler die Bedeutung der absoluten Vorausnahme des Subjektes Verm. Beitr. I, 55 dahin, daſs solche Gestaltung des Gedankens in glücklichster Weise den Umfang des Fraglichen abgrenze gegen das, worüber zwischen dem Redenden und dem Angeredeten Gemeinsamkeit des Wissens bestehe. Das materiell Vorausgestellte sei das dem Gedanken nach als Grundlage, auf welcher die Frage sich erhebt, Vorausgesetzte, und erst mit dem Frageworte oder, wo dieses fehlt, mit dem Verbum beginne die Frage selbst. Zu vergleichen ist hierzu noch das, was A. Schulze in seinem Buche 'Die Wortstellung im altfranzösischen direkten Fragesatze' S. 192 Text und Anm. sagt.

In unserem Falle liegen die Verhältnisse ja wesentlich anders; wir haben es mit einem indirekten Fragesatze zu thun, und ein solcher liegt auch nur im Deutschen vor, während der Franzose den Gedanken eben anders gestaltet. Aber wenn der Franzose, im Vergleich mit der deutschen Ausdrucksweise, das Substantivum als Objekt in solcher Weise voranstellt und vorausnimmt, dann tritt doch auch der Gegenstand, um den es sich handelt, mehr hervor, um mit Diez zu reden; oder, um mit Tobler und Schulze zu reden, dann wird doch auch in glücklicher Weise der Umfang und das Gebiet des Gegenstandes, um den es sich handelt, abgegrenzt, so daſs ein Zweifel darüber, womit die durch das Vb. cogit. ausgedrückte geistige Thätigkeit es zu thun hat, weniger leicht aufkommen kann. Es wäre also auch diese Ausdrucksweise aus dem Streben der französischen Sprache nach möglichster Klarheit zu erklären. Ich stehe allerdings mit dieser Erklärung in direktem Gegensatze zu Nägelsbach, dem Verfasser der groſsen lateinischen Stilistik. Noch viel mehr als im Deutschen ist der indirekte Fragesatz abhängig von Vb. dic. u. cogit. im Lateinischen gebräuchlich. Bei Berger-Müller, Stilistische Übungen der lateinischen Sprache[8], findet sich darüber S. 6 Anm. folgende Regel:[1] Objekte der Vb. sent. u. dic., zu denen im Deutschen noch ein Objektssatz gehört, werden von ihren Verben abgelöst und dann in den als abhängigen Fragesatz zu gestaltenden Nebensatz gezogen. Also: 'ich kenne den Weg, der zur Glückseligkeit führt' heiſst nicht: novi viam qua … pervenitur, sondern: novi

[1] Die Darstellung geht vom umgekehrten Standpunkt aus.

qua via ad felicitatem perveniatur. Und Nägelsbach sagt dazu a. a. O.[8] § 38, 4 (S. 171): 'Da die Fragestellung ein sehr geeignetes Mittel ist, auf eine bestimmte Art des Objektes hinzuweisen, so bedient sich der nach Klarheit und Bestimmtheit strebende Lateiner oft des indirekten Fragesatzes' u. s. f. Ich meine dem gegenüber, daſs das Lateinische es weder im allgemeinen in Bezug auf Wortstellung und Satzbau zu besonderer Klarheit und Bestimmtheit gebracht hat, sicherlich nicht im Vergleich mit dem Französischen; daſs aber bei der eben besprochenen Erscheinung im besonderen der im Französischen beliebten Ausdrucksweise die Palme gebührt.

Friedenau b. Berlin. Emil Mackel.

Digitized by Google

Le courtisan dans la littérature française
et ses rapports avec l'œuvre du Castiglione.

III.
(Schlufs.)

Un vieux courtisan, ayant occupé des charges très importantes, le sieur de Bourdonné parisien, gouverneur de la Bessée, expose, à son tour, les *Pensées d'un gentilhomme,* qui a passé la plus grande partie de sa vie dans la cour et dans la guerre (Paris, 1659). Première condition pour son gentilhomme est celle de la noblesse, qui est un don de Dieu, tandis que le vulgaire croit que c'est le hazard qui est l'origine de la noblesse; qu'il ne faut que mettre une espée à son costé, faire le mauvais dans son village, intimider le paysan et trouver moyen de s'exempter de payer la taille, pour faire que trois générations s'estant escoulées, les descendans de ce roturier passent pour estre bien gentilshommes. La noblesse tire son origine de cette supériorité intellectuelle qui a créé les rois, et il n'y a que la noblesse du sang, qui soit un bien propre et particulier à l'homme, mais c'est tout bonnement ridicule de se vanter de la grandeur de ses ancêtres, lorsqu'on ne sait les imiter, car l'honneur est personnel (ch. 25). Quant à la cour, c'est comme l'assemblage et l'abregé de tout ce qu'il y a de plus esclatant et de plus illustre dans le monde. Les esprits les moins brillans y conçoivent un certain feu, qui consume la rudesse de la naissance. Son air radoucit ce qu'on a contracté de sauvage et de rude en respirant l'air des provinces. La nature y change de nature: on y devient subtil, adroit, poly, spirituel (ch. 26). Malgré ces grands avantages, les courtisans y acquièrent aussi des qualités fort mauvaises, et on ne les voit que trop souvent dissimulez, fourbes, vains et si fort attachez à leurs interests, qu'il n'y a rien qu'ils n'entreprennent pour s'avancer (ibid.). L'auteur combat vivement ces mauvais penchants

Digitized by Google

et il déclare que ce commerce de fourberie non seulement est honteux, mais il conduit tost ou tard ceux qui l'exercent dans le précipice; au lieu que ceux à qui Dieu fait la grace d'aymer la vertu et de ne rechercher l'autorité, la grandeur et le crédit que par des voyes légitimes, sont heureux, même dans leurs disgraces. On voit que De Bourdonné est un moraliste; il paraît, en outre, fort religieux; car ensuite (ch. 28), il donne à son courtisan des préceptes chrétiens et lui conseille de se préparer à la mort, qui coupe court à toute vanité humaine. Dans le même chapitre, et dans le 19e, il suit ses prédécesseurs, en déclarant que l'amitié est fort nécessaire à la cour et que la profession la plus convenable pour son gentilhomme est celle des armes, mais il ne paraît attacher aucune importance aux qualités de l'esprit ou, au moins, il n'en fait point mention.

François de Caillières ou Callières, maréchal de bataille des armées du Roi, l'auteur des mots à la mode, ouvrage qui n'est pas sans avoir quelque rapport avec les chapitres que le Castiglione a consacrés à la langue (Cort. I, 29. 39), car tous les deux combattent de même toute sorte d'affectation,[1] composa en 1660: *La Fortune des gens de qualité et des gentilshommes particuliers,* enseignant l'art de vivre à la cour suivant les maximes de la politique et de la morale (Je suis l'édition de Paris, 1664). Il dédia son volumineux traité au Duc de Longueville et dès les premières pages, il fait comprendre toute l'importance qu'il attache à ses préceptes. La fortune n'est rien, dit-il, il faut avoir de la prévoyance et du jugement, et la connaissance de ces théories pourra frayer un chemin vers le pouvoir. Les gens de qualité doivent chercher leur fortune à la cour, car le bien et le plaisir sont l'objet de notre felicité, et nous ne saurions les retrouver ailleurs. La pauvreté est au contraire la mère des malheurs les plus épouvantables, et bien que les gens d'église la louent, ils ne manquent pas d'enrichir leurs couvents et leurs maisons. La naissance noble est aussi une sorte de garantie pour ceux qui vivent à la Cour, répète-t-il pour la millième fois, et quand même ils manqueroient d'esprit, leur naissance fait qu'on les respecte et leurs richesses qu'on les suit. Sans titre et sans richesses, à quoi

[1] Il composa aussi d'autres livres qui n'ont, excepté ceux que nous allons examiner, aucun rapport direct au sujet qui nous intéresse, mais qui démontrent la connaissance qu'il avait de son temps, et qui ne sont pas dépourvus d'une certaine valeur littéraire.

Digitized by Google

bon le mérite au Louvre? Tout gentilhomme est tenu de quitter, pour un temps plus ou moins long, la solitude de son château, pour vivre auprès du roi. Deux voyes conduisent à la fortune, ... la guerre (ou) s'attacher à la personne du prince, mais que l'adroit courtisan remarque que bien souvent les rois préfèrent ceux qui les amusent, à ceux qui les servent fidèlement, et qu'il sache se régler là-dessus. Nous en avons veu s'élever à la dignité de Connestable pour avoir dressé des pies à voler des moineaux; d'autres devenir ducs et pairs au sortir de page; et dans un temps plus éloigné, ceux qui ménageoient adroitement la conqueste d'un pucelage, se faisoient souvent grands seigneurs. Enfin la voye la plus courte est d'entrer dans les plaisirs du prince, en devenir le compagnon, mais en gardant toujours une infériorité marquée et se laissant vaincre dans les jeux pour le mettre en belle humeur. Il ne faut pas, non plus, le flatter avec impudence, mais j'approuve fort qu'on luy dise quelque chose d'obligeant, et qu'on le loue de ce qu'il aime le mieux et qu'il pense bien savoir. En rendant visite au Prince, on doit, dit-il avec le Castiglione, se montrer toujours de belle humeur, et il faut essayer de persuader le maître, qu'on ne le courtise pas pour sa puissance, mais pour sa personne. Dans un autre chapitre, il démontre qu'il est dangereux de se mesler des amours de son maistre, car il est bien malaisé de satisfaire l'amant et la maistresse, mais il ne faut pas dédaigner de le servir. Bref, les conseils qu'il donne à son élève avec le plus grand sérieux et avec toute la dignité du maître, ne sont pas loin de rappeler quelquefois et sous un autre point de vue, les bonnes leçons de Macette et de sa lignée.

Lorsqu'une personne arrive à la place si convoitée de favori, elle doit montrer la plus grande prudence, pour ne pas éveiller la jalousie des autres. Quant aux amis, il pense, comme le Bembo, qu'il faut les ménager sans trop se fier à eux. Un favory trouvera rarement un amy assez fidelle et assez affectionné, pour ne prendre pas sa place, s'il pensoit l'en pouvoir chasser, et pour cela que l'on garde ses secrets et que l'on se souvienne de l'aventure de Sixte Quint, qui, ayant tâché de découvrir qui avait médit de lui, trouva écrit sous la statue de Pasquin: *Nol saprai santissimo Padre, quando lo feci era solo.* Enfin si l'on exagère peut-être en considérant son ami présent comme son ennemi futur, toujours est-il que la prudence la plus rigoureuse ne gâte jamais dans ces liaisons. Pour ce qui est des ennemis, il faut que le Courtisan sache, lorsque

Digitized by Google

le besoin l'exige, donner des preuves de sa valeur, mais en évitant de se montrer fanfaron et bravache. C'est là une recommandation bien connue du Castiglione. Les italiens disent, continue-t-il, que: *Non è fiero nemico chi non sa fingere l'amico* ... et (ils) veulent que si nostre ennemy est dans l'eau jusques à la ceinture, nous aidions à l'en retirer, aussi bien en sortiroit-il sans nous; mais s'il en a jusqu'au menton, ils conseillent de lui peser sur la teste, pour achever de le noyer. Il accepte aussi la maxime de Machiavel (qui) dit que ce qui fait avorter les grands desseins, est qu'il se trouve peu d'hommes tout à fait bons, ny tout à fait méchans, et il va sans dire qu'il les accepte même méchants, pourvu qu'ils réussissent. Il avoue, plus loin, que ses maximes ne sont pas en tout conformes à la vraie morale chrétienne, mais il s'excuse, en prétendant qu'à la Cour il ne suffit pas d'opposer sa propre vertu aux vices d'autrui. Le courtisan rusé doit gagner, par une certaine libéralité, la confiance des gens de basse condition, il pourra par là se former d'honnestes espions, qui le renseigneront sur ce qui se passe chez le roi, pendant son absence. Bonne leçon de probité qu'on peut mettre avec les autres! Les prêtres peuvent, ajoute-t-il, lui devenir dangereux et bien qu'il admette qu'à le bien prendre la devotion n'a rien de contraire à la gentillesse d'un courtisan, il préfère que notre gentilhomme soit plutôt dans les bonnes grâces des dames que dans celles de l'église, et surtout qu'il n'ait pas de scrupules; car un courtisan se rend ridicule, quand il fuit les divertissemens que toute la cour approuve. Dans les habits et dans la vie, il doit garder un juste milieu, et s'il se marie, il doit tirer de là quelque profit pour sa carrière et pour sa fortune. Il peut, pour cela, transiger en plusieurs choses, mais non pas au sujet de la naissance; car un grand seigneur italien (il aime, on le voit, à citer les Italiens, et c'est dommage qu'il ne cite en général que ce qui est conforme à sa nature) et par conséquent pas trop comme il faut, un grand seigneur italien, dit-il, ayant été interrogé pourquoy les Romains, qui avoient autrefois fait trembler tout le monde et dont la valeur n'eust jamais de pareille, estoient devenus si malpropres à la guerre, répondit que c'était parce que les gens de soutane s'étaient chargés de faire faire des enfants. D'ailleurs la soutane a bien ses mérites, et souvent à la Cour elle l'emporte sur l'épée. Dans la seconde partie, il parle, de même que le Castiglione (Cort. IV, 19—24), des formes du gouvernement et il trouve que l'estat monarchique

Digitized by Google

est le seul souhaitable à la noblesse, en laissant toutefois de côté ces belles considérations de l'auteur italien sur le gouvernement; gouvernement, qui a reçu de nos jours le nom de constitutionnel, mais dont le rêve était déjà ancien, dans l'esprit des théoriciens de la Péninsule. En revenant à la question de la noblesse, qui n'empêche pas (généreuse concession) qu'un homme puisse avoir des mérites sans y appartenir, Callières plaint l'état des cadets, et blâme ce que les autres ont dit touchant la profession de marchand, qui devrait s'interdire aux nobles.[1] L'auteur, en se servant à peu près des mêmes termes qu'emploiera Manzoni, dans ses *Fiancés,* pour se moquer de la fierté du marchand, père de son Christophe, déclare que quand un maquignon me vend un cheval, il n'est pas plus marchand pour me l'avoir vendu, que moy pour l'avoir acheté. C'est là un des cas malheureusement pas trop fréquents, où l'on peut donner raison à notre Callières.

Que l'épée, continue-t-il, ouvre le chemin au cadet auquel la Fortune se montre marâtre, et que le courtisan se fasse précéder d'une bonne renommée, avant de se rendre à la Cour. Ce n'est rien d'avoir du merite, si nous manquons d'adresse pour nous en acquerir la reputation. Les vertus cachées sont des tresors qui n'enrichissent personne. Il faut donc trouver des personnes qui prônent nos mérites, et comme il n'est point d'homme absolument desinteressé, il faut que les gens qui nous aident y trouvent leur profit. Donnant donnant et louant louant, à ce qu'il paraît. Après avoir discuté s'il vaut mieux servir un maistre habile homme qu'un maistre de peu de sens, et avoir conclu en approuvant le premier cas, Callières aborde la question de l'importance des études pour la vie du Courtisan, et il débite à ce propos des idées assez originales. Les sciences sublimes nuisent plus qu'elles ne servent à un gentilhomme qui porte l'épée. Les sciences ont quelque chose de l'hydropisie: elles altèrent ceux qui les aiment, et les enflent quelquefois. Plus on sçait, plus on veut sçavoir, de sorte que ceux qui se vouent à la science en sont absorbés, et leur esprit est tout entier à leurs études, sans pouvoir descendre pour reduire en pratique les choses qu'elle (l'âme) a concluës. La soutane à ces grands esprits est incomparablement plus propre que l'épée, car du haut d'une chaire, ils

[1] Voyez, par exemple, ce que dit du gentilhomme marchand Pomponio Torelli, dans son 1er livre du *Trattato del debito del cavaliero.*

Digitized by Google

peuvent étaler leur érudition et en tirer de l'honneur, mais à quoy sert cette grande science à un homme de guerre, qu'à le rendre pauvre, en l'empeschant de s'appliquer à sa fortune? quelle utilité tirera-t-il de la philosophie d'Aristote et de Platon ou de la rhétorique de Quintilien? Que le courtisan (car pour notre auteur homme de guerre et courtisan signifient la même chose) étudie jusqu'à l'âge de seize ou dix-sept ans, aussi bien jusque-là n'est-il encore propre à rien, mais ensuite qu'il apprenne à se servir de ses armes et de son cheval, qu'il sache la géometrie, les fortifications, la géographie, l'histoire latine et françoise, qu'il apprenne (aussi) le dessin et s'il se peut, qu'il adjouste à la langue latine, l'Allemande, l'Italienne et l'Espagnole. Et pour conclusion: les grands Esprits, ny les grandes sciences, ne sont pas necessaires à l'acquisition des biens de la fortune ... Les grands et sublimes genies sont comme les diamans que tout le monde estime pour leur éclat et pour leur rareté, mais qui ne servent jamais que d'ornement. Il va sans dire que son chevalier ne doit pas être pour cela un ignorant, qui place Nuremberg en Italie et Florence en Allemagne, et qui croit que le Bucentaure est le doge de Venise; il admet même qu'il compose des vers, mais seulement pour s'amuser, parce que cette gentillesse d'esprit donne souvent de l'avantage, dans les belles conversations, et n'est pas inutile à gagner les bonnes grâces des femmes, mais elle a cela de malheureux, qu'elle perd toute son estime, lorsqu'on en fait une profession ouverte et particulière, à moins que d'y exceller. Le Castiglione avait déjà exigé de son courtisan che nelle lettere (fosse) più che mediocremente erudito et le voulait esercitato nel scriver versi e prosa, massimamente in questa nostra lingua volgare; chè, oltre al contento che egli stesso piglierà, per questo mezzo non gli mancheran mai piacevoli intertenimenti con donne, le quali per ordinario amano tali cose; ... (pur tenendo) per sua principal professione l'arme (Cort. I, 44). Si le Seigneur aime les lettres, continue De Callières, ce sera là un moyen de lui devenir agréable, car si l'on n'a pas toujours l'occasion de rendre à son prince d'éclatants services, on peut lui plaire par l'esprit de tous les jours, que l'étude des lettres ne saurait qu'augmenter. Ailleurs, il revient sur ce sujet, pour rapporter l'opinion d'un grand homme de nostre siecle, Campanella, qui lui aurait dit que nous sommes moins savants que les anciens, pour trois causes, 1° parce qu'on perd toute sa jeunesse dans l'étude des Grecs et des Latins, 2° parce qu'on lit trop, 3° parce qu'on ne médite pas assez ce qu'on lit, et il ajoute: Sans mentir,

Digitized by Google

ce seroit une loy bien judicieuse et bien utile, de ne permettre l'étude des lettres et des belles disciplines qu'à ceux que la nature y a disposés. Je ne craindrois pas que le retranchement d'escoliers diminuast le nombre des sçavants. Cette foule indiscrete de toute sorte de gens, qui s'empresse à la porte des colleges, et qui clabaude sous des regens, à peine produit-elle un habile homme entre mille estudians. Ce qu'ils aprennent ne sert qu'à les rendre importuns, et à leur faire entreprendre des desseins au dessus de leurs forces; et pour cela, il s'en prend à François I[er], car il remplit les barreaux de chicaneurs et d'advocats, les villes de faineans et les cloistres de moines. Cependant il n'augmenta ny la doctrine, ny la pieté dans son royaume, mais il diminua le nombre des soldats, des marchands, des laboureurs et des artisans, de qui les estats tirent leur defense, leur richesse, leur nourriture et leurs manufactures. Il y a, on le voit, un esprit assez moderne dans les remarques de notre maréchal de bataille, qui ne s'étonnerait pas mal, s'il vivait de nos jours, en voyant la foule qui se presse, devant nos écoles, sans que cela empêche le développement du commerce et de l'industrie.

En revenant à son courtisan, Callières se rapproche de nouveau, mais toujours avec beaucoup d'indépendance, du Castiglione. Le but du gentilhomme doit être, nous l'avons vu, de gagner la faveur de son maître. Il aura partant l'esprit souple et adroit ... il fera toutes les avances pour se conformer à ses humeurs, mais sans exagérer dans les marques d'un respect qui n'est pas toujours utile. Il y a des gentilshommes, et nous connaissons déjà cette observation, qui passant à une autre extrémité, se rendent trop familiers avec les princes et affichent des rapports étroits pour en imposer aux sots, ce qui est encore plus blâmable. Que le courtisan cherche les emplois dont il pourra tirer du profit et de l'honneur, et qu'il apprenne la science du monde surtout dans les conversations, études vivantes, car la frequentation ordinaire de deux ou trois beaux Esprits nous peut estre plus utile que tous les Pedans des Universitez ensemble; leurs discours familiers sont autant de leçons qui nous ouvrent l'esprit; ils debitent plus de matieres en une heure, que nous n'en lirions dans une bibliothèque en trois jours; mais il oublie que ces beaux esprits ont dû se former à leur tour par l'étude diligente de ces livres et par la société de ces savants qu'il traite avec tant de mépris. De Caillières aborde ensuite la question si un particulier doit jouer aux jeux de hasard et comment, et il exprime là-dessus à

Digitized by Google

peu près l'avis du Castiglione; mais quant à la question suivante, si la science et l'exercice de la chasse servent à la fortune, il ne se montre pas trop enthousiaste de ce qui forme un des plaisirs les plus vifs pour le *Cortegiano.* Ceux qui aiment les bois et la solitude avec excès ne se plaisent gueres dans la societé des gens d'esprit; cependant comme chacun est fou de sa marotte, la pluspart des nobles de province croyent que la qualité de chasseur est aussi necessaire à un gentilhomme que celle de spirituel et de vaillant, et il admet partant que la chasse sera utile à son gentilhomme, pourvu que le Prince l'aime.

Dans son traité *De la science du monde,* De Callières donne un développement bien plus ample à l'art de la conversation, et il suit cette forme de dialogue qui avait été adoptée par le Guazzo. Je me borne à indiquer que l'auteur se propose de former un homme agréable, poly, officieux et bienfaisant, qui soit souhaité et reçu avec plaisir dans toutes les sociétés et qui soit digne de l'estime et de l'amitié des autres hommes. Il faut partant que son gentilhomme soit doué d'un esprit accort, liant et insinuant, qu'il soit maître de son humeur et de ses mouvemens et qu'il se montre aimable avec tout le monde, même en refusant un plaisir. Il fera de sorte que les autres puissent lui parler de ce qu'il sait, le soldat de ses combats et le noble de sa généalogie; il évitera la flatterie grossière, mais non pas celle qui est gentille et insinuante, et il cherchera surtout la compagnie des dames, car ce sont elles qui inspirent le desir de plaire par des manières douces, insinuantes et délicates, et c'est à leur école qu'on apprend les bienséances. Ensuite le Commandeur, qui est le principal personnage de ces dialogues, passe à la théorie des *bons mots,* et ici nous nous trouvons tout à fait dans un pays bien connu. Les bons mots ne doivent point offenser les personnes auxquelles ils s'adressent. Ils doivent consister en la justesse, la force et la nouveauté de la pensée et en une heureuse application enveloppée sous un sens figuré, et non pas en des jeux de mots et des équivoques, que l'on appelle des pointes, dont la politesse françoise commence à se purger, pendant qu'elles regnent encore, en dépit du bon goût, au dela des Alpes et des Pyrenées. Les bons contes, reprit le duc (autre interlocuteur), sont encore fort propres à rendre la conversation agréable, quand ils sont bien choisis. Cela est vrai, répondit le Commandeur, mais il faut qu'ils viennent naturellement au sujet dont on parle, et ne pas les raconter à propos de rien, comme certains conteurs de profession, qui les disent à tous venants ... il faut encore s'abstenir d'en rire en les récitant

Digitized by Google

et de les vanter avant que de les avoir dits, parce que le plaisir qu'ils excitent en ceux qui les entendent, vient d'ordinaire de la surprise qu'ils ont d'y apprendre quelque aventure plaisante et imprévue. On doit s'abstenir aussi de les répéter à tout moment et de les accompagner de certains gestes burlesques, car cette espece de talent de contrefaire les autres sent le bouffon (et) ne doit être mis en pratique que par ceux qui sont païez pour faire rire les autres, et il n'est pas digne d'être emploié par un honnête homme. Ce sont les *buffoni* de profession, dont parle aussi le Castiglione, en priant son *Cortegiano* de ne pas les imiter (II, 46).

Le Duc passe bientôt à un autre sujet, auquel le Castiglione avait dédié plusieurs pages de son premier livre, c'est à dire qu'il propose la question de la langue à employer dans la conversation. Le Commandeur, après avoir parlé incidemment du grec et du latin, qui ne doivent servir qu'à nous faire connaître les œuvres de l'antiquité, exprime l'avis que la bonne langue se forme par de bonnes lectures et par l'usage des gens du monde; ce bel usage est l'arbitre de toutes les langues vivantes; mais il ne faut pas avoir là-dessus une délicatesse assez scrupuleuse pour n'oser se servir des façons de parler communes dans les conversations ordinaires, ni affecter de ne s'y exprimer qu'en des termes choisis et recherchez (affectation que le Castiglione avait déjà combattue); il faut qu'il y règne un air libre et naturel, ennemi de cette exactitude (qu'on emploie en écrivant). Ainsi que l'affectation des discours étudiés et arrangés, il faut éviter le défaut contraire d'une négligence outrée, et il blâme ceux qui se servent de façons de parler basses et qui donnent de vilaines idées ou de mots hors d'usage, ou d'autres, dont on ne sait pas la valeur et qui font rire aux dépens de ceux qui les disent, tel que ce monsieur qui appelait le lit paré en noir d'une veuve lit 'lubrique' pour 'lugubre'. Le Castiglione (I, 29 et suiv.) avait déjà conseillé d'éviter les mots tombés en desuétude, parce que celui qui parle usandoli, oltre al far beffe di sè, darebbe non poco fastidio a ciascun che l'ascoltasse. Il avait déterminé aussi une certaine différence entre la langue que l'on parle et celle que l'on écrit, car è ragionevole che in questa si metta maggior diligenza, per farla più culta e castigata, et il avait donné, sur le choix des mots et sur l'étude du latin, des règles qui ont un rapport intime avec celles de l'écrivain français. Il en est de même de ce qu'il dit sur la voce bona, non troppo sottile o molle come di femina, nè ancor tanto austera ed

orrida che abbia del rustico, ma sonora, chiara, soave e ben composta, con la pronunzia espedita, e coi modi e gesti convenienti (I, 33). De Callières recommande à son tour l'*air* et le *ton*: une chose agreable en soi, dite avec un ton rude et un air impérieux ne manque pas de déplaire, et une autre qui seroit peu agreable par elle-même est beaucoup adoucie, quand on la dit d'un ton et d'un air doux et honnête. On doit s'abstenir des *accents* hautains, rudes et menaçants ou trop doux, et le visage et les gestes doivent être conformes à la dignité de la personne et à l'expression du discours.

Les autres règles touchant la conversation, nous les avons déjà entendues précédemment. Rien n'est plus désagréable que la société de ces gens distraits, dont l'esprit est toujours séparé du corps, qui vous font répéter plusieurs fois les mêmes choses et qui ne répondent jamais juste, ou qui vous interrompent et ne vous laissent jamais achever votre discours, défaut surtout français, dit le commandeur, parce qu'un français veut d'ordinaire avoir entendu dès le premier mot. Que l'on suive aussi la bonne habitude de ne vouloir jamais imposer ses opinions aux autres et de ne rien décider d'un ton d'autorité qui froisse l'amour-propre d'autrui, mais que l'on garde toujours une contenance tranquille et modeste, sans s'amuser jamais aux sales équivoques. L'écrivain français passe ensuite à parler des *bienséances*, et il comprend sous ce titre les cérémonies, l'emploi des titres, le respect aux mœurs du pays où l'on vit, et il combat la fausseté, la flatterie et d'autres défauts de la société. On ne saurait dénier à l'œuvre de De Callières un certain mérite littéraire, mettre en œuvre et il faut reconnaître aussi qu'il sait la matière qu'il a reçue de ses prédécesseurs, avec beaucoup d'aisance et quelquefois même avec une certaine originalité de forme, sinon d'idées.

Un ouvrage assez curieux est celui de monsieur D. G. L. B. E. (de Gilbert), portant pour titre le *Courtisan parfait* et qui n'est qu'une tragédie, composée sur le sujet et en partie avec les personnages du *Cortegiano*. Le libraire Nicolas, dans son édition (Grenoble, 1668), se donne l'air de faire grand cas de cette pièce que le hasard a mis entre (ses) mains, car elle a été honorée de l'approbation générale, bien qu'elle ne soit, que je sache, guère connue en France ou en Italie.[1] Les personnages tirés

[1] Voyez là-dessus la thèse de Pierre Gauthiez sur l'Arétin (Paris, 1895, p. 426 sqq.).

Digitized by Google

directement du *Cortegiano* sont la *Duchesse d'Urbin,* la *comtesse Emilie Fregoso* et l'*Arétin,* mais celui-ci par une méprise évidente, n'est pas l'*Unico Aretino* du Castiglione, mais bien ce célèbre Pierre, le fléau des Princes, dont le nom devait, en France, effacer le souvenir de tout autre personnage du même nom. Outre ces acteurs, nous avons le *prince de Ferrare, Felismant fils du comte de Provence, Joconde confidente de la Duchesse, Alcidor confident de Felismant, Lucie marquise, Ludovic capitaine des gardes de la Duchesse, l'Escuyer du prince de Ferrare.* La scène est située dans une maison de plaisance de la Duchesse, peu éloignée de la mer, et la pièce, écrite en vers, est divisée en cinq actes, selon les règles du théâtre classique.

Malgré cette division classique et malgré la scène où Felismant, appelant en duel le Prince de Ferrare, rappelle quelque peu le *Cid* dans une de ses situations les plus célèbres, la pièce de de Gilbert a cela de commun avec d'autres tragicomédies de l'époque qu'elle rappelle aussi, à plus d'un point de vue, le théâtre moderne des romantiques. Ce romantisme paraît, aux situations étranges de ses personnages, aux coups de scène rapides, à ces épées toujours hors du fourreau, de même qu'à l'enlèvement d'Emilie, au rôle de sauveur joué par Felismant, et aux élans d'un amour passionné. Il y a même un vers, peignant le courtisan amoureux

Soumis à sa maistresse et fier à ses rivaux

qui nous fait songer à celui si célèbre d'Hernani. Mais à cette sorte de romantisme, dont il ne faut pas, bien entendu, exagérer la portée, se mêlent aussi des éléments qui sont bien du temps, tel que cette pastorale, où nous verrons une imitation évidente de l'*Arcadia.* La formation du Courtisan y joue aussi un certain rôle, mais seulement épisodique.

Il y est question de Felismant, fils du comte de Provence, qui, après avoir quitté sa patrie

Pour chercher une espouse et belle et de naissance,

arrive à la Cour d'Urbin, où il cache son nom afin d'être aimé pour la beauté de ses yeux, de même que le comte Almaviva de Beaumarchais. Ainsi qu'il le déclare à son confident Alcidor, Felismant a vu son idéal se réaliser à la cour d'Urbin, où règne

Digitized by Google

la Duchesse, restée veuve et qui domine plus encore par sa beauté et par son esprit que par la puissance de sa couronne.

> Ouy, rien n'est si galant que cette illustre Cour;
> Et la ville d'Urbin, du ciel la favorite,
> De toutes les cités est la gloire et l'eslite;
> Ses palais sont pour moy des palais enchantez,
> Les plus rares esprits, les plus rares beautez,
> Viennent de toutes parts en ces lieux à toute heure,
> Pour habiter en paix cette heureuse demeure;
> Mais sur tout la Duchesse est un objet charmant,
> Qui fait de cette cour le plus bel ornement. (I, 1.)

La Duchesse éprouve bientôt pour le charmant étranger une tendre passion, qu'elle a bien de la peine à étouffer. Elle craint avoir affaire à un aventurier et ne veut pas que son cœur de femme fasse tort à sa dignité de souveraine. D'ailleurs la belle veuve doit se défendre encore d'autres attaques. Le prince de Ferrare, personnage haïssable, à la fois lâche et cruel, s'est rendu auprès d'elle pour lui faire la cour et s'emparer de son cœur aussi bien que de sa fortune. Il a pour conseiller l'Arétin, jouant un fort mauvais rôle, et le couple peut rappeler, jusqu'à un certain point, le duc Valentin et son capitaine et confident Michele Coriglia, surnommé don Micheletto, du roman de D'Azeglio. Mais c'est un don Micheletto poète, qui sait dire des épigrammes aux dames et faire jouer une comédie, tandis qu'il apprête des stratagèmes infernaux et des scènes de sang et de violence. Après avoir peint le chevalier parfait, dans un acte sur lequel je reviendrai tout à l'heure, on joue une pastorale attribuée à l'Arétin, où les deux rivaux trouvent moyen de déclarer leur passion à la Duchesse déguisée en nymphe sous le nom de Daphnide. Le Prince de Ferrare (Daphnis) ne s'y prend pas d'une manière fort aimable et n'est pas du tout encouragé à achever sa déclaration; Felismant au contraire, sous le nom de Clidamant, ajoute aux scènes de l'Arétin une autre de son invention, et pour faire comprendre à la belle Daphnide l'amour que ses lèvres n'osent avouer, il lui déclare d'aimer celle qu'elle pourra voir dans un portrait qu'il lui offre, et ce portrait n'est autre chose qu'un miroir. Cet expédient du miroir est tiré probablement de l'*Arcadia,* où Chiarino s'en sert dans le même but et avec le même succès (*prose* 8[e]), mais l'auteur aurait pu s'inspirer aussi à une des nouvelles de l'*Hepta-*

Digitized by Google

méron (24[e]), où la reine de Navarre expose la gentille invention d'un gentilhomme pour manifester ses amours à une reine, et ce qui en advint. La Duchesse d'Urbin, de prime abord, s'en montre offensée, et le jeune homme ne sait pas encore quel sera l'issue de son aventure, lorsque l'Arétin médite un tour fripon qui l'obligera à servir les amours de son maître. On cache des spadassins dans une allée, et lorsque Felismant s'y promène tranquillement, ils tombent sur lui, ayant l'air de vouloir le tuer. Le Prince de Ferrare, d'accord bien entendu avec ces fripons, se présente alors l'épée à la main, délivre le jeune Français et comme récompense de son prétendu service, il le prie de lui servir de confident amoureux auprès de la Duchesse. A la suite de cette situation délicate, qui n'est pas sans rappeler quelque peu celle du *Don Juan* de Molière et qui a aussi quelques rapports avec des scènes du théâtre moderne, Felismant obéissant à ce qu'il appelle l'honneur et ayant tâché en vain de se délivrer d'une mission si peu honorable et en même temps si pénible, se rend chez la Duchesse et lui déclare l'amour du Prince. La Duchesse, dont le cœur palpite déjà pour lui, s'offense de trouver un entremetteur en celui qu'elle aime, et le repousse brusquement. L'Arétin alors conseille à son souverain d'enlever la Duchesse, moyennant certains aventuriers étrangers, qui sont arrivés, juste en ce moment, sur la côte de Fano. Heureusement la Duchesse est sur ses gardes. Le Prince, l'Arétin et leurs soldats sont sur le point d'enlever la comtesse Emilie, qu'ils prennent pour la Duchesse, lorsque, comme dans le théâtre romantique, on voit paraître Felismant, qui croyant lui aussi qu'on enlève la Duchesse, se précipite à son secours. Et le comte de Provence tomberait probablement sous les coups de ses adversaires, victime de son noble dévouement, si tout à coup, par un autre coup de scène non moins étonnant, les soldats, qui sont des Provençaux, ne s'apercevaient qu'ils ont affaire à ce fils de leur souverain dont ils allaient à la recherche. Il va sans dire que la Duchesse, reconnaissant en lui un souverain et le voyant si dévoué à sa personne, donne libre essor à sa passion et se déclare prête à lui donner la main :

> Vous estes en parole aussi bien qu'en effet,
> Et Prince genereux, et courtisan parfait.

Ce sont là les derniers vers de la pièce.

Digitized by Google

Quel est donc le type du courtisan d'après les personnages de de Gilbert? Comme ceux-ci ont des caractères fort différents, on comprendra sans peine que nous avons des portraits aussi fort inégaux et qu'il y a partant de quoi choisir.

Felismant, par une idée empruntée au Castiglione, commence ainsi le portrait de son courtisan idéal:

> Il me semble avoir leu que le fameux Appelle,
> Pour peindre une Venus et la grace immortelle,
> Courut toutes les cours et toutes les citez,
> Et fit une beauté de toutes les beautez,

et c'est de la sorte qu'il voudrait faire un choix des rares qualités des chevaliers les plus parfaits des cours les plus illustres de l'Europe. Mais à ce point Joconde et l'Arétin, dont les caractères offrent plusieurs point de contact, l'interrompent pour représenter le courtisan faux et méchant, tel qu'ils doivent nécessairement le concevoir. — (II. Acte:)

> Joconde: Pour d'un vray courtisan vous faire la peinture,
> Il faut qu'il soit beau fils, et malin de nature,
> D'esprit fort corrompu, mais fort bien fait de corps,
> Haïssable au dedans, et charmant au dehors,
> Qu'il n'ait de la vertu rien que les apparences,
> Et qu'il mesle aux beaux mots les belles reverences,
> Qu'il promette beaucoup, et qu'il ne tienne rien.

L'Arétin s'écrie à son tour:

> Les jeunes courtisans sont tous assez bien faits,
> Et brillent à la Cour comme des feux folets,
> Leur bel exterieur éblouit le vulgaire,
> Et sans doute ils plairoient s'ils s'efforçoient de plaire,
> Mais ils ont peu de soin de se rendre parfaits,
> Pour engager un cœur ils sont trop peu discrets,
> Ils déchirent toujours celles qu'ils galantisent,
> Sans sçavoir ce qu'ils font, ny souvent ce qu'ils disent;
> Mais un vieux Courtisan est bien plus avisé,
> Il a beaucoup d'esprit, est habile et rusé,
> Le teint pasle et défait de soucis et de veilles,
> Il a les yeux perçans, et de fines oreilles,
> Il voit tout, entend tout, et ne dit jamais rien,
> Il cabale sans cesse, et dissimule bien;
> A ses plus chers amis il cache sa pensée,
> Il a l'air obligeant, et l'âme interessée!
> Et pour le prendre enfin tel que je l'ay trouvé,
> Un Courtisan parfait est un fourbe achevé.

Digitized by Google

Ce double portrait ne manque pas d'une certaine valeur comique, car il met mieux en évidence celui qui va être tracé par Felismant avec l'aide d'Emilie.

Felismant: Loin qu'un vrai Courtisan ayme la fourberie,
Ce vice si contraire à la société,
Il faut qu'il ait au cœur un fond de probité,
Pour bastir sur ce fond une estime solide,
Qu'il soit respectueux, sans paroistre timide,
Qu'il ait l'abord civil, et l'entretien charmant,
Et fasse des vertus son plus rare ornement;
Qu'il sçache les beaux arts, et les beaux exercices,
Qu'à servir tout le monde il trouve ses delices,
Qu'en ce qu'il entreprend il passe ses égaux,
Soûmis à sa maistresse et fier à ses rivaux!
Pour d'un homme de Cour parachever l'image,
Il faut que sa prudence égale son courage;
Qu'il soit brave à la guerre, et galant dans la paix,
Et réussisse en tout sans se vanter jamais,
Qu'il se plaise à louer, et non pas à mesdire,
Et sçache quelquefois estre heureux sans le dire.

D'accord avec le Prince de Ferrare, il ne dédaigne pas la noblesse du sang, mais:

Il vaut mieux en suivant des sentiers peu battus,
Qu'il fasse voir sa race, en montrant ses vertus.

Quant à Emilie, elle ne se soucie guère que le Courtisan ait une beauté divine; elle désire toutefois qu'il soit assez bien fait, brun, d'un beau port, d'un air noble et magnanime, mais surtout:

Qu'il plaise et persuade avant que de parler;
Qu'il sçache aymer, haïr et sans dissimuler.
Qu'il soit franc, genereux et se fasse connoistre,
Non tel qu'il est souvent, mais tel qu'il devroit estre;
Qu'il parle peu, mais bien; qu'il soit prudent, discret,
Et capable surtout de garder un secret;
Qu'il ait sans estre vain les vertus les plus belles,
Qu'on en découvre en luy tous les jours des nouvelles,
Sans affecter jamais de les trop faire voir,
Et qu'il mette sa gloire à faire son devoir.

Lucie désire un Courtisan tout à fait brillant, qui fasse beaucoup de bruit à l'armée et qui soit suivi de riches équipages, et Fregose recommande surtout qu'il dise la verité, ce qui permet à l'Arétin de revenir sur sa thèse, pour ajouter que la dissimulation est avec la flatterie ce qu'il y a de plus nécessaire à un gentil-

Digitized by Google

homme vivant à la Cour. Mais ces maximes ne rencontrent guère d'accueil favorable. La Duchesse ajoute un autre trait au portrait tracé par Emilie. Le Courtisan doit se montrer toujours fidèle, et Joconde le veut amant, car l'amour lui donnera toute sorte de vertus. Enfin elle dit que:

> Après avoir dépeint un Courtisan parfait,
> Il faudroit aussi peindre une Dame accomplie,

ce qui permet à Felismant de répéter à l'adresse de la Duchesse un compliment, qu'on lit aussi dans le *Cortegiano*; mais la nouvelle proposition n'a pas de suite, la compagnie préférant cette pastorale dont nous venons de parler.

Rien donc de fort remarquable dans la peinture de ce *courtisan parfait*, dont les qualités sont, la plupart, puisées à l'œuvre du Castiglione; toutefois elle démontre, dans sa manifestation curieuse, un autre côté de l'influence et de la popularité en France de l'auteur italien, qui n'est ici, *more solito*, pas même nommé. Mais pour revenir aux écrivains qui ont traité de la vie des classes élevées, nous ne pouvons passer sous silence Le Chevalier de Meré, qui donna des règles lui aussi sur la conversation (voy. la réimp. d'Amsterdam, 1687). Son style est enflé, surchargé parfois d'images étranges, et il n'ajoute presque rien de nouveau à ce que nous venons de voir. Sa conversation est, bien entendu, celle de la cour et doit contribuer à l'éducation et au succès des gentilshommes, elle veut être pure, libre, honnête et le plus souvent enjouée, mais il n'aime pas pour cela les vieux bons mots et tout ce qui a l'air d'être étudié d'avance. Que la voix soit bien modulée, que les mots soient choisis, sans affectation, car l'air noble et naturel est le principal agrément de l'éloquence, et parmi les personnes du monde, ce qui tient de l'étude est presque toujours mal receu. Il faut en outre observer tout ce qui se passe dans le cœur et dans l'esprit des personnes qu'on entretient, et s'accoutumer de bonne heure à connoître les sentimens et les pensées par des signes imperceptibles. Enfin il ne s'agit pas, dans les causeries, de faire étalage de son esprit, mais plutôt de se rendre agréable à tout le monde, et l'on comprend que la meilleure manière d'atteindre ce but n'est pas de froisser l'amour-propre des interlocuteurs par des bons mots qui blessent, ou par la contradiction et par l'inattention. Qui que ce soit, ne trouve bon qu'on le traite de haut en bas, ni

Digitized by Google

qu'on fasse le fin avec lui. Il est aussi contraire aux règles de la bienséance et à notre propre intérêt de divertir une personne qu'on aime aux depens d'une autre qu'on néglige ... et pour faire sa cour à l'une (dire) des mots piquans à l'autre.

La Cour de France est, à son avis, la plus belle et peut-être la plus grande de la terre, mais il y a là aussi plusieurs défauts, et en parlant, en général, des *maisons royales,* il ajoute que les entretiens en sont fort interrompus; on y va moins pour discourir que pour se montrer. C'est là qu'on fait des reverences de bonne grâce, et c'est encore là qu'on songe plus à paroître bien mis et bien ajusté qu'à être honnête homme. La plupart des gentilshommes se rendent à la cour pour y traiter leurs affaires et paraissent de vrais marchands, malgré leur noblesse. Ailleurs dans Les conversations du chevalier de Meré et du marechal de Clerambau, il traite de l'importance qu'ont les études pour un courtisan et de l'art de se rendre agréable aux dames. Celles-ci veulent cet abord galant que vous sçavez, les manières délicates, la conversation brillante et enjouée: une complaisance agréable et tant soit peu flatteuse; ce je ne sçai quoi de piquant, et cette adresse de les mettre en jeu sans les embarrasser: ce procedé du grand monde, qui se répand sur tout, ce procedé hardi et modeste, qui n'a rien de bas, ni de malin, rien qui ne sente l'honnêteté. Le chevalier de Meré ne manque pas d'ajouter quelques remarques sur la vertu qu'il faudrait avoir à la cour, où ce n'est bien souvent qu'un langage emprunté, ou qu'un personnage qu'on joue. Quant au naturel, il rappelle

L'arte che tutto fà, nulla si scopre

et qui est l'art meilleur en toute chose.

Avec *La veritable politique des personnes de qualité* de Remond des Cours (Paris, Boudot, 1692), nous revenons aux conseils touchant plus directement la vie du courtisan; car il dit qu'il a composé les maximes que l'on doit suivre dans le grand monde pour s'y conduire avec sagesse, et pour s'y maintenir avec honneur, et par le grand monde, il entend en général la cour. Il aborde, dès le debut, l'importance des études littéraires, auxquelles il ajoute celles de la morale, de la politique, de l'histoire et des mathématiques, sans oublier les langues et les exercices physiques. Ensuite, en discutant l'importance de la naissance, il déclare que la vraye noblesse et la vraye grandeur est celle de l'âme, et si les gentilshommes sont préférés aux roturiers, c'est parce qu'on suppose

Digitized by Google

qu'ils ont des qualités dignes de leur naissance illustre. La droiture, la générosité, le courage, la valeur, la fidélité pour leur prince, le zèle pour le bien de l'état sont les caractères qui doivent les distinguer.

Rien de plus élevé que ces maximes que le sieur des Cours débite, plutôt en philosophe chrétien qu'en vrai courtisan; mais il n'oublie pas pour cela les règlés de la prudence. La cour, dit-il (58 ch.), doit estre considérée comme un pays ennemi, où mille pièges sont tendus pour nous surprendre. C'est là où les gens ont le plus d'honnesteté et le moins de sincérité. Défions-nous de leurs caresses artificieuses et de leurs fausses confidences; et souvenons-nous que leur maxime la plus commune est de faire paroistre au dehors tout autre chose que ce qu'ils ont dans l'âme. Tel vous sourit et vous témoigne de l'affection, qui ne cherche que l'occasion de vous perdre. Pour n'estre pas la dupe de ces faux amis, un courtisan habile cache également ses desseins et ses pensées, particulierement sur ce qui regarde la conduite des Grands, ses desseins, afin que ses rivaux ne puissent les prévenir; et ses sentimens, de peur que ses ennemis ne les interpretent mal et ne luy en fassent une affaire auprès de ceux qui sont en état de luy nuire. Mais cette dissimulation ne doit pas être outrée. Lorsqu'il n'y a point de raison solide qui nous oblige à dissimuler, ce doit estre une loy pour nous d'agir avec franchise. À quoy bon faire toujours le fin, affecter de parler d'une manière enveloppée et tenir une conduite mystérieuse hors de saison? Cela ne sert qu'à donner de la défiance aux autres. D'où il arrive que quand la finesse est nécessaire à celuy qui en use ordinairement, elle luy devient inutile, parce qu'on est en garde contre ses artifices (ch. 56). Trois points surtout intéressent notre écrivain: les relations de son courtisan avec le Prince, celles avec les Grands et le rôle qu'il doit jouer dans la conversation. Pour le premier point, il partage, sans le nommer, l'avis du Castiglione. Le Courtisan se doit rendre agréable à son Prince, en étudiant son caractère, en suivant ses penchants, n'affectant jamais un air maussade et de censeur; mais aucun intérêt ne pourra l'obliger à rien faire qui soit indigne de sa qualité. Il lui dira la vérité sans le flatter, mais toujours avec circonspection (17 ch.). Pour ce qui est des grands, il nous doit suffire de rendre aux premières testes de l'estat les respects qui leur sont dus, sans jamais nous donner à elles de telle sorte que nous leur vendions, pour ainsi dire, notre liberté, dont le Roy seul est le maître. Que l'on soit en leur présence souple, docile, insinuant et sincère avec prudence. Dans la conversation il faudra se montrer aimable avec tout le monde, car la fierté et l'humeur altière exciteroient contre nous la haine et l'envie;

Digitized by Google

et l'on doit éviter aussi les airs de bouffon, sans se montrer excessivement sévère. Qu'on raille, à la bonne heure; mais que ce soit sans choquer personne, et que la raillerie soit noble et fine; qu'on égaye la conversation par des traits d'esprit pleins de vivacité et d'enjouement, mais que ces traits d'esprit soient toujours convenables à la dignité de celui qui parle; qu'ils soient justes et delicats et qu'ils ne blessent jamais ni l'honnesteté, ni la bienseance. Après l'art de converser avec tout le monde, notre auteur expose les règles touchant l'importance de l'amitié, parle du choix d'un ami et de l'utilité d'avoir plusieurs sortes d'amis (à quoi l'auteur dédie un chapitre entier, le 27e) et il ajoute des conseils touchant les premiers pas qu'on fait à la cour et l'importance d'y bien débuter, sur la mode sans exagération, et il combat dans le 29e chapitre, à peu près avec les arguments du Castiglione, l'affectation en toute chose. Je rappelle encore quelques autres traits que nous avons déjà trouvés chez messer Pelegro de' Grimaldi, savoir les maux de la curiosité et la prudence qu'il faut employer, lorsqu'il s'agit de conseiller son prince. Les derniers chapitres s'occupent de la vie retirée et de celle du grand monde; des sentimens que nous doit inspirer l'usage des créatures; de l'exil; de la captivité; de l'amour et de l'imitation de Jésus-Christ; de la mort; et le courtisan disparaît pour faire place à l'homme religieux, fatigué de la vie brillante et soupirant vers la tranquillité des champs et celle bien plus profonde du ciel.

Dans *La science des personnes de la Cour, de l'épée et de la robe* du sieur de Chevigni, au milieu d'une foule de choses réunies sans trop de choix, et qui n'ont rien à voir à notre sujet (je suis l'édition de 1725 augmentée et corrigée par Monsieur de Limiers), il y a une sorte de catéchisme à demandes et réponses sur la *conduite de Cour*.

Rien de plus curieux que cette forme singulière, et il suffit, pour s'en former une idée, d'en lire les premières lignes.

Demande: Quel est le principal moyen de parvenir à la Cour?

Réponse: C'est d'avoir l'esprit et le génie propres à s'insinuer, à faire choix de ses amis et à se les conserver ...

D.: La dissimulation n'est-elle pas le caractère propre du courtisan?

R.: Un habile homme ne doit jamais trop s'ouvrir.

On comprend d'après ce début, que nous sommes bien loin de l'art du *Cortegiano* et de la moralité du sieur Des Cours. Rien de plus insipide, en effet, que cette suite de questions et de

Digitized by Google

réponses ennuyeuses, et rien de moins noble et élevé que ces règles d'une dissimulation érigée en système et jamais animée d'un souffle d'idéalité. L'auteur recommande de parler peu et mysterieusement, de garder le silence modeste et d'avoir l'air de savoir, ce que l'on ne sait pas; car il a vu des gens médiocrement instruits d'une matière mise sur le tapis entre des savans du premier ordre, briller par un silence modeste et passer pour habiles, par un ouï ou un nom placez à propos. Ailleurs, il ajoute qu'il ne faut se passionner jamais, et il donne son avis sur les bons-mots, dont il reconnaît l'importance dans la conversation. Enfin, après avoir déclaré qu'il faut étudier le foible d'un chacun pour s'en servir au besoin, il conclut qu'il est bon de connoître les gens heureux pour s'en servir, et les malheureux pour s'en écarter. Quant à la science, il vaut mieux se montrer superficiels en tout que trop profonds dans une seule matière; on doit éviter de se servir de grands mots et d'expressions extraordinaires, et dans la conversation il faut laisser avoir de l'esprit aux autres. Il faut aussi badiner avec les enfans, parler à chacun des choses de sa profession et se faire petit avec les petits. Dans les maisons que vous fréquentez, faites-vous désirer et sortez d'une compagnie le moment d'avant celui où (vous pourriez) ennuyer. A la demande: Ne peut-on pas faire quelquefois de petites fautes à dessein?, on repond que c'est en quoi consiste l'habileté des grands hommes. Comme ils savent qu'ils sont exposés à l'envie, ils hazardent quelque chose pour lui donner à ronger. Il répète, avec les autres, qu'il faut ménager ses amis et les diviser en plusieurs catégories, savoir se taire et respecter les autres, vaincre l'esprit de contradiction, ne pas mentir, au moins pas trop ouvertement et suivre, sans affectation et sans dédain, la mode qui court, soit dans les habits, soit en toute autre chose. Il vaut mieux être fou avec tous que sage tout seul. Enfin deux maximes pour les savants: il faut se faire connoître, mais non se laisser comprendre. Qui étale tout ce qu'il sait, fait voir les bornes de sa capacité, et une autre plus ou moins philosophique:

D.: Le moyen de n'être pas malheureux dans son bonheur?
R.: C'est d'avoir toujours quelque chose à desirer.

Je rappelle, en passant, les conversations de M[lle] de Scudéry, où il est question parfois des bienséances de la bonne société, et l'*Art de la Conversation* de Vaumonière, qui paraît avoir suivi en plusieurs points l'œuvre du Guazzo. Il paraît aussi se souvenir du *Cortegiano,* lorsqu'il parle de la raillerie et des

Digitized by Google

bons mots, recommande les gestes appropriés aux discours et le respect dû à la pudeur des dames et à l'autorité des grands.[1]

La Rochefoucauld a dédié lui aussi quelques pages à l'art de vivre en société (cfr. éd. Gilbert I, p. 282 et 290), avec des

[1] Voici la division de ces *entretiens*:

1. De la conversation, et de ce qu'il y faut observer.
2. Qu'il faut être civil, sans tomber dans des cérémonies incommodes.
3. De la politesse du langage et de la manière de faire un récit.
4. De la conversation des dames et jusqu'à quelle flatterie on peut porter la complaisance que l'on doit avoir pour elles.
5. De quelle manière la bienséance veut que l'on agisse et que l'on parle, quand on mange en compagnie.
6. Contre les grands parleurs.
7. Qu'il est bien difficile qu'un homme qui passe pour menteur, puisse plaire dans la conversation.
8. Qu'un médisant est généralement haï et qu'il ne peut plaire qu'à des personnes envieuses ou naturellement malignes.
9. De quelle manière on peut, dans la conversation, louer des personnes qui sont présentes.
10. Qu'il y a des louanges qu'il est à propos de ne pas donner, quelque dûes qu'elles soient.
11. Que, pour plaire dans la conversation, il faut être discret et garder une exacte bienséance.
12. Avec quelle précaution il est permis de railler.
13. De ce que l'on peut appeler *bons mots*.
14. S'il est permis de reprendre quelqu'un dans la conversation.
15. De l'air qu'il est bon d'avoir dans la conversation.
16. S'il est bon de se préparer pour les conversations ordinaires.
17. Que, pour plaire dans la conversation, il faut être maître de son humeur.
18. Qu'il ne faut parler qu'avec vénération des choses saintes.
19. Avec quelle retenue il faut parler des affaires d'Etat.
20. Quelles sciences peuvent fournir des sujets de conversation.
21. Que, pour parler juste des passions, des vices et des vertus, il faut ordinairement descendre du discours général dans des distinctions particulières.
22. De quelle manière on doit dire des nouvelles.
23. Avec quelle retenue on doit parler de la guerre, de quelque profession que l'on soit.
24. De quelle manière il est bon de se tirer d'un tête-à-tête.
25. De la liberté de la table.
26. Sur le jeu et sur la manière qu'un honnête homme doit observer en jouant.
27. Sur le génie et le caractère propre de la plupart des dames.

Digitized by Google

considérations fort à propos, bien qu'elles ne soient pas toutes originales.[1] Il en est de même de La Bruyère, qui, dans ses *Caractères,* parle assez longuement de la société et de la conversation, De la Cour, Des Grands et du Prince. Il remarque (5 ch.) qu'il est fort difficile d'être longtemps un bon plaisant et qu'il n'est pas ordinaire que celui qui fait rire, se fasse estimer. Il faut, dans la conversation, ajoute-t-il, éviter le silence perpetuel, aussi bien que les discours inutiles, et l'homme de bon goût évite aussi toute affectation dans ses discours et dans son langage. Il se moque des bavards, qui vous content leurs affaires et ceux des autres, et il remarque que l'esprit de la conversation consiste bien moins à en montrer beaucoup, qu'à en faire trouver aux autres. Il faut avoir égard au caractère et à la condition des personnes qui vous parlent, les écouter patiemment et ne désobliger personne. L'esprit de contradiction n'est pas moins haïssable, et il ne faut jamais hasarder la plaisanterie même la plus douce et la plus permise, qu'avec des gens polis, ou qui ont de l'esprit. La Bruyère blâme ceux qui parlent sans écouter ceux qui leur répondent ou en les interrompant brusquement. Pour ce qui est de la cour, il remarque que les courtisans ressemblent au marbre, étant fort durs, mais fort polis, et qu'un esprit sain y puise le goût de la solitude et de la retraite. Il combat la fausseté quelquefois aussi inutile à un courtisan pour sa fortune que la franchise, la sincérité et la vertu, et il critique de même l'orgueil, les esprits flatteurs, complaisans, insinuans, dévoués aux femmes, et non sans ironie, conseille aux courtisans d'exalter leur noblesse et leurs aïeux. La vie de la cour, dit-il, est un jeu sérieux, mélancolique, qui applique; il faut arranger ses pièces et ses batteries, avoir un dessein, le suivre, parer celui de son adversaire, hasarder quelquefois, et jouer de caprice; et après toutes ses rêveries et toutes ses mesures, on est échec, quelquefois mat. D'ailleurs ce n'est pas la vie et la fortune de la cour que la Bruyère étudie,

---

[1] On connaît déjà, par exemple, ses recommandations de savoir parler et se taire à propos, de choisir des sujets convenables aux lieux, aux temps et au public, de fuir toute chose ayant l'air d'affectation et les remarques suivantes: Ce qui fait que si peu de personnes sont agréables dans la conversation, c'est que chacun songe plus à ce qu'il veut dire qu'à ce que les autres disent. Il faut écouter ceux qui parlent, si l'on veut être écouté; il faut leur laisser la liberté de se faire entendre, et même de dire des choses inutiles. Au lieu de les contredire ou de les interrompre (il faut) entrer dans leur esprit et dans leur goût, ne jamais contredire, ne jamais décider (p. 290).

Digitized by Google

et moins encore la formation d'un courtisan; ce sont plutôt des remarques satyriques et pessimistes sur la vie et les caractères des grands. L'abbé de Bellegarde, dans ses *Réflexions sur la politesse des mœurs* (Paris, 1708) a developpé, à peu près, le même sujet,[1] et Saint-Evremond, dans sa dispute entre le corrompu, la vertu trop rigide et l'honnête et habile courtisan,[2] expose des maximes révélant son intelligence douée d'une modernité supérieure. La raison, dit-il, autrefois rude et austère, s'est civilisée avec le temps; elle ne conserve aujourd'hui presque rien de son ancienne rigidité. Ainsi, il faut oublier un tems, où c'était assez d'être sévère, pour être cru vertueux; puis que la Politesse, la Galanterie, la science des voluptés font une partie du mérite présentement ... trouvez bon que les délicats nomment plaisir ce que les gens rudes et grossiers ont nommé vice. Et il ajoute qu'on a tort de prêcher sans cesse aux courtisans la modération de leurs désirs; car ils font de leur ambition leur plus grand mérite, et il serait malhonnête (à la cour) de se borner aisément à peu de chose. ... Il faut se contenter quelquefois du Bien, qui n'est pas entier et tantôt se satisfaire du moindre mal; il ne faut pas exiger une probité scrupuleuse, ni crier que tout est perdu, dans une médiocre corruption. Enfin cherchons des tempéramens pour les autres, et soyons sévères pour nous-mêmes. C'est là la moralité du *Misanthrope* de Molière. Quiconque voudra vivre à la cour, continuue Saint-Evremond, devra supporter les vices qui y dominent et surtout l'ingratitude, la flatterie et l'avarice; et tout ce que l'honnête homme peut y faire, c'est de choisir la société des gens de bien, sans avoir trop en horreur ceux qui ne le sont pas. Saint-Evremond se moque aussi de ceux qui ne peuvent quitter la Cour et se chagrinent de tout ce qui s'y passe, qui s'intéressent dans la disgrace des personnes les plus indifférentes, et qui trouvent à redire à l'élévation de leurs propres amis. Ils regardent comme une injustice tout le bien et le mal qu'on fait aux autres, et ils emploient à tout moment les grands mots

---

[1] L'abbé de Bellegarde répète des conseils bien connus sur le naturel, sur le devoir de fuir la flatterie, de se montrer aimable avec tout le monde, et il n'oublie non plus (p. 572) de combattre ce pays incompréhensible de la Cour où l'on n'est pas assuré de s'y maintenir avec de rares talens, un grand mérite, des services essentiels et où l'on doit toujours redouter la haine des envieux et des esprits médiocres, qui ne pardonnent jamais au mérite importun.

[2] Cfr. Œuvres meslées de Monsieur de Saint-Evremond, édition de Londres, 1709, vol. II p. 79 et suivantes, vol. I p. 76.

Digitized by Google

de Constance, Générosité, Honneur. Tant qu'on est engagé dans le Monde, continue-t-il, il faut s'assujétir à ses maximes, parce qu'il n'y a rien de plus inutile que la sagesse de ces gens qui s'érigent d'eux-mêmes en réformateurs. ... Je sais qu'un honnête homme est à plaindre dans le malheur, et qu'un fat est à mépriser, quelque fortune qu'il ait; mais haïr les favoris (des princes) par la seule haine de la faveur et aimer les malheureux par la seule considération de la disgrace, c'est une conduite à mon avis fort bizarre. Enfin l'honnête homme, tout en étant prudent, ne doit pas imiter ces courtisans qui flattent les puissants et méprisent les misérables; il pourra avoir son ambition et son intérêt, mais il ne lui est permis de les suivre que par des voies légitimes. Il peut avoir de l'habileté sans finesse; de la dextérité sans fourberie, et de la complaisance sans flatterie.

En exposant le sens de ces théories si différentes, je me suis abstenu d'un commentaire, qui aurait été à la fois ennuyeux et inutile. La vie de la Cour est passée, avec toutes ces règles, ou au moins elle s'est restreinte, étouffée par d'autres pouvoirs, offrant des chemins plus largement ouverts aux ambitieux. Ce n'est pas évidemment à la cour qu'on se rend aujourd'hui pour tenter la fortune; la souveraineté du peuple est entourée d'adorateurs, non moins humbles et dévots que les gentilshommes qui fléchissaient jadis leur genou devant le terrible cardinal en s'exposant aux brocards du grand comédien de Louis XIV[e]. Ce sont des mots qui n'ont rien de glorieux en eux-mêmes et qui s'emploient dans une nouvelle et importante acception: la cour, la chambre; et tandis que la première nous rappelle au moins un souvenir héroïque, des chevaliers combattant pour leur princes, pour leur patrie et pour la gloire, la chambre avec sa signification du dernier bourgeois, représente les passions plus positives, les avidités plus constantes, les haines moins avouées de notre époque. Mais de tout temps la chasse à la richesse et à ce que les hommes appellent honneur, gloire, dignité, a été vive et acharnée. On court, on se bouscule, arrive qui peut, le reste est écrasé, et la lutte devient plus passionnée aujourd'hui, où toutes les classes y sont appelées, où l'ancien gentilhomme est coudoyé et le plus souvent renversé par le manant d'hier.

Comment prétendre que ces écrivains que nous venons d'étudier, vivant au milieu des cours, et connaissant la force de l'intrigue qui y domine, puissent se montrer toujours dévoués à la

Digitized by Google

moralité la plus sévère? Leur but n'est pas celui de former un homme vertueux; ils visent au succès, et le succès ne saurait s'obtenir le plus souvent, que moyennant des transactions continuelles avec sa propre conscience. La dissimulation est la première règle qui s'impose, et avec la dissimulation l'art de gagner la faveur du prince, laquelle n'est parfois que la récompense de certains services et de certaines transactions qui n'ont rien à voir avec l'école du sage. Deux routes se présentent au gentilhomme, l'une conduisant à la solitude ennuyeuse d'un château, l'autre qui mène aux joies bruyantes du Louvre, et c'est seulement en suivant la première qu'on peut parvenir à la tranquillité philosophique, pourvu, bien entendu, qu'on renonce aux rêves de la gloire et de la fortune. Tout poète courtisan soupire, de temps en temps, vers le silence des champs; tout gentilhomme, après les déceptions des palais des rois, demande au village où il est né, la paix de son âme et l'oubli des misères humaines. Mais tant qu'on parcourt les allées fleurissantes de la Cour, le repos est interdit et la vie se présente sous sa forme de lutte acharnée et sans relâche. Je ne saurais donc condamner d'une manière trop rigoureuse les écrivains français, parce que leurs maximes sont souvent d'une moralité douteuse; je remarquerai seulement que ce n'est pas dans leur grand modèle, le *Cortegiano* du Castiglione, qu'ils ont puisé la partie la moins noble de leur enseignement. Malgré ce scepticisme en matière de religion qui lui a valu la correction imposée par l'*index,*[1] et malgré une inspiration tirée du Machiavel (II, 23) et qui est, sans contredit, fort blâmable, le Castiglione donne, en général, des règles où tout gentilhomme d'honneur peut se trouver à son aise, et son personnage, loin d'afficher sa corruption, devient une sorte d'idéal chevaleresque, auquel, aujourd'hui même, nous ne trouvons pas beaucoup à corriger. Le courtisan français est doué évidemment de qualités plus pratiques, mais en marchant directement à son but, il laisse trop souvent, pour me servir d'une expression de Victor Hugo, sa vertu accrochée aux buissons de la route. Ce n'est donc pas sans quelque étonnement que dans le beau livre de Monsieur Édouard Bourciez, sur Les mœurs polies et la littérature de Cour sous Henri II

[1] Voyez Cian: *Un episodio della storia della censura in Italia,* extrait de l'*Archivio storico Lombardo,* anno XIV, fasc. IV, 1887.

Digitized by Google

(Paris, 1886, p. 275), je lis un jugement si sévère sur la moralité du Castiglione. Son livre, dit-il, est à bien des égards le complément du livre du *Prince*, qui peint le souverain avec la perfidie, l'artifice, la violation de la foi jurée. Tel maître, tel valet ... il saura s'insinuer avec souplesse dans sa faveur et s'y maintenir par la flatterie de chaque jour ... On ignore donc que le Castiglione prêche à son élève que sopra tutto tenda sempre al bene: non invidioso, non maldicente; nè mai s'induca a cercar grazia o favor per la via viziosa, nè per mezzo di mala sorte? A quoi bon déclarer que se 'l nostro Cortegiano per sorte sua si troverà esser a servizio d'un che sia vizioso e maligno, subitochè lo conosca, se ne levi, per non provar quello estremo affanno che provano tutti i boni che servono ai mali (II, 22), lorsque ses théories doivent être comprises si à rebours, même par un esprit éclairé de nos jours? Quand même il y aurait quelque chose de blâmable en lui, les maximes des écrivains français que nous venons de citer, démontreraient, sans le moindre doute, sa supériorité morale et civile, et si Mr Bourciez lui reproche avec tant d'acharnemant l'ostentation de son chevalier, qui se sépare du gros de l'armée, pour mettre mieux en relief sa valeur personnelle, et certains accommodements avec son maître, que dirons-nous de Balzac, qui conseille à son courtisan de se défaire de cette vertu incommode, et de l'auteur de la *Fortune des gens de qualité*, pour revenir sur une seule de nos citations, déclarant ouvertement que ce n'est rien d'avoir du mérite, si nous manquons d'adresse pour en acquérir la réputation, et que les vertus cachées sont des trésors qui n'enrichissent personne? Ce sont là des maximes qu'on ne saurait retrouver dans le *Cortegiano*, mais que Beaumarchais répétera, sans connaître le Castiglione, par la bouche de son Figaro.

Torino. Pietro Toldo.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Zum Old English martyrology.

G. Herzfeld erweist es in seiner Ausgabe, für Early Engl. text soc. 1900, als Übersetzung aus Lateinischem [mindestens gröfstenteils]. Nun heifst Gregor I *ure altor, ure festerfæder*; *we syndan his alumni, we syndon his festerbearn*: folglich war schon der hier übersetzte Lateiner **L** ein Engländer. — Als Quelle für die Legende, wie Gregor Trajans Seele frei betete, nennt Herzfeld richtig den Paulus diaconus: also schrieb L nicht vor Ende des 8. Jahrhunderts, und darf auch aus der Auslassung[1] des Winfrid-Bonifaz nicht L's Abfassung vor 757 gefolgert werden. Auch Felix, der für Guthlac von Crowland benutzt wird, schrieb erst 747/9; er erwähnt dessen Schwester Pega, aber nicht wie M als eine Heilige. — Die Abfassung des **M**(artyrology) vor 900, eher vor 875, erweist Herzfeld aus der Sprache und der Schrift des ältesten Codex. Einen Terminus ante c. 875 mindestens für L (dem M vielleicht, ohne Rücksicht auf Änderungen in der Gegenwart, nur folgte) ergeben auch das Schweigen von König Eadmund von Ostangeln sowie von Bischof Swithun und die Erwähnung des Bestehens jener Kirchen, von denen man späterhin wufste, sie lägen durch die Skandinaven zerstört: Bardney, Barking, Beverley, Ely, Lastingham,[2] Lindisfarne, Streoneshealh (138. 186. 78. 102. 195. 159. 206). — Die Schrift des Codex B setzt Herzfeld um 975 und dessen dialektische Abweichung vom Original als wessexisch an. Zu beidem stimmt B's Variante, Aidans Gebeine lägen zu Glastonbury. Diese Abtei wurde nämlich von Eadmund I. begünstigt und zur Grabstätte erwählt [Birch *Cart.* 794;

[1] Ebenso wie dieses Argumentum ex silentio würde ein anderes, für eine Abfassung vor 782, trügen: Ceolfrid ruht nach M 178 zu Langres; aber vor 780/2 — als Alcuin *De sanctis Eubor.* 1299 schrieb (*Mon. Germ., Poetae Karol.* I 162) — war *corpus exinde patriam reductum*.

[2] Um 870 zerstört. Näheres vielleicht bei J. C. Wall *The monastic church of Lastingham* 1894 [nicht in Berlin].

Digitized by Google

Ann. Anglosax. 943 vor Wilhelm von Malmesbury]; sie will durch ihn Reliquien Aidans erhalten haben; dafs sie solche vorwies, berichtet ein anderer Westsachse um 990, der Verfasser der 'Heiligen in England' II 37. — Herzfeld erkennt M's Dialekt als mercisch und verlegt die Entstehung [doch vielleicht nur L's] in eine Stiftskirche, wo Pega und Hygebald berühmt waren; dies führe auf Lincolnshire, wo Hibalstow [aufser drei ferneren Higbaldskirchen [1]] liegt. Da jedoch letzteres kein Kloster besafs (was Herzfeld auch nicht behauptet), da beide Heilige doch nur so kurz wie keine anderen erwähnt sind, da endlich das nach Pega genannte Kloster Peykirk in Northamptonshire liegt, darf man vielleicht von Herzfelds nur vorsichtig zögernd ausgesprochener Vermutung abweichen. Näher liegt, an Lichfield zu denken: dorthin gehört Chad, neben seinem Bruder Cedd der einzige englische Bischof, der in M vorkommt (abgesehen von den hier auszuschliefsenden von York, Lindisfarne und Canterbury). Nicht nur ist die Notiz über Chad lang; er wird 194 nochmals, und zwar ohne Angabe der Diöcese, d. h. doch als bekannt, erwähnt, um einen anderen Namen dadurch zu bestimmen. Die Gröfse seines Sprengels wird, doch wohl stolz, angegeben. Wenn Guthlac mit der Schwester vorkommt, wie Herzfeld hervorhebt, so spricht das keineswegs gegen Lichfield: vom Lichfielder Bischof ward jener begünstigt; auch Higbald wird in Beziehung zu Chad erwähnt. Endlich sagt M: *Cedd wæs bisceop in Eastseaxum, ond hwæðere his lichoma resteð be norðan gemære in þam mynstre Læstinge ea.* Das klingt wie Bedauern und Gelüst nach Reliquien. In der That war ein solcher Wunsch Lichfields im 10. Jahrhundert erfüllt, also vorher schon vorhanden: *ðonne resteð Ceadda 7 Cedde on Licetfeld* ('Die Heiligen' II 6a). — Dafs M die Dietrichsage kannte, zeigt er p. 84 im Zusatze zu der Legende von Theodorichs d. Gr. Verdammung: *þæt wæs Theodoricus se cyning, þone we nemnað Þeodric.* — Abgesehen von der Sprachkunde empfangen die Litteraturgeschichte des frühen Mittelalters, die Hagiologie und die Altertumswissenschaft Englands von Herzfelds sorgfältigem Drucke, umsichtiger Kritik und gelehrtem Nachweise der Quellen eine wichtige Förderung. [2]

Berlin. F. Liebermann.

Richard der Reimer Edwards (II).

N. Hone druckte (Antiquary Nov. 1894 p. 190) aus einer Staatsarchivrolle, welche etwa 700 Briefe des Prinzen von Wales

---

[1] Arnold-Foster *Studies in church-dedications* II 373.

[2] Einen englischen Heiligenkalender des 11. u. 12. Jahrhunderts, vermutlich aus Winchester, benutzte *The martyrology of Gorman* (ed. Wh. Stokes, 1895; vgl. p. XLIV), welches Marianus Gorman, Augustinerabt zu Knock bei Louth, in mittelirischen Strophen 1166—74 schrieb. Er erwähnt Eadward II., Æthelwold, Dunstan, Ælfheah [† 1112].

Digitized by Google

von 1304/5 kopiert, u. a. folgende Bitte um Geigenunterricht für den prinzlichen Dichter: Al abbe de Salop'[1] saluz e che's amistez. Pur ceo q' Richard n[']re rymour desire molt d[']ap'ndre la menestralcie de crouther[2] e n' auoms entendu, q' v' auez un bon croutheour oue v', v' prioms ch'ement, q' v' voillez comander a v[']re croutheour, q'il ap'igne al di[t[3]] Rich' sa menestralcie, e q' v' voillez t'uer a meismes celi Rich' sa s'tenaunce en v[']re dite maison, tant come il y demorra entur l[']ap'se de la dite menestralcie, p'r l[']am'r de n'; e n' v' en voloms especiaument estre tenuz a m'cier. Don[') souz etc. a White Waltham le XII iour de Sept'. [1305]. — Am 2. Oktober erbittet der Prinz von Johann von London für die Kapelle seiner Schwester, der Gräfin von Hereford, den erfolgreichen Gesangslehrer der Kinder des Johann von London; in London bestellt er Trompeten und Kesselpauken (ebd. July 1895, 209). F. Liebermann.

Ein mittelenglisches Gedicht über Gärtnerei

druckte (aus einer Hs. um 1445 im Trinity College zu Cambridge, die einst Gale gehörte) Alicia M. Tyssen Amherst in *Archaeologia* 54 (1894) p. 157. Die 196 Verse beginnen:

> 'Ho so wyl a gardener be, | here he may both hyre and se | every tyme of the ȝere and of the mone, | and how the crafte schall be done, | yn what maner he schall delve and sette.'

Zuletzt steht das Saffran-Pflanzen:

> 'Three ynchys depe they most sette be; | and thus seyde mayster Ion Gardener to me. Explicit hic liber qui vocatur Anglice Mayster Ion Gardener.'

Den Dichter nennt hiernach die Herausgeberin John Gardener [ob mit Recht?]. Ihn hält Skeat für einen Kenter, den Schreiber für einen Londoner. Über Gartenkunst und Pflanzennamen folgen gelehrte Bemerkungen. F. Liebermann.

At one's fingers' ends.

Die Gottesurteile haben, sieben Jahrhunderte nach ihrem Absterben, der heutigen Sprache manche Redensart hinterlassen, z. B. 'darauf leg ich die Hand ins Feuer, nehm ich Gift, geh ich ins Wasser'. D'Arbois de Jubainville (*Études s. droit celt.* 106) citiert nun aus irischem Recht den Zauber, durch welchen 'le savant irlandais tirait la vérité du bout de ses doigts', und verbindet damit *savoir sur le bout du doigt*. Patetta (*Le ordalie* 152) bezweifelt die Verbindung, citiert aber das entsprechende *aver sulla punta delle dita*. Unser *an den fünf Fingern abzählen* scheint eher dem Rechnen des Volkes

[1] Shrewsbury. [2] 'fiddle' Hone. [3] dil Hone.

Digitized by Google

entsprungen; es übersetzt aber auch nicht, wie englische Lexika meinen, die Redensart jener anderen Sprachen. Vielmehr auch der Deutsche 'weifs etwas in den Fingerspitzen', was Grimms *Wb* III 1661 nicht mit dem Ordal verbindet. F. Liebermann.

Zur Schwanklitteratur im 16. Jahrhundert.

III.

In der *Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk.* 1894 S. 2 ff. hat Johannes Bolte eine von ihm entdeckte holländische Schwanksammlung von Fransoys Loockmans van Antwerpen aus dem Jahre 1589 beschrieben und die Quellen der einzelnen Erzählungen bis auf sechs, die ihm unbekannt geblieben, angegeben. Ich selbst habe im 94. Bande des *Archivs* (S. 147 ff.) drei von diesen unbekannten Quellen sicher, eine wahrscheinlich aufgedeckt und zugleich für zwei Schwänke, bei denen Bolte Boccaccios *Decamerone* als Quelle angenommen, Juan de Timonedas *Sobremesa y Alivio de Caminantes* als Vorlage nachgewiesen. Ich komme heute nochmals auf das Schwankbuch zurück, um Boltes Angaben weiter zu berichtigen und zu ergänzen.

Bolte läfst Bandello 'mit seiner vierbändigen Novellensammlung (1554—1573)' unter den Quellen 'die erste Stelle mit 26 Nummern' einnehmen. Diese Angabe ist in mehrfacher Beziehung ungenau:

1) Loockmans hat für den gröfsten Teil der 26 Novellen (für 20) nicht Bandello, sondern eine französische Übersetzung desselben vor sich gehabt, die meist François Belleforest zugeschrieben wird, aber thatsächlich nicht von ihm ist.
2) Eine der 26 (Nr. 56) geht weder auf Bandello, noch auf dessen französische Übersetzung zurück.
3) Bei 5 Novellen (Nr. 67—71) bleibt es zum mindesten zweifelhaft, ob sie direkt Bandello entnommen sind; ich vermute für sie ebenfalls eine französische Mittelquelle.
4) Ein Schwank, dessen Quelle Bolte unbekannt geblieben (Nr. 62), geht auf die oben erwähnte Pseudo-Belleforestsche Übersetzung zurück, ebenso
5) ein weiterer Schwank (Nr. 19), dem Bolte eine andere Quelle zuschreibt.

Um die Richtigkeit meiner ersten Behauptung zu zeigen, mufs ich etwas weit ausgreifen und zunächst den *'Histoires tragiques extraictes des œuures Italiennes du Bandel* ... par Pierre Boaistuau, furnommé Launay ... et Françoys de Belle-forest, Comingeois' ein paar Worte widmen.

Diese berühmte Übersetzung, die, wenn die Zahl der Ausgaben einen Mafsstab dafür abgeben kann, den Ruf und die Verbreitung

Digitized by Google

des Originals bedeutend übertraf, hat einen grofsen Einflufs auf die Litteratur Frankreichs und des Auslandes ausgeübt. Gleichwohl ist sie noch nicht Gegenstand einer besonderen Betrachtung geworden. Es herrscht sogar Unklarheit über die Zahl der Ausgaben, über das Verhältnis der einzelnen Ausgaben zu einander und über den Inhalt der Bände.[1] Mir stehen hierorts nur wenige und zum Teil defekte Ausgaben zur Verfügung, und ich kann daher heute den Gegenstand nicht erschöpfen. Aber so viel als zu der mich eigentlich beschäftigenden Frage nötig ist, kann ich doch vorbringen. Ich konstatiere also gleich, dafs der Inhalt der Bände — in den meisten vollständigen Ausgaben sind es deren sieben — besonders vom fünften Bande an nicht immer der gleiche ist. Nimmt man z. B. den fünften Band der *Hist. tragiques* in der Ausgabe 'Roven Adrian de Lavnay 1604' zur Hand, so findet man darin den gröfsten Teil der Erzählungen, die Loockmans nach Bolte dem Bandello direkt entnommen haben soll, und wir hätten also Belleforest als deren Übersetzer anzusehen. Greifen wir aber nach einer älteren Ausgabe der *Hist. tragiques,* z. B. nach der von Benoist Rigaud zu Lyon in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts gedruckten, so machen wir die Entdeckung, dafs nicht nur der fünfte Band einen ganz anderen Inhalt hat, sondern dafs die betreffenden Novellen überhaupt in der ganzen Ausgabe fehlen. Noch mehr: Betrachtet man diese letzteren näher und vergleicht sie mit solchen, die sicher aus der Feder von Belleforest stammen, oder mit solchen, die Boaistuau geschrieben hat, so sieht man sofort, dafs sie von einer anderen Hand herrühren müssen. Belleforest versieht seine Nacherzählungen — Übersetzungen sind seine *Hist. tragiques* strenge genommen nicht — mit seitenlangen *Sommaires,* er gestaltet seine Vorlagen um, verbreitert sie, flicht Verse ein und spickt seine Diktion mit vielen Ausschmückungen und gelehrten Anspielungen. Auch Boaistuau übersetzt durchweg frei und fügt *Sommaires* hinzu, nur dafs sie kürzer gehalten sind als diejenigen Belleforests. Jene Erzählungen im fünften Bande der Rouener Ausgabe sind aber ganz getreue Übersetzungen des Bandello ohne *Sommaires,* und ihr Stil ist auffallend verschieden von dem der beiden eben genannten Autoren. Wie gerieten sie nun unter die *Histoires tragiques* von Boaistuau und Belleforest?

Den Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels giebt uns der sie-

---

[1] Brunets Angaben (*Manuel du Libraire* s. v. Bandello) sind in keiner Weise erschöpfend. Es sind mehr Ausgaben vorhanden, als er anführt, und die Beschreibung der von ihm angegebenen läfst zu wünschen übrig. Die bibliographischen Schwierigkeiten erwachsen daraus, dafs die '*Histoires tragiques*' nicht auf einmal, sondern in einem Zeitraum von etwa 25 Jahren (1558/59—1583) bandweise herauskamen, und dafs sowohl von den einzelnen Bänden als auch von mehreren zusammen immer wieder neue Ausgaben und Nachdrucke erschienen, bevor das ganze Werk fertig war.

Digitized by Google

bente Band der *Histoires tragiques* in der Ausgabe Emanuel Richard, Paris 1582 (editio princeps)[1] oder Benoist Rigaud, Lyon 1595 (Nachdruck)[2] an die Hand. Dort heifst es auf der letzten Seite des Bandes in einem

Advertissement au Lyseur

'Ie penſoy que la loyauté retint encor quelque place parmi ceux, qui manient les lettres: ſi bien qu'ayant fait vn cinquieſme d'histoires Tragiques, ie vouloy que ceſtuy le ſuiuiſt, comme ſixieſme, ſortant de ma forge. Mais il y a eu vn fin drogueur d'eſcrits d'hommes de ſçauoir, auquel ie ne veux faire l'honneur de le nommer, lequel (ne ſcay pour quelle occasion, & attirant autre auec luy en ſon impoſture) empruntant contre ma volonté & intention quelques hiſtoires que i'auoy faites pour mon liure cinquieſme qui luy ſemblait trop petit en volume, les a fourrees en vn ſixiesme imprimé d'autre que de moy, à Lyon, abuſant & du nom d'vn autre & du mien tout ensemble.... Ç'a eſté l'occasion .. que i'ay baſti ce ſeptieſme, & que de cinq i'ay ſauté a ſept, pour n'entrer en chicanerie, me ſuffiſant que tu ſois aduerty du tort fait & a moy & a celuy qui eſt le recueilleur du ſixieſme portant tiltre du Bandel: car les miens .. ne doiuent rien qu'à ma ſeule diligence' etc.

Dieses advertissement ist etwas dunkel, und man weifs nicht recht — es trägt keine Unterschrift —, geht es von Belleforest oder vom Verleger aus; aber so viel ist klar, dafs darin ein *ſixieſme liure* als Fälschung bezeichnet wird. Dieses, das den meisten Ausgaben der *Histoires tragiques* fehlt, besitzt glücklicherweise die Münchener K. Hof- und Staatsbibliothek.[3] Es ist 1582 in Paris bei Jean de Bordeaux erschienen oder, da das Privilegium bereits vom Januar 1580/81 datiert ist, vielleicht schon früher. Unter dem *drogueur d'eſcrits d'hommes de ſçauoir* versteht das advertissement offenbar Jean de Bordeaux und unter seinem Complicen Gabriel Buon — beiden 'Libraires en l'Université de Paris' war das Privilegium erteilt worden —, und wenn man näher zusieht, ist der Tadel berechtigt. In dem Bande sind neben drei Erzählungen *'de l'invention de Françoys de belle Forest'* dreifsig aus Bandello. Unter den letzteren finden sich sämtliche zwanzig oben erwähnte Nummern, die Loockmans verwertet hat. Natürlich haben spätere Herausgeber — trotz des Protestes im *advertissement* — auch die dreifsig ohne Bedenken Belleforest zugeschrieben.

Wenn aber Belleforest nicht der Übersetzer ist, woher nahm der *drogueur d'eſcrits d'hommes de ſçauoir* die Geschichten? Auch

[1] Münchener Hof- u. Staatsbibl., P. O. ital. 8° (16°) 104 m, Bd. VII.
[2] Gleiche Bibliothek, P. O. ital. 8° 104°, Bd. VII.
[3] Signatur P. O. ital. 8° 101 m, Bd. VI.

hierauf kann ich, dank der K. Hof- und Staatsbibliothek dahier, antworten. Sie besitzt unter der gleichen Signatur wie der sechste und siebente Band[1] und fälschlich als Tome VIII bezeichnet einen '*Dernier volvme des Novvelles de Bandel, Traduites d'Italien en François. Reueu et corrigé de nouueau. A Lyon. Par Alexandre Marſilij 1578*'. Die Worte *Reueu et corrigé* lassen auf eine ältere Ausgabe schliefsen, und aus Brunet erfahren wir auch, dafs das Büchlein bereits 1574 erschienen ist. Alexandre Marſilij ist kein anderer als der Herausgeber und Verleger der (italienischen) '*IV. parte de le Nouelle del Bandello*', und unser Büchlein ist weiter nichts als eine vollständige wortgetreue Übertragung der *quarta parte*, in der die Reihenfolge der Novellen beibehalten und nur der Ballast von Dedikationsschreiben weggeblieben ist. Marsilij sagt in einer Vorrede Av Lectevr unter anderem folgendes:

> 'Mais ſur tous ceux qui ont traitté ſemblables matieres, Bandel .. ſemble eſtre le plus excellent ... Apres ſa mort, on a trouué en ſon estude ... vn aſſez iuste volume, qui contient Nouuelles auſſi ioyeuſes, admirables & dignes de commiſeration, que il y en ait en ſes oeuures precedentes. Ayant recouuré ceste derniere partie, eſcrite de la main meſme du ſeigneur Bandel, ie deliberay de la faire imprimer: & conſiderant qu'elle meritoit d'eſtre veue d'vn chacun ... ie l'ay fait traduire en François & depuis imprimer, laquelle maintenant ie te preſente etc.'

Nach diesen Worten hat irgend ein unbekannter Übersetzer — in Lyon, das eine starke italienische Kolonie besafs, gab es unstreitig deren genug — die Übertragung vorgenommen.

Der Herausgeber des unechten *sixieſme liure* hat die ersten 28 von den 30 Novellen und selbst die Vorrede Marsilijs diesem Büchlein wörtlich entlehnt. Die Übereinstimmung erstreckt sich sogar auf die Reihenfolge und die Überschriften der Geschichten.

Hat nun Loockmans dieses oder jenes zur Vorlage gehabt? Ich kann diese Frage, da mir das holländische Buch fehlt, nicht mit Sicherheit entscheiden. Unschwer ist es aber, zu zeigen, dafs Loockmans eines der beiden Bücher und nicht Bandello direkt benutzt hat. Die kurzen Inhaltsangaben, die an der Spitze der Erzählungen stehen, sprechen deutlich genug. Man vergleiche zum Beispiel:

---

[1] P. O. ital. 8° 104[m]. Die unter dieser Signatur vereinigten Bände gehören verschiedenen Ausgaben an: Bd. I Lyon Pierre Rollet 1578, Bd. II Turin Cesar Farini 1580, Bd. III Paris Jean de Bordeaux 1572, Bd. IV Turin Ierosme Farine 1571, Bd. V (fehlt), Bd. VI, VII und VIII vgl. oben. — Die unter der Sig. P. O. ital. 8° 104[o] vereinigten Bände sind zwar alle Lyon Benoist Rigaud gedruckt, aber in verschiedenen Jahren: Bd. I 1596, II 1591, III 1594, IV 1591, V 1601, (VI fehlt), VII 1595.

Digitized by Google

Loockmans 4	**Bandello IV, 17**	**Franz. Üb. 17**
Goñell*e* iaechde den Marcgraue Nicolaes van Ferraren en groote vreese aen, om hem te verlossen vande vierdaechsche cortse. Den marcgraue woude sijn reuengie hebben, daer door den armen Gonnelle stierf.	Fece il Gonell*a* vna brutta paura al Marcheſe Nicolo di Ferrara liberandolo da la quartana, il quale con vna altra paura volendo beffare eſſo Goñella fú cagione de la morte di quello.	Gonnell*e* fait vne belle peur au Marquis Nicolo de Ferrare pour le deliurer de la fieure quarte. Le marquis voulut auoir ſon reuanche qui fut la cauſe de la mort du poure Gonnelle.
Nr. 9	IV, 9	Nr. 9
Arnout (Arnoul?) hertoghe van Gelderen wort sijn hertochdom af gheñomen door sijnen eyghen sone, ende van hem in gheuanghenisse ghestelt. Daer nae door de hulpe vanden paus, vanden keyser ende vanden hertoghe van Bourgoenien wort hy weder in sijnen staet ghestelt. Synen sone na dien hy eenighen tijt lanck hadde geuanghen geseten, wort vande Gentenaers voor Dornick geleyt, daer sy hem schandelijck deden steruen.	Arnolfo Duca di Gheldria dal proprio figliuolo é priuato del dominio e posto in prigione. Dapoi eſſendo restituito nel Ducato priua il figliuolo de la heredità e da Gantesi eſſo ribaldo figliuolo è vituperoſamente morto.	Arnoul, duc de Gueldres eſt deſpouillé de ſon Duche par ſon propre fils, et par luy mis en priſon: depuis, par la faueur du Pape, de l'Empereur, & du Duc de Bourgogne, il est remis en ſon eſtat: ſon fils, apres auoir quelque temps demeuré prisonnier, fut conduit par les Gantois deuant Tournay & là le firent honteusement mourir.
Nr. 14	IV, 10	Nr. 10
Franchoys van Carraren, heer van Padoua, wert verlieft op eene van zijn borgerinnen.... Sijn huysvrouwe werdet gewaer ende ontdectent den man vande borgerinne. Int eynde hebbende tsamen geaccordeert, wreecten zijt, betalende met de selue munte de selue, die hen ongelijck deden.	Francesco da Carrara Signore di Padoa ſi innamora di vna ſua Cittadina .... la moglie di Francesco ſe ne auede e il dice al marito de la innamorata del Signore, e con lui accordata amoroſamente ſi godeno.	François de Carrare, ſeigneur de Padoue, deuient amoureux d'vne ſienne citadine .... ſa femme s'en apperçoit & le deſcouure au mari de l'amoureuſe. En fin, ayans accordé leurs flutes, ils s'en vengent payans en la meſme monnoye ceux qui leur faiſoyent tort.
Nr. 54	IV, 11	Nr. 11
Accelijn, den eersten van dien name, ontschaecte een jonghe dochter, die sijnen neue belooft was, daer wt	Eccelino primo da Romano cognominato Balbo, rapiſſe vna giouane promeſſa a vno ſuo nipote. Onde gran-	Accellin, premier du nom, rauit vne jeune fille, promiſe à vn ſien neueu, dont s'en enſuiuit de

Digitized by Google

dat volchde de doot van seer veel menschen ende de ruijne van veel casteelen.	dissimi incendij, morti di huomini, e roina di molte Castella ne seguirono.	grans eſclandres, la mort d'vn grand nombre d'hommes et la ruine de pluſieurs chasteaux.
Nr. 62	IV, 25	Nr. 25.
Wat dinghe dat een schoon, edele ende rijke joncvrou dede naer het overlijden van heuren man, niet hebbende de deucht van suyuerheytn ede willende nocht ans niet herhouwen etc.	Cio che faceſſe vna ricca nobile e forte bella Gentildonna rimaſa vedoua, ne più ſi volendo rimaritare, ne poſſendo contenersi etc.	Ce que fit vne belle, noble & riche damoiselle, apres le decez de ſon mari (n'ayant le don de continence) & ne ſe voulant toutefois remarier etc.

Nachdem Loockmans für den weitaus gröſsten Teil der angeblich Bandello entlehnten Schwänke eine französische Mittelquelle gehabt, scheint es mir wenig wahrscheinlich, daſs er das Original überhaupt gekannt und benützt hat. Von den sechs noch übrigen Erzählungen soll eine, die 56., auf Bandello I, 33 zurückgehen. Ich halte diese Angabe für unrichtig, denn Loockmans' Inhaltsandeutung stimmt wörtlich mit Heptameron Nr. 50 überein, während Bandello, obwohl seine Novelle unstreitig ähnlich ist, doch, wie aus der Überschrift bereits hervorgeht, nicht unwesentlich davon abweichen muſs. Man vergleiche:

Loockmans 56	Heptam. 50	Bandello I, 33
Eenen amoreus, naer dien hy ghelaten was, ontfangt de gifte der amoreuser ghenaden; daer af hy sterf ende sijn vriendinne om sijnent' wille.	Vn amoureux, apres la ſaignée, reçoit le don de mercy, dont il meurt & ſa dame pour l'amour de luy.	Dvi amanti si trovano la notte inſieme & il Giouine di gioia ſi muore, e la Fanciulla di dolor s'accora.

Es verbleiben jetzt noch fünf Geschichten, die alle aus dem zweiten Buche des Bandello stammen und sich nicht bei Boaistuau und Belleforest finden. Aus der Angabe Loockmans' bei der 67. Erzählung 'Getrocken wt de italiaensche werken van Bandel' möchte man schlieſsen, daſs er für diese fünf wirklich das Original, vielleicht gerade den zweiten Band der Novellen Bandellos, der ihm zufällig in die Hände gefallen, vor sich gehabt habe. Die Überschriften der Erzählungen unterstützen diese Annahme, denn sie ähneln denen bei Bandello sehr. Man vergleiche z. B.

Loockmans 70	Bandello II, 49
De goedertierenheyt van eenen leeu teghens een ionghe maecht, die hem eenen hont wten clauwen trock, sonder van hem eenich letsel te ontfanghen.	Clemenza d'un Leone uerſo una Giouanetta, che gli leuò un Cane fuor de gli ugnioni, senza riceuer nocumento alcuno.

Aber die Namensform Bandel für Bandello weist wiederum auf eine französische Quelle hin, und so muſs ich es vorerst unentschieden

lassen, ob Bandello selbst oder eine französische Schwanksammlung die Vorlage Loockmans' für die fünf Novellen gewesen. Ich dachte anfänglich an Gabriel Chappuys' aus italienischen Novellisten zusammengestoppelte *Facétieuses Journées* (1584), in denen u. a. auch Bandello stark geplündert worden, allein nach dem, was mir über den Inhalt bekannt geworden, scheint diese Sammlung hier nicht in Betracht zu kommen.

Auf die französische Übersetzung der *quarta parte* des Bandello geht eine der sechs Novellen zurück, deren Quellen Bolte unbekannt geblieben sind. Es ist die 62., und sie entspricht Bandello IV 24, französische Übersetzung Nr. 24 (Sixieſme liure der Hist. tragiques Nr. 24 S. 120). Ich stelle die Überschriften hier zusammen.

Loockmans	Franz. Übers. der IV. p.*
Hoe lustelijck dat twee ghesellen malcanderen wtstreken, soo dat den eenen meynde zijnen baert te perfumeren met een welrieckende compositie ende bestreken met vuylen stinckenden stront.	Baye facecieuſe & ſale d'vn Bergamasc a vn autre Bergamasc, lequel ſe penſant parfumer la barbe & les cheueux de composition odoriferante, ſe les empatrouilla de merde.

Bandello: Ridicola e vituperosa beffa fatta da vno Bergamaſco a Fracaſſo da Bergamo, che credendo profumarſi la barba e capelli di adorata compositione ſi impaſtricciò di fetente ſterco.

Die Namensform Fregose bei dem Niederländer in Übereinstimmung mit dem Franzosen gegenüber Fregoso — hervorragender Truppenführer im Dienste Venedigs und später Franz' I. — bei Bandello, beweist wiederum das Abhängigkeitsverhältnis Loockmans' zu der französischen Übersetzung.

Beim 19. Schwanke nimmt Bolte an, dafs *Les Comptes du monde adventureux* Nr. 6 die Quelle sei, und er verweist zum Vergleich auf Bandello IV, 28. Ich halte, wieder nach der Überschrift, die französische Übersetzung der *quarta parte* des Bandello für die Vorlage. Man vergleiche:

Loockmans	*Franz. Übers.*	*Les Comptes*
Eenen coopman van Lyons, om tsnachts te mogen gaen slapen met zijn joncwijf, maeckte een compact met zijnen winckelknecht, ende dede hem in sijn bedde slapen by zijn huysvrouwe. Den knecht, tcompact met zijnen meester gemaect, continueerte den geheelen nacht de amoureuſe vreucht met zijn vrouwe, ende wat daer door geschiede.	Vn drappier à Lyon, pour aller coucher la nuict auec vne eſpouſee, fait certaines paches auecques vn ſien ſeruiteur de boutique, & le fait coucher en ſon lict, auec ſa femme. Le ſeruiteur obliant les paches faites auec ſon maiſtre, continue toute la nuict l'amoureux deduit auec ſa maiſtreſſe et ce qui en aduint.	D'vn marchand de Lyon, qui a ſa pourſuite propre fit aller ſa femme au change.

Digitized by Google

Was endlich die letzte Novelle betrifft, deren Quelle noch verborgen ist — Nr. 47 — so vermutete Bolte richtig, dafs sie 'durch eine französische Zwischenstufe auf Bebel Facetiae I, 3—4' zurückgehe; aber diese Zwischenstufe ist ein Buch, das Loockmans viel benützt und Bolte selber bis auf das eine Mal auch immer als Quelle angegeben hat, nämlich *Les Comptes du monde adventureux*. Loockmans benutzte die elfte Erzählung. Ich stelle wieder die Überschriften nebeneinander.

Loockmans	*Les Comptes*
Van den ongheluckighen cleermaker.	Du trop bon mefnage d'vn Bourgeois, qui fut caufe de la ruine de fon cousturier.

Hier herrscht ausnahmsweise wenig Übereinstimmung unter den Überschriften. Allein nach den Andeutungen Boltes über den Inhalt des holländischen Schwankes kann gar kein Zweifel sein, dafs die französische Erzählung dessen Quelle war. In den *Comptes du monde adventureux* 11 wird ein Schneider zuerst durch einen Prozefs ruiniert, den ihm ein Bourgeois von Paris an den Kopf wirft, er wird Müller, kommt aber auch so auf keinen grünen Zweig, bettelt, kommt zu einem Bäcker u. s. w. Wir haben also in der Erzählung eine freie Nachbildung des lateinischen Schwankes von Bebel, auf den Bolte hingewiesen.

Bei der 63. Erzählung Loockmans' nennt Bolte Heptaméron 63 als Quelle. Das ist wohl ein Schreibversehen, es mufs Hept. 60 heifsen. Man vergleiche:

Loockmans 63	*Heptaméron* 60
Een vrouwe van Parijs verlaet haeren man, om enen sangher te volghen, daer nae heur doot ghelatende liet sy heur begraven.	Vne Parisienne abandonne fon mary pour fuivre vn chantre, puis contrefaisant la morte fe feit enterrer.

Es stellt sich jetzt — die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf Boltes Angaben — das Quellenverhältnis folgendermafsen: Bandello (ital.?) 5 (26), französische Übersetzung des Bandello 22 (0), Comptes 21[1] (21), Heptaméron 16 (13), Des Perriers 5 (5), Timoneda 3 (0), Boccaccio 0 (2) Juan Aragones 1 (0).

[1] Von den 21, die Bolte angab, fiel eine (Loockmans Nr. 19) weg, dafür kam aber, wie wir sahen, eine andere (Loockmans Nr. 47) dazu, so dafs sich die Zahl gleich blieb.

München. A. L. Stiefel.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Prof. M. Evers, Deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte im Abrifs. Allgemeinverständlich dargestellt. I. Teil. Deutsche Sprach- und Stilgeschichte im Abrifs. Berlin, Reuther und Reichard, 1899. XX u. 284 S. M. 3,60.

Zu den vielen schon vorhandenen Litteraturgeschichten gesellt sich dieses neue Buch mit dem Anspruch, in der Einteilung und äufseren Form der Darstellung etwas Neues, möglichst Praktisches zu bieten. Die Abweichung von anderen Werken besteht darin, dafs das Sprachliche nicht wie sonst, wenn es überhaupt in Betracht gezogen wurde, ziemlich beiläufig neben der eigentlichen Litteraturgeschichte abgethan wird, sondern in gröfserer Ausdehnung und Selbständigkeit, nach Kräften getrennt von der ästhetisch-biographischen Behandlung, zur Geltung kommt.[1] Von den beiden beabsichtigten Bänden ist der ganze erste diesem Gebiete gewidmet. Ein Hauptzweck des Verfassers ist es dabei, durch die von ihm zu vermittelnde tiefere Kenntnis unserer Muttersprache die Liebe und das Verständnis für sie in recht weiten Kreisen zu erwecken und zu fördern, und er tritt somit als eifriger Vorkämpfer für die Bestrebungen des allgemeinen deutschen Sprachvereins auf, dem er auch sein Werk gewidmet hat.

Über die Anlage des vorliegenden ersten Bandes mag zunächst ein Überblick über seinen Inhalt unterrichten. Nach der Einleitung (S. 1—11) und dem ersten Hauptteile 'Vorbegriffe' (S. 12—38) behandelt der zweite Hauptteil (S. 39—60) 'die deutsche Sprache innerhalb der germanischen Sprachfamilie', der dritte (S. 61—272) die 'besondere Geschichte der deutschen Sprache'. Dieser bespricht in der ersten Hauptgruppe das Niederdeutsche, in der zweiten das Althochdeutsche, in der dritten das Mittelhochdeutsche, in der vierten das Neuhochdeutsche. Die letztere zerfällt

[1] So ganz neu ist dieser Gedanke aber doch nicht, wie die trefflichen allgemeinen Übersichten über Sprache und Verskunst in Wackernagel-Martins Litteraturgeschichte zeigen.

Digitized by Google

wieder in drei Hauptabschnitte: A. 1500—1748, die Begründung des Nhd., Luther bis Klopstock. B. 1748—1848, die klassische Höhe des Nhd. C. 1848 bis jetzt, neuere Sprachentwicklung und Gegenwartslitteratur.

Aus dieser etwas unsymmetrischen Einteilung ist zu ersehen, dafs die Darstellung durchaus auf litterargeschichtlicher Grundlage ruht. Eine eigentliche Sprachgeschichte in engerem Sinne, wie sie etwa die Sprachgeschichten in Pauls Grundrifs bieten, wird nicht gegeben; auf die Berücksichtigung der Mundarten wird, abgesehen von einigen beiläufigen Erwähnungen, fast ganz verzichtet. Die 'Sprach- und Stilgeschichte' besteht im wesentlichen darin, dafs einige allgemeine Bemerkungen über Sprache und Stil des behandelten Abschnittes durch Textproben erläutert werden — ein für volkstümliche Zwecke gewifs nicht verwerfliches Verfahren. Auch wenn man sich hiermit für einverstanden erklärt, mufs man aber doch öfter, als es bei einem so gut gemeinten Buche lieb ist, namentlich im ersten Drittel desselben, scharfe Kritik üben; denn Evers besitzt leider nicht eine so gründliche Kenntnis unserer Sprache, wie er Liebe zu ihr empfindet, und er hat es — zu niemandes Vorteil — unternommen, andere über ein Gebiet zu belehren, dem er selbst so gut wie fremd gegenübersteht.

Solch hartes Urteil zu rechtfertigen, ist eine gröfsere Auswahl von Beweisstellen notwendig. Gleich in der Einleitung über 'Sprache und Litteratur im Verhältnis zur Weltgeschichte' scheint den Verfasser die Begeisterung für seinen Stoff etwas zu weit geführt zu haben. Dafs die Geschichte der Völker auf ihre Sprache einen gewaltigen Einflufs übt, wird niemand leugnen; dafs aber das Umgekehrte, wie hier allgemein gesagt wird, in ebenso hohem Grade der Fall sei, hätte bewiesen werden müssen, und dafs einem grofsen Geschichtsereignisse häufig ebenso wie dem Blitze der Donner ein Wiederhall in Litteratur und Sprache folge (S. 8 § 13), ist etwas übertrieben und keineswegs die Regel, wenn man nur überlegt, dafs die Blüteperiode in der Litteratur so manches Volkes geradezu mit dessen politischem Verfall gleichzeitig ist (und umgekehrt). Die Heranziehung der babylonischen Sprachverwirrung nach der Bibel ist unkritisch. Die Ausführungen über Ursprung und Wesen der Sprache sind keineswegs allgemeinverständlich und zeitweilig überhaupt nicht recht klar, und die Behauptung, dafs gewisse Stufen der Sprachentwicklung gewissen psychologischen Begriffen oder Funktionen entsprächen, so 1) der Laut der Wahrnehmung und Empfindung, 2) die Wurzel der Anschauung, 3) das Wort der Vorstellung, 4) dem Begriff der Satz (§ 22), ist gesucht und veraltet, ebenso wie die Annahme (§ 37), dafs 'wohl alle urältesten Wurzelwörter oder Wortstämme ursprünglich bildlich-metaphorisch kraft schöpferischer Phantasien gebildet seien'. — Am schwächsten, ja ganz verfehlt ist der zweite Hauptteil des Buches. Phonetische Bildung scheint dem Verfasser völlig abzugehen. Es fehlt eine Übersicht über die Einteilung der Laute, die doch in einem sprachgeschichtlichen Werke unentbehrlich ist. Die Darstellung der Lautverschiebung ist un-

Digitized by Google

vollständig und verwirrt. Die idg. med. aspiratae *gh dh bh* werden Spiranten genannt (S. 46). Vom grammatischen Wechsel und Vernerschen Gesetz, von der Verschiedenheit der Verschiebung je nach der Stellung des Lautes im Worte hört man nichts.[1] *Atzen* ist keineswegs mit *essen* auf gleiche Stufe zu stellen, wie es die Klammer in § 91 anzudeuten scheint, sondern es ist ein durch Suffix gebildetes Kausativum dazu. Nhd. *laufen* mit lat. *labi* zusammenzubringen, ist eine lautliche Unmöglichkeit. Die got. Entsprechung für *Hanf* würde **hanaps*, nicht *hanps* (!) heifsen. Ags. *flêotan* wird (statt **fliutan*) für gotisch ausgegeben. Die unmögliche ahd. Form *piran* beweist Evers' Unkenntnis der ahd. Lautlehre (alles dies § 91), fürs Got. ergiebt sie sich aus der Aufstellung (§ 92), dafs die Diphthongierung dort ganz zu fehlen scheine. S. 47 Z. 2 v. u. steht, die mhd. Verbindung *iu* sei wie zwei Vokale hintereinander zu sprechen, S. 48 letzte Zeile dagegen, mhd. *iu*, *io* [soll wohl *oi* heifsen?] laute = *ü*, *eu*. Ferner wird nach S. 48 oben mhd. *ou* zu nhd. *ū*! Die Äufserungen über die 'merkwürdige Gesetzmäfsigkeit des Ablauts' in § 93 sind unklar. Ein got. Verbum *didan*, *dan* (§ 94) giebt es ebensowenig wie einen ahd. Infinitiv *tan*. In § 99 lernen wir 'leerere' Vokale im Gegensatz zu den volleren kennen. Eine ahd. Konjugation *faru*, *faris*, *farit* giebt es auch nicht, und auch kein ahd. vb. *gruozjan* (§ 100). Ein 'Endungs-*i*' (gemeint ist der Bindevokal der Präteritalendung) braucht in den bekannten Fällen weder synkopiert zu werden noch auszufallen, wie § 101 zu lesen ist, weswegen auch der 'sogenannte' Rückumlaut bekanntlich gar kein Umlaut ist, und noch viel weniger brauchen wir gar den hier neu auftauchenden versteckten Umlaut. Überhaupt ist dem Verfasser das Wesen des Umlauts gar nicht aufgegangen, wie die Übersicht in § 102 zeigt. Als Gegenstück zum Rückumlaut bringt er uns auch noch eine Rückbrechung (§ 103). Die Übersichten über got. und ahd. Konjugation (S. 52) starren von Fehlern; hier nur ein paar der gröbsten: got. *siuthan* ist unbelegt. Das part. prt. heifst *hlaupans*, nicht *hloupans*. Pl. prt. und prtc. heifsen ahd. nach Evers *fundumês* und *fundan* (statt gewöhnlicher *funtumês* und *funtan*). Statt *biugu* steht *pioku*, statt *siudu*, *sôd* steht *siotu*, *soul*. Das prt. von *hloufan* soll [immer?] heifsen *hliaf*, *hliafumês*, ich suche und ich suchte *sôh(h)u* und *sôhhita*. Ähnlich steht es mit der ahd. Deklination S. 55. — Dieselbe Unkenntnis der älteren germanischen Dialekte zeigt sich auch noch weiter in der ersten und zweiten Hauptgruppe des zweiten Hauptteils. Die as. Genesisbruchstücke sind gar nicht erwähnt. Der Anfang des Hildebrandsliedes ist im Text und noch mehr in der Übersetzung entstellt: die *h* in *gihorta* (sic) und *urhêttun* sollen allitterieren, und die Übertragung lautet (S. 61): 'Ich hörte das sagen, dafs sich erhiefsen eine Begegnung H. und H.'. — In den Strafsburger Eiden (S. 70) heifst *in godes minna* nicht 'aus Liebe zu Gott', sondern 'in der Hoffnung auf die Liebe Gottes' oder 'bei der Liebe Gottes'. — *Saumtier* kommt nicht unmittelbar aus gr. (nicht lat.) *σάγμα*,

[1] Auch die z. T. widerspruchsvollen Ergänzungen in § 129 sind unzureichend.

Digitized by Google

sondern aus der Vulgärform *sauma*. *Schürze* ist mit Kluge besser auf mlat. *excurtus* als auf *scortum* zurückzuführen (S. 75). Die Merseburger Sprüche sind nicht in fränkischer (ein etwas weiter Begriff), sondern wegen der unverschobenen *d* wahrscheinlich in einer thüringischen Mundart geschrieben (S. 76). *cuniowidî* (so statt *cuoniowidi*) heifst nicht Kniefesseln; im letzten Verse des ersten Spruches kann nicht *insprinc* und *invar* allitterieren, da der Ton auf der Stammsilbe ruht, sondern die beiden Hälften reimen sich. Im zweiten Spruche sollen die *b* in *Balderes* und *birenkit* den Stabreim tragen, *biguolen* wird übersetzt 'begau(ke)lte ihn'. — Im zweiten Halbverse des Ludwigsliedes (S. 79) ist *her* wieder einmal fälschlich mit *Herr* statt durch das Pronomen *er* wiedergegeben. — Diese noch immer beschränkten Proben mögen genügen.

Abgesehen von noch manchen sprachgeschichtlichen und einigen sonstigen Fehlern ist der Rest des Buches vom Mhd. an besser, besonders sind einige zusammenfassende Abschnitte recht hübsch gelungen, aber dadurch werden die bisher erwähnten Mängel keineswegs ausgeglichen. Noch mufs ich aber auf einen Punkt näher eingehen, um einer Forderung Wustmanns nachzukommen, der die gleiche Beachtung der Form wie des Inhalts eines Buches verlangt, und zwar weil Evers selbst diese Forderung anführt und ihr grofses Gewicht beizulegen scheint. Leider können wir aber auch hier keine schrankenlose Anerkennung zollen. Der Stil ist zwar durchweg frisch und lebhaft und verrät allenthalben die Begeisterung des Verfassers für seinen Stoff, aber mehrfach gerät er in allzu grofsen rhetorischen Schwung, und da ergeben sich Anakoluthe, die sich im mündlichen Vortrage hinnehmen lassen, im Druck aber wenig angenehm wirken; andererseits finden sich auch elliptische, abgehackte Sätze, die auch nicht schön sind. Fremdwörter sind naturgemäfs möglichst vermieden, aber es hätte sich des Guten leicht noch mehr thun lassen, ohne des Sprachvereins richtigen Grundsatz weiser Mäfsigung zu verletzen. So begegnet noch gar zu oft das blasse Wörtchen interessant, krafs ist dem Naturalismus und Realismus als mehrfach wiederkehrendes Beiwort vorbehalten, Paragraphierung ist eine häfsliche Drillingsbildung, direkt wird unnötig und ohne Sinn gebraucht (S. 69. 80. 162), Jury (S. 121) ist entbehrlich, skurril ist glücklicherweise so gut wie gar nicht mehr gebräuchlich, brauchte also hier (S. 177) nicht wieder aufgewärmt zu werden. Störend sind die vielen aufdringlichen 'bekanntlich' und das allzu verschwenderisch als epith. ornans gebrauchte 'berühmt'; ein paarmal begegnet auch das wenig erfreuliche 'wundervoll, grofsartig, voll und ganz'. Auffallend ist des Verfassers Vorliebe für neue, aber meines Erachtens nicht sehr zu billigende Zusammensetzungen wie 'Siegfriedschwert, Luthersprache, Schiller-, Shakespearesprache', selbst 'Iphigenien-, Thusnelden- und Mythologiesprache'. Die durchgängig gebrauchte Form 'mittelaltrig' ist zum mindesten nicht hergebracht, 'verschlimmbessern' und Ableitungen davon brauchen wir auch nicht in den Wortschatz unserer Schriftsprache aufzunehmen, so wenig wie die Redensart 'auf etwas eintreten'. Endlich sei noch bemerkt, dafs auch die häufigen, oft ausge-

Digitized by Google

dehnten wörtlichen Anführungen aus anderen Werken nicht den Eindruck gediegener Verarbeitung oder gar künstlerischer Gestaltung des Stoffes machen. Besser als diese Citate und einige vereinzelte Litteraturangaben, unter denen des Verfassers eigene Schulausgaben besonders betont werden, wäre die Hinzufügung einer planmäfsigen Auswahl gediegener Werke für Weiterstrebende, etwa nach dem Muster in Kluges kleiner Litteraturgeschichte, gewesen.

Gesamturteil: Das Buch erfüllt nicht die Anforderungen, die man heutzutage an ein derartiges Werk stellen kann und mufs, weil es dem Verfasser vor allem gänzlich an sprachgeschichtlicher Bildung und Schulung fehlt. Das auch vorhandene Gute darin wird weit von den Mängeln und Fehlern überwogen. Daher kann es weder für den Schulunterricht noch für das Selbststudium empfohlen werden.

Breslau. H. Jantzen.

Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Von Franz Nikolas Finck. VIII u. 123 S. Marburg 1899 (N. G. Elwert).

Schon der Titel des Buches mufs als verfehlt betrachtet werden, denn von dem — angeblichen — Temperament und nicht von der Weltanschauung des deutschen und anderer Völker ist in demselben die Rede. Trotzdem nun der Verfasser die Weltanschauung, die er S. 8 f. mit Vorstellungsbildung definiert, aus der Etymologie und Synonymik erkennbar sein läfst (S. 9), hören wir doch von diesen beiden Gegenständen fast gar nichts in dem gesamten Werke. Vielmehr wird eine Einteilung der Weltsprachfamilien sowie der indogermanischen Sprachzweige nach Temperamenten in den Tabellen von S. 15 und 48 geboten und daraufhin ein Zusammenhang zwischen diesen Temperamenten und einzelnen oft aufs Geratewohl herausgegriffenen sprachlichen Erscheinungen zu geben versucht. Jenen Tabellen fehlt aber gerade das Wichtigste: die Begründung, insofern solche summarische Urteile, wie sie der Verfasser über den Grad und die Art der Reizbarkeit ganzer Völker, ja ganzer Rassen ausspricht, nicht ohne weiteres unbewiesen hingenommen werden können. Im übrigen gelingt es dem Verfasser keineswegs, zwischen den von ihm angenommenen, aber, wie gesagt, nicht erwiesenen Temperamenten und den damit verglichenen sprachlichen Erscheinungen einen wirklichen Zusammenhang glaublich zu machen, zumal sich aus seiner Darstellung nicht einmal erkennen läfst, was er dabei als Ursache und was als Wirkung betrachtet (vgl. S. 11, dagegen S. 98). Der Umstand, dafs der Verfasser an einzelne Erscheinungen Gewichte hängt, die dieselben nicht zu tragen vermögen, ruft allerlei paradoxale Behauptungen hervor, vgl. S. 25 die Bemerkung über die heutigen (doch des Hebräischen meist unkundigen) Juden, S. 56 f. und 62 über die Neigung der Deutschen, die Dinge als handelnde und die Natur als belebte aufzufassen, S. 91 über den englischen Nationalcharakter, S. 48, 73, 92 über den Zusammenhang zwischen dem Tempera-

Digitized by Google

ment einerseits und der Reduplikation, bezw. der Adjektivstellung andererseits etc.

Schliefslich sind aber schon die sprachwissenschaftlichen Beobachtungen vielfach so ungenau, dafs schon aus diesem Grunde alle darangeknüpften Folgerungen hinfällig werden.

1) So ist es nicht richtig, dafs das Neuhochdeutsche infolge der Wirkungen des Ablauts, Umlauts und der alten Reduplikation die gröfste Vokalvariation unter den indogermanischen Sprachen aufweist (S. 38), da es hier vom Ar. (Guṇa, Vṛddhi und Samprasārana) an zweite Stelle gedrängt wird.

2) Wenn man bedenkt, welche zahlreiche Reduplikationserscheinungen zeigende Verbalnomina und Participien das Griechische besitzt, mögen dieselben auch im Anschlufs an Verbalsysteme gebildet sein, so ist es nicht richtig, dafs das Romanische in der Stammbildung von der Reduplikation einen reicheren Gebrauch macht als alle anderen Indogermaninnen.

3) Gegenüber dem Umstand, dafs im dänischen *han* 'er' und *hun* 'sie' nur auf Personen bezogen werden, 'wodurch eine Scheidung in Vernünftiges und Unvernünftiges zu Stande kommt' (S. 61), liefse sich daran erinnern, dafs auch im Deutschen die Dative 'ihm' und 'ihr' nur von Personen, die Pronominaladverbien 'damit, darauf' etc. nur von Sachen gebraucht werden. — Zu den ebendaselbst angeführten Sprachen, die das Neutrum bewahrt haben, mufs auch noch das Neugriechische hinzugefügt werden.

4) Die angeblich dem Deutschen innerhalb des Indogermanischen eigentümliche Intensivbildung (S. 62 f.) findet sich innerhalb des Germanischen beispielsweise auch im Englischen *wal-k* (: wallen), *tal-k* (*tell*), *shif-t* (: schieben), *drif-t* (: *drive*), *lis-ten* (: ahd. *hlosen*), *boas-t* (: ahd. *bôsôn*), aufserhalb desselben im Lateinisch-Romanischen (*dictare, cantare, saltare, cursare*), ferner sehr häufig im Slavischen, vgl. russisch *makat : motschit, taskat : taschtschit, piskat : pischtschat* etc.

5) 'Dafs wir Deutsche das Adjektivum dem Substantivum häufiger folgen lassen, als die anderen Germanen es thun' (S. 73, ferner S. 65), kann ebenfalls nicht aufrecht erhalten werden angesichts der Thatsache, dafs wir das Adjektiv in einem Fall regelmäfsig vorausstellen, wo andere germanische Sprachen es nachsetzen, nämlich wenn dasselbe von einer nominalen Ergänzung begleitet ist, z. B. ein unseres Vertrauens würdiger Freund (vgl. engl. *a friend worthy of our confidence*).

6) Die gerade dem Deutschen charakteristische Wortstellung des Nebensatzes, wobei das Verb gerade an die letzte Stelle rückt, wiegt ihrerseits die Thatsache auf, dafs das Deutsche in anderen Fällen gegenüber anderen Sprachen die Voranstellung des Verbs bevorzugt (S. 74).

7) Was über die Subjektivität des Verbs (S. 83 ff.) gesagt ist, hat ebenfalls wenig Überzeugendes. Wenn das Deutsche um ein sehr weniges die Person deutlicher am Verb erkennen läfst als andere neugermanische Sprachen, so steht es seinerseits in diesem Punkt zahlreichen indo-

Digitized by Google

germanischen wie nicht indogermanischen älteren und neueren Sprachen nach. Dasselbe gilt auch von der Scheidung zwischen Nominativ und Accusativ, wenn man sich nicht blofs darauf beschränkt, das Deutsche mit anderen germanischen Sprachen, sondern diese auch mit nicht germanischen Sprachen zu vergleichen.

8) Die 'uns Germanen nur schwer verständliche Häufung von Suffixen', die nach Ansicht des Verfassers das Slavische dem Ural-Altaischen näher bringen soll (41), ist auch dem Deutschen nicht fremd, vgl. Heim-at-los-ig-keit, Leid-en-schaft-lich-keit, ebensowenig wie dem Romanischen *am-a-bi-li-té, alt-ér-a-bi-li-té, pra-ti-ca-bi-li-té,* namentlich dann, wenn wir Präfixe und Suffixe gleichsetzen, wozu wir nach dem (S. 19) über das Tonga Gesagte vollständig berechtigt sind, vgl. z. B. Un-be-scheid-en-heit, Un-ver-äufs-er-lich-keit, Be-dien-ten-haft-ig-keit, frz. *im-pra-ti-ca-bi-li-té* etc.

9) Die im Hebräischen beobachtete Untrennbarkeit gewisser Präpositionen (S. 32) findet sich auch im Ural-Altaischen, ebendaselbst auch der Ausdruck der Possessiva durch Suffixe.

10) Und zum Schlufs noch — ohne damit alle Einwände angeführt haben zu wollen — sei auf die neuhochdeutsche Umschreibung 'meine Wenigkeit' aufmerksam gemacht, die als Ersatz für die in Vergessenheit geratene mittelhochdeutsche Form *mīn līp* (für 'ich') betrachtet werden kann, so dafs auch der an den Untergang der letzteren geknüpfte Schlufs nicht stichhaltig ist.

Nürnberg. Markus Freudenberger.

Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Festgestellt durch einen Arbeitsausschufs der deutschen Stenographiesysteme. Herausgegeben von F. W. Kaeding. Steglitz bei Berlin, 1898, Selbstverlag des Herausgebers. Im Buchhandel zu beziehen durch die Kgl. Hofbuchhdlg. von E. S. Mittler, Berlin SW., Kochstrafse 68—71. VI, 671 S. gr. 8. Geh. M. 22,50, in Halbfranzband M. 25.

Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung stenographischen Bedürfnissen und ist aus stenographischen Kreisen hervorgegangen. Die Erkenntnis, dafs, je häufiger ein Wort, eine Silbe, ein Laut vorkommt, eine desto kürzere Bezeichnung für Zwecke der Schnellschrift eintreten müsse, hat Herrn Kaeding, Oberkalkulator (jetzt Rechnungsrat) bei der Reichshauptbank zu Berlin, veranlafst, sich mit einer gröfseren Anzahl von Personen in Verbindung zu setzen, um eine genaue Statistik der deutschen Sprache aufzustellen. Von allen Vorarbeiten unterscheidet sich das Buch dadurch, dafs 20 Millionen Silben = beinahe 11 Millionen Wörter gezählt sind. Eine solche Zahl ist bisher auch nicht annähernd von einer sprachlichen Statistik erreicht worden. Der Zählung ist der verschiedenartigste Stoff zu Grunde gelegt worden: juristischer, nationalökonomischer, parlamentarischer, kaufmännischer, technischer, militärischer, geschichtlicher.

Digitized by Google

theologischer, medizinischer, belletristischer, und schliefslich Briefe. Von der Bibel wurde das Neue Testament bis Römerbrief 16, 21 in der lutherischen Übersetzung gezählt, dann ein grofser Teil Goethe, Schiller, Lessing, Schopenhauer u. s. w. So finden wir die gehobene Sprache und die Sprache des täglichen Lebens, die Sprache des Schriftstellers und des Privatmanns, das geschriebene und das gesprochene Wort berücksichtigt! Das Wörterbuch enthält die Ergebnisse einer mehr als fünfjährigen unverdrossenen Arbeit von 1320 Personen. Welche Schwierigkeiten der Arbeit fortwährend erwuchsen, kann man sich ungefähr denken, es verlohnt sich aber, die in dem Werke gegebene Schilderung durchzulesen, um zu ermessen, welcher Umsicht und Übersicht es zur Durchführung des Riesenunternehmens bedurfte.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil (Wort- und Silbenzählungen) bietet in der Einleitung eine Übersicht über die Litteratur, eine Darlegung der Notwendigkeit grofser Zählungen und eine Schilderung der Entstehung der Arbeit. Ein zweiter Abschnitt behandelt die Anforderungen an die Häufigkeitsuntersuchungen, ein dritter den verwendeten Zählstoff, ein vierter die Ausführung der Arbeit. Der fünfte Abschnitt enthält die alphabetische Nachweisung aller gezählten Wörter, und zwar zunächst die Wörter mit einer Häufigkeit von 5000 und darüber und dann alle übrigen Wörter, soweit sie mindestens viermal in dem gezählten Stoffe vorgekommen sind. Letztere beanspruchen allein 365 Seiten des Werkes. Ein Abdruck der nur ein- bis dreimal vorgekommenen Wörter verbot sich wegen des Umfangs und wegen der Kosten. Doch befindet sich das Original des Häufigkeitswörterbuches in der Kgl. Bibliothek zu Berlin, aus deren Fonds auf kaiserliche Anordnung ein Beitrag zu den Herstellungskosten gezahlt worden ist. Der sechste Abschnitt (nebst Nachtrag S. 651—669) zählt sämtliche nackten Stämme (bei Fremdwörtern die erste Silbe bis zum nächsten Vokal ausschliefslich) mit ihrer Häufigkeit auf. Im siebenten Abschnitt folgen die Vorsilben und ihre Verbindungen, im achten die Endungen und Nebensilben. Der zweite Teil des Werkes giebt die Zählungen der Buchstaben und Laute unter genauer Berücksichtigung aller Verbindungen, in denen ein Laut auftritt. Ein Nachtrag endlich bietet u. a. eine Zählung der Interpunktionen zum Zwecke der Berichtigung des deutschen Giefszettels.

Die Nützlichkeit des ganzen Unternehmens ist schon während der Herstellung von vielen Seiten bestritten worden. Wenn der Herausgeber sagt (S. 11): 'Eigennamen und geographische Namen sind nicht aufgenommen, weil diese Wörter zu sehr von dem gerade vorliegenden Zählstoffe abhängig sind', so gilt dieser Einwand doch auch von den meisten Appellativen, von denen wir viele ganz bekannte und geläufige in der Liste der mindestens viermal vorgekommenen Wörter vergebens suchen, z. B. *Ausverkauf, Briefgeheimnis, Luchs, Stachelbeeren, Unmasse, angestochen.* Fast jedes Buch, das man hinzunimmt, vermehrt den Wortschatz um eine Anzahl von Wörtern. Die in dem Werke gänzlich fehlenden *Huris* kommen allein in Goethes west-östlichem Diwan — die Überschriften unge-

Digitized by Google

rechnet — siebenmal vor. Wörter wie *Lautgesetz, Lautumwandlung, Lautverschiebung* würden in der Liste erscheinen, wenn irgend ein diesen Gegenstand berührendes Buch, etwa Scherers 'Jakob Grimm', der Zählung mit zu Grunde gelegt wäre. Der Herausgeber ist sich dessen übrigens wohl bewufst gewesen, dafs sich das Vorkommen der meisten Begriffswörter nach dem Stoffe richtet, und dafs man von einer 'Durchschnittshäufigkeit' bei diesen nicht reden kann. Ganz anders aber steht die Sache mit den sogenannten Formwörtern, die kein Stoff entbehren kann, und ebenso mit den Vorsilben und Endungen, Buchstaben und Lauten sowie deren Verbindungen. Die hier erzielten Ergebnisse dürften von einer veränderten Stoffauswahl wenig oder gar nicht betroffen werden. Man thäte deshalb dem Buche durchaus unrecht, wollte man die darin niedergelegte grofse Arbeit als zwecklos bezeichnen. Zunächst darf man bei der Beurteilung nicht vergessen, dafs es zuerst und in der Hauptsache für stenographische Zwecke bestimmt ist. Und in der That haben seine Zahlen bei der Aufstellung des sogenannten Einigungssystems Stolze-Schrey die Grundlage für die Auswahl der Zeichen-, Silben- und Wortkürzungen gebildet, eine Grundlage, wie sie noch nie einem stenographischen Systeme zu Gebote stand. Welchen Nutzen das Werk dem Buchdrucker gewährt, darüber handeln Aufsätze von Koch und von Smalian in den betreffenden Fachzeitschriften. Es ist hier nicht die Aufgabe, alle Möglichkeiten der Verwertung des Werkes nachzuweisen und z. B. die Verfasser von Reimlexika darauf aufmerksam zu machen, dafs ihnen Seite 527—605 ein gutes Hilfsmittel für ihre Zwecke bietet; der Rahmen dieser Zeitschrift fordert eine Beschränkung auf die Frage: Was bietet das Buch dem Sprachforscher? Auch hier müssen wir zunächst feststellen, was das Buch nicht bietet und nicht bieten kann. Da die excerpierten Werke verschiedenen Sprachperioden angehören, so spiegeln sie nicht streng den heutigen Gebrauch wieder. Bei strenger Beschränkung auf den Sprachgebrauch einer Generation würde eine Vergleichung mit früheren und späteren Perioden möglich werden, für die es freilich keine ähnlichen Zusammenstellungen giebt und auch kaum je geben wird. Da ferner das Buch nur Buchstaben, Silben und Wörter zählt, so giebt es keine Antwort auf Fragen über das Geschlecht der Substantiva, über Syntax und Semasiologie. Die Unterscheidung gleichlautender Wörter mit verschiedener Bedeutung (sein *suus* und *esse,* Arme *bracchia* und *egentes,* Träger *portans, iners, inertior*) hat nicht durchgeführt werden können. Auch lassen sich manche Ergebnisse erst durch Schlüsse und Zusammenstellungen oder gar durch ein Zurückgreifen auf das Original gewinnen.

Was aber lernen wir nun aus dem Buche? Ungefähr die Hälfte aller gezählten Wörter ist nur einmal vorgekommen. Die drei häufigsten Wörter *die, der* und *und* machen fast den zehnten Teil alles Geschriebenen aus, die 66 häufigsten Wörter die Hälfte! Von den Präpositionen sind *zu* und *in,* von Verbalformen *ist, nehmen, war, werden, hat, wird* die gebräuchlichsten. Die häufigsten Verba sind die Hilfszeitwörter 1) *sein,* 2) *werden* und *haben*; von anderen *nehmen,* während *geben* und *machen*

Digitized by Google

merkwürdigerweise kaum halb so häufig sind und *thun* gar erst den vierten Teil der Häufigkeit von *nehmen* besitzt. An der Auswahl des Stoffes kann das unmöglich liegen, da die Bedeutung und Anwendung der genannten Verba an keinen bestimmten Stoff gebunden ist. Die häufigste eigentliche Vorsilbe ist *ge-*, das Wort, welches am häufigsten als Vorsilbe gebraucht wird, *an*. Die Durchschnittssilbenzahl jedes Wortes beträgt 1,83. Es kommen Wörter vor bis zu 15 Silben. Die Hälfte aller vorgekommenen Wörter sind einsilbig, etwas mehr als ein Viertel zweisilbig, die mehr als fünfsilbigen Wörter erreichen nicht 1 Prozent. Die häufigsten Konsonantenzeichen sind *n, r, s, t*. Der weitaus häufigste Vokal der deutschen Sprache ist *e*, beinahe so häufig wie alle übrigen Vokale zusammengenommen. Die Reihenfolge der Häufigkeit ist folgende: *e, i, a, u, o, ei, au, ü, ä, ö, eu, äu, ai*. Unsere Sprache ist eine konsonantische. Die Vokale betragen 35 Prozent aller Laute, die Konsonanten 64 Prozent; das Verhältnis ist also wie $^1/_3$ zu $^2/_3$. Diese Beschaffenheit unserer Sprache erkennt man auch aus der Berechnung, daſs eine Silbe durchschnittlich 3,03 Buchstaben (nicht Laute) hat. Im Französischen ist die Buchstabenzahl sicherlich geringer.

Da die Orthographie des Dudenschen Wörterbuches als verbindlich anerkannt ist, so läſst sich zur Beantwortung orthographischer Fragen das Wörterbuch nur für diejenigen Wörter heranziehen, bei denen mehrere Schreibweisen als gleichwertig angegeben sind. Freilich handelt es sich hierbei fast nirgends um bloſse Unterschiede der Schreibung, sondern um sprachliche Unterscheidungen, und so gehören die hier behandelten Fälle ebensogut in das Kapitel der Wortbildung. *fünfzehn, fünfzig* ist die regelmäſsige Form der Schriftsprache, während *funfzehn* u. s. w. nur ein geduldetes Dasein fristet. *etwaig* hat trotz *etwan* (13)[1] die Form *etwanig* ganz aus dem Felde geschlagen. Ziemlich gleich häufig sind *Nähterin* und *Näherin, Neugier* und *Neugierde, Zimmet* und *Zimt, winkelig* und *winklig, Verwechselung* und *Verwechslung, Verwickelung* und *Verwicklung. Entwick(e)lung* erscheint häufiger ohne als mit *e*, dagegen *G(e)leise* häufiger mit als ohne *e*. *Dolmetsch* erscheint 18 mal neben 29 *Dolmetscher*, welch letztere Form allerdings noch den Plural mit umfaſst. Ein merklicher Unterschied des Gebrauches tritt hervor bei *wallfahrten* (22), *wallfahren* (4); *Fähnrich* (27), *Fähndrich* (8); *Pirsch* (18), *Birsch* (6); *weitläufig* (154), *weitläuftig* (15) und besonders bei *andererseits* (574), *anderseits* (168).

Wir kommen nun zur Formenlehre. Von den Grammatikern gemiſsbilligte Pluralbildungen mit Umlaut finden sich eine ganze Reihe, z. B. *Wässer, Läger, Kästen, Fernröhre, Bögen, Böden* mit Zahlen bis zu 48. Die *Generäle* (12) müssen vor der erdrückenden Übermacht der *Generale* (197) zurückweichen. Der volkstümliche, auch dem Plattdeutschen eigene Plural *Jungens* findet sich 29 mal. Die Pluralbildung fremder Substantiva wird durch 18 *Themata* neben 4 *Themen*, durch 7 *Exercitien* neben

[1] Die Zahlen in Klammern bedeuten die Häufigkeit des Vorkommens unter den 10 910 777 gezählten Wörtern.

Digitized by Google

4 *Exercitia* illustriert. Zur Flexion der Adjektiva sei erwähnt, dafs *keinesfalls* (34) und *keinenfalls* (32) sich die Wage halten. Von *dumm* und *fromm* finden sich nur Superlative mit Umlaut; *schmal* wird mit und ohne Umlaut kompariert; *gesündeste* ist häufiger als *gesundeste.* Der Superlativ von *weitgehend* heifst 28 mal *weitgehendste* und nur 11 mal *weitestgehende.* Es finden sich *gröfstmöglich* (23), *baldmöglichst* (22), *baldthunlichst* (4). Zur Konjugation lernen wir, dafs die schwachen Formen von *fragen* die starken bedeutend überwiegen. Umgekehrt ist es mit *saugen*: *sog* (26), *saugte* (8). Das Präteritum von *schwören* scheint doppelt so häufig mit *u* als mit *o* zu sein. Die falsche Form *däucht* ist neben *dünkt* nicht selten, das falsche Präteritum *dünkte* überwiegt sogar die regelrechte Form *däuchte* bedeutend. Das kürzere *bewillkommt(e)* scheint beliebter zu sein als *bewillkommnet(e)*; dagegen erscheint *vervollkommnet(en)* nur in dieser längeren Form.

Sehr ergiebig ist das Kapitel der Wortbildung. In *Hirt, Stirn, Thür* überwiegen die einsilbigen Formen, dagegen *G(e)leis* (13), *G(e)leise* (84). Ebenso überwiegen die einsilbigen Formen ganz bedeutend in *fünf, gern, bald*[1]; umgekehrt ist es mit Recht bei *heute* (5259 : 625) und *leise*; *beinahe* (602) ist häufiger als *beinah* (58). Von *darin* (3438) finden sich nicht blofs die üblicheren Nebenformen *drin* (106), *drinnen* (89), *darinnen* (83), sondern auch *darinne* (8) und *drinne* (5). Der *morgende* (32) Tag ist beliebter als der *morgige* (19). Die Form *worum* (6) ist selten, trotzdem weder Goethe noch andere Klassiker sich vor ihr scheuen. Neben *Sonnabend* (180) steht *Samstag* (56), neben *nackt* (182) *nackend* (26), neben sehr häufigem *drohend* 9 mal die alte Form *dräuend.* Neben *genug, genügend* ist auch *genugsam* (103) mehr als hinreichend vertreten. Die alte Verbindung von *ohne* mit dem Dativ ist erhalten in *ohnedem* 19 (neben 89 *ohnedies*). *Japaner* und *japanisch* erhalten mit Recht den Vorzug (108) vor (8) *Japanesen* und *japanesisch.* Die Einwohner von Baden erscheinen nur mit lateinischer Endung als *Badenser* (*Badener* fehlt), dagegen die *Pommern* und *Weimarer* behelfen sich ohne lateinische Endung (*-aner*). Mit Vergnügen vermissen wir das häfsliche Wort *Machenschaften,* müssen uns dagegen 4 *Attentäter,* 17 *Jetztzeit,* 19 *unentwegt,* 23 *Herabminderung* nebst *herabmindern* und eine ganze Reihe papierener Wendungen gefallen lassen, wie *Gepflogenheit* (13), *desfallsig* (36), *diesbezüglich* (64). Bei der häufigen Nennung des *Teufels* wird von der euphemistischen Bezeichnung *Gottseibeiuns* anscheinend nirgends Gebrauch gemacht.

Der Herausgeber sagt in der Einleitung: 'Dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein bietet sich die Gelegenheit festzustellen, in welchem Grade das Deutsche von Fremdwörtern durchsetzt ist'. Es zeigt sich, dafs vielfach Fremdwörter gewählt werden, wo es entsprechende deutsche Bezeichnungen giebt. Umsonst suchen wir *Fallbeil* für *Guillotine, Mundtuch* für *Serviette.* In anderen Fällen finden wir zwar die deutschen Ausdrücke, aber die Fremdwörter werden bevorzugt: *Terrain* vor *Gelände,*

[1] Neben 5768 *bald* erscheint nur 3 mal *balde*; dafür 11 mal *in Bälde.*

Digitized by Google

Karikatur vor *Zerrbild, konsequent* und *Konsequenz* vor *folgerichtig* und *Folgerichtigkeit, Rendezvous* vor *Stelldichein, Original* vor *Urschrift.* Umgekehrt sind teilweise auch die deutschen Ausdrücke beliebter, z. B. *Merkwürdigkeit* (*Kuriosität*), *Rentner* (*Rentier*), *Enteignung* (*Expropriation*), *rein* (*pur*).

Das sind nur einige Proben dessen, was uns das Häufigkeitswörterbuch lehren kann. Hoffen wir, dafs auch auf dieses Werk mühsamen Fleifses die Worte Jakob Grimms Anwendung finden werden: 'Der Geist, der im herbeigeschafften Material schläft, wird mit der Zeit schon erwachen oder erweckt werden.'

Grofs-Lichterfelde. Otto Morgenstern.

Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14. bis 16. April 1898 im Apollosaal des Kgl. Schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben. Im Auftrage der Kommission herausgegeben von Theodor Siebs. Berlin, Köln, Leipzig, Verlag von Albert Ahn, 1898. 93 S. 8°.

Die Geschichte der Bewegung, welche der Germanist Prof. Siebs aus Greifswald ins Leben gerufen und welche das vorliegende Büchlein gezeitigt hat, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die theoretischen Ergebnisse liegen nunmehr gedruckt vor, die praktischen finden vorläufig ihren Ausdruck in dem Beschlufs des Deutschen Bühnenvereins, die Arbeit als Kanon der deutschen Aussprache den Bühnen zu empfehlen, eine gute Gewähr liegt in den Namen der Männer, welche die Paten des Kindes waren: Siebs hat das Programm der Beratungen ausgearbeitet und in einem einleitenden, hier an erster Stelle abgedruckten Vortrage die allgemeinen Grundlagen und Ziele der Arbeiten dargelegt, Professor Sievers in einem zweiten Vortrag, über den S. 25 bis 30 berichtet ist, die Bedeutung der Phonetik für die Schulung der Aussprache beleuchtet. Auf den folgenden vierzig Seiten ist dann die Aussprache der einzelnen Laute mit reichen Beispielen behandelt. Es folgen kurze Bemerkungen über Tempo, Betonung und Tonfall und ein Wörterverzeichnis. Ein vollständiges Aussprache-Wörterbuch wird in Aussicht gestellt.

Die kleine Schrift hat eine viel gröfsere Bedeutung, als es nach dem Titel erscheinen mag. Schon an sich haben solche elementaren Darlegungen aus der Hand des Gelehrten, zumal wenn sie so schlicht und lichtvoll erfolgen wie hier, einen durchschlagenderen Erfolg als rein wissenschaftliche Erörterungen. Denn sie geben nicht subjektive Auffassungen streitiger Punkte, Vermutungen oder Versuche, sondern sie schöpfen den Rahm, der sich allmählich auf der Milch abgesetzt hat. Besonders hier, wo es sich um Ergebnisse von Beratungen handelt, gepflogen von Männern der Wissenschaft und der Praxis.

Dennoch legt vielleicht der eine oder andere, der aus Teilnahme für den Gegenstand und durchdrungen von dem Gedanken, dafs in der

Digitized by Google

Bühnenaussprache ein Kanon für eine gute deutsche Aussprache liegt, nach dem Büchlein greift, es enttäuscht aus der Hand: Neues hat er nicht gefunden. Aber das war ja auch nicht der Zweck. Der Niederschlag des Status quo sollte einmal gegeben werden, und aus abwägender Betrachtung der Vielheit der Erscheinungen konnten dann Winke und Gesetze folgen, konnte die Richtung festgelegt werden, in der sich die ohne Zweifel wünschenswerte Einheitlichkeit der Aussprache zu bewegen hat für den, der sie sucht oder suchen mufs.

Für die dramatische Kunst wird man dies ohne weiteres zugeben. Und man wird auch nicht verkennen, dafs von ihr Wirkungen ausgehen und ausgehen müssen, welche man denen vergleichen kann, die der ins Wasser geworfene Stein hervorruft. Zunächst werden sie sich äufsern auf die feierliche Rede, auf Predigt und Vortrag, im Hörsaal und auf dem Katheder, kurz überall da, wo das gesprochene Wort sich hinaufhebt zur Kunst. Wie weit wir in diesen Punkten noch von idealen Zuständen entfernt sind, ist bekannt. Ein jeder sollte hier bemüht sein, seinen heimischen Dialekt zu meistern und Forderungen anzupassen, wie sie in dem Büchlein aufgestellt sind. Es ist doch schier unerträglich, wenn ein Universitätsprofessor seine Weisheit in einer so stark schweizerisch gefärbten Aussprache vorträgt, dafs ihm seine Berliner Zuhörer kaum zu folgen im stande sind, oder wenn ein Gymnasiallehrer seinen Schülern Proben Goethischer Dichtung in guter Leipziger Mundart vorliest. Keiner sitze hier auf zu hohem Pferde! Eine Einsicht in diese Ergebnisse der Beratungen kann jeden fördern, in zweifelhaften Fällen belehren, in anderen bestärken.

Ein Streit wird unseres Erachtens nur da entstehen, wo wir an den nächst weiteren Kreis herantreten und die Sprache der Gebildeten überhaupt, zunächst in der guten Gesellschaft, dann im Umgang des täglichen Lebens ins Auge fassen. Hier darf man vielleicht ketzerischen Anschauungen huldigen und der Freiheit eine Gasse lassen, braucht auch im Gebrauch der Schriftsprache den Klang der heimatlichen Mundart nicht ganz zu verlassen. Wir stehen doch nun einmal auf dem Boden, auf dem wir erwachsen sind, auf dem sich auch unsere Sprachwerkzeuge gebildet haben. Wir brauchen nur an die Aussprache des r zu denken u. ä.

Das führt uns auf Einzelheiten, welche uns beim Lesen aufgefallen sind, auf die wir hier hinweisen möchten. Nicht alle hier aufgestellten Gesetze sind gleichwertig und gleichwichtig. Es galt ja oft nur, schwankende Aussprache zu regeln, d. h. sich für eins zu entscheiden. Ob die Entscheidungen sich durchsetzen werden, kann allein die Praxis und die Zukunft lehren. Unseres Erachtens ist auch die Schriftsprache, mag sie noch so sehr Kunstprodukt sein, nicht ein Ding, das sich so ohne weiteres meistern läfst. Sie ist ein Vorgang, der als solcher organisches Leben in sich hat, und das geht oft seine eigenen Wege.

Für die Quantität des a ist festgelegt: Râd wie Grâb, kâm; Mâgdeburg, Lâbsâl, Scharte, schartig. — Mâster, Kâp. — Madâm wenn es deutsch gefühlt wird, sonst Madâm.

Digitized by Google

Die Bestimmung über die e-Laute hat grofse Schwierigkeiten gemacht und ist nicht zu völlig klaren Ergebnissen gefördert. Teilweise mufste die Schreibung berücksichtigt werden (wählen, gebären), teilweise wurde eine Unterscheidung der kurzen offenen e-Laute (Held, hält, Hände, behende) ausgeschlossen. — Erz und beredt werden dem langen, Vers dem kurzen e zugewiesen. — Selbstverständlich ist die Endsilbe in Kaffee lang zu sprechen, aber warum soll daneben Café geduldet werden? Wird das Wort nicht längst als deutsch gefühlt? Durch die Betonung der ersten Silbe ist es Lehnwort geworden; dabei soll es bleiben. Jede Nachgiebigkeit an die Schulweisheit ist hierin vom Übel. — Von Namen bekommt langes e Esthland, Pegnitz, Schleswig, Werden. Auch Gêrhard, aber Gèrtrud?

Camarilla und Gerilla mit lj.

Wie Bôden, hôlen wird Lôb, Hôf und auch Trôg gesprochen. Aber für Ost, Osten wird Kürze und Länge gestattet. Warum? — Herodôt wie Despôt. — Das nasalierte o in französischen Wörtern ist aufgegeben in Bataillôn, aber nicht in Eskadron (trotz dem österreichischen und dem vielfach verbreiteten militärischen Gebrauch bei uns). Neben Pensiôn (erste Silbe nasaliert) wird Pensiôn gestattet, was wir nicht billigen können. Dafs sich Garnisôn erst einbürgere neben Balkôn, Kantôn ist nicht richtig. London und Wellington werden mit o in zweiter Silbe festgelegt. Motôr wird mit Recht abgelehnt wie Doktôr.

Unter ö fällt auf: gröblich mit langem ö (grôb ist nicht erwähnt, aber angenommen); ebenso Böschung, rösten, östlich neben östlich mit kurzem ö.

Wuchs ist wie Druck zu sprechen, aber flûgs. — Das Adjektiv von Luther wird lutherisch (aber in dogmatischem Sinne luthêrisch) angesetzt. — Büste wie rüsten. — In Parfum wird die französische Aussprache ohne Not festgehalten. — Geschlossenes î wird in Kynast, Kyritz, Pyritz, kurzes offenes i in lynchen, Cymbel, Ägypten gesprochen.

Der Unterschied zwischen ei und ai, wie er in manchen Mundarten besteht, wird aufgegeben. 'Die Aussprache beider kommt der durch ai veranschaulichten nahe, denn sie besteht aus einem hellen kurzen a mit folgendem geschlossenen ê.' Ebenso bei eu und äu.

Bedenklich scheint, dafs dem h in ruhig, sehen, Ehe, Wehe, Lohe bei der Aussprache keine Existenz zugebilligt wird, und zwar mit der Begründung, dafs es 'hier erst spät und irrtümlich eingeführt worden'. Dasselbe müfste also danach auch in allen Fällen geschehen, wo es für j schon früh eingetreten ist, wie in blähen, blühen, Brühe, brühen, drehen, frühe, glühen, krähen, mähen, Mühe, mühen, nähen, wehen. Was wird aus gehen, stehen, geschehen, was aus Lehen? Da h 'nur vor vollstimmigem Vokal zu sprechen' und 'in allen anderen Fällen als nicht vorhanden zu betrachten ist', so ist ihm damit der Lebensfaden durchgeschnitten, und die Schreibung würde berechtigt sein, dem in absehbarer Zeit zu folgen.

Den meisten Widerspruch wird die Forderung erregen, 'in allen

Digitized by Google

Fällen durchaus gerolltes Zungenspitzen-r' zu sprechen. Ob dies für die Bühne unbedingt erforderlich ist bleibe dahingestellt. Auf weitere oder gar auf alle Kreise es auszudehnen, wird unmöglich sein. Denn hier liegen doch die Unterschiede sicher nicht nur in falscher Gewöhnung oder in einer mangelnden Korrektheit der Aussprache, sondern in den Organen der einzelnen Stämme begründet. Wenn also daran gedacht ist, diese Forderungen auch für die Schule aufzustellen, so wird man in diesem und einigen anderen Fällen nicht folgen können. Dafs Siebs dies meint, spricht er deutlich in den Worten der Einleitung aus, die im allgemeinen gewifs richtig sind: 'Die Schule ist vor allen anderen Einrichtungen berufen, eine reine deutsche Aussprache in den weitesten Kreisen des Volkes zu pflegen.' Auch darin mufs man ihm Recht geben, wenn er hinzufügt: 'dazu bedarf sie einheitlicher und klarer Bestimmungen'; aber Einspruch ist zu erheben gegen den weiteren Zusatz: 'sie (die Schule) wendet sich, um diese zu gewinnen, an die deutsche Bühne.' Das hat sie unseres Erachtens einerseits nicht nötig, andererseits ist sie sich in ihren Vertretern bewufst, dafs die Sprache, welche in ihr gepflegt wird, nicht durchaus identisch ist mit der Kunstsprache, welche auf unseren Bühnen herrscht und herrschen mufs. Hier mufs eine mittlere Proportionale gefunden werden, welche gleich weit absteht von dieser wie von einem unangenehmen Vordrängen dialektischer Unarten. Die letzte Philologenversammlung zu Dresden hatte sich daher wesentlich vorsichtiger in ihrem auf Siebs Veranlassung gefafsten Beschlufs geäufsert. Auch sie hatte 'aus orthoepischen Gründen für Bühnen- und Schulzwecke eine ausgleichende Regelung der Aussprache für wünschenswert' erachtet, wollte aber nur 'die Unterschiede in der Aussprache des einzelnen Lauts beseitigen, die nur nach Mafsgabe der Orthographie willkürlich geschaffen sind und von der Wissenschaft verworfen werden'. Für die Bekämpfung der spirantischen oder vokalischen Reduktionen des r (wachten oder waͅten statt warten, mêa oder mêe statt mehr) wird jeder Gebildete, vor allem also die Schule eintreten müssen, aber deshalb ein durchaus gerolltes Zungenspitzen-r zu fordern, ist unberechtigt, auch nicht durchführbar.

Bei n wird davor gewarnt, es durch ein folgendes k oder g beeinflussen zu lassen, und gefordert: Kon-grefs, kon-genial, in-kognito und Kon-tesse (nicht Kong-tesse oder Kotess mit Nasal).

Umgangssprache und Kunstsprache geraten in Widerstreit bei der Forderung, für Nasalvokal nicht Vokal mit auslautendem ng zu brauchen: 'also Teint, Refrain, Flacon, Façon sind als tẹ, refrẹ, flakọ, fasọ zu sprechen, nicht aber als teng, refreng, flakong, fasong. Auch ist zu warnen vor der Aussprache Mangnet, Dongma, stangnieren statt Magnet, Dogma, stagnieren.'

Die Hannoferaner werden sich empören, dafs ihnen Hannower, Hannoweraner und hannöwersch aufgedrungen wird. — Verdikt (mit w) wird mit Recht vor der bedenklichen Anlehnung an die deutsche Vorsilbe vergerettet.

Im Anlaute französischer und italienischer Wörter, wenn ihre fremde

Digitized by Google

Abkunft gefühlt wird, wird mit Recht stimmloses s gefordert. Stimmhaftes s wird dagegen Sauce, Solo und Soubrette zuerteilt, sogar auch dem Worte Souper. — Im Inlaut zwischen Vokalen gilt stimmhaftes s (Raison); 'nur vereinzelte französische Wörter, in denen die fremde Abkunft gefühlt wird, machen eine Ausnahme, z. B. Marseille, Versailles.' — Stimmhaftes s wird auch für Bazar und Mazurka angesetzt.

Dasselbe gewifs richtige Princip scheidet auch die mit sp, st anlautenden Fremdwörter. Wenn sie nicht mehr als fremd empfunden werden wie spazieren, Spinat, Species (speciell) erhalten sie die Lautverbindung schp, scht. Andere sp, st wie spontan, Sport, stabil, steril, stilistisch u. a. Das ist zwar im Einzelnen vielfach willkürlich, aber ohne Machtspruch geht es hier nicht; Gehorsam wird sich freilich nicht überall erzwingen lassen, weitere Kreise werden bei diesem und jenem Worte Freiheit fordern. — Im In- und Auslaut ist stets s-p, s-t zu sprechen: Respekt, Konstanz. Was werden die Schwaben dazu sagen?

War es wirklich nötig, Don Juan in der Aussprache dǫschũą und Don Quixote als dǫkîschot festzuhalten?

Der stimmlose palatale Reibelaut ch (auch wohl ich-Laut genannt) wird endgültig in der Endung -ig im Silbenschlufs sowie vor Konsonanten angesetzt, z. B. ewich, Könichreich, befriedicht, ausgenommen vor -lich z. B. königlich. Dasselbe ch gilt im Anlaut germanischer und griechischer Wörter; auch in Chatten? Nur in Chlodwig ist k zu sprechen.

Cherub und Cherubim sind mit ch, aber Chaldäa und merkwürdigerweise Chaos mit k angesetzt.

In ew'ge, blut'ge 'darf j gesprochen werden'; später heifst es: 'bei Apostrophierung des i ist j zu sprechen, falls es nicht möglich ist, den ausgefallenen Vokal leicht durchklingen zu lassen.' Das führt nun auf die Verschlufslaute überhaupt. Hier stand man den gröfsten Schwierigkeiten gegenüber und zugleich den gröfsten Mannigfaltigkeiten in der Hervorbringung dieser Laute. Es ist höchst dankenswert, dafs man gesetzliche Aufstellungen versucht hat. Sie sind nicht leicht und erfordern zu ihrer Durchführung phonetische Übungen. Mag die Bühne darin vorangehen. Gar manchen, besonders den Mitteldeutschen, wird es sehr schwer werden, zu folgen oder gar das Ideal zu erreichen. Aber Ideal mufs es allerdings bleiben, z. B. in siegen, legen, Berge, Bogen und trugen einen reinen Verschlufslaut und keinerlei Reibelaut, weder den stimmlosen noch den stimmhaften, zu sprechen. Heifst es nicht gewen für geben, so heifst es auch nicht Berje für Berge.

Schwierig wird auch für viele sein, Ding, jung, Jungfrau nicht mit k-Schlufs zu sprechen, schwierig, den Verschlufslaut g überhaupt im Auslaut durchzuführen und weder zum ich-, noch zum ach-Laut abzuirren. Auch hier wird sich vorläufig noch lange die Kunstsprache von der Umgangssprache trennen, wenn auch die Forderung zu Recht besteht: verjagt, nicht verjacht, weg, nicht wech!

Zum Schlufs wird vor dem Überziehen der Laute gewarnt. 'Es besteht besonders darin, dafs der auslautende stimmlose Konsonant eines

Digitized by Google

Wortes vor anlautendem Stimmlaute des folgenden Wortes stimmhaft gesprochen wird; so hört man: deineſ Auges Leuchten, statt deines; weiſ‿ij‿es denn, statt weiſs ich; der Krieg‿aber‿auch (mit stimmhaftem g); er traw‿ihn. Berechtigt ist solches Überziehen nur bei Apostrophierung, z. B. ich grab'‿es aus, ich umhalſ'‿ihn; aber ins Grâp es legen, um den Hals ihn.'

Friedenau bei Berlin. Karl Kinzel.

Dr. Horn, Die deutsche Soldatensprache. Gieſsen, J. Ricker, 1899. XII, 174 S.

Der Verfasser, von Fach Sprachvergleicher, hat in dem sauber ausgestatteten Bändchen zwei ziemlich heterogene Elemente verarbeitet, die vielleicht lieber jedes für sich hätten behandelt werden sollen: die Feldsprache der alten deutschen Landsknechte und die Sprache der heutigen Armee, soweit sie nicht die offizielle Dienstsprache, sondern aus der Mitte des Heeres selbst hervorgegangen ist. Freilich ist da die Grenzlinie nicht immer leicht zu ziehen, denn beide Elemente ergänzen sich gegenseitig. Für die Feldsprache, die uns bisher aus Freytags 'Bildern' bekannt war, hat Horn eine recht bedeutende Anzahl von Quellenschriften benutzt, über die uns sein Litteraturverzeichnis Auskunft giebt; sie ist hier mit einer Vollständigkeit verzeichnet wie nie zuvor. Die Kenntnis der lebenden Soldatensprache hat sich der Verfasser in der Hauptsache während seiner eigenen Dienstzeit erworben und durch Umfragen bei den einzelnen Regimentern ergänzt. Die Anordnung geschah nach den sachlichen Gesichtspunkten, wie sie das Verhältnis des Soldaten zum Civilisten, zu seinesgleichen und zu seinen Vorgesetzten oder sein Verhalten im Dienst und vor dem Feinde, im Arrest, in Krankheit und Liebesnot ergiebt. Alles ist, wie es der Stoff mit sich brachte, mit köstlichem Humor behandelt, so daſs die Lektüre des Büchleins ein wahrer Genuſs ist.

Das Schluſskapitel 'Volksetymologien und Wortverdrehungen' hebt einmal einen Teil des Stoffes unter einem sprachlich-logischen Gesichtspunkt heraus. Vielleicht wäre dem Philologen — für den freilich das Buch nicht in erster Linie bestimmt ist — damit gedient gewesen, wenn der Verfasser diese Art der Anordnung im ganzen Werke durchgeführt hätte, so daſs etwa die verschiedenen Tendenzen der soldatischen Sprache klar hervorgetreten wären; so neigt ja die Ausdrucksweise des Militärs zur Anschaulichkeit, zur Personifikation: sein Gewehr nennt der Soldat gern 'seine Laura', 'seine Liddi', die Figurscheibe den 'langen Israel', das Arrestlokal wird nach dem Verwalter benannt: 'Vater Philipp', 'Hotel Sedlmayer' u. s. w. Hyperbeln nehmen einen groſsen Raum ein, vor allem Vergleiche und Metaphern; sie zielen bald auf formale Ähnlichkeiten, wie 'Polizeifinger' für Mohrrüben, 'Bindfäden' für Nudeln u. s. w., bald auf eine innere Beziehung zwischen Bild und Gegenstand, wie 'Jammerthal' oder 'Sottisenacker' für den Exerzierplatz. So lieſsen sich noch manche Punkte nennen, auf die der Verfasser hätte

Digitized by Google

Rücksicht nehmen können. Immerhin wird man sich mit Hilfe des trefflichen Registers in dem Büchlein zurechtfinden lernen, das bei einer zweiten Auflage hoffentlich auch den Bedürfnissen des Philologen gerecht werden wird, wenigstens in einer Einleitung, für die hier Kluges 'Studentensprache' als Muster bestens empfohlen sei.

Würzburg. Robert Petsch.

Hermann Anders Krüger, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Oppeln, Georg Maske, 1898. 172 S. 8.

Das Buch zerfällt in zwei Teile: Eichendorffs Jugendzeit und Eichendorffs Jugendwerke; beiden ist die Erschliefsung neuer Quellen zu gute gekommen — dem ersten: Tagebücher des Dichters vom Herbst 1800 bis zum Frühjahr 1808, welche seine Schwiegertochter dem Verfasser zur Verfügung gestellt hat; dem zweiten: einiges noch Unbekannte aus dem in der Berliner Kgl. Bibliothek ruhenden Nachlafs. Jene Aufzeichnungen sind anfangs unbedeutend, wie man es von einem zwölfjährigen Knaben — denn in diesem Alter hat er sie begonnen — nicht anders erwarten kann. Doch tritt hier schon die spezifische Begabung des Schreibers, sein mit der Zeit sich immer stärker entwickelnder Natursinn hervor: die Ankunft der ersten Lerche, Schwalbe und Nachtigall trägt er ebenso sorgfältig ein wie die ersten Schiffe, die im neuen Jahrhundert die Oder heraufkommen. Wichtiger als für die im elterlichen Schlosse Lubowitz und im Breslauer Konvikt verlebten Jahre werden die Tagebücher für die Studentenzeit: wenn sie dort die späteren kurz vor seinem Tode in dem Aufsatz 'Deutsches Adelsleben am Schlufs des 18. Jahrhunderts' niedergelegten Erinnerungen im allgemeinen nur ergänzen, so berichtigen sie hier geradezu das gleichfalls 1857 erschienene Memoirenfragment 'Halle und Heidelberg'. Eichendorff hat späterhin vielfach den Einflufs der für seine Entwicklung bedeutsam gewordenen Männer in eine frühere Zeit verlegt, andere, von denen er sich wieder abgewendet, unerwähnt gelassen und die Anschauungen des Mannes- resp. Greisenalters in die Jugendepoche übertragen. In Halle hat ihn Wolf ungleich mehr angezogen als Steffens und Schleiermacher, seine romantische Lebensauffassung sich mehr angebahnt als begründet. Erst in Heidelberg wurde die Romantik der Grundzug in seinem Wesen, einmal unter dem ethisch-nationalen Einflufs von Görres, andererseits unter dem religiösen des Grafen Löben. Und zwar stand er zu letzterem in viel näheren Beziehungen als zu dem Dreigestirn Görres, Arnim, Brentano, deren Umgang er später als Kern- und Mittelpunkt seines Lebens in Heidelberg bezeichnet hat. Ein Mitglied dieses 'eminent genialen Freundeskreises' war er nicht; der Poet in ihm ist vor allem durch Löben geweckt, aber auch in Fesseln geschlagen worden; nur langsam hat er sich von dem übermächtigen Einflufs des Afterromantikers emancipiert. Erst seit der Bekanntschaft mit diesem Sachsen ist von einer dichterischen Produktion Eichendorffs zu sprechen;

Digitized by Google

er mag sich schon früher versucht haben, aber erhalten ist aufser einer bis heute unzugänglichen Jugendelegie nichts; das ihm von Eduard Höber zugeschriebene Gedicht 'Italien' wird in dem Berliner Manuskript als eine 'Dichtung von Werner' bezeichnet. Krüger unterscheidet drei Phasen in Eichendorffs Jugendlyrik: 'Die erste der naiven, gesunden aber herzlich unbedeutenden Liebeslyrik des Lubowitzer Aufenthaltes von 1806/7, anknüpfend an die Erlebnisse mit Madame Hahmann. Das frischeste und gelungenste dieser Lieder ist das "Zaubernetz". Die zweite Phase umfafst die Heidelberger Zeit, und ihr gehören die weitaus meisten der uns erhaltenen Gedichte an, grofsenteils religiös-mystischen oder spezifisch romantischen Inhalts. Eine schwärmerisch hingebende Marienverehrung, ein forciert ethischer Idealismus, ein sentimentaler Liebes- und Freundschaftskult und eine geschraubte Altertümelei vereinigen sich sonderbar mit einer oft merkwürdig feinen Naturbeobachtung und einem gewissen Stimmungszauber. Die fremden, gekünstelten Formen werden noch einseitig bevorzugt und mit einem überquellenden unabgeklärten Gedankeninhalt gefüllt. Klarheit, Anmut und Harmonie des Ganzen ist darum fast nirgends zu finden. Einzelheiten dagegen überraschen bisweilen durch ihre unmittelbare Empfindung und innere Wahrheit. Das bedeutsamste und wohl auch reifste Produkt aus diesen Tagen sind die fünf Lieder, die unter dem Titel "Jugendsehnen" zusammengefafst sind, das am meisten charakteristische wohl der Sonettencyklus "Jugendandacht". Die letzte Entwicklungsphase bilden die Lieder, die dem Lubowitzer Aufenthalt von 1808/9 ihre Entstehung verdanken. Auf den Rausch der Heidelberger Tage folgt bald die Selbstbestimmung in der lieblichen, schlesischen Heimat. Löbens übermächtiger Einflufs stöfst immer mehr und mehr auf Widerspruch, der Dichter kehrt in Form und Inhalt wieder zurück zu der ihm eigenen Schlichtheit und Natürlichkeit und findet unter den starken politischen Eindrücken des trüben Jahres 1809 wunderbare, aus dem Herzen kommende und darum auch zu Herzen dringende Töne eines lebendigen Nationalgefühls, als dessen vollendetster Ausdruck die "Klage" gelten darf.'

Eine Besprechung des Romans 'Ahnung und Gegenwart', genauer: des ersten Buches, welches vor, beziehungsweise in dem entscheidenden Jahre 1809 entstanden ist, macht den Schlufs der ebenso tief eindringenden wie vorsichtig abwägenden Untersuchung. Es ist ein Bildungsroman nach dem Vorbild 'Wilhelm Meisters' von Goethe, 'Franz Sternbalds Wanderungen' von Tieck, 'Godwi oder das steinerne Bild der Mutter' von Clemens Brentano, 'Florentin' der Dorothea von Schlegel und vor allem Achim von Arnims 'Armut, Reichtum, Schuld und Bufse der Gräfin Dolores'; zugleich aber ist er der poetische Niederschlag der Lubowitzer Jugendzeit. Litterarische Strömungen und eigene Erlebnisse haben hier harmonisch zusammengewirkt und, wenigstens im ersten Buch, ein Prosawerk geschaffen, dem gegenüber vielleicht nur noch die Novelle 'Aus dem Leben eines Taugenichts' einen Fortschritt bedeutet. 'Seine eigene goldene Jugendzeit, verlebt auf dem ihm heiligen Boden der schlesischen

Digitized by Google

Heimat, verklärt in dem reinen, sonnenhellen Spiegel ungetrübter Erinnerung, ist der Ausgangs- und Endpunkt seiner Poesie' und — fügen wir hinzu — das Geheimnis seiner Volkstümlichkeit.

Berlin. P. Haake.

A. Bankwitz, Die religiöse Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, veröffentlicht von E. Ebering. XX. Germanische Abteilung Nr. 9). Berlin, E. Ebering, 1899. VIII, 96 S. 8. M. 2,40.

In der Einleitung zeichnet der Verfasser die Entstehungsgeschichte des 'Geistlichen Jahres' und der religiösen Lieder und bringt sie mit der geistigen Entwicklung der Dichterin in Zusammenhang. Daran schliefst sich ein Überblick über die Ausgaben der geistlichen Werke und ein textkritischer Abschnitt. Im ersten Hauptteil beantwortet er die Frage, wie Annette den ihr vorliegenden Bibeltext ausgestaltet hat, indem er die Grundgedanken ihrer geistlichen Lyrik, die sich in mannigfachen Einkleidungen stets wiederholen, herausschält und die Stimmungen schildert, die diesen Gedichten ihr eigentümliches Gepräge geben (orientalische Scenerie, Zeit- und Naturbilder). Das zweite Kapitel behandelt die äufsere Form der Gedichte, das dritte die litterarischen Vorbilder, die auf sie eingewirkt haben. Als Anhang wird ein zum 'Geistlichen Jahre' gehöriges, aber bisher nur in der 'Deutschen Rundschau' (XCIV, 175 ff.) von Hüffer abgedrucktes Gedicht 'Am zweiten Sonntag in der Fasten' mitgeteilt.

Im allgemeinen wird man der Arbeit das Zeugnis, dafs sie emsig und aufmerksam gemacht ist, nicht versagen; gleichwohl ist manches dazu zu bemerken. Im Litteraturverzeichnis fallen einige mangelhafte Angaben auf. Von Schückings und Hüffers Biographien der Dichterin hätten die zweiten Auflagen (1871 und 1890) wenigstens verzeichnet werden müssen. Nr. 3. 'A v. Droste-Hülshoff, Briefe; hrsg. v. L. Schücking' ist falsch. Es handelt sich um zwei Sammlungen: 1) Briefe der A. v. D. hrsg. von Chr. Schlüter, 2. vermehrte Aufl. Münster 1880, und 2) Briefe von A. v. D. und L. Schücking, hrsg. v. Theo Schücking, Leipzig 1893. Die zweite Abhandlung von Riehemann (Osnabrück 1898), die u. a. die völlige Aufklärung über 'Gethsemane' V. 11/12 bringt, ist übersehen. Goethes Urteil über Münster und dessen gesellschaftliches Leben anzuführen, ist unkritisch, da es nicht 'die Zeit, die uns beschäftigt', sondern um mindestens fünfzehn Jahre zurückliegende Verhältnisse schildert. Die textkritischen Bemerkungen zum sechsten geistlichen Liede hätten in etwas anderer Form gegeben werden sollen, da die vorliegende nur schwer, ja nahezu gar nicht verständlich ist. — Für die ästhetische Beurteilung der Werke Annettens wird immer der subjektive Geschmack und nicht zum wenigsten auch der religiöse Standpunkt mafsgebend sein. Meinem Ermessen nach ist die übrige Lyrik der Droste poetisch und ästhetisch

Digitized by Google

wertvoller als gerade die geistlichen Dichtungen, die vom Verfasser doch vielleicht ein wenig über Gebühr gerühmt werden. Ich bestreite ganz und gar nicht, dafs auch das 'Geistliche Jahr' Perlen erhabenster und innigster Empfindung wie glänzendster Darstellung birgt, und zwar eine ganze Reihe, aber ich möchte meinen, dafs das umfangreiche Werk, wenn man es nicht als praktisches Erbauungsbuch, sondern als künstlerische Leistung im ganzen betrachtet, auf den heutigen Leser etwas ermüdend und einförmig wirkt, und der Verfasser liefert für die Richtigkeit dieser Ansicht selbst den Beweis, indem er in der ganzen Sammlung nur acht verschiedene Grundgedanken aufzufinden weifs, die zudem alle der Überlieferung entstammen und ihre Eigenart nur in der Ausführung durch die Dichterin erhalten.

Bei Beschreibung der Form hält sich Bankwitz an das übliche Schema: Sinnlichkeit des Ausdruckes, Bilder, Gleichnisse, Metaphern u. s. w., wobei vorteilhaft das Charakteristische und Bedeutsame von dem dichterischen Allgemeingut getrennt worden wäre; denn solche Zusammenstellungen sind doch in erster Reihe dazu da, das Bezeichnende an der Sprache eines Dichters hervorzuheben. Die S. 53 unter Litotes angezogenen Stellen 'Ich bin ein arm und glühend Döchtlein' — 'Wie ein Hündlein will ich spüren' passen doch nur im weitesten Sinne unter diese Bezeichnung; sie waren besser bei den Vergleichen unterzubringen. Der Auffassung der Anaphora als Mittel zur Beruhigung des Stiles ist wohl zu widersprechen (S. 58); gerade die angeführte Strophe erfährt durch diese Figur eine lebhafte Steigerung, und das Tempo wird beim lauten Lesen unwillkürlich schneller. Die Wirkung ist also hier Belebung, nicht Beruhigung. Statt der alltäglichen Synekdoche *Dach* für *Haus, Braue* für *Auge, die Lippe spricht* wäre eine Sammlung der Fälle wünschenswert gewesen, wo zwei Hauptwörter statt Adjektiv und Substantiv gesetzt sind, wie z. B. *Der Sehnsucht Brand* (2. Sonntag in der Fasten, vorletzte Strophe). — Unter dem Abschnitt 'Wortwahl' hat sich der Verfasser leider ein Gebiet entgehen lassen, dessen Bebauung meines Erachtens in sprachlicher Hinsicht am wichtigsten und lehrreichsten gewesen wäre, das auch ein beredtes Zeugnis für Annettens dichterische Begabung ablegen konnte, insofern sich diese in frei schöpfender, lebendig gestaltender Herrschaft über die Sprache äufsert: ich meine, er hätte die von der Dichterin neu geschaffenen Wortbilder und -zusammensetzungen vollzählig sammeln müssen. Welch schönen Erfolg das gehabt hätte, belege ich durch einige aufs Geratewohl, nicht systematisch herausgegriffene Beispiele, die alle nicht im Deutschen Wörterbuch verzeichnet sind. *Ätherhalle* (Fastn. Str. 5), *angstgeknickt* (3. Sonnt. i. Adv. Str. 7), *Dämmertau* (2. Sonnt. n. Pfingst. Str. 2), *Döchtlein* (1. S. i. d. Fast. 4 und 2. S. i. Adv. 5), *Eiseskiiste* (Mar. Verk. 1), *Empusenzunge* (3. S. i. d. Fast. 11), *Erdenrücksicht* (24. S. n. Pfingst. 5), *feindbereit* (1. S. i. Adv. letzte Str.), *gebüschesgrün* [Adj.] (Himmelf. 2), *Geflimme* (4. S. i. Adv. 7), *Himmelszweig* (1. S. i. d. Fast. 3), *hungerglühend* (2. S. i. d. Fast. 1), *Hochmutspiel* (5. S. n. Pf. 6), *Kerkerschragen* (12. S. n. Pf. 4), *Leidensfunken* (3. S. i. d. Fast. 13), *Liebes-*

Digitized by Google

blumenring (Palms. 4), *modermorsch* (5. S. n. Pf. 10), *Palmeninsel* (2. S. n. Ost. l. Str.), *Phosphorpflanze* (1. S. n. Pf. 3), *Saphirscheinen* (Weihn. 1); ferner noch einige, bis zu denen das Grimmsche Wörterbuch noch nicht reicht: *Glutstern* (24. S. n. Pf. l. Str.), *Gnadenfackel* (6. Lied 3), *Gnadenstempel* (6. S. n. O. 1), *das Grabesinnre* (Allers. 5), *Sonnenleiche* (Gethsemane 4), *Sonnenstern* (3 Kön. 4), *Staublawine* (ebd.), *Strahlenflut* (Fastn. 6), *Sündenmutter* (1. S. i. Adv. 4), *Thatenglut* (Mar. Verk. l. Str.), *übermild* (2. S. i. d. Fast. 7). Hieran anschliefsend konnten auch kühne Wendungen Platz finden, die an Klopstock erinnern, wie z. B. *Leben bluten, Funken bluten* (Mar. Verk. l. Str.). Unter die archaischen (und volkstümlichen) Wendungen gehörte auch die Nachstellung des unflektierten Pronomens und Adjektivums, wie die Umschreibung des Verbs durch thun und den Infinitiv (Beisp. 4. S. i. d. F. l. Str.; 5. S. i. d. F. 1; Karfreit. 9). — Wunderlich erscheint die Erklärung der Strophenform von Mariä Lichtmefs als 'ein Beispiel für Waisen' (S. 64); es sind reimlose, achtzeilige Strophen in vierfüfsigen Trochäen, von denen die vierte und achte immer durch stumpfen Ausgang hervorgehoben werden. Nach Herder und der Romantik lag die Form ziemlich nahe.

Im Schlufskapitel über die litterarischen Vorbilder hätten der genau entsprechenden äufseren Anlage wegen die 'Sonn- und Feiertagssonette' von Andr. Gryphius eine Erwähnung verdient, wenngleich sie in Ausführung, Geist und an Gedankeninhalt ganz und gar von Annettens Dichtungen verschieden sind. — Die Erkenntnis, dafs sich Gottes Güte besonders in der Natur offenbare, ist nicht blofs der Mystik eigen, sondern im 18. Jahrhundert ganz allgemein und namentlich durch Gellerts Lieder poetisch ausgeführt. Spees Einflufs ist durch die angeführten Gemeinplätze nicht bewiesen; auch einen 'Einflufs' von Heines 'Wallfahrt nach Kevlaar' und Geibels 'Tod des Tiberius' auf das Gedicht für den 22. Sonntag nach Pfingsten kann ich nicht wahrnehmen, nicht einmal eine bezeichnende Ähnlichkeit. Dagegen ist es vielleicht nicht unerlaubt, beim fünften geistlichen Liede 'Am Morgen', vor allem beim 'Sphärenklang der Sonne' an 'Faust II, 1, Anmutige Gegend' zu denken.

Breslau. H. Jantzen.

Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Gesammelt und herausgeg. von Joh. Adolf Heyl. Brixen, Kathol. pol. Prefsverein, 1897. 847 S. 8. M. 8.

Wie bei statistischen Werken der Wert von der gröfseren oder geringeren Richtigkeit der zu Grunde liegenden statistischen Tabellen oder bei Geschichtswerken von der Echtheit des benützten Quellenmaterials abhängig ist, so richtet sich auch die Bedeutung von wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Volkskunde nach der Verläfslichkeit der Quellen, zu denen aufser den überkommenen Denkmälern nicht zum mindesten die Aufzeichnungen mündlicher Überlieferung, also die Sammlungen von Sagen, Märchen, Aberglauben, Sitten und Gebräuchen, Volks-

Digitized by Google

liedern, Sprichwörtern, Kinderspielen etc. gehören. In dieser Beziehung ist nun bekanntlich durch zu geringe Vorsicht, durch zu grofse Leichtgläubigkeit beim Sammeln, durch Mifsverständnis, bewufste und unbewufste Fälschung viel gesündigt worden und wird leider noch weiter gesündigt. Diese Gefahr wächst aber, je getrübter bereits der Strom der Volksüberlieferung fliefst und je mehr sich bei dem gesteigerten Interesse, das man in jüngster Zeit der Volkskunde entgegenbringt und das sich in der Schaffung verschiedener einschlägiger Fachzeitschriften äufsert, die Zahl der berufenen und unberufenen Sammler vermehrt. Dazu kommt noch der nicht zu unterschätzende Umstand, dafs sich in Feuilletons aller Art, sowie in Unterhaltungsblättern, besonders illustrierten Zeitungen, sehr häufig volkskundliches Material eingestreut findet, das dann wieder in Sammlungen und von diesen in wissenschaftliche Werke übergeht. Ich könnte diesbezüglich aus der jüngsten Zeit Beispiele krassester Art bringen. Schon Mannhardt, der gewissenhafte Forscher, beklagte sich in einem Briefe an mich bitter, dafs ihm der Zweifel an der Echtheit der ihm zugekommenen Beiträge die Freude am ganzen Schaffen verderbe, da ihm eine Kontrolle im einzelnen nicht möglich sei und er das meiste auf Treu und Glauben hinnehmen müsse (vgl. auch dessen Wald- und Feldkulte I S. 91 Anm.). Es wird auch, wenn anders die künftigen, auf der volkskundlichen Überlieferung aufzubauenden Werke ernsten Wert haben sollen, nichts anderes übrig bleiben, als das vorliegende Material, besonders das in neueren Sammlungen aufgespeicherte, soweit noch möglich, einer gründlichen Überprüfung zu unterziehen.

Wie steht es nun in dieser Beziehung in Tirol und Vorarlberg, und zwar, um beim Thema zu bleiben, mit den betreffenden Sagensammlungen?

Von den bisherigen tirolischen Sagensammlungen sind nur die von Zingerle, Schneller und Hauser, von den vorarlbergischen nur die Musterarbeit von Vonbun-Sander als verläfslich zu bezeichnen, die anderen können nur mit gröfster Vorsicht benutzt werden. Das gilt speciell von den Sagensammlungen Alpenburgs, was um so mehr zu bedauern ist, als gerade diese wegen der Menge der mitgeteilten Sagen von Forschern wie z. B. Mannhardt, Weinhold, Staub-Tobler u. a. als Hauptquelle benutzt wurden. Wie viel Verwirrung durch die Sammlungen des Genannten angerichtet wurde, läfst sich kaum glauben. So wurde, um nur ein Beispiel zu geben, durch ganz phantastische irrige Zeichnung die Gestalt des Wilden Mannes (s. Mythen und Sagen Tirols S. 9 und 51) vollständig verzerrt und eine Sagenfigur geschaffen, welche der volkstümlichen Vorstellung von ihr nicht entspricht.

Um so erfreulicher ist es, im vorliegenden Buche von Heyl einer Sammlung zu begegnen, welche nicht nur durch die Menge der mitgeteilten Sagen alle bisherigen überragt, sondern auch, soviel sich beurteilen läfst, auf volle Verläfslichkeit Anspruch machen darf. Heyl hat sie gröfstenteils selbst aus dem Volksmunde gesammelt, teils von verläfslichen Mithelfern, deren Namen angeführt sind, überkommen. Der Inhalt der Sammlung ist ungemein reichhaltig.

Digitized by Google

Finden sich auch, wie Heyl selbst bemerkt, keine neuen Sagen- und Mythentypen, so werden doch die bereits bekannten durch neue Züge erweitert oder klarer und sicherer gestellt, was nach dem eingangs Gesagten sehr notwendig erscheint.

Heyl ist mit seinem Notizbuch fast in jeden Thalwinkel Tirols gedrungen. Am eingehendsten ist das untere Eisakthal, die Heimat des Sammlers, bedacht; diese Gegend weist auch am meisten Neues auf. Verhältnismäfsig wenig ist das Pusterthal berücksichtigt. Hoch interessant sind die verschiedenen Riesensagen, die Heyl bringt. Sie enthalten manches bisher Unbekannte, was in Mythe und in deutsche Heldensage einschlägt. Wundern mufs man sich, dafs dem fleifsigen Sammler die Sage der drei Riesenbrüder von Galzein entgangen ist, welche Züge vom Thormythus aufweist. Auch die Ameisbergersage (S. 76) liefse sich ergänzen. Im Oberbergerthal sei an die interessante Einheriersage von den allnächtlich kämpfenden Almännern erinnert. Ganz neu ist der von Heyl S. 41 gebrachte Beleg für die sogenannte Fürweilung (Vorahnung), das Seitenstück zum zweiten Gesicht, das besonders im Oberinnthal vorkommt. Wertvoll sind weiter die Pestsagen aus dem Eggenthale, die Sage von den tausend kalten Jahren, reizend die mitgeteilten Schlern- und Rosengartensagen.

Hier erregt mir nur die Sage von den singenden 'Meerjungfern' (S. 460) im Rosengartensee, welche oben Menschen-, unten Fischgestalt haben, Zweifel an der Echtheit, obwohl auch Dörler in seinen 'Sagen aus der Umgebung Innsbrucks etc.' S. 5 die gleiche Sage, nur mehr poetisch ausgestattet, von den 'Meerfräulein' am Spucherschrofen erzählt. Ob Sagen dieser Art nicht künstlich ins Volk getragen wurden? Ich erinnere mich da an die Sage, die ich in Wilten, dem Vororte Innsbrucks, hörte, nach der die Hunnen Ochsen mit brennenden Strohbündeln auf den Hörnern durch den 'Hohlweg' herab gegen genanntes Dorf getrieben und es so in Brand gesteckt hätten.

Als einschlägig in die Rosengarten- und Jochgrimmsagen (S. 397 und 501) möchte ich die Sage anfügen, dafs einst das Wasser bis nahe an den Gipfel des Jochgrimm gereicht habe. Man sehe noch hoch oben die Eisenringe, an denen die Schiffer ihre Kähne anbanden. Die gleiche Sage klebt am Latemar und am Küchelberg bei Meran. An die grofse Flut, welche einst die Dolomitriffe bedeckte, ist hierbei selbstverständlich nicht zu denken, fraglich aber ist es, ob sich in diesen Flutsagen nicht die verblafste Erinnerung an das nordische Meer, von dessen Ufern die späteren Einwanderer, oder an das Mittelländische Meer, von woher wahrscheinlich die ersten Einwanderer (Etrusker und Illyrier) gekommen, erhalten hat.

Sehr anerkannt mufs werden, dafs Heyl auch Varianten bringt, denn, wie in der Vorrede richtig bemerkt wird, 'anscheinend Unbedeutendes kann für den Forscher von wissenschaftlichem Werte sein'. Zudem darf nicht vergessen werden, dafs die Überlieferung der Sage selbst, wenn sie auch dem Hauptinhalte nach ziemlich gleich bleibt, teils durch die Ört-

Digitized by Google

lichkeit, wo sie aufgegriffen wird, teils durch die subjektive Färbung des Erzählers Veränderungen erfährt. Es sei hier z. B. an die variierenden Fassungen der Frau-Hitt-Sage erinnert. Ich selbst besitze in meiner handschriftlichen Sagensammlung eine ziemliche Anzahl von Heyl abweichender Spielarten. Auch die vorliegende Sammlung bringt zahlreiche Sagen, die mit Zügen ausgestattet sind, die von anderen Mitteilungen abweichen oder darin ganz fehlen.

Hinsichtlich der Anordnung des Stoffes hat sich Heyl an die Einteilung nach Thälern gehalten und erst innerhalb derselben die stoffliche Gruppierung vorgenommen. Er beginnt mit I. Oberinnthal und Aufserfern. II. Unterinnthal und nördliches Wippthal. III. Oberes und mittleres Eisakthal. IV. Unteres Eisakgebiet, rechtes Ufer. V. Unteres Eisakgebiet, linkes Ufer. VI. Deutsches Etschland und italienischer Landesteil. VII. Pusterthal. In der Gruppe VIII greift der Herausgeber über Tirol hinaus und bringt Salzburgische Sagen.

Es läfst sich nicht leugnen, dafs diese Anordnung des Stoffes nach Landschaften viel für sich hat. Der Leser und Forscher erhält dadurch eigentlich sieben bis acht Einzelsammlungen, kann also auch die Arten der Sage und den Charakter der Sagenbildung in den jeweiligen Thälern studieren. Jede der Gruppen enthält dann in möglichst gleichartiger Aufeinanderfolge die verschiedenen Sagengattungen. Zuerst kommen die Legenden, dann Märchen, historische Sagen, mythische Sagen, Ortssagen, Tiersagen, Teufels- und Hexensagen etc. Wer also z. B. nur den oberinnthalischen Sagencyklus, soweit er in diesem Buche berücksichtigt ist, kennen lernen will, braucht blofs die erste Gruppe durchzulesen.

Aber diese Einteilung hat doch gegenüber der stofflichen, wie sie in den meisten Sagensammlungen üblich ist, manches gegen sich. Denn in erster Linie wird es sich doch immer um die Gewinnung von Haupttypen handeln. Will man sich etwa aus der Heylschen Sammlung das Bild des tirolischen Riesen- oder Zwergtypus konstruieren, so mufs man sich die einzelnen Züge aus den sieben Gruppen mühsam zusammensuchen. Diese Schwierigkeit würde bedeutend verringert, wenn Heyl nach dem Vorgange Zingerles u. a. dem Ortsregister auch ein eingehend gearbeitetes Sachregister angefügt hätte. Dieser Mangel macht sich so fühlbar, dafs es sich beim vorliegenden Buche, das neben Zingerles Sagen zweifellos eines der am meisten benutzten Werke bilden dürfte, lohnen würde, diese empfindsame Lücke noch nachträglich auszufüllen. Heyl hat allerdings am Schlufs einen 'Inhalt' angefügt, dessen Schlagwörter in vielen Fällen die Hauptessenz des Inhaltes der Sage geben, aber dies genügt nicht. Das Schlagwort macht in den meisten Fällen den Leser nur mit der Hauptfigur oder dem Hauptobjekt der Sage bekannt; Nebenfiguren und Objekte, die für den Forscher von Wichtigkeit sein können, sind schwer auffindbar.

Was die Form der Wiedergabe der Sagen anbelangt, so entnehmen wir aus der Vorrede, dafs Heyl dieselben überarbeitet hat. Eine gewisse Überarbeitung läfst sich wohl auch nicht umgehen, nur mufs sie mit der

Digitized by Google

gröfsten Vorsicht geschehen. Auch hierin hat Heyl in den meisten Fällen den richtigen Ton getroffen. Dies gilt besonders von den in der Mundart des betreffenden Thales erzählten, die meisterhaft wiedergegeben sind, so z. B. der Schatz im Kalterersee (S. 512) oder 'Wia's die Hexe in Völser Oacha darhöngg at' (S. 433). Weniger gut ist der Elmauer Dialekt (S. 90) wiedergegeben. So lautet z. B. 'einmal' nicht *amoa*, sondern *amâi*. Manche im Schriftdeutsch erzählten Sagen scheinen etwas zu breit, ich möchte fast sagen, zu schön ausgesponnen und lassen jene Knappheit und Schlichtheit vermissen, die wir besonders bei der Sagensammlung Schnellers und Vonbun-Sanders treffen.

Es mag dies zum Teil mit dem Doppelzwecke der Sammlung zusammenhängen. Die Sammlung sollte nämlich neben dem wissenschaftlichen Zwecke auch dem eines Lesebuches für die studierende Jugend entsprechen. Ich glaube, diese Auffassung ist verfehlt. Denn infolgedessen mufsten diesem Zwecke zuliebe, wie Heyl selbst in der Vorrede betont, 'anstöfsige Partien weggelassen und bedenklich scheinende Stellen vorsichtig abgeändert werden'. So ist z. B. bei der Sage S. 29 'Das Weib und die Kröte', in der ein Weib Hebammendienste verrichten mufste, eine nach Heyl anstöfsige Partie ausgelassen und durch Punkte markiert. Würde es sich da nicht besser empfehlen, um dem Zwecke eines Lesebuches zu genügen, nach Grimms Vorgang eine entsprechende zweite Ausgabe für die Jugend zu veranstalten. Gerade die Heylsche Sammlung verdient, wie keine zweite, eine weitesten Kreisen zugängliche kleinere Ausgabe.

Nicht einverstanden kann ich mich mit manchen, wie mir scheint, nicht gerechtfertigten Namensänderungen erklären, die Heyl bei seiner Überarbeitung vornahm. So wurden manche volkstümliche Orts- und Personennamen in die vermeintlich richtige schriftdeutsche Form umgegossen. Aus den Omes- oder Umesbergerriesen wurde ein Ameisbergerriese, aus der Hegedexspitze nach dem Vorbilde der neuesten Reisehandbücher ein Eidechsberg. Es ist sehr fraglich, ob das örtliche Omes oder Umes mit Ameise identisch ist, noch weniger dürfte die Hegedexspitze mit Eidechse, obwohl diese im Volksmunde allgemein Hegedexe heifst, etwas zu thun haben, sondern vielmehr Hexenspitze bedeuten, weil daher die Wetter dieser Gegend kommen. Der Ausdruck Hegedex für Hexe war aber noch in den fünfziger Jahren in der Brunecker Gegend gebräuchlich. Da könnte man ja auch den Wiedehopf in einen Holz- oder Waldhüpfer modernisieren. Noch unpassender erscheint mir, dafs bei den volkstümlichen Formen 'Salige', 'Salige Leute', 'Salige Weiber' etc. das 'Salig' stets in 'Selig' umgeändert wurde. Ist es auch fast sicher, dafs dieses 'Salig' dem 'Selig' entspricht, so halte ich es doch für verfehlt, den überkommenen, im Volksmunde lebenden Ausdruck 'salig', in dem sich die ursprüngliche Bedeutung von 'glücklich, glückspendend' erhalten hat, während sie in 'selig' verwischt ist, in 'selig' umzuändern, welcher Ausdruck gegenwärtig eine andere Bedeutung hat und für diese Sagengestalten nicht gebräuchlich ist. Ich wenigstens habe den Ausdruck

Digitized by Google

'Selige' für 'Salige' in Tirol nie gehört. Zingerle spricht allerdings in seinen Sagen 2. Aufl. S. 35 von 'seligen Dirnen' und S. 37 bei einer Sage aus Villnös von 'seligen Leuten'. Aber gerade bezüglich letzteren Thales lautet meine dortselbst gemachte Aufzeichnung 'Salige Leute' und 'Salige Seelen'. Bezüglich der Form 'selige Dirnen' werde ich mich noch erkundigen, ich halte aber den Ausdruck für eine willkürliche Ummodelung durch den Berichterstatter Zingerles, P. J. P. Siller. Auch ist diesbezüglich noch auf die Nebenformen 'Salgfräulein' (vom Berg Salge), sowie 'Salingerfräulein', im Slovenischen (Pachergebirge bei Marburg) *žalig žene* (Frauen) Rücksicht zu nehmen.

Zum Schlusse bringt Heyl als wertvolle Beigabe Anmerkungen, die noch eine Fülle einschlägigen ergänzenden Materials, sowie litterarische Nachweise enthalten, ferner eine Anzahl von Bräuchen und Meinungen, welche ich für meine hoffentlich in Bälde erscheinende Sammlung tirolischer Sitten und Bräuche als freundliche Vorläufer begrüfse. Damit sei dieses ausgezeichnete Buch allen, die sich mit Volkskunde beschäftigen, bestens empfohlen.

Innsbruck, Ostern 1900. Ludwig von Hörmann.

P. Bahlmann, Münsterländische Märchen, Sagen, Lieder und Gebräuche. Münster i. W., Verlag von Ignaz Seiling, 1898. VIII, 371 S.

Der Bibliothekar an der Kgl. Paulinischen Bibliothek zu Münster, Dr. Paul Bahlmann, ist den Fachgenossen als Münsterländischer Lokalforscher schon bekannt. 1896 gab er 'Münsterische Lieder und Sprichwörter in plattdeutscher Sprache' und eine 'Alt-Münsterische Bauernpraktik' heraus. Wie diese Schriften fufst auch sein neues Buch grofsenteils auf älterem, gedruckten Material, was ja von Vorteil ist, wenn es sich um schwer erreichbare Vorlagen handelt, andernfalls aber hinter den viel wertvolleren Sammlungen aus dem Volksmunde zurücktreten sollte.

Leider hat sich Bahlmann gerade bei den Märchen und Sagen seine Arbeit viel zu leicht gemacht. Er hat im dritten Bande der 'Kinder- und Hausmärchen', wo die Brüder Grimm über die Quellen und die Verbreitung der einzelnen Stücke Auskunft geben, alles zusammengesucht, was die Bezeichnung 'Münsterländisch' trug, und diese Nummern dann 'mit den eventuell erforderlichen Abweichungen' abgedruckt. Bekanntlich hat im Paderbörnischen und Münsterischen Gebiet die Familie Haxthausen für die Brüder Grimm gesammelt, eine kleine, trefflich geschulte Mitarbeiterschar, der wir wahre Perlen verdanken. Dennoch darf sich der moderne Philolog nicht damit begnügen, ihre Arbeit einfach zu reproduzieren. Man stellt heute an eine volkstümliche Sammlung andere Ansprüche als vor achtzig Jahren. Die Brüder Grimm haben von Auflage zu Auflage geändert und an dem Wortlaut herumgefeilt, um eine mustergültige volkstümliche Prosa herzustellen; unser heutiges Ideal ist ein

Digitized by Google

anderes: die einzig sichere Grundlage für alle stilistischen und ästhetischen Untersuchungen ist ein reiner Text, d. h. eine genaue, buchstäbliche Aufzeichnung nach dem Volksmunde. Hier hätte sich Bahlmann ein schönes Verdienst um die Volkskunde wie um die Entstehungsgeschichte der Grimmschen Sammlung erwerben können, wenn er es versucht hätte, selbst im Volke zu sammeln und diese und ähnliche Stücke von neuem, treu nach dem Dialekt, aufzuzeichnen. Freilich zeigt er sich, wo seine eigene Arbeit zu Tage tritt, nicht recht geschickt. Wörtlich nach Grimm abgedruckt sind: 'Der Gaudeif und sien Meester' (Gr. 68), 'De Spielhansel' (Gr. 82), 'Der Fuchs und das Pferd' (Gr. 132), 'Die zertanzten Schuhe' (Gr. 133), 'De drei swatten Prinzessinnen' (Gr. 137), 'Simeliberg' (Gr. 142), 'Up Reisen gaehn' (Gr. 143) und aus den 'Kinderlegenden' die 'Himmlische Hochzeit' (Gr. 9). Auch diese letztere druckt Bahlmann getrost als 'Münsterländisches' Märchen ab, obgleich in den Anmerkungen ausdrücklich gesagt wird, dafs sie aus Mecklenburg stamme, dafs aber die Geschichte auch in Münster bekannt sei. Um die dort gebräuchliche Fassung aber hat sich Bahlmann gar nicht bemüht. Ferner zieht er aus den Deutschen Sagen (Bd. I, 3. Aufl., Nr. 258) den 'herumziehenden Jäger' in diesen Märchenkreis. Recht dankenswert ist es, dafs auch die älteren Ausgaben der 'Kinder- und Hausmärchen', die zum Teil ganz andere Nummern enthielten als die späteren, durchgesehen sind und daraus 'Der Soldat und der Schreiner' und ein mundartlich wertvolles Stück, 'De wilde Mann' (Gr. 136, später durch 'Eisenhans' verdrängt), abgedruckt werden. Endlich hat sich Bahlmann in den Anmerkungen der Brüder Grimm nach solchen Märchen umgesehen, die nur als Varianten oder auszugsweise mitgeteilt sind. Er ist bei der Ergänzung nicht glücklich gewesen. Grimm 112 erzählt die Lügengeschichte vom 'Dreschflegel im Himmel' und die bezügliche Anmerkung eine hübsche Münsterische Münchhauseniade, deren wichtigstes Motiv ein Kohlkopf ist, der bis in den Himmel emporwächst — ein Motiv, das von Reinhold Köhler weiter verfolgt ist, wie man jetzt im ersten Bande der 'Kleinen Schriften' S. 322 bequem ersehen kann —; der lügenhafte Bauernjunge behauptet da, auf diesen Kohl geklettert, am Himmel angekommen und schliefslich hinuntergestürzt und 'in einen Kieselstein gefallen' zu sein. Bahlmann ändert dies 'in' zu 'auf', wodurch er die nachfolgende Pointe verdirbt: 'doch besann ich mich bald, lief heim, holte ein Beil und hieb mich wieder los'. Das sind Bahlmanns 'eventuell erforderliche Änderungen'. Auch der 'Schmied von Bielefeld' ist aus allen möglichen Fassungen zusammengeflickt, aber nicht nach der Art W. Grimms. Schon aus seinen Anmerkungen mufste Bahlmann lernen — weitere Forschungen hätten ihn des näheren belehrt —, dafs in allen guten Fassungen entweder der Teufel oder St. Peter dem Schmied seine Wunderdinge verleiht — Bahlmann führt beide ein; ferner stellt St. Peter seinem Günstling stets drei (auch vier) Wünsche frei —, bei Bahlmann fragt er nach dem Lohn, und der Schmied antwortet: 'Geld habe er nicht gerade nötig, aber er besitze einen Beutel, aus welchem ihm sein Geld stets fortkäme; der Heilige — der

Digitized by Google

Schmied hatte seine Wunderkraft schon aus der kurzen Unterhaltung bemerkt — möge ihm seinen Säckel segnen, damit nichts ohne seinen Willen entwischen könne'. Das ist recht ungeschickt, auch kein volkstümlicher Stil. Was die lustige Geschichte 'Up Reisen gaehn' (Gr. 143) betrifft, diesen hübschen 'Schwank von dem Einfältigen, der Worte, die ihm für einen bestimmten Fall gelehrt sind, bei dem ersten besten durchaus nicht passenden Fall anwendet und dann die ihm für diesen empfohlenen wieder bei einem unpassenden u. s. f.' (vgl. auch den 'gescheiten Hans', Gr. 32), so will ich hier darauf hinweisen, dafs sich Köhlers reiche Litteraturnachweise (Kl. Schriften ed. Bolte S. 88) noch durch die japanische 'Geschichte vom dummen Tempo' erweitern lassen, die A. Seidel soeben in seiner ausgezeichneten 'Anthologie aus der asiatischen Volkslitteratur' (Weimar, E. Felber, 1898) S. 44 ff. weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat, und die merkwürdige Züge mit der von Wilhelm Grimm in den 'Anmerkungen' analysierten Paderbörnischen Fassung gemein hat. Tempo ist junger Ehemann, der seine Zeit mit Nichtsthun hinbringt. Endlich schickt ihn seine Frau aus, um Fische zu verkaufen. Er bietet diese nun an den unpassendsten Orten aus, so auch bei einem Hausbrande, wo er mit Schlägen heimgeschickt wird. Seine Frau sagt ihm, er hätte beim Löschen behilflich sein müssen. Infolgedessen schüttet er am anderen Tage einem Schmiede sein Feuer aus. Die Frau sagt: 'Du hättest den Schmieden beim Schlagen (auf das Eisen) helfen sollen'. Als er aber am nächsten Tage einem sich prügelnden Ehepaare beim Schlagen hilft, zieht er wieder den kürzern. Jetzt lautet die Ermahnung: 'Du hättest sie freundlich auseinanderbringen sollen'; als er das tags darauf bei zwei kämpfenden Ochsen versucht, kommt er ums Leben. So endet die Geschichte im Osten tragisch.

Auf S. 31—170 teilt Bahlmann dann Sagen mit, auf deren nähere Besprechung wir hier verzichten, da sie wissenschaftlich wertlos sind. Bahlmann zieht es nämlich vor, sie in 'poetischem Gewande zu geben, da der weitaus gröfste Teil der Bevölkerung sich mit Vorliebe den metrischen Bearbeitungen zuwendet und diese deshalb zum weiteren Fortleben des früher von Generation zu Generation mündlich vererbten Sagenschatzes viel mehr beitragen als die meist rein wissenschaftlichen Zwecken dienenden oder doch nur in bestimmten Volkskreisen verbreiteten Prosafassungen, deren hohen Wert an und für sich freilich niemand verkennen wird'. Wir bedauern von Herzen jenen 'gröfsten Teil der Bevölkerung', der nicht spürt, wie himmelhoch der schlichte, treuherzige Ton der deutschen Sage, wie sie der gemeine Mann erzählt, erhaben ist über diese oft elenden Reimereien, zu denen Bahlmann selbst nicht gerade die besten Nummern beisteuert. Jede stilistische Forschung ist auf solcher Grundlage unmöglich, aber auch unendlich viele kleine Motive und feine Nuancierungen gehen unter der rohen Hand der Versschmiede — mögen sie auch R. Hamerling heifsen — verloren.

Es folgen dann, auf S. 171—232, etwa fünfzig Volkslieder, meist nach gedruckten Quellen, unter denen besonders die heute gar nicht leicht zu-

Digitized by Google

gänglichen 'Münsterischen Geschichten', Münster 1825, erfreulicherweise stark benutzt sind. Neues aus dem Volksmunde wird wenig beigebracht. Das Lügenmärchen 'Vom Bauer Knoest un siene Süene', das W. Grimm in die 'Kinder- und Hausmärchen' Nr. 138 mit der Bemerkung aufgenommen hat: 'Wird singend und mit sehr lang gezogenen Silben erzählt', stellt Bahlmann in einer neuen, ganz originellen Fassung zu den Volksliedern. Sehr wertvoll ist eine von Dr. Herold aufgezeichnete Variante zu dem schönen Liede 'Ich stand auf hohen Bergen und sah ins tiefe Thal'. Es ist recht erfreulich, zu hören, dafs dieser Herr mit dem Sammeln und Publizieren fortfahren will. Ebenfalls aus dem Volksmunde aufgezeichnet ist ein 'volkstümliches Lied' (S. 198):

Komm, Feinsliebchen, komm ins Grüne,
Schau, wie uns der Frühling naht,
Denn der Schmetterling, die Biene
Saug'n aus allen Blumen that,

das ich sonst nicht belegen kann. Dankenswert ist auch die Mitteilung einiger Bänkelsängerlieder aus den dreifsiger Jahren (218 ff.).

Unter den Kinderliedern und Rätseln (S. 232—260) findet sich nicht viel Bemerkenswertes, doch ist die Treue rühmenswert, mit der Bahlmann diese Texte wiedergiebt. Dasselbe gilt von dem sehr reichhaltigen Abschnitt über 'Sitten und Bräuche' (S. 262—356), der auch der Hausbauforschung, die jetzt in so hoher Blüte steht, neues Material zuführt, auch die ältere Litteratur sorgfältig berücksichtigt. Bettelverse der zu Michaelis und anderen Festtagen herumstreichenden Kinder werden in der Mundart mitgeteilt, der Nikolaustag hat einige Parodien auf das von den artigen Kindern herzusagende 'Vaterunser' gezeitigt. Überhaupt ist dieser ganze Abschnitt, auf den aber an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann, sehr reichhaltig und verleiht dem Bande seinen Wert. Hoffentlich bemüht sich der Herausgeber, in einer zweiten Auflage die Mängel auszugleichen, die seinem Buche, namentlich im ersten Teile, noch anhaften, vor allem aber die schönen, alten Sagen des Münsterlandes nicht mehr in unpoetischer Verballhornung, sondern in schlichter, volkstümlicher Prosa, als der einzigen ihrer würdigen Form, mitzuteilen.

Würzburg. Robert Petsch.

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Johann Willibald Nagl. Wien, Fromme, 1899. Bd. I, Heft 3.

Die ersten beiden Hefte dieser Zeitschrift sind im Archiv CI, S. 172 ff. besprochen. Das dritte Heft enthält den Schlufs des aus Gradls Nachlafs stammenden Materials zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart; ferner von F. Mentz die Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für 1896 und 1897, im Anschlufs an sein Buch und an die Zusammenstellung im zweiten Hefte dieser Zeitschrift — beigegeben ist das Register für die Bibliographie von 1890—97, ebenso das Register

Digitized by Google

zur Bibliographie des Jüdisch-Deutschen, die im zweiten Heft erschien. A. Holder, W. Horn und V. Hintner haben sich um die Erklärung einer Reihe von Odenwälder Wörtern bemüht, welche G. Volk im zweiten Hefte vorgelegt hatte. Vom Herausgeber stammen die Aufsätze: Zu den zwei Stufen des Umlautes von ahd. mhd. *a*, — J. Schatz 'Die Mundart von Imst' und der angebliche Umlaut von ahd. mhd. *iu*, ferner die Rundschau mit Besprechungen neuerer Erscheinungen und einem allgemeinen Aufsatze voll persönlicher Angriffe. Die Forschung wird dadurch nicht gefördert; der Ton, in welchem der sich verkannt und verfolgt wähnende Autor schreibt, schliefst jede Erörterung aus.

Innsbruck. J. Schatz.

Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der preufsischen Schulschreibung) als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache herausgegeben von Wilhelm Vietor. 1. Teil. Fibel und erstes Lesebuch. Leipzig, Teubner, 1899. XII, 159 S. kl. 8.

Das Büchlein enthält, was der Titel erwarten läfst; gut ausgewählte Lesestücke, welche in den Lesebüchern der Elementarschulen überall sich eingebürgert haben, auf der linken Seite in der Schulschrift, auf der rechten in phonetischer Schrift, jener der Association phonétique internationale. Hat man sich einmal in diese Schreibweise eingelesen, so macht die Lektüre keine Schwierigkeit. Wer Kindern die deutsche Aussprache beizubringen hat, wird dem Verfasser für diese Arbeit dankbar sein, und gegen die Ausspracheregeln des Verfassers, welche sich mit denen decken, die Siebs veröffentlicht hat (Deutsche Bühnensprache. Berlin, Ahn, 1898), werden in Rücksicht auf den Zweck des Büchleins auch jene nichts einwenden, welche an die einheitliche, mustergültige Aussprache des Deutschen nicht zu glauben vermögen.

Innsbruck. J. Schatz.

Beiträge zur deutschen Lautlehre von Dr. Wilhelm Horn (Giefsener Dissertation). Leipzig, Fock, 1898. 37 S. 8.

Das erste Kapitel dieses Heftes liefert Beiträge zur Geschichte der *e*-Laute. Die von der Mehrzahl der Fachgenossen vertretene Ansicht, dafs *a* durch folgendes *sch* im Alemannischen, Rheinfränkischen und Westfälischen umgelautet worden sei, wird durch Ordnung der Fälle und genauere Erwägungen gesichert. Auch ein Teil des Bairischen hat diese Erscheinungen aufzuweisen; in Tirol hat das ganze Innthal in den meisten Belegen (*asche, waschen, tasche, masche* gegenüber *flasche* und *tasche* als Scheltwort) den Umlautsvokal *a*, ebenso das Etschthal (Maister, Vokalismus des Burggrafenamtes S. 5; vgl. Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 20, 426, 738, 802). *asch* 'Flufsfisch' (thymallus) gehört wohl gleichfalls zu diesen Belegen, hier ist der Umlaut auch in Kärnten anzutreffen, Lexer, Kärnt.

Digitized by Google

Wörterbuch S. 10; Schmeller kennt nur *Äsch*, Bair. Wörterbuch 1, 165. — Der zweite Aufsatz dieses Kapitels sucht zu erweisen, dafs der ahd. *i*-Umlaut des *a* drei verschiedene *e*-Laute ergeben habe, neben den zwei allgemein angenommenen ein in der Mitte zwischen beiden stehendes, das sich mit dem germ. *ë* deckt. Aus der Thatsache, dafs in schweizerischen Mundarten das letztere *e* in einzelnen Fällen dem Umlaute entspricht, schliefst Horn, dafs es auch durch den Umlaut hervorgerufen sei, z. B. ahd. *mago* Dat. *megin*, umgewandelt zu *mago, magin* nach dem Wirken der ersten Umlautsperiode, der die Sprache das geschlossene Umlauts-*e* verdankt, nun wäre ein zweites Stadium des Umlauts eingetreten, durch den dieses rückgewandelte *magin* zu *megin* mit mittlerem *e* geworden. Ich kann dieser Theorie keinen Glauben beimessen, ebenso nicht seiner Auffassung, dafs der Umlaut in verschiedenen Zeiten und Schichten gewirkt habe. Wenn einmal Umlautswirkungen durch ein *i, j* der Folgesilbe eingetreten sind, also Beeinflussung der vorausgehenden Laute, so sind davon alle Fälle betroffen worden, und nur der Grad der Palatalisierung war ein verschiedener; ich stehe nach wie vor auf dem Boden der Anschauung, die Wilmanns Deutsche Grammatik § 211 und Paul, Mhd. Gramm. § 40, vertreten. Im dritten Abschnitt ist eine Reihe französischer Lehnwörter verzeichnet, deren *a* im Deutschen (d. i. im Schriftdeutschen und Alem.-fränk.) durch *ẹ* vertreten ist; vielleicht hätte Horn die Sache eingehender behandelt, wenn er das Bairische mit berücksichtigt hätte, das in solchen Fällen regelmäfsig helles *a* aufweist.

Das zweite Kapitel behandelt den Schwund des *s* in sekundärer Verbindung mit folgenden Konsonanten und den des anlautenden *j*, das dritte den Einflufs des unbestimmten Artikels auf die Lautform des folgenden Substantivs; zur Genüge erledigt hat Horn diese Fragen nicht, doch sind seine Materialsammlungen und Hinweise auf derartige Erscheinungen — Horn entnimmt vieles dem mundartlichen Sprachgut — immerhin beachtenswert.

Innsbruck. J. Schatz.

Pädagogische Monatshefte, Pedagogical monthly. Zeitschrift für das deutsch-amerikanische Schulwesen. Organ des Nationalen Deutsch-Amerikanischen Lehrerbundes.

Vor mir liegen die ersten beiden Hefte des ersten Jahrgangs vom Dezember 1899 und Januar 1900, gezeichnet vom Redacteur Max Griebsch (Milwaukee) und Dr. Learned, Professor in Philadelphia. Die Zeitschrift ist dem gesamten deutsch-amerikanischen Schulwesen gewidmet und will die Interessen der deutschen Lehrer und des deutschen Unterrichts an den Volksschulen sowohl als den Hochschulen und Universitäten vertreten. Aber damit begnügt man sich nicht; Dr. Learned spricht es in warmen Worten aus, dafs das höchste Ziel des Bundes sei, geistig höher stehende, loyalere Amerikaner heranzubilden und die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und der Amerikanischen Republik immer inniger

Digitized by Google

zu gestalten. 'This is a task,' sagt er, 'not for the ephemeral jingoistic press, but for the slower and surer processes of national education.' Der Inhalt der Zeitschrift sucht nun diesem hohen Ziel in doppelter Weise gerecht zu werden: durch Pflege des Idealismus und durch gründliche Erörterungen der Interessen der Lehrerschaft. Wir finden den Abdruck einer schwungvollen Rede von Prof. Dr. Kuno Francke über 'Goethes Vermächtnis an Amerika', worin Goethes echt amerikanischer Wirklichkeitssinn, sein Glauben an die erlösende Macht rastlosen Fortschritts, sein Hochhalten geistiger Bildung gepriesen wird. Dann bringt die Zeitschrift Vereins- und Versammlungsberichte, Notizen aller Art, Bücher- und Zeitschriftenschau, sowie mehrere eingehende Artikel über die Methode beim Unterricht in den fremden Sprachen. Alles in allem genommen, ist der Inhalt gediegen und wertvoll. Wir Deutsche können nicht anders, als mit lebhafter Teilnahme diesem Kämpfen und Streben unserer Landsleute jenseits des Oceans unter so verschieden gearteten äufseren Verhältnissen zuschauen und ihnen guten Erfolg in dem Ringen mit Mifsbräuchen und Gleichgültigkeit wünschen; die vorliegenden Proben ihrer geistigen Arbeit lassen hoffen, dafs er nicht ausbleiben werde!

Berlin. Emil Penner.

Henrik Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Dritter Band: Die Helden auf Helgeland (Nordische Heerfahrt). Deutsch von Emma Klingenfeld. Komödie der Liebe. Deutsch von Christian Morgenstern. Die Kronprätendenten. Deutsch von Adolf Strodtmann. Berlin, S. Fischer, o. J. XXXI, 350 S. 8.

Von dem vortrefflichen Unternehmen, dessen zweiten Band wir hier schon Gelegenheit hatten dem Leser zu empfehlen, liegt nun der dritte Band vor. Sein Inhalt entspricht dem des zweiten Bandes der neuen Originalausgabe; er enthält die drei 1857 bis 1863 gedichteten Stücke Hermændene på Helgeland, Kærlighedens Komedie, Kongs-emnerne.

Das erste und dritte sind Schauspiele in ungebundener Rede mit leidenschaftlichem und tragischem Grundton. Sie schliefsen sich stofflich an das erste Frühwerk Ibsens an, das Hünengrab, indem sie im nordischen Altertum leben, jener Sagazeit, die durch die unvergleichliche Erzählungskunst der alten Isländer unserer Nachwelt lebendig geblieben ist. Aber wie anders bewegt sich jetzt der dreifsigjährige Dichter unter jenen Gestalten, als es der zweiundzwanzigjährige gethan hatte! Er hat sich inzwischen in den See der alten Sagakunst, der Familien- und Königsgeschichten, tief eingetaucht und ihren geheimsten Zauber so verstanden und nachempfunden, wie es kein früherer, jedenfalls keiner seiner dichtenden Vorgänger vermocht hatte. Was uns diese Sagas vorführen, ist kein romantisches Mittelalter. Es sind Menschen und Ereignisse des gemeinen Lebens, Bauern und Fischer, Könige und Seeräuber, ins helle Tageslicht gestellt, mit einem mächtigen Wirklichkeitssinn gezeichnet, —

Digitized by Google

da und dort ein Schatten von Dämonenglauben über die Fläche streifend. Und nun ergreift Ibsen eine ganz heroisch-unwirkliche, ganz der hohen Poesie gehörende Fabel und trägt sie in die Welt der Bauern und Seeräuber hinüber, um aus deren Fleisch und Blut das Ganze neu zu schaffen: die 'Helden auf Helgeland' sind die Sigurd-Brynhildgeschichte, verpflanzt in den Geist der isländischen Familiengeschichte; man könnte auch sagen: die Edda, gewandelt zur Niálssaga. Nicht nur das Kostüm, auch die Empfindung, die das Stück belebt, ist durchaus die der Saga, nicht der alten halbhymnischen Gesänge.

Aber Ibsen war zu sehr Dichter, um hier das bloſse Experiment einer Stilmetamorphose zu unternehmen. Er lieſs das, was seine Phantasie erfüllte, in kräftigem Strome in die gegebene Fabel hineinfluten, schuf sich die Gestalten nach seinem Herzen, lieh ihnen Gedanken, wie sie ihn bewegten. So ist er nicht allenthalben stilecht geblieben. Es kommen Stellen, die aus dem Kolorit heraustreten. Ein jüngerer dänischer Dichter, Edvard Brandes, hat in seiner 'Asgerd' (1895) ein Stück hingestellt, das die technische Aufgabe noch strenger löst, ein Schauspiel im Stile der realistischen Saga zu formen.

Die 'Helden auf Helgeland' haben bei aller sicheren Kraft noch einen Hauch von Jugendlichkeit; man glaubt in ihnen den Übergang vom Jüngling zum reifen Manne zu verspüren. Das sechs Jahre spätere Stück, die 'Kronprätendenten', ist durch und durch männlich. Es ist ein löwenhaftes Werk, von dem hohen Ernst historischer Gröſse getragen, erfüllt von den kühnsten, eigenartigsten Menschheitsproblemen. Man würde sich nicht wundern, wenn für manchen Leser die Kongs-emnerne Ibsens Meisterwerk blieben. Sie haben den einzigen Fehler des Überreichtums; die seelischen Motive drängen einander, sie lassen sich nicht Raum zu klarer Bildwirkung. — Innerhalb des alten Sagastiles zu verbleiben, war hier dem Dichter noch weniger möglich als in dem früheren Stücke: dafür waren diese Gestalten und Konflikte viel zu modern, zu Ibsensch. Wie hätten nicht der zweifelgelähmte Ehrgeizige, Skule, und der dämonische Kastrat und Satansdiener, Nikolas, die Schranken des altertümlichen Dialogs zerbrechen sollen! Aber doch erkennen wir noch den Zögling der isländischen Erzähler in manchen Scenen, so in dem ergreifenden, wortkarg-ernsten Gespräch zwischen Skule und seinem Skald.

Das mitteninne stehende Stück, die 'Komödie der Liebe', ist ein seltsames Produkt. Sein Gegenstand, seine Grundgedanken weisen schon ganz auf den späteren Ibsen der Gesellschaftsdramen. Aber die Sprache ist, in gereimten fünfhebigen Jamben, eine scheckige Mischung von salopp-alltäglicher Diktion, von gespreiztem Leitartikelstil und von schwungvoller Lyrik. Man ahnt, daſs man lachen sollte, und bleibt furchtbar ernst. Ein menschlich unwahreres Stück hat Ibsen kaum geschrieben. Wir glauben ihm keine der Hauptfiguren, und die Schar der Nebenfiguren, in denen sich allen das eine Motiv, die hausbackene Auffassung der Liebe, bricht, sind weder von einem liebenden Vater, der seine Sonne über Gute und Böse scheinen läſst, noch von einem verwegenen Spötter, der durch seine Par-

Digitized by Google

teilichkeit den Kunstgenufs erregt, in die Welt gesetzt worden. Das Schauspiel ist für Ibsens Lebens- und Dichtergeschichte ein merkwürdiges Dokument: als Kunstwerk könnte es aus seinem Inventar gestrichen werden, ohne dafs er ärmer würde.

Georg Brandes' Einleitungen sind auch diesmal Muster von gehaltvoller Eleganz. Zu den Übersetzungen selbst hätte ich einiges zu bemerken.

Am schwierigsten lag die Sache jedenfalls bei der 'Komödie der Liebe': da die gereimte Versform beizubehalten war, mufste sich die Verdeutschung von vornherein ein weites Mafs von Freiheit nehmen; als Ziel konnte nur noch vorschweben, den Charakter des so eigentümlich schillernden Dialoges im ganzen festzuhalten. Bei aller Anerkennung für des Übersetzers ungewöhnliche Sprachgewandtheit und seine mitunter funkelnd geistreichen Nachdichtungen will mir doch scheinen, dafs er an vielen Stellen jenes Ziel nicht erreicht hat. Die Haltung ist im allgemeinen um einen grofsen Schritt ins Gedunsene, Überkünstelte verschoben worden. Man betrachte diese paar Proben:

S. 87. Doch scheint mir fast, Herr Falk, des Liedes Ende
Mit jener Poesie zu schwach beprägt;

im Urtext:

men sig, herr Falk, mig syntes visens ende
var mindre rig på — sådan — poesi.

S. 121. Und Stüber
Dahinter stand, mit ritterlichem Charm',
Seinen Chapeau gleich einem Schild im Arm;

im Urtext:

mens kæresten stod bag, som ridder bold,
og bar sin hat på armen lig et skjold.

S. 154. Das nennt ihr Liebe, was die graue Brille
Der Witwe vom verlornen Paradies
Noch sieht, von jener Sonne, die die Worte
'Entbehrung', 'Klage' aus der Sprache dorrte!

im Urtext:

så det er kærlighedens friske kilde,
som hvisker om, hvad enken har forlist, —
hin kærlighed, som sletted „savn“ og „klage“
af sproget ud i lykkens lyse dage!

Die Geniefsbarkeit, ja bisweilen die Verständlichkeit der Dichtung wird durch diese Überheizung vermindert.[1]

Die beiden anderen Dramen mit ihrem Prosadialog stellten weniger hohe Anforderungen. In den 'Kronprätendenten' ist der Ton meist glücklich und sicher herausgekommen. Nur Einzelheiten möchte man anders wünschen. Wenn das öfter wiederkehrende *Norges saga* mit 'Norwegens

[1] Ich weifs nicht, ob S. 154 'jetzt wag' ich noch mein altes Fell' einfach eine sehr freie Wiedergabe von *nu aksler jeg mit gamle skind* sein soll; es sieht einem Mifsverständnis ähnlich. Der in den nordischen Volksliedern beliebten Wendung würde inhaltlich etwa unser 'sich in den Harnisch werfen' entsprechen.

Sage' verdeutscht wird, so mufs dies die Vorstellung einer alten, hinter der Geschichte zurückliegenden Zeit wecken, was doch gar nicht die Meinung ist. Man kann nur 'Norwegens Geschichte' oder 'unsere Landesgeschichte' setzen, wenngleich der Ausdruck für uns nicht die tiefe Resonanz hat wie für den Norweger *saga*. Eine böse Flüchtigkeit ist der König Thomas Beckett S. 239, eine harmlosere 'Hinfahrt' statt 'Rückfahrt' S. 240, wohl nur ein Druckfehler 'in den Bergen' statt 'in Bergen' S. 248.

Die Übersetzerin von Nr. 1 hat, wie es scheint, dem Reiz der ungeschmückten Sagaprosa, die Ibsen hier nachbildete, ihr Herz nicht ganz erschlossen; denn sie zeigt ein durchgehendes Bemühen, die Sprache ein bifschen poetischer und aufseralltäglicher zu färben, wozu besonders auch Altertümlichkeiten helfen müssen. Es ist ein Deutsch, das wohl noch heutzutage manchem unentbehrlich scheint für einen 'poetischen' und nun gar einen heldenhaften Gegenstand, und an seiner Stelle mag es auch Wirkung thun. Aber in die 'Helden auf Helgeland' gehört es nicht hinein, und ich bin überzeugt, jeder Leser mit Stilgefühl wird empfinden, dafs das Schmucklose in diesem Zusammenhang das Künstlerischere ist. Es soll nicht heifsen 'gen Island, gen Süden', sondern 'nach Island, südwärts'; nicht 'fürder', sondern 'künftig'; nicht 'Eheherr', sondern 'Mann'; nicht 'halt ein', sondern 'lafs mich'; nicht 'ehrenreich', sondern 'angesehen'; nicht 'das frommt dir nicht', sondern 'das thut dir nicht gut'; nicht 'Rache ist euch worden', sondern 'ihr habt eure Rache' oder ähnl.; *da blev jeg vred* heifst nicht 'da fafste mich der Zorn', sondern nicht mehr noch minder als 'da wurde ich zornig'. Vgl. noch: 'befremdet dich mein Wunsch nach Ruhe?' statt 'wundert's dich, dafs ich ausruhen will?'; 'ein Etwas schnürt mir die Brust zusammen' statt 'es schnürt mir etwas ...' (*der er noget, som* ...); 'ich meine, deiner Tochter Begehr ist billig' statt 'ich meine, es ist so in der Ordnung' (*mig tykkes, at så er billigt*); 'ihnen sei ein Lied geweiht' statt 'es mufs ein Lied auf sie gedichtet werden' (*et kvæde må siges om dem*) u. s. w. Dazu Inversionen in Menge, wo der Urtext die gewöhnliche Wortfolge hat.[1]

Woher sollten wir das Recht haben, einen offenbar alltäglichen Ausdruck der Vorlage durch einen offenbar gehobenen zu ersetzen? Wir werden weder uns selbst noch unserer Sprache das Armutszeugnis ausstellen wollen, dafs wir im Deutschen eine echte Prosa nicht vertragen.

Berlin. Andreas Heusler.

Johannes Leitritz, Altenglands Unterrichts- und Schulwesen. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlag, 1898.

Der Verfasser stellt sich hier die Aufgabe, eine zusammenfassende Darstellung des altenglischen Schulwesens zu geben. Leider gilt der Be-

[1] Das Streben nach altertümlichem Putz hat auch die deutsche Sprache um ein sonderbares Wortgebilde bereichert, ein transitives Verbum fahnden (für verfolgen), S. 44, 73.

Digitized by Google

griff 'Altengland' bei ihm nur bis Beda. Das enttäuscht sehr, denn gerade für die spätere Zeit haben wir gute Quellen, aber keine Bearbeitungen. Classen hat hier in seiner Dissertation über Byrhtnoth (1896) einen guten Anfang gemacht. Doch begnügen wir uns vorderhand mit der ältesten Periode. Aber hier werden wir noch mehr enttäuscht durch die Methode des Verfassers. Dafs man bei einer solchen Untersuchung auf die ältesten Berichte zurückgehen und diese selbständig prüfen müsse, scheint er ganz zu ignorieren. Fast überall fufst er auf zum Teil recht unzuverlässigen englischen Arbeiten und begnügt sich, aus diesen sekundären Quellen zu schöpfen, ohne je Kritik zu üben. Ein höchst sonderbares Licht auf den wissenschaftlichen Standpunkt der Schrift wirft auch der Umstand, dafs der Verfasser die alten Autoren, Beda, Wilhelm von Malmesbury u. a., in — neuenglischer Sprache anführt. Es ist dies eine Eigentümlichkeit der Gruppe Klöpper-Wendt unter den 'reformierten Neuphilologen', die nicht scharf genug verurteilt werden kann. Warum sollen wir nicht mit demselben Recht den Horaz italienisch oder das Nibelungenlied französisch citieren?! Ich verlange durchaus nicht, dafs jede Stelle in der Ursprache abgedruckt werden soll, aber wenn das Lateinische oder Altenglische dem Autor zu schwierig für seine Leser erscheint, dann drücke er sich deutsch aus. So viel darf man in einer deutschen Arbeit verlangen.

Die Abhandlung ist in vier Kapitel eingeteilt: 1) Schulen und Unterricht vor dem siebenten Jahrhundert, 2) die Bekehrung der Angelsachsen, 3) die Schulen vor der normannischen Eroberung, 4) Schulen und Unterricht vom siebenten Jahrhundert bis zur Zeit Bedas. Das erste handelt von der Blüte des Unterrichts in Irland, sowie in den britischen Klöstern Glastonbury und Bangor. Die Frage nach dem Grade der Romanisierung Britanniens wird nicht aufgeworfen; dafs sich die Lateinkenntnis auf keine anderen Kreise als die des Adels erstreckt habe (S. 10), ist wohl nicht richtig. Solange wir keine gegenteiligen Zeugnisse haben, dürfen wir nicht behaupten, dafs Gildas hier übertreibe. Es gab zu seiner Zeit sicher eine starke römische Partei, zum mindesten in den Städten. Das dritte Kapitel leidet an einem bedenklichen Mangel an Chronologie. Gleich der Anfang: 'Die Schulen waren von dreierlei Art: Cathedral Grammar Schools, Grammar Schools of the Collegiate Churches oder Colleges und Monastic oder Monastery Schools. Die beiden ersteren heifsen auch bischöfliche Schulen (Episcopal Schools)' fordert zu Einwänden heraus. Auf welche Zeit bezieht sich diese Einteilung? und woher stammen die schönen termini technici? 'Vor der normannischen Eroberung' trifft die Unterscheidung schon deshalb nicht zu, weil wir in England Kathedral-Klöster haben. Das letzte Kapitel endlich befafst sich mit Theodor, Aldhelm, Hilda und Beda. Dafs unmittelbar nach dem Tode des grofsen Historikers ein Verfall der Schulen begann, möchte ich nicht unterschreiben. Haben wir doch in Alkwines Beschreibung der Yorker Schule den besten Beweis dagegen. Allerdings meint der Verfasser, dafs York eine Ausnahme bilde, aber bei dem spärlichen Material, das uns für

Digitized by Google

den Süden zur Verfügung steht, können wir hierüber nichts Bestimmtes sagen. Dagegen ist es sicher, dafs die nordhumbrischen Bischofssitze Lindisfarne, Hexham und Whiterne sich im achten Jahrhundert ruhig weiter entwickelten. Wenn ich mein Urteil zusammenfassen soll, so kann ich nur wiederholen, dafs die Schrift durchaus unselbständig und für die Wissenschaft von geringem Wert ist.

Jena. Wolfgang Keller.

Richard Symons, Cynewulfs Wortschatz oder vollständiges Wörterbuch zu den Schriften Cynewulfs (Bonner Beiträge zur Anglistik herausgeg. von M. Trautmann). Bonn, Hanstein, 1899. III, 163 S.

Ein Specialwörterbuch, wenn vollständig, ist immer willkommen. Vollständig ist das vorliegende in Bezug auf die Heranziehung von Cynewulfs sicheren Werken E(lene), J(uliana), C(hrist 440—887) und Sch(icksale der) A(postel); aufserdem ist A(ndreas) mit ausgebeutet, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, durch die Gemeinsamkeit des Wortschatzes auch die des Autors zu erhärten; ja Symons greift dem Urteil des Lesers vor und verzeichnet die Wörter von SchA einfach unter A (1723—1817), was bei der Benutzung manchen stören dürfte. Vollständig ist Symons nahezu im Verzeichnen der Begriffswörter; in den letzten hundert Versen von J, die ich nachprüfte, habe ich nur *ehstrêam* 673 und *swonrâd* 675 vermifst. Leider sind die Verbindungen von Begriffswörtern zu poetischen Formeln nur teilweise geboten; so finden wir unter *hyht* zwar *heofonrîces h.*, aber nicht *hâligra h.* J 642; *heofona rîce*, aber nicht *heofona helm* J 722; *wîsdômes gǽst*, aber nicht *frôfre gǽst* J 724 u. dgl. Gerade ein Einzelwörterbuch zu stilvergleichenden Zwecken hätte in diesem Punkte den Greinschen Sprachschatz mit voller Systematik ergänzen können. Die lautlichen Schreibdifferenzen sind bei Symons zu finden, die Flexionsverhältnisse aber wieder nur mit Auswahl; man erfährt z. B. unter *gefæstnian* nicht die auffällige Pluralform *gefæstnie* J 649, unter *tôweorpan* nicht den Opt. *tôweorpan* J 650, unter *âgan* nicht das altertümelnde *gê âgun* J 658, unter *þyncan, þincan* nicht das dialektisch interessante *mê þinceđ* J 662, unter *dêore, dŷre* nicht den Superlativ *dêorast* J 697. Ebensowenig hat sich Symons bei den Partikeln Vollständigkeit zur Aufgabe gemacht. Bei *ic* scheint er die Stellen, wo der Dichter in eigener Person spricht, aufzählen zu wollen, übergeht aber J 700, 701, 710, 711, 713, 718 und SchA 88, 91. Die Verteilung der Formen des fem. Personalpronomens Nom. Sgl. *hêo, hio, hî* ist aus den wenigen Beispielen S. 73 nicht zu ahnen. Der Gebrauch der Präpositionen ist nicht einmal bei den dialektisch wichtigen *in* und *on, mid* mit Dat. oder Acc. vollständig verzeichnet. Hiemit wollte ich die Grenzen markieren, innerhalb deren die Sammlung von Symons verläfslich ist.

Indem ich zur Verarbeitung des Materials, die Symons ganz dem

Digitized by Google

Leser überläfst, wenigstens einige Ansätze machte, hatte ich durchaus nicht den Eindruck, dafs die Verhältnisse der Wortwahl uns zwängen, Cynewulf auch für den Verfasser von A zu halten. Zunächst sind es einige Partikeln, bei denen Symons selbst einen beachtenswerten Unterschied ans Licht stellt: *gît* belegt er nur aus A (9 mal), *gèn* in der Bedeutung 'noch' aber blofs aus EJC (16 mal); *þâ* = dem. 'damals' nur aus A, = rel. 'als, indem' nur aus E; für die Angaben ist Symons verantwortlich; ich hebe aus seinem Material nur heraus, was gegen seine eigene Schlufsfolgerung spricht. Was Begriffsadverbien von häufigem Vorkommen betrifft, ist *geare* = 'ganz und gar' nur aus EC belegt (9 mal), *ǣdre* = 'sofort, bald' fast nur aus A (7 : 1) und ebenso *lungre* (15 : 2). Das Substantiv *fêond* ist A nur in der Bedeutung 'Teufel' bekannt, nicht zugleich = 'Feind', wie häufig in EJC; dementsprechend ist auch *fêogan* = 'hassen' auf EJC beschränkt. Auch sagt A fast immer *wîgend* (12 mal) und ein einziges Mal *wîga*, während Cynewulf fast immer *wîga* gebraucht (10) und ganz selten (2) *wîgend*. Im übrigen beschränke ich mich darauf, zwei besonders oft vorkommende Begriffe durch alle Ausdrucksformen zu verfolgen, einen möglichst realen und einen möglichst geistigen, nämlich 'Meer' und 'Gemüt'. Für Meer sagt A allein *ârwela* (1), *âr ŷd* (1), *êa* (1 und 3 Kompos.), *êagorstrêam* (1), *êastrêam* (1), *farodstrǣt* (2), *firgendstrêam* (2), *flôdwylm* (1), *gârsecg* (4), *holmweg* (1), *hranrâd* (3), *hwælmere* (1), *mere* (4 und 4 Komp.), *merefarod* (2), *merestrêam* (1), *sǣholm* (1), *sǣstrêam* (2), *seolhwadu* (1), *strêamfaru* (1), *strêamracu* (1), *strêamwelm* (1), *wæd* (3), *wǣgfaru* (1), *wær* (2), *wæterflôd* (1), *waduma* (1), *ŷþlâd* (1) und mit der Beschränkung des Sinns auf Brandung auch *warodfarud* (1), *warudgewinn* (1). Andererseits ist den sicheren Cynewulf-Werken allein nur *merestrǣt* (1) eigen. Sowohl in A als in Cyn. begegnen *brim* (8 : 3, in Komp. 8 : 3), *farod* 3 : 0, in Komp. 2 : 1), *flôd* (14 : 2 und 1 Komp.), *geofon* (8 : 2), *lagu* 1 : 4, in Komp. 3 : 2), *lagostrêam* (1 : 1), *mereflôd* (1 : 1), *sǣ* (5 : 4, in Komp. 11 : 3), *sund* (6 : 2 und 3 Komp.), *swanrâd* (1 : 1), *wǣg* (10 : 3, in Komp. 1 : 1), *wæter* (13 und 4 Komp. : 5), *ŷþ* (15 : 2, in Komp. 3 : 2). Im Verhältnis zeigt also Cynewulf eine deutliche Vorliebe für die direkten Bezeichnungen *lagu* und *sǣ*, während A in einer Fülle von Umschreibungen schwelgt. Sobald A von Seefahrt und Meer zu reden hat, kann er sich kaum genug thun; Cynewulf aber geht rasch darüber hinweg. — Ein sehr verschiedenes Bild erhalten wir, sobald wir uns zum Begriff 'Gemüt' wenden, wobei ich die kaum streng zu trennenden Vorstellungen 'Seele', 'Geist' mit berücksichtige. A allein hat *môdhord* (1), Cyn. allein *brêostloca* (1), *brêostsefa* (5), *ferhdsefa* (7). Gemeinsame Ausdrücke sind: *brêost* (A 7 und 1 Komp. : Cyn. 5), *ferhd* (5 : 20, Komp. 12 : 11), *ferdloca* (3 : 2), *gâst* (21 : 49, in Komp. 8 : 32), *heorte* (5 und 1 Komp. : 9), *hyge* (8 : 17, in Komp. 9 : 11), *môd* (25 : 29, in Komp. 17 : 14), *môdsefa* (3 : 3), *sâwul* (7 : 16, in Komp. 1 : 1), *sefa* (3 : 16). Hoffentlich habe ich mir die Komposita mit leidlicher Vollständigkeit zusammengesucht und dabei A 1723 ff. stets zu Cynewulf gezählt; die Zusammenstellung von Symons erweist sich beim Gebrauch nicht gerade als ein

Digitized by Google

Muster von Übersichtlichkeit. Ich lasse noch für den Begriff 'Denken' als einen eng verwandten die Ausdrücke folgen: *gehygd* (3 : 4, in Komp. 5 : 3), *gemynd* (1 : 6, in Komp. 1 : 1); *geþanc* (1 : 8, in Komp. 4 : 10). Auf dem geistigen Gebiete ist also Cynewulf ohne Zweifel wortreicher als A.

Diese Unterschiede alle zusammengenommen erwecken schwerlich den Eindruck, dafs A von Cynewulf sein müsse. Ich folgere auch nicht das Gegenteil, als ob deshalb A nicht von Cynewulf sein könnte. Zwischen dem ersten und zweiten Teil Faust, zwischen Götz und Iphigenie, den Jugend- und Alterswerken Miltons, der ersten und zweiten Hälfte des Childe Harold dürften sich nicht minder auffällige Stildifferenzen hervorheben lassen. Die Stilvergleichung scheint mir für Autorenfragen überhaupt nach jeder Richtung hin bedenklich, während sie für Entwickelungsfragen die erspriefslichste Methode ist. Dies Resultat von Symons vermag ich daher nicht anzunehmen; deshalb ist seine Materialsammlung aber doch wertvoll.

Auf beinahe einer ganzen Seite der Einleitung wendet sich Symons auch gegen andere Gründe, die ich gegen Cynewulfischen Ursprung des A kürzlich vorgebracht habe. SchA könne nicht als ein Reisesegen (ins Jenseits) von A abgetrennt werden; denn 1) der Dichter von SchA nenne sich schon in der ersten Zeile *sîdgeômor* = 'müde von der Reise'; 2) er habe im zweiten Vers durch *samnode wîde* gesagt, dafs er sich 'auf Reisen begab, um Stoff zu sammeln', was für einen Reisesegen nicht nötig gewesen wäre, wohl aber für den 'Andreas'; 3) er hätte sich ferner in einem Reisesegen 'unmittelbar an die Apostel wenden müssen' um Fürsprache, statt nur ihre Reisen aufzuzählen; und 4) habe der Dichter überhaupt 'nicht das Reisen betont'. Darauf ist folgendes zu antworten. 1) Die Bedeutung von *sîdgeômor* ist 'Kummer wegen der Reise habend'; das Nähere erklärt uns Cynewulf am Schlusse selbst, indem er von sich nochmals als von einem *geômrum* spricht (V. 89), weil er der Freunde bedürfe auf der Fahrt (*on lâde* 92 = *sîþ*) in die ewige Heimat. 2) Das 'Sammeln weitherum' hätte wenig Sinn, wenn es dem Stoff des 'Andreas' gelten sollte, der doch aus einheitlicher Quelle stammt; dagegen hat es Cynewulf wohl Mühe gekostet, von all den zwölf Aposteln herauszubringen, wohin sie gezogen waren. 3) Dafs Cynewulf in einem Reisesegen gerade jene, die er als gottbegnadete Reisende früherer Zeit nennt, nämlich die zwölf Apostel, anrufen mufste, geht aus dem Vergleich mit dem erhaltenen Reisesegen bei Grein-Wülker I 328 ff. durchaus nicht hervor; aber Cynewulf kommt dem natürlichen Empfinden Symons' doch so weit entgegen, dafs er es thatsächlich thut und jeden seiner Leser bittet, ihm *þone hâlgan hêap* (V. 90, vgl. V. 9, wo der Ausdruck direkt von den zwölf Aposteln gebraucht ist) um Hilfe anzuflehen. Dabei mufs man sich freilich die Einrichtung der Gebetsbrüderschaften in jener Zeit gegenwärtig halten oder aus dem *Liber vitae* vergegenwärtigen. 4) Was endlich die mangelhafte Betonung des Reisens betrifft, so spricht Cynewulf im ersten Vers und ausführlich am Schlufs von seinem eigenen Wallen, V. 9 f. von der Bestimmung des Reise-

Digitized by Google

ziels für die Apostel insgesamt und dann bei jedem einzelnen Apostel von dem Lande, in das er gewandert war; es war, ohne eintönig zu werden, kaum möglich, auf das Reisen mehr Accent zu legen. — Auch mit den Einwendungen von Frl. Buddensieg, die Symons auf einer zweiten Seite seiner Einleitung abthut, hat er es sich zu leicht gemacht. Bis wir den Andreas für Cynewulfisch halten, müssen noch ganz andere Gründe beigebracht werden.

Berlin. A. Brandl.

Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuche, herausgeg. von Eduard Mätzner und Hugo Bieling. II. Band Wörterbuch. 12. Lieferung. Berlin, Weidmann, 1896.

In dem warm empfundenen Nachruf, den Prof. Bieling seinem dahingegangenen älteren Freunde und Mitarbeiter Mätzner in Engl. St. XVII gewidmet hat, sind auch die Beziehungen erörtert, in denen die beiden Gelehrten während der Bearbeitung des Wörterbuches zueinander standen. Wir erfahren daraus, dafs Mätzners Arbeit bis zum Worte '*marchen*' reichte, so dafs Bieling, der (vom Buchstaben F an) dem umfassenden Werke seine eingehende Mitwirkung zu teil werden liefs, von nun ab allein verantwortlich ist. Um es gleich von vornherein zu sagen: die vorliegende Probe von Bielings eigener Arbeit, die bis *merien,* läutern, reicht, ist ganz im Geiste des verstorbenen Meisters abgefafst, ja die Bearbeitung der Textstellen, die Zusammenstellung und Entwickelung der Wortbedeutungen, ist noch vertiefter und eingehender. Man vergleiche z. B. die Ausführungen über *mâre, mâ* und *mæst* (S. 348—361) mit den betreffenden kurzen Artikeln in Stratmann (S. 411), um einen Begriff von der aufserordentlichen Arbeit zu erhalten, die hier geleistet worden ist, und von dem Verdienste, welches sich der Verfasser durch die saubere Sonderung und Anordnung der Begriffe erworben hat. Ebenso fleifsig sind — um nur einiges hervorzuheben — die Artikel über *marescal, maugre, mawmet, med* (*meed*), *medlen, menden, mengen, meoc* (*meek*), *merken* zusammengestellt. Auch Verweise auf Mythologie und Volkskunde fehlen nicht (wie bei *mare = night-mare*). Einige Versehen in Einzelheiten wollen dagegen wenig besagen. Die alphabetische Reihenfolge ist nicht eingehalten bei *marschal, maschel, mekel, merchal.* Beim Komparativ-Adverb *mâ* ist die Bemerkung 'aus *mâre, mâr* verkürzt' (S. 352, vgl. 348) verunglückt. Was die Anordnung bei den einzelnen Wörtern betrifft, ist sie im allgemeinen nach der Flexionsform getroffen (z. B. Sing. und Plur.), aber manchmal nach den Stammformen; so bei *medu — mede, menestral — minstral.* Derlei kleine Inkonsequenzen schleichen sich einem Fortsetzer zu Anfang leicht ein. Möge es Bieling vergönnt sein, dies Werk, das eine Zierde deutscher Wissenschaft ist, in beschleunigtem Tempo zu glücklichem Ende zu führen!

Berlin. Emil Penner.

Digitized by Google

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Wolfgang Keller. XXXV. Jahrgang. Mit einem Bilde Leos. Berlin, Langenscheidt, 1899.

Der fünfunddreifsigste Band des Shakespeare-Jahrbuches ist mit einem wohlgelungenen Bilde F. A. Leos in seinem Arbeitszimmer geschmückt. Des Heimgegangenen gedenkt ferner Albert Cohn (S. 281—294) in einem liebevollen Nekrologe, der dem geselligen Manne, dem Gelehrten, dem Dichter und Schriftsteller gerecht zu werden sucht. — S. V—VII bringt den Jahresbericht, erstattet in der Generalversammlung der Shakespeare-Gesellschaft am 22. April 1899, bei welcher A. Brandl den S. IX—XXIV abgedruckten Vortrag hielt: Shakespeares Vorgänger. Der Verfasser geht mit dem Begriffe 'Vorgänger' bis auf die drei grofsen Athener zurück. Bei Betrachtung der historischen Abhängigkeit Shakespeares oder des romantischen vom klassischen Drama werden zunächst die Unterschiede zwischen beiden hervorgehoben, die aber nicht gegen die Abhängigkeit sprechen, da sie nicht streng gesondert auftreten. Daneben sind die Übereinstimmungen viel bedeutender. Diese sind zwar in den dramatischen Leistungen des Mittelalters oft nicht zu erkennen, 'man kann aber auch manche Fäden verfolgen, die sich von Äschylus und Sophokles zu Shakespeare herabziehen'. Als Vermittler kommen besonders in Betracht: das lateinische Schuldrama des 16. Jahrhunderts, die Übersetzer und Nachahmer antiker Dramen, unter denen George Buchanan und Nikolaus Grimald eine wichtige Rolle spielen, schliefslich die Übersetzung des Seneca ins Englische und deren Einwirkung auf die unmittelbaren Vorgänger Shakespeares.

S. 1—2. W. Oechelhäuser, Jahresbericht erstattet in der Generalversammlung am 23. April 1898.

S. 3—135. Richard II. Erster Teil. Ein Drama aus Shakespeares Zeit. Herausgegeben von Wolfgang Keller.

Aus einem erschöpfenden Berichte betreffend Überlieferung und Abdruck des Stückes erfahren wir, dafs es in einer Handschrift des Britischen Museums erhalten und von J. O. Haliwell 1870 in elf Exemplaren gedruckt herausgegeben worden ist. Den Neudruck hält Herausgeber durch die litterarhistorische und ästhetische Bedeutung des Stückes für gerechtfertigt. Er bezeichnet es wegen des zeitlichen Verhältnisses zu Shakespeares Rich. II. mit 1. Teil Richard II. — Eine Untersuchung von Stoff, historischen und dramatischen Quellen von 1 R II. ergiebt, dafs der Dichter aus Holinsheds Chronik schöpfte. Deutlich zeigt sich eine gewisse Abhängigkeit von Marlowes Eduard II., Shakesperes Heinrich VI., 2 und Berührungen mit Rich. II.

Diese Abhängigkeit unseres Stückes von anderen sollte jedenfalls noch gründlicher untersucht werden. Auffallend sind doch die Ähnlichkeiten in 1 R II. 5. Akt und Shakespeares Rich. III. 1. Akt. Man vergleiche (ed. Wright, London 1892): Rich. III. Akt I, 4, 324 ff. und 344 ff.

Digitized by Google

mit 1 R II. Akt V, 1, 31 ff. (S. 106); R. III. ib. 2 ff. mit 1 R II. ib. 107—110 (S. 108); R. III. ib. 269 ff. mit 1 R. II. ib. 226 ff. (S. 111); R. III. ib. 123 mit 1 R. II. ib. 232. Dafs in beiden Stücken der Mörder bei dem tödlichen Streiche sagt: *Take that and that*, soll nicht von grofsem Gewichte sein; indessen steht es neben den anderen Ähnlichkeiten.

Zweimal ist der Ausdruck *limbo* verwendet. Er findet sich öfter in der elisabethanischen Litteratur, aber gerade in Verbindung mit *patrum* 1 Rich. II. I, 2 (8) und Shakespeare, Henr. VIII. V, 4. — Auch *(dead) As a doore nayle*, 1 R. II. V, 1 (241—43 S. 111) verdient Aufmerksamkeit. W. Carew Hazlitt, English proverbs etc. (London 1869), verweist für das Sprichwort auf 1 H. VI. Da konnte ich es nicht finden, aber in 2 H. IV. V, 3 (118—19) und 2 H. VI. IV, 10 (38—40). — 1 R. II. I, 1 (63) erinnert an Machiavelli in England, I, 2 (31), 'Radamanth', an Ariosts 'Rodomonte'. — Sprache und Metrik stimmen zum Gebrauche Shakespeares.

Das Datum unseres Dramas läfst sich vorderhand nicht genau bestimmen. Nach seiner Abhängigkeit von den vom Herausgeber angeführten Stücken müfste es zwischen 1591—96 verfafst worden sein. Es kommt aber wohl auch Richard III. in Betracht, und da ich der Ansicht beipflichte, letzterer wäre 1593 verfafst worden, so könnte 1 Rich. II also zwischen 1591 und 1593 entstanden sein.

Über den Verfasser ist nichts bekannt. — Nach jenen Darlegungen folgt ein getreuer Abdruck der Handschrift, in welchem nur sinnstörende Fehler verbessert sind. Ausreichende Fufsnoten weisen auf den Zustand des Manuskriptes und die Gründe für die Lesart des Herausgebers.

S. 125—135, G. Sarrazin, Die Abfassungszeit von 'Viel Lärm um Nichts', und S. 256—260, E. Koeppel, Shakespeare und Graf Essex, handeln von den Beziehungen zwischen Shakespeare und dem Grafen Essex mit dem Ergebnis, dafs in Much Ado Anspielungen auf Essex zu finden seien und das Lustspiel nach 1598 resp. in den Jahren 1599/1600 verfafst worden sein soll. Beide Gelehrte beziehen ein Gleichnis in den Versen Ado III, 1, 7 ff., *Bid her steal* etc., auf den Grafen, und Sarrazin zieht noch ein ganz ähnliches Gleichnis aus dem 25. Sonett, *Great princes' favourites* etc., heran. — Die angezogenen Verse brauchen doch nicht unbedingt auf Essex zu gehen, und ich kann, trotz aller Möglichkeit, nicht mit Koeppel übereinstimmen, wenn er sagt: 'Sie (jene Stelle) mufs nach der am 1. Oktober 1599 erfolgten Verhaftung des Grafen Essex ... entstanden sein.'

Was nun Sarrazin über die Deutung der Charaktere bei Shakespeare, wo sie von Bandello abweichen, sagt, trifft nicht ganz zu. Die Unterschiede erklären sich zum Teil aus Orlando Furioso, von dem Much Ado irgendwie abhängen mufs (vgl. J. Schoembs, Ariosts Orlando Furioso etc., Diss. 1898). Ich bezweifle überhaupt auf Grund meiner Untersuchung, dafs Bandello die unmittelbare Quelle Shakespeares ist. Sarrazin sagt: 'Wenn diese Vermutung (i. e. dafs das Lustspiel unter dem Eindruck der geschilderten Verhältnisse verfafst worden ist) richtig ist, so kann das

Digitized by Google

Stück kaum vor dem Herbst 1598 (Southamptons Vermählung) datiert werden.' Trotz jenem 'wenn' kommt er zu dem raschen Schlufssatze: 'Wir haben jetzt ein Glied mehr von der Kette gefunden, welche Shakespeare und den jungen Grafen Southampton verband.'

S. 136—165. A. Schröer, Neuere und neueste Hamlet-Erklärung. Der Verfasser giebt eine erschöpfende Revue der beachtenswerten Theorien über das Hamlet-Problem, ohne selbst eine neue hinzufügen zu wollen. Seine wichtigste Kritik bezieht sich auf R. Loening, Die Hamlettragödie Shakespeares, Stuttgart 1893, wogegen er den begründeten Vorwurf erhebt: 'Die Thatsachen, die Loening überspringt, deren Heranziehung aber seiner Theorie jeden Boden entzieht, liegen in der Fabel des Dramas.'

S. 166—179. R. Garnett, Die Entstehung und Veranlassung von Shakespeares Sturm (nach Anmerkung der Redaktion mit Ausnahme des Schlufsabschnittes schon April 1888 in Universal Review Vol. III, S. 556 bis 566). Garnett teilt die Ansicht Goldwin Smiths über das Thema, hält sie aber bei diesem für unbewiesen; er selbst thut mit guten Gründen dar: '1) dafs der Sturm für eine Privataufführung und bei Gelegenheit einer Hochzeit geschrieben wurde; 2) dafs die specielle Zuhörerschaft und die specielle Hochzeit sich urkundlich bestimmen lassen; ... 3) dafs innere Zeugnisse für 1613 sprechen und zwar nur für dieses Jahr.'

S. 180—213. A. L. Stiefel, George Chapman und das italienische Drama, stellt eine wesentliche Bereicherung der Quellenforschung über Chapman dar. Der Verfasser geht zunächst den bisher zu wenig beachteten italienischen Vorbildern des Dramatikers nach und zeigt, dafs er Motive und Charaktere dem italienischen Lustspiele entnimmt. Insbesondere wird ausführlich nachgewiesen, dafs das Lustspiel May-Day eine Nachahmung des italienischen Lustspiels Alessandro von Alessandro Piccolomini ist, dessen Quellen ebenfalls von dem Verfasser dargelegt werden.

S. 214—246. Wolfgang von Wurzbach, Philip Massinger. I. In einer kurzen Einleitung nennt Verfasser Massinger den nach Shakespeare 'unstreitig' gröfsten Dramatiker der elisabethanischen Glanzepoche — ich ziehe Marlowe und Ben Jonson vor. Merkwürdig ist: 'es ist beinahe befremdend, dafs die deutsche Forschung ihm bisher nur so geringe Aufmerksamkeit geschenkt hat. Er ist uns lediglich durch die Übersetzungen einiger seiner Dramen bekannt ...', statt 'Forschung' könnte es doch höchstens heifsen 'Publikum'?

Unbefriedigend erscheint mir Abschnitt I, Massingers Leben. Der Verfasser giebt die Quellen zu seiner Lebensbeschreibung des Dichters nicht an. Diese bietet nichts Neues, beachtet vorausgegangene Forschung nicht genügend und ist in der Aufnahme dessen, was sie beachtet, ungenau. Noch ganz unklar ist, welche Rolle William Herbert, third Earl of Pembroke, in Massingers Leben spielt. von Wurzbach sagt von ihm, sich auf Wood Ath. Ox. berufend, dafs er den jungen Dichter auf der Universität freigehalten habe, und behauptet dann weiter: 'Wood glaubt, dafs er auf der Universität nur wenig den Studien obgelegen ..., und

Digitized by Google

deshalb von dem mit seinen Fortschritten unzufriedenen Earl zurückberufen worden sei ...' Das ist unzutreffend, auch das Freihalten. Bei Wood, Athenæ Oxoniensis, London 1721, vol. I p. 629 heifst es nur *encouraged in his studies by the Earl of Pembroke*, von 'zurückberufen' ist keine Rede. Dann kommt der Verfasser auf die Entfremdung zu sprechen, die zwischen Massinger und dem Earl eingetreten sei, und sucht Gründe dafür; er sagt: 'Man vermutet, dafs Massinger während seines Aufenthaltes auf der Universität zum Katholicismus übergetreten sei.' Dieser 'Man' ist W. Gifford, der seine Vermutung 1805 in der Introd. p. IX von 'The Plays of Ph. Massinger' aussprach. Ferner sucht von Wurzbach Spuren des Katholizismus in Massingers Werken. Aber schon H. Coleridge weist beide Gründe entscheidend zurück in Introd. XXIX ff. von 'The Dramatic Works of Massinger and Forel. London 1839'. Und würde 'Dr. James Smith ... ein Mann in hohen geistlichen Würden' mit einem Katholiken in so enger Freundschaft gestanden haben, wie von Wurzbach S. 235 mitteilt? Man bedenke die innerpolitischen Zustände! Eben derentwegen wäre der vermutete Religionswechsel kein 'kleinlicher Grund' (von Wurzbach S. 220) der Entziehung der Protektion. Diese ist auch noch gar nicht erwiesen. Ich vermute, dafs nicht der third, sondern der second Earl of Pembroke, Henry Herbert, unseren Dichter zu seinen Studien ermutigte, noch bevor er zur Universität ging. Merkwürdigerweise findet sich in D. N. B. XXVI, S. 10 Art. Massinger ein sonderbarer Irrtum; es heifst da: 'Wood conjectures that he was supported at the university by Henry Herbert, second earl of Pembroke, until he offended his patron by adopting the Roman catholic religion.' Wood bezeichnet aber weder den earl näher, noch sagt er etwas von dem Übertritt.

Hier möchte ich noch einer Bemerkung von Wurzbachs entgegentreten: 'Er (William Herbert) ist wahrscheinlich der «Mr. W. H.» der Sonette Shakespeares.' Von Wahrscheinlichkeit kann doch nicht mehr die Rede sein nach den Auseinandersetzungen von Sidney Lee in D. N. B. LVI S. 323/24 Art. Thorpe, Thomas und seinem bekannten vortrefflichen Buche 'A life of William Shakespeare', Appendix VI, S. 406.

Kap. II giebt eine schätzbare Zusammenstellung von 32 Werken, welche vollständig oder in wesentlichen Teilen Massinger zugeschrieben werden; von 15, bei denen der Anteil des Dichters 'so gut wie unzweifelhaft erscheint'; und von 11, bei denen die Vermutung der Mitarbeiterschaft nahe liegt. Aber die beigefügten bibliographischen Notizen sind nicht ausreichend. Nebenbei sei auf E. Koeppel, Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons etc. (Kap. IV S. 145 ff.), 1895, und Massinger, Plays etc. ed. Cunningham, London 1897, hingewiesen. Unbegreiflich erscheint mir, dafs der Verfasser nichts erwähnt von James Phelan, Philip Massinger (Anglia II, 1878, S. 23 ff.) und id. A Reply etc. (Anglia III S. 361 ff.). Phelan ist viel kritischer und bietet bedeutend mehr als von Wurzbach, giebt vor allem reichlich seine Quellen an und weicht in so wichtigen Punkten von letzterem ab, dafs dieser unbedingt seine Gründe für die eigene Meinung ausführlicher darlegen müfste.

Digitized by Google

Das III. Kapitel handelt von der Charakteristik des Dichters, von dem hier wieder bemerkt wird, dafs er in der ernsten Tragödie nur Shakespeare nachstehe. Aber bei seiner tendenziösen Moral und beschränkten Gläubigkeit ist er doch recht oft abgeschmackt, weinerlich und gräfslich, wie ja auch nach S. 230/31 der Verfasser empfunden haben mufs.

Im IV. Kapitel stellt von Wurzbach eine ziemliche Anzahl Gedanken und Stellen zusammen, in denen sich Massinger mit Shakespeare berührt, den er bei allem Einflufs nicht sklavisch nachahmt.

Kap. IV eröffnet wohl mit 'The Virgin-Martyr' eine Reihe von Einzelbesprechungen. Inhalt, Autorschaft, Quellen und Nachbildungen des Stückes werden untersucht. Mir scheint, dafs Anordnung und Gründlichkeit zu wünschen übrig lassen. Indessen mag der Verfasser im Raume beschränkt gewesen sein, und seine erwünschte und wertvolle Arbeit möchte vielleicht praktischer in einem Buche für sich erscheinen.

S. 247—249. W. Oechelhäuser, Zwei neue Bühnenbearbeitungen der bezähmten Widerspenstigen, giebt zu, dafs die Bearbeitungen dieses Stückes von Rob. Kohlrausch und Eug. Kilian mit Geschick den Erfordernissen der modernen Scenierung angepafst sind, dafs aber die übertriebene Rücksicht auf Vermeidung von Scenen- und Ortswechsel zu Zusammenlegungen bewog, welche ihren Wert gegenüber der getadelten Bearbeitung von Deinhardstein in Frage stellt.

S. 250—255. Julius Cserwinka, Regiebemerkungen zum Shakespeare, ist, mit besonderer Rücksicht auf 'die Schauspieler im Hamlet', eine etwas überschwengliche Paraphrase über die beherzigenswerte Mahnung an die Bühnenregie, dafs es ihre Aufgabe sei, 'den feinen Stil, die Stimmung des Kunstwerks zu wahren' und 'zu verhindern, dafs der zauberische Trug der Dichtung zerpflückt und frostigen geschichtlichen Thatsachen geopfert werde.'

Mit der Frage, ob Shakespeare in Italien war, beschäftigen sich E. Koeppel, War Shakespeare in Italien? S. 122—126, und W. Keller, Zu Shakespeares italienischer Reise, S. 260—264. Beide kommen zu keiner bejahenden Antwort, die verneinende wird gestützt durch Hinweise darauf, woher Shakespeare seine Schilderung italienischer Lokalitäten haben könnte. Beachtenswert ist hierbei besonders Koeppels Hinweis auf die bei der Quellenforschung noch nicht genügend herangezogenen Reisehandbücher. Beide Gelehrte untergraben durch ihre Darlegungen Gründe, die Sarrazin in seinem Buche 'William Shakespeares Lehrjahre' für eine Italienreise geltend macht (vgl. auch bespr. Band S. 204: G. Sarrazin, Will. Sh.s Lehrj., rec. A. B.).

Immanuel Schmidt teilt S. 264/65 mit, dafs die Andeutungen in der Einleitung zu Bright's Characterie ihm nicht genügen, um sich in den praktischen Gebrauch seines stenographischen Systems einzuarbeiten, so dafs eine gewinnbringende, auf jene Zeichen gestützte Untersuchung des von Tycho Mommsen mit *a* bezeichneten Textes von Romeo und Julia nicht möglich erscheint.

S. 265—270. A. Brandl, Zu Ende gut, Alles gut: Tom Drum. Der

Digitized by Google

Abdruck einiger in Betracht kommenden Teile des Schwankes 'Tom Drum's vants' lehrt, dafs dieser nicht mafsgebend war für Shakespeares 'Ende gut etc.', wie H. P. Stokes in 'The Chronological Order of Shakespeare's Plays' vermutet, und daher auch keinen Schlufs für die Abfassungszeit genannten Stückes gestattet.

S. 271—273. E. Engel, Zur Urgeschichte des Othello, zeigt, dafs das Rätsel der Herkunft des Namens Othello noch ungelöst ist, und giebt dem 'Einfall' Raum, dafs 'D*i*sdemona' in 'D*e*sdemona' oder 'Desdemon' umgewandelt wurde, um Verwechselungen mit *this demon* vorzubeugen.

S. 273—274 stellt derselbe Verfasser den Leser vor die Wahl, ob Shakesp. Cor. I, 1, die Erzählung des Men. Agr. vom Magen, aus Sidneys Def. of Poes. oder Camdens Überr. von Brit. entlehnt sein möchte. Engel entscheidet sich für Sidney, trotz der meines Erachtens viel gröfseren Ähnlichkeit mit Camden. Wird denn Shakespeare nicht beide gekannt, sein Lehrer ihn nicht schon in der Schule mit 'Erzählungen aus dem Altertum' erfreut haben?

S. 274—276. A. Hauffen, Zu Machiavelli in England, erklärt die für E. Meyer, Machiavelli etc., unerklärte Erscheinung der Einwirkung Gentillets auf die englische Litteratur zwischen 1577—1602 aus einer 1517 erschienenen anonymen lateinischen Übersetzung des Gentillet.

S. 277—280. J. Schick, Thomas Kyds Todesjahr, macht es auf Grund archivalischer Forschungen sehr wahrscheinlich, dafs Kyd im Jahre 1594 gestorben ist.

S. 280. J. Wolter teilt mit, dafs ein im 34. Bande des Sh.-Jahrb. von W. Keller mitgeteiltes Bild einer altenglischen Bühne bereits 1825 veröffentlicht wurde.

S. 294—392 bringt der reichhaltige Band noch eine Bücher-, Zeitschriften-, Theaterschau, ein Mitgliederverzeichnis und ein Wort- und Sachverzeichnis.

Berlin. J. Schoembs.

Ariosts Orlando Furioso in der englischen Litteratur des Zeitalters der Elisabeth. Dissertation, eingereicht zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde bei der philos. Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Strafsburg von Jakob Schoembs. Soden a. T., Buchdruckerei von P. J. Pusch, 1898.

Die Arbeit ist von Koeppel angeregt, der sich selbst ja sehr eingehend mit den Beziehungen der elisabethanischen Litteratur zur italienischen und spanischen beschäftigt. Der Verfasser verfolgt das Eindringen Ariosts in die englische Dichtung in chronologischer Ordnung. Ausgehend von Beverleys Übertragung der Episode von Ariodante und Genevra (1565 bis 1566), bespricht er die von Schelling aufgedeckte Übersetzung einer *Orlando*-Stelle durch Gascoigne, den Bearbeiter der *Suppositi*, und giebt zugleich einen neuen Abdruck, da die Mitteilung der drei Gedichte bei Schelling (Univ. Penns. Studies 1893) 'unglaublich schlecht' sei. Darauf

folgt eine Analyse der Erzählung Whetstones von Rinaldo und Giletta, die sich an die obengenannte Episode des *Orlando* anlehnt. Ein vierter Abschnitt bringt durch Textproben illustrierte Mitteilungen über die Bearbeitung des *Orlando* durch den schottischen Dichter J. Stewart of Baldyneis. Mit Recht stellt es der Verfasser im folgenden Abschnitt als zweifelhaft hin, daſs Marlowe die Olympia-Episode im Tamburlaine aus Ariost geschöpft habe, und weist auf andere Möglichkeiten hin, wie er zu dem Motiv gekommen sein könne. Den breitesten Raum (S. 21—54) nimmt natürlich Sir John Haringtons Übersetzung ein; war sie doch von gröſster Bedeutung für die Kenntnis und Würdigung des *Orlando* bei den Elisabethanern. Der siebente Abschnitt behandelt Spensers Verhältnis zu Ariosts Epos. Daſs er es gekannt, unterliegt keinem Zweifel, aber die Übereinstimmungen liegen mehr in dem allgemeinen Hintergrund des Renaissance-Epos als in Einzelheiten. Was sich davon auffinden läſst, ist vom Verfasser mit Geschick verwertet. Daran schlieſst sich Greenes *Orlando Furioso.* Wenn hier Conrads ästhetische Betrachtungsweise gegenüber Greene in Schutz genommen wird, kann ich dem Verfasser nur beistimmen. Nach einigen kurzen Bemerkungen über Robert Tofte, der ohne litterarhistorische Bedeutung ist, wendet sich der Verfasser zu Shakespeare. Sehr richtig ist der gleich zu Anfang dieses Abschnitts ausgesprochene Satz: 'Nirgends läſst sich zeigen, daſs die Anklänge an Ariosts Werk unmittelbar aus dem Originale oder der Übersetzung Haringtons stammen; es ist vielmehr wahrscheinlich, daſs sie, wenn wirklich von Ariost herrührend, auf Umwegen, welche sich bis jetzt nicht feststellen lieſsen, zu Shakspere gekommen sind.' Hier wie überhaupt in der ganzen Arbeit zeigt der Verfasser, daſs er die nötige Vorsicht zu litterarhistorischer Forschung besitzt. Hauptsächlich kommt der Sturm in Betracht, für den Hunter und Meiſsner eine Benutzung des *Orlando Furioso* nachzuweisen suchten. Nachdem noch die Bearbeitung einer Episode Ariosts durch Gervase Markham eingehend behandelt ist, beschlieſst der Verfasser seine Schrift mit einem zwölften Abschnitt: 'Vereinzelte Beziehungen und Entlehnungen aus *Orlando Furioso*', wobei auch Orlando im Sprichwort nicht vergessen wird. Es ist eine gründliche Arbeit, die von dem Fleiſs und dem Geschick des Verfassers zeugt. Er hat unsere Kenntnis der elisabethanischen Litteratur sehr gefördert.

Zum Schluſs möchte ich noch auf ein Drama hinweisen, das dem Verfasser entgangen (oder noch nicht zugänglich gewesen) ist, und das die Beeinflussung durch den *Orlando Furioso* auf den ersten Blick verrät. Ich meine die lateinische Komödie *Silvanus,* die 1596 in Cambridge aufgeführt wurde (vgl. Shakesp.-Jahrb. 34, 296). Dort erhält Silvanus von der Zauberin Melissa einen Trank, der ihn rasend macht und in die Wälder hinaustreibt. Citate und Übersetzungen aus Ariost finden sich auch in Sandfords *Garden of Pleasure* (vgl. Shakesp.-Jahrb. 35, 260) S. 27, 62, 92, 113, 115, 124, 149 (zusammen 48 Verse). — Endlich kann ich doch den Wunsch nicht unterdrücken, daſs der Verfasser etwas mehr auf die äuſsere Form geben möge. Sie ist geradezu greulich. Papier und Druck

Digitized by Google

könnten nicht schlechter sein, wenn die Schrift in Sardinien gedruckt wäre, und eine Korrektur scheint überhaupt niemand gelesen zu haben. Das ist namentlich bei Citaten sehr mifslich; denn wie soll man entscheiden, was im Original steht, wenn es z. B. S. 93 *Ariastos Conchusions* heifst? Es ist sehr schade, dafs die tüchtige Arbeit in solchem Gewande auftritt.

Jena. Wolfgang Keller.

Arber, E., British anthologies. London, Frowde, 1899. 6 Bände, geb. à 2 s 6 d. — III. The Spenser anthology 1548—1591. — IV. The Shakespeare anth. 1592—1616. — V. The Jonson anth. 1617—1637. — VI. The Milton anth. 1638—1674. — VII. The Dryden anth. 1675—1700. — VIII. The Pope anth. 1701—1744. — In Aussicht gestellt sind ferner: I. The Dunbar anth. 1401—1508. — II. The Surrey and Wyatt anth. 1509—1547. — IX. The Goldsmith anth. 1745—1774. — X. The Cowper anth. 1775—1800.

Nach einem Prospekte des Herausgebers sind diese Anthologien 'the first adequate attempt that has ever been made towards an historical national Anthology at popular prices' und sollen 'about 2500 entire Poems and Songs, written by some Three Hundred Poets' enthalten. Ferner 'nearly every form of English Versification will be represented in the Series', und 'British Anthologies will therefore contain those Poems and Songs with which every one ought to be acquainted'.

In den sechs bisher erschienenen Bänden wird vor allem, wie es ja des Raumes wegen nahe liegt, die Lyrik berücksichtigt, obgleich es nicht an einigen epischen Stücken fehlt (Bd. VIII: Pope's The rape o. th. l. vollst.). Jeder Band enthält abgezirkelt 300 Seiten Texte und 12 Seiten 'first lines and notes' nebst 'glossary and index', welch letztere äufserst unbewanderte oder denkfaule Leser voraussetzen.

Die Benamung der einzelnen Sammlungen ist etwas rein Äufserliches. Die Art der Zusammenstellung und Auswahl giebt weder einen Einblick in die geschichtliche Entwickelung der englischen Dichtkunst, noch ein Bild von der Eigenart oder Bedeutung der in dürftigen Proben vorgestellten Dichter. So sind beispielsweise von 'Faery Queen' 123 Strophen, aus Shakspere einige Dutzend lyrischer Verse mitgeteilt, und Miltons 'Verl. Paradies' ist überhaupt nicht vertreten. Soll das Gebotene wirklich alles sein, 'with which every one ought to be acquainted'? Die Grofsen haben eben keinen Platz in Anthologien.

Selbstverständlich ist in Arbers Sammlung vieles vom Besten anzutreffen. Mancher vergessene oder in seltenen Ausgaben vergrabene Dichter ist darin wieder ans Licht gebracht, und besonderen Wert hat die grofse Anzahl anonymer Gedichte, die aus verschiedenen, nicht überall zugänglichen Veröffentlichungen gut ausgewählt sind.

Digitized by Google

Alte Sprachformen, Schreibung und häufig Interpunktionen sind in wenig wichtigen Fällen der modernen Sprache angenähert.

Möchte der poetische Genufs, den die gebotenen Brosamen immerhin gewähren, hier und da Geschmack für das ganze Brot wecken.

Berlin. J. Schoembs.

Wilbur L. Cross, The development of the English novel. New York and London, Macmillan, 1899. XVII, 329 S.

John G. Underhill, Spanish literature in the England of the Tudors. New York and London, Macmillan, 1899. VII, 437 S.

Frank W. Chandler, Romances of roguery, an episode in the history of the novel. Part I: the picaresque novel in Spain. New York and London, Macmillan, 1899. VII, 483 S.

Als vor sechs Jahren W. Raleighs 'Short sketch of the history of the English novel from the earliest times to the appearance of Waverley' erschien, gewahrte man an dem Buche eine Menge Lücken. Der Verfasser selbst fühlte das und sagte in der Vorrede bescheiden: 'This is a little book on a great subject'. Es fehlten die angelsächsischen Prosageschichten der Sachsenchronik und des 11. Jahrhunderts; die reiche englische Erzählungslitteratur des 12. und 13. Jahrhunderts in lateinischer Prosa; die heroischen Prosaromane des 15. Jahrhunderts vor Malory, z. B. der 'Alexander' der Thornton-Hs.; die Einzelnovellen des 16. Jahrhunderts vor Painter; die Seefahrergeschichten; die Aufnahme des spanischen Schelmenromans in der Shakespeare-Zeit, mit einziger Ausnahme des 'Unfortunate traveller' von Nash, der nach Jusserands kräftiger Behandlung in 'The English novel in the time of Elizabeth' schlechterdings nicht mehr zu übersehen war; und die ganze Sippe der sich daranschliefsenden Schelmenromane von Deloney, Richard Johnson, Head u. a. bis herab zu Defoe: lauter Erzähler, die auch der unglückliche Nachtreter des Raleigh, R. Fürst (Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert, 1897), nicht gesehen hat. Kurz, das Raleighsche Buch hat die Unvollkommenheit eines ersten Versuchs auf einem weiten Gebiet; aber dafs es trotzdem in hohem Grade anregend gewirkt hat, wird durch die Forschungen bezeugt, die ihm seitdem gefolgt sind. Erst als Raleigh anfing, durch den Urwald Gassen zu schlagen, wurde man gewahr, wie viele Bäume da standen, und jetzt sucht der eine Pionier da, der andere dort seine Arbeit zu ergänzen.

Cross unternahm ein Ergänzen im weitesten Umfang, indem er die Skizze von Raleigh, die bei Walter Scott abbricht, bis zur Gegenwart herabführte. Die von Raleigh behandelte Zeit giebt er in einem Auszug; nicht ohne manche Lücke zu bemerken und mit einigen Worten zu überbrücken, z. B. betreffs Chettle und Deloney, Head und Kirkman und die Verfasser historischer Romane vor und neben Walter Scott; aber doch so

Digitized by Google

kurz, dafs er gelegentlich nur dem verständlich ist, der schon viel gelesen hat. Nur durch diese Verkleinerung des Mafsstabes gelingt es ihm, in den folgenden fünf Kapiteln von W. Scott bis zu Kipling zu kommen. Bei der Bewältigung von so viel Masse war es doppelt wichtig, eine gute Einteilung zu treffen und sie konsequent durchzuführen. Cross überschreibt die auf das 19. Jahrhundert bezüglichen Kapitel: 'Nineteenth-century romance' — über Geschichts- und Kriegsroman, Maturin und Bulwer, Cooper, Poe und Hawthorne; 'The realistic reaction' — über Dickens und den humanitären Roman; 'The return to realism' — über Thackeray, Reade, Trollope und die Brontë; 'The psychological novel' — über die Gaskell, G. Eliot und G. Meredith; endlich 'The contemporary novel' — über H. James, Mrs. H. Ward und Th. Hardy, Stevenson und Kipling. Es dünkt mich, diese Überschriften fliefsen nicht aus einem einheitlichen Princip und schliefsen einander nicht aus. Es ist unlogisch, wenn der zeitgenössische Roman von dem des 19. Jahrhunderts gesondert wird, oder die realistische Reaktion gegen W. Scott von der Rückkehr zum Realismus; oder wenn die G. Eliot psychologischer sein soll als Dickens oder Thackeray. Nach Realismus und Idealismus einzuteilen ist überhaupt mifslich, wie Cross selbst einmal gesteht. Besser wäre es vielleicht, auf den uralten Unterschied des fabulistischen Romans und des sittenschildernden Romans zurückzugreifen. Zu den Fabulisten gehören jene Erzähler, bei denen Geschehenes, Abenteuer, Seltsamkeit überwiegen, also die eigentliche Schule W. Scotts mit Bulwer, Stevenson, Kipling. Zu den Sittenschilderern aber sind die sinnigen und kritischen Beobachter der Menschen zu rechnen, seien sie nun mehr gefühlvoll, wie Dickens, oder mehr satirisch veranlagt, wie Thackeray. Das sind so durchgehende Unterschiede, dafs es dabei wohl niemals nötig ist, die Werke eines und desselben Erzählers in verschiedene Klassen zu stecken; denn diese Einteilung beruht auf dem innersten Temperament der Autoren. Auch sind die extremen Ausläufer leicht unterzubringen: die Fabulisten streifen gern an das Märchen, z. B. Kipling im 'Jungle-Book'; die sympathetischen Sittenschilderer an die Tendenz, wie man bei Dickens, G. Eliot, Mrs. H. Ward beobachten kann; und die Leute von Thackerays kritischer Schule an den Naturalismus, z. B. Hardy. So habe ich mir wenigstens seit Jahren für die Vorlesungen die ungeheure Masse der modern englischen Romane zurecht gelegt.

Bei solcher Arbeit aus dem Gröbsten heraus wäre es thöricht, eindringende Angaben über die bestimmenden Einflüsse, die die Erzähler erfuhren, und über die Quellen zu verlangen. Derlei ist bei einem neuen Gebiet nur zu erwarten, wenn sich der Forscher mit einem kleinen Ausschnitt begnügt. Solch bescheidene, aber gründliche Detailarbeit mufs erst noch geleistet werden, an vielen Stellen und mit grofsem Fleifse, bevor an eine wirklich historische Übersicht des Ganzen zu denken ist. Von dieser Erkenntnis liefsen sich wohl Underhill und Chandler bestimmen, ein eng umschriebenes Thema, möglichst nahe der Wurzel des neuenglischen Romans, in Angriff zu nehmen.

Digitized by Google

Underhill will die ganze Kenntnis der spanischen Litteratur, die das England der Elisabeth-Zeit besafs, ergründen. Thatsächlich läuft dies auf ein Studium der Romaneinflüsse hinaus, denn nur diese erweisen sich als künstlerisch ergiebig. Das Übersetzen spanischer Andachtsbücher und antiquarischer Traktate kam nur praktischen Bedürfnissen zu gute. Von lyrischen Gedichten wurden nur zwei aus Montemayors 'Diana' und einige Verse von Garcilaso über Vogelfang ins Englische übernommen. Im Drama, wo man früher grofse Einflüsse vermutete, kam blofs der Stoff zu zwei Stücken aus der pyrenäischen Halbinsel: zu 'Celestina' und zu Marlowes 'Tamerlan'. Aber alle Arten des Romans wurden von Spanien aus gefördert oder geradezu importiert. Der höfische Erziehungsroman des Lyly schöpfte den Stil und zum Teil auch die Lehre aus Guevara. Der Ritterroman bezog den Amadis (1568 und 1595), den Palmerin (1581), Palladino, Primaleon, Palmendos, 'The knight of the sun'. Der pastorale Roman des Sidney entstand unter dem Anhauch von Montemayors 'Diana', die vorher eine Teilbearbeitung (durch Barnaby Googe 1563) und nachher noch zwei Übersetzungen (durch Wilcox und Yong) erfuhr. Die Seefahrergeschichte — später durch Defoe und Swift zu Weltberühmtheit gehoben — wurzelte in Edens Übersetzung von P. Martyrs 'De orbe novo decades tres' 1555 und wurde dann von Hakluyt in ausgesprochenem Wettbewerb mit spanischen Entdeckungsgeschichten ausgebildet (Principal navigations of the English nation, 1589). Der Schelmenroman fing an mit Rowlands Übersetzung des 'Lazarillo' 1586, den bereits Shakespeare mit Behagen erwähnte (in 'Viel Lärm um nichts' II 1, neben den 'Hundred merry tales') und Nash im 'Unfortunate traveller' nationalisierte. Selbst die Novelle zog Vorteil, indem Maxias 'Silva de varia leccion' zu Painters 'Palace of pleasure' 1566 beisteuerte und bald darauf von Th. Fortescue 1571 vollauf übersetzt wurde. Keine Art der Kunsterzählung in Prosa blieb unberührt. Es ist ein nicht geringes Verdienst von Underhill, dies von Fall zu Fall festgestellt zu haben.

Jedes Buch hat seine Schwäche. Underhill geht auf das Stilistische, auf Charakterzüge und Auswahl der Begebenheiten nirgends tiefer ein, erwähnt auch Landmann nur kurz und Koeppel gar nicht. Statt einer philologischen Leistung hat er mehr eine bibliographische geboten und diese mit biographischen Nachrichten aus dem 'Dictionary of national biography' umkleidet. Doch hat er sich redlich bemüht, den historischen Anlässen nachzuspüren, durch die jeder englische Bearbeiter mit dem spanischen Original bekannt wurde, oder die Zwischenstufen zu markieren, wenn der Engländer nicht direkt an das Original gegangen war. Er findet, dafs unter Heinrich VIII. und Eduard VI. die spanischen Bücher durch das Französische oder Latein nach London kamen; unter Maria und Philipp direkt; unter Elisabeth bis 1578 wieder häufig durch das Französische oder auch durch das Italienische; von 1578 an wieder meistens direkt. Dabei geht es natürlich nicht ohne Vermutungen ab, und einmal hat sich Underhill sogar deutlich widersprochen, indem er S. 22[illegible] sagt: *'by the endeavour of ambassadors and gentlemen of education who*

Digitized by Google

visited the peninsula, the general interest in Spanish books in England ... was stimulated', und S. 237 von *the total indifference of the English ambassadors to Spanish literature* spricht.[1]

Die als Anhang beigefügte Bibliographie erleichtert die Übersichtlichkeit des inhaltlich etwas bunten Buches.

Einen einzigen Zweig des spanischen Romans, diesen aber durch alle abendländischen Litteraturen verfolgt Chandler. Dies ist ohne Zweifel die sicherste Methode, um zu ergiebigen Resultaten zu gelangen, und auch in der Ausführung des Themas bewährt sich Chandler als methodisch geschult. Er beginnt mit einer lebendigen Schilderung der spanischen Kulturverhältnisse, aus denen der Schelmenroman entsprang, und der englischen Litteraturerzeugnisse, die seine Aufnahme vorbereiteten. Dann umschreibt er den Typus des Schelms und das Weltbild, wie es sich im Auge des Schelms spiegelt. Dann erhebt sich aus Vorstufen, wie die Satiren des Erzpriesters Juan Ruiz, die 'Tragicomedia de Calisto y Melibea', der Lucianische 'Diálogo de Mercurio y Carón' und vielleicht noch die Autobiographie des Diego García de Paredes, endlich der erste pikareske Roman 'Lazarillo', gedruckt 1554, mit seinem zahlreichen spanischen Gefolge. Mit einer Liste der Übersetzungen, die davon in die abendländischen Sprachen und ins Latein gemacht wurden, und mit einigen Andeutungen über die englischen Nachahmer Nash und Head müssen wir uns zunächst zufrieden geben, bis der zweite Teil erscheint und uns hoffentlich über die englischen Originalromane dieser Art im 17. Jahrhundert volles Licht giebt. Daſs sich mit dem 'Lazarillo' die Tradition des Eulenspiegel und anderer Handwerkerscherze verbinden wird, ist bereits aus einer Mitteilung des Gabriel Harvey an Spenser zu erschlieſsen, wobei der Lazarillo zusammen mit Howleglass, Skoggin und Skelton erwähnt wird; so dürfte sich das Werden des köstlichsten Erzählers der Shakespeare-Zeit, des Deloney, erklären, der in 'The gentle craft' das Schusterleben und in 'John of Newbury' das Weberleben zum Mittelpunkt wählte. Was Einflüsse auf das englische Drama betrifft, deutet Chandler zunächst darauf hin, daſs eine kleine Zigeunerin aus den 'Novelas' des Cervantes in Middletons 'Spanish Gipsy' wiederkehrt, und daſs 'El casamento engañoso' des Cervantes die Grundlage für Beaumonts und Fletchers 'Rule a wife and have a wife' wurde. Bei Shakespeare bemerkt Chandler, daſs der Schwindel, den sich Edgar in 'Lear' IV 6 mit seinem blinden Vater erlaubt — scheinbarer Sturz über eine Felswand — in G. Nobili's 'Vagabondo' (Venedig 1627) eine Parallele hat; und bei Shakespeares offenbarer Freude am 'Lazarillo' würde es mich nicht verwundern, wenn sich auch die Freiheiten, die sich Launcelot im 'Kaufmann von Venedig' mit seinem jüdischen Herrn und seinem bäuerlichen Vater erlaubt, als pikaresk herausstellen sollten. Jedenfalls dürfen wir dem zweiten Bande von Chandler mit guten Erwartungen entgegensehen und hoffen, daſs, wenn

[1] Ich danke diese Beobachtung Herrn Kand. B. Filter.

Digitized by Google

sich ähnliche Einzelstudien zahlreich daranreihen, in absehbarer Zeit eine pragmatische Gesamtgeschichte des englischen Romans von einer menschlichen Kraft versucht werden kann.

Berlin. A. Brandl.

The prisoner of Chillon by Lord Byron, herausgegeben von Eugen Kölbing. Weimar 1898. XXIV, 97 S. (Englische Textbibliothek, herausgeg. von Johannes Hoops. 1.)

John Gay's Singspiele mit Einleitung und Anmerkungen. Neu herausgegeben von Gregor Sarrazin. Weimar 1898. XXXII, 209 S. (Engl. Textbibl. 2.)

Mit den zwei vorliegenden Heften wird eine neue Sammlung von englischen Texten eröffnet, welche die besten poetischen Werke, besonders der neueren Zeit, in kritischen Ausgaben enthalten soll. Sie ist nicht blofs für den Unterricht an Universitäten, sondern für jeden bestimmt, der ein wissenschaftliches Interesse an englischer Litteratur hat. Es ist nicht zu leugnen, dafs die Sammlung eine fühlbare Lücke ausfüllt, zumal da ein ähnliches Unternehmen, bei dem Vollmöller der Herausgeber war, bald wieder eingegangen ist.

Das erste Heft enthält den Prisoner of Chillon, aus dem zweiten Bande der Byron-Ausgabe des der Wissenschaft zu früh entrissenen Kölbing separat abgedruckt. Die knapp gehaltene Einleitung ist ein Auszug aus den betreffenden Abschnitten der gröfseren Ausgabe von 1896 mit vereinzelten Verbesserungen, wobei auf die Recensionen des Buches Rücksicht genommen worden ist. Mit Recht hat Kölbing die mit dem Prisoner of Chillon nur in loser Verbindung stehenden Gedichte hier fortgelassen, natürlich mit Ausnahme des berühmten Sonetts. Dagegen ist ein bisher nicht veröffentlichter Brief der Frau von Staël an Byron aus dem Juli 1816 neu hinzugekommen, interessant als erste Kritik des Werkes, das ihr der Dichter im Manuskript übersandt hatte.

Zum erstenmal erscheint hier ein Werk von John Gay in deutscher Ausgabe. Gay war gewifs kein Dichter ersten Ranges, und sein Charakter ist von Schwächen nicht frei gewesen. Aber er war eine liebenswürdige Natur und ein vortrefflicher Gesellschafter; daraus erklärt sich seine Freundschaft mit Männern wie Swift, Arbuthnot und Pope, die in dem öfters citierten Briefe des letzteren vom 23. September 1714 (bei Elwin und Courthope VII, 415) ihren charakteristischen Ausdruck findet. Gays Hauptfehler war seine Energielosigkeit, die ihn in steter Abhängigkeit von anderen erhielt; wären nicht seine aristokratischen Gönner wie Burlington, Pulteney, Queensberry für ihn eingetreten, so wäre er wohl elend verhungert, zumal da er das ihm durch seine litterarischen Arbeiten zugefallene Geld nicht zu verwalten verstand. Diese Verhältnisse sind in der Einleitung von Sarrazin nicht genügend betont. Ferner ist der Zeitpunkt von Gays zweitem Aufenthalt auf dem Kontinent (1717) falsch angegeben, wie ein Brief von ihm an seine Freundin Mrs. Howard, die

Digitized by Google

Maitresse Georgs II., aus Dijon vom 8. September 1719 beweist. Über diesen Punkt ist Underhills Ausgabe von Gays poetischen Werken (London 1893, Einl. S. XLII) zu vergleichen, ein Werk, das dem Herausgeber nicht zugänglich gewesen zu sein scheint. Da die ausführliche Grabschrift von Pope (S. VII) mitgeteilt ist, hätte die von dem Dichter selbst verfaſste, etwas frivol klingende Inschrift nicht fehlen dürfen. Sie lautet:

Life is a jest, and all things show it:
I thought so once, but now I know it.

Obwohl von Gays Dichtungen heutzutage nur noch seine Fabeln lebendig sind, ist doch der Ruhm seines Namens an ein anderes Werk geknüpft: die Bettleroper, die hier zugleich mit ihrer Fortsetzung ('Polly') abgedruckt ist. Die Entstehungsbedingungen und die tiefgreifende Wirkung dieses Singspiels werden von Sarrazin klar und ausführlich dargelegt. Dieser Abschnitt, der naturgemäſs den gröſsten Teil der Einleitung bildet, ist besonders dankenswert. Hier sind nur einige weniger wichtige Details nachzutragen. Es verdient bemerkt zu werden, daſs Walpole, obwohl er bekanntlich die Aufführung von Polly verhindern lieſs, dennoch dem Dichter die Stelle als Lotteriekommissar, die er ihm 1722 verliehen hatte, auch nach dem Erfolge der Bettleroper nicht nahm (Underhill l. c. S. XLV). Auch in Genestes Account of the English stage III 220—225 ist einiges Hierhergehörige zu finden. — Der Text der beiden Singspiele ist nach den ersten Ausgaben von 1728—1729 abgedruckt, von den Varianten in den späteren Drucken sind mit Recht nur diejenigen verzeichnet, wo der Wortlaut geändert ist. Bei der Oper Polly liegt die Sache insofern interessant, als der Autor selbst in der Vorrede eine Liste der Fehler im Originalmanuskript und der Änderungen im Druckexemplar mitteilt. Auf diesen Druck ist offenbar besondere Sorgfalt verwendet.

Zum Schluſs möchten wir noch den Wunsch aussprechen, daſs die Sammlung, die noch manche interessante Texte zu bringen verheiſst, einen gedeihlichen Fortgang nehmen möge.

Berlin. Georg Herzfeld.

Alfred Lord Tennyson. A memoir by his son. London, Macmillan & Co., 1897, 2 Bände [Tauchnitz edition 4 Bände]. Tennyson von Emil Koeppel (32. Band der Geisteshelden).

Ein merkwürdiges Buch ist diese Sohnesbiographie. Keine Autobiographie und doch nur ein Sprachrohr des Dichters. 'Ich habe versucht zu thun, was er mir sagte, daſs ich thun möchte,' heiſst es in der Vorrede des Sohnes, und auf dieser gebundenen Marschroute müssen wir ihm durch die beiden vornehm ausgestatteten Bände folgen. Es liegt auf der Hand, daſs hier eine doppelte Subjektivität den Schleier, durch den wir die historische Gestalt Tennysons sehen, verdichtet. Was diese Biographie mit einer Autobiographie gemeinsam hat, das ist die Kunst des

Digitized by Google

Verschweigens, was ihr fehlt, ist die Kunst des Gruppierens. Denn diese Arbeit des Künstlers, die Thatsachen des eigenen Lebens so zusammenzustellen, dafs sie als Bild wirken, der Künstlertakt, die Nebenlinien von den grofsen Hauptzügen zu unterscheiden, mufs als 'die Dichtung' zu 'der Wahrheit' einer befriedigenden Selbstbiographie hinzukommen.

Was aber den Sohn hier leitet, ist kein solch künstlerisches Motiv, sondern nur die Pietät. Und sie ist so laut und aufdringlich, dafs wir keinen Augenblick vergessen, ja vergessen dürfen, dafs hier der Sohn vor dem Bilde des Vaters bei der Arbeit sitzt und bei jedem Schritte ängstlich in den Zügen des Verklärten forscht, ob er richtig, d. h. im Sinne des Vaters war. Diese Ängstlichkeit ist so grofs, dafs er nicht einmal wagt, uns in den Jugendtagen ein echtes frisches Kindergesicht zu zeigen; nur die Züge des Alten, der von seinen Kinderfreuden und -Leiden plaudert, treten uns dort entgegen. Tennyson selbst hätte freilich nun und nimmer eine Selbstbiographie geschrieben, er, der erklärte, dafs, wenn Horaz ein solches Lebensbild hinterlassen hätte und er im Besitze des einzigen Manuskripts wäre, er die Barbarei besitzen würde, es ins Feuer zu werfen. Diese Morbidezza und Nervosität dem Publikum gegenüber, verbunden mit einer selbst für einen Dichter erstaunlichen Empfindlichkeit gegen tadelnde Kritik, ist ein weiterer Hemmschuh für seinen Biographen. Sie veranlafst diesen, in wörtlicher Ausführlichkeit lange lobende Kritiken abzudrucken, sie zwingt ihn, die Korrespondenz der Eltern bis auf wenige Auszüge zu verbrennen, so dafs das Bild der Mutter zu einem verklärten Schatten zerfliefst. Weniger bedauerlich, wenn es auch nur zu einem Ballast des Buches wird, ist es, dafs die Lust, die man im Tennysonschen Hause an Anekdoten hatte — und alle Freunde stimmen überein, dafs Tennyson ein glänzender Erzähler war —, den Sohn verführt, seitenlang den Leser an dieser Freude teilnehmen zu lassen; oder wenn er in extenso die Taufbriefe seiner eigenen Paten und Taufgäste abdruckt.

Dennoch wird und mufs diese Biographie für alle Zeiten die Hauptquelle für das Studium von Tennysons Leben bleiben, man braucht nicht einmal zu sagen, eine mit Vorsicht zu benutzende Quelle, denn was uns positiv geboten wird, ist ein reichhaltiges Material von Briefen, Tagebüchern und Freundesmemoiren, das naturgemäfserweise mit den Jahren wachsender Berühmtheit an Interesse und Ausgedehntheit gewinnt. Der Sohn glaubt sich gedeckt, dafs er 'im allgemeinen mit seinem Urteil ganz zurückgehalten hat.' Er war der Sekretär des Vaters und hat mit der kurzen Unterbrechung von Schul- und Universitätsjahren immer mit ihm gelebt, so dafs nie jemand wie ihm je eine so erschöpfende Fülle des Materials zu Gebote stehen konnte.

Freilich die Hoffnung, 'weitere und unauthentische Biographien damit auszuschliefsen', wird ihm nicht erfüllt werden. Nur wäre es wünschenswert, dafs nicht nur dies Jahrhundert, sondern noch ein gut Teil des nächsten vergehen möchte, ehe sich eine neue Hand daran machte, uns den wirklichen Tennyson zu zeichnen, und dies nicht nur in der Hoff-

Digitized by Google

nung, dafs vielleicht doch noch mehr Material aus der Verborgenheit auftauchen könnte, sondern weil erst dann die Möglichkeit erwächst, auch den Dichter zu sehen wie er ist, nicht über das Mafs gehoben durch die beispiellose Popularität, unter deren Eindruck wir noch alle leben, und nicht darunter gedrückt durch die Reaktion, die eine jede neue Zeit gegen die Ideale der jüngst entschwundenen zeigt.

Damit soll nicht gesagt werden, dafs nicht solche Lebensskizzen, wie sie das Koeppelsche Buch bietet, auch jetzt schon nützliche und brauchbare Bücher sein können. Eine solche Biographie war eine Forderung des deutschen Publikums, das Tennysons Dichtung mit gröfstem Interesse verfolgt hat. Sechsunddreifsig verschiedene Übersetzungen einzelner und gesammelter Gedichte existieren in unserer Sprache. Koeppel fafst in seinem Buche die Resultate der englischen Biographie knapp und objektiv zusammen. Die Anordnung ist klar und übersichtlich, und mit Glück und Geschick legt der Verfasser den Schwerpunkt auf geschmackvolle Analysen der Gedichte. Dafs ich mit dem Schlufsvergleich von Browning und Tennyson nicht übereinstimme, soll noch berührt werden.

Gesundheit und Geduld sind die beiden Eigenschaften, die bei dem Menschen Tennyson die Grundlage seines Wesens zu bilden scheinen. Aus einem englischen Pfarrhause ging der kraftvolle, hochbegabte Stamm von zwölf Kindern hervor, deren vierter Zweig unser Dichter war, alles hochgewachsene, schöne Menschen, die alle bis auf zwei über siebzig Jahre alt wurden. Tennyson hat sein ganzes Leben auf dem Lande verlebt, abgeschlossen in tiefer Stille gearbeitet; langsam reifend, im ganzen wie im einzelnen, wuchs er sich aus ohne Hemmnis, ohne äufseren Sporn, wie einer jener schönen englischen Bäume, die, allein auf dem Felde stehend, die Gegend beherrschen und der Stolz und die Bewunderung der Anwohner sind. Zehn Jahre hat er gebraucht, um von seinen Jugendgedichten zu seinem Meisterstück, dem Bande von 1842, fortzuschreiten, fast sein ganzes Dichterschaffen hindurch, d. h. ein halbes Jahrhundert hat er an den Gestalten seiner Königsidyllen gearbeitet, bis der Cyklus vollendet war. Zwölf Jahre zwang ihn das Schicksal auszuharren, ehe er seine Braut zu später, glücklicher, einundvierzigjähriger Ehe heimführen konnte, und siebzehn Jahre brauchte sein Schmerz über den Verlust seines Freundes Hallam, um geläutert in seiner Totenklage 'In Memoriam' Ausdruck zu finden.

Mit diesem Werke, das er in der Mitte seines Lebens veröffentlichte, hat er die Sonnenhöhe erreicht, Ehre, Glück, Liebe, Reichtum und unverminderte Schaffensfreude sind ihm von dort immer treu geblieben. Es war des Dichters ausgesprochener Wille, dafs man 'In Memoriam' als sein Glaubensbekenntnis ansehe; auf alle inquisitorischen Fragen antwortete er später immer, dafs er alles in diesem Cyklus gesagt habe, und Briefe und Gespräche bestätigen mannigfach, dafs er seine Ansichten hierin niemals geändert hat. Vornehme Harmonie ist die Grundstimmung seiner Seele, und sie bestimmt auch seine religiösen Bedürfnisse. Unwillig befreit er sich von allen Fesseln des Dogmas, das selbstgefällig den Reich-

Digitized by Google

tum religiöser Empfindungen einschnüren möchte. Böse Worte müssen seine Landsleute von ihm hören: *The general English view of God is that of an immesurable clergyman, and some take him for the devil.* Doch mit gleicher Abneigung wendet er sich von den konsequenten Schlufsfolgerungen der Freidenker ab. Oft ist sein Wort aus 'In Memoriam' citiert worden: 'In einem ehrlichen Zweifel steckt mehr Glauben als in der Hälfte aller Bekenntnisse', und ergänzend heifst es viele Jahre später in dem schönen tiefen Gedichte 'The Ancient Sage':

> wherfore thou bewise
> Cleave ever to the summer side of doubt
> And cling to Faith beyond the forms of Faith.

Aus innerstem persönlichen Bedürfnis erhoben sich dem Dichter als Leitsterne seines Glaubens persönliche Unsterblichkeit und eine persönlich sorgende Vorsehung, unmerklich wurden sie ihm doch in ihrer Unumstöfslichkeit zu einem auch anderen verbindlichen Dogma. Ganz merkwürdig ist es, wie der englische Deismus des 18. und 19. Jahrhunderts sich in seinen positiven wie negativen Sätzen gar nicht geändert hat, wie aber der Gefühlswert eben dieser Sätze ihr Gesicht so völlig umgewandelt hat, dafs statt der aggressiven Kampfeslust des 18. Jahrhunderts uns ein inniger, fast schwärmerischer Positivismus entgegenblickt, so dafs es uns ganz verständlich ist, dafs Tennyson die religiösen Bedürfnisse der grofsen Mehrzahl seines Volkes und gerade auch der Frommen völlig befriedigte.

Die Königin, deren Verkehr mit dem Dichter der Sohn ein gesondertes Kapitel gewidmet hat — gewifs im Sinne des Vaters, denn Tennyson hatte auch hier das Glück, aus innerster Überzeugung loyal und mit warmem Gefühl ein Hofdichter sein zu können —, war es, die bei einer Audienz von dem Troste sprach, den ihr 'In Memoriam' gebracht habe, worauf Tennyson ihr etwas sentimental von den zahllosen Schmähbriefen, die er erhalten, vorklagte. 'Unglaublich' schreibt die hohe Frau in ihr Tagebuch. Und dies 'unglaublich' wird gewifs jeder scharfen oder gar harten Kritik Tennysonscher Gedichte gegenüber von seinen zahllosen Verehrern ertönen. Seine Dichtung ist abhold jeder Extravaganz, er giebt uns die Poesie der Harmonie und Versöhnung. Man hat ihn den Dichter des *common sense* genannt, aber in dem Sinne, wie er diesen auffafste, als ein Wort des Mafses, das die Kräfte der Seele in schönem Gleichgewicht hält. Den Charakteren, die uns in Tennysons Gedichten entgegentreten, fehlt es durchaus nicht an Tiefe, auch nicht an Leidenschaft, ja selbst Trotz und stürmische Begierde weifs der Dichter zum Ausdruck zu bringen, aber sie sind ausnahmslos einfach und durchsichtig, je eine Leidenschaft beherrscht ihre Handlungen, niemals werden wir überrascht durch ein kompliziertes Gefühl, durch eine widersprechende Handlung, die uns ringende Mächte der Seele ahnen liefse. Aus Scheu vor dem Extrem bebte er vor jeder heftigen Katastrophe zurück. Er hätte Kingsley so gern bestimmt, die Schlufsscene in seiner Hypathia zu mildern, es beleidigte ihn geradezu, dafs die Heldin nackt von dem alexandrinischen Pöbel gepeitscht wird. Und in seine 'Princess' fügte er nachträglich eine

Digitized by Google

Zeile ein: *'I trust that there is no one hurt to death,'* sagt der Prinz nach dem Kampfe, denn 'ich hatte sicher nicht daran gedacht, irgend einen zu töten', wie ein Kritiker der Edinburgh Review geglaubt hatte.

Ganz der gleiche Geist weht uns auch aus der Biographie entgegen — auch hier keine Überraschung; so und nicht anders mufste der Mensch Tennyson gelebt, gedacht und gehandelt haben. Er hat in seinem Leben wirklich wieder

> The grand old name of gentleman
> Defamed by every charlatan
> And wiled with all ignoble use

zu Ehren gebracht. Sein Horizont ist trotz seiner Zurückgezogenheit nie verengt, wie etwa bei dem alternden Wordsworth; innerhalb der Schranken, die in seinem Temperament und seiner Begabung lagen, hat der Reichtum seiner Schöpfungen, die Tiefe und Schönheit seiner Empfindungen nie nachgelassen. Auch diesen Eindruck bekräftigt die Biographie in dem Besten, was sie uns giebt, in den Kapiteln, die uns einen Einblick in die Werkstatt des Dichters gestatten. Ernste und unbedingte Wahrhaftigkeit gegen sich und sein Ideal steht als Wächter an diesem Heiligtume. Am meisten lernen sollten aus diesen Abschnitten die Kritiker; denn gegen sie und ihre Sucht, das dichterische Schaffen zu zerpflücken, sei es durch die persönlichen Erklärungen dichterischer Conceptionen, sei es durch kleinliche Anlehnungsspürerei, scheinen ganze Abschnitte, wie z. B. der über Maud, gerichtet zu sein. *'The moaning of the homeless sea,'* heifst es an einer Stelle, *'moaning'* von Horaz, *'homeless'* von Shelley! Als ob niemand von Horaz die See klagen gehört hat. *Thin-skinned* nennt Tennyson sich selbst seinen Kritikern gegenüber. Eine Erklärung dieser Empfindlichkeit liegt vielleicht in dem Bewufstsein, dafs er auf dem Wege, den er von Anfang an ging, selten einen falschen Schritt gethan hat. Dies gilt auch schon von seinen frühesten Gedichten, so dafs man das Wort 'unglaublich' auch der ersten Kritik der Quarterly Review gegenüber anwenden möchte, die mit ihrer gehässigen, den Dichter der Lächerlichkeit preisgebenden Besprechung den scheuen Mann jahrelang dem Publikum fern gehalten hat; doch weifs man ja, dafs die führenden englischen Zeitschriften seit ihrem Bestehen das Glück gehabt haben, jeden neuen bedeutenden Namen bei seinem ersten Auftreten mit Spott und Unglimpf zu überhäufen.

Tennysons grofses künstlerisches Vermögen gab ihm eine seltene Sicherheit in der Verfolgung seines Weges. Was er für die Schönheit und Klangfülle der englischen Sprache geleistet hat, um welche Fülle von Metren er sie bereichert hat, ist von den Zeitgenossen mit grofser Bewunderung verkündet worden und wird immer anerkannt werden. 'Dieser Mensch mufs schlummernde Musik in sich haben, die sich in Versen offenbart,' sagt Carlyle von ihm, gerade das bewundernd, was dem harten Rhythmus seiner eigenen Prosa fehlt. Dies macht den unentrinnbaren Zauber der kleinen Tennysonschen Lieder aus, und das Entzücken, mit dem wir einzelne Zeilen geniefsen, wie *'Cold upon the dead vulcano*

Digitized by Google

sleeps the gleam of dying day'. Ein gröfseres Verdienst des Künstlers aber war seine glückliche Fähigkeit, für die Stimmung, die er schildern wollte, für die Erscheinung, die er beobachtete, den treffendsten Ausdruck zu finden. Oft hat er es selbst ausgesprochen, wie er seine Naturbeobachtungen immer gleich zu dem Bilde gestaltete, das ihm poetisch verwertbar erschien, und wie er dies dann gleich an Ort und Stelle niederschrieb. Tagebuchauszüge, die der Sohn uns mitteilt, bieten hierfür eine Reihe interessanter, leider nicht sehr reichhaltiger Belege; oft erst viel später fand er dann in seinen Gedichten die passende Stelle für solche frühe Beobachtungen. Tennyson lehnte zwar das Urteil eines Kritikers, der ihn 'erst Künstler, dann Dichter' nannte, ab und meinte, er wäre näher an dreifsig als an zwanzig gewesen, ehe er etwas von einem Künstler gewesen sei. Nimmt man aber die Trennung dieser zwei überhaupt auf und teilt dem Künstler die Ausgestaltung der Sprache, des Ausdrucks, des Bildes zu, dem Dichter aber die der Motive, der psychologischen Entwickelung und der Weltanschauung, so steht der Künstler bei Tennyson zweifellos an erster Stelle. Auch in den reichhaltigen Aussprüchen über die Dichter und Denker, die ein grofser Schmuck der Biographie sind, tritt diese Wertschätzung der Künstlerschaft bei anderen klar in den Vordergrund.

Nahezu ein halbes Jahrhundert hatte Tennyson widerspruchslos unter seinen Sprachgenossen und darüber hinaus als der Dichterfürst geherrscht. Fürsten und Bauern streuten ihm Weihrauch, und die besten Geister seiner Nation wurden nicht müde, ihm Dank und Bewunderung zu zollen. Und doch — eine höchst merkwürdige Tagebuchstelle seines Freundes Locker giebt uns darüber Aufschlufs — war dem alternden Dichter nicht ganz wohl dabei. 'Er scheint vor seiner eigenen Popularität zurückzuschrecken,' schreibt Locker, er machte sich seine Gedanken über das Wesen der Popularität, nannte sie selbst einen Bastard-Ruhm und konnte in solchen Augenblicken so weit gehen, zu erklären, was er sonst immer so gern mit zornigen Spottversen bekämpfte, 'dafs der Dichter sein Bestes um seiner Kunst willen und nur für diese thun müsse.' Wir aber, die wir ihm schon etwas ferner gerückt sind, verstehen auch den Grund seiner eigenen Befürchtungen besser, er selbst hätte ihn lernen können von dem Manne, dem er jede Möglichkeit der Popularität absprach, von Robert Browning.

Koeppel sagt von diesem: 'Im Laufe der Zeit hat sich eine sehr begeisterte Browning-Gemeinde gebildet, die ihren Dichter über Tennyson gehoben hat — ein Richtspruch, den die Nachwelt schwerlich bestätigen wird.' Nun, ich glaube, dafs sie ihn mit noch weit gröfserem Nachdruck bestätigen wird. Koeppel hat ganz recht damit, 'dafs es einer der vielen Glücksfälle in der Entwickelung der englischen Dichtung war, dafs für die gröfsere Hälfte unseres Jahrhunderts zwei so bedeutende und so grundverschiedene Männer die Führung hatten.' Wir sehen sie beide vereint zum Januskopfe, aber Browning schaut hinaus in die neue Zeit, Tennyson zurück auf die Vergangenheit. Tennyson ist ein Vollender,

Digitized by Google

kein Beginner, seine edle Dichtung ist eine letzte schöne Blüte auf dem Stamme, den die Wordsworth, Keats und Shelley gepflanzt haben, aber seine Dichtung sucht sich kein neues Erdreich. Seine Zeit konnte seine Dichtung so lieben und verehren als den höchsten Ausdruck ihrer festgegründeten Ideale, er lehrte sie dieselben auf religiösem und ästhetischem Gebiete möglichst rein und schlackenlos zu erfassen, aber er mutete ihnen nicht zu, sich neue zu erobern.

'Eine normal gekleidete Wahrheit dauert 25—30 Jahre,' sagt Ibsen, 'darüber hinaus wird sie zur Lüge.' Wenn die Kunst auch nicht so schnell läuft wie die Wahrheiten in unseren Tagen, so war es doch ein grofses Glück für die englische Dichtung, dafs sie neben dem Vollender Tennyson in Browning auch einen Pfadfinder hatte, der mit dem Ohre für die Zukunft die englische Dichtung weitergeführt hat. Er lehrte sie, sich darauf zu besinnen, dafs das Studium der menschlichen Seele das schwierigste und interessanteste sei, dafs der Mensch nicht nur ein Gehäuse für eine Idee oder eine Leidenschaft sei, die der Dichter ihm einhaucht, sondern ein höchst kompliziertes Gebilde, in das dieser eindringen mufs. Mit unerbittlichem Realismus zergliedert er anatomisch die Kräfte, die in der Seele zusammenwirken, und zeigt uns seine Gestalten in immer wieder neuer überraschender Beleuchtung, alles Probleme, die sich Tennysons Dichtung nie gestellt hat. Dazu kommt bei Browning ein feines historisches Empfinden; Tennysons Helden, ob sie Merlin oder Dora heifsen, empfinden alle durchaus modern, Browning weifs seine Geschöpfe so aus dem Zeitbewufstsein reden zu lassen, dafs solche Gestalten wie der Bischof, der sein Grabmal bestellt, ohne die Renaissancevorstellungen gar nicht verständlich wären. Es ist ein sehr erklärlicher Schritt, den eine zergliedernde Psychologie über den Realismus hinaus zum Mysticismus macht, denn der Forscher, der in die geheimsten Falten der Seele eindringen möchte, trifft auf unerklärbare Geheimnisse, unergründliche Tiefen. Und wenn dies halb unbewufste Seelenleben an die Oberfläche tritt, so kann es sich nur in ein mystisches Gewand kleiden. Browning hat diesen Schritt, den die übrige europäische Dichtung ihm viel später nachmachte, schon früh, als er 1841 'Pippa Passes' schrieb, gethan. Tennyson ist dem Realismus gänzlich fern geblieben, doch hat er in seinen späteren Jahren dem Mysticismus sich nicht ganz entziehen können und wollen. Wir brauchen da nicht an seine spiritistischen Neigungen zu erinnern, die etwas krass in dem Dialog 'The Ring' zum Ausdruck kommen; viel charakteristischer ist schon seine Behandlung des heiligen Gral, mit dem er sich lange getragen, sich aber nie herangewagt hatte; noch 1859 schrieb er an Macaulay, dafs ihm das wie ein Spielen mit heiligen Dingen vorkäme, 'die alten Schriftsteller glaubten an den heiligen Gral'. Ein Gedicht aber wie der 'Ancient Sage' schwankt zwischen pantheistischen und mystischen Vorstellungen hin und her.

Noch heute wird Browning immer die Rauheit und Dunkelheit seiner Sprache zum Vorwurf gemacht; wenn auch viel von diesem Vorwurf auf die Neuheit seiner Probleme abgewälzt werden kann, so mufs doch zu-

Digitized by Google

gegeben werden, dafs dem Ohre, das an Tennysonsche Harmonie gewöhnt ist, vieles hart und unmusikalisch klingen mufs; doch gerade diese Rauheit des Ausdrucks, die oft verborgene Kraft ist, war für die englische Sprache ein Schutzwall, denn die scheinbar leichte, weil leicht verständliche Kunst Tennysons führt nur zu leicht zu oberflächlicher Verflachung, vor der schon die geistige Anstrengung, die Browning seinen Lesern und Schülern zumutet, sie schützt.

'Ich kann mich nicht ändern, die Leute müssen mich nehmen, wie ich bin,' schrieb Browning an Tennyson auf dessen Rat, die Rauheit und Dunkelheit seiner Gedichte doch etwas zu mildern. Das war für Browning wahrlich keine Bequemlichkeitsausflucht, wie Koeppel meint, denn die schwerste Arbeit fällt immer dem Bahnbrecher für neue geistige Strömungen zu, es war nur eine Wahrung der Berechtigung seiner Persönlichkeit, eine andere Wendung seines ethischen Glaubensbekenntnisses. 'Es giebt nur eine Todsünde, das ist etwas wider die Natur zu wagen.'

Seltsam wird das Schauspiel späteren Zeiten immer bleiben, wie diese beiden Männer in fast gleichmäfsigem Tempo ihrer Wirksamkeit das 19. Jahrhundert in England jeder auf seine Weise beherrscht haben, die äufsersten Gegenpole in ihrer Erscheinung, in ihren kleinsten Geschmacksäufserungen wie in ihren Schöpfungen. Dafs trotzdem innige, ungetrübte Freundschaft beide verband, ist nur ein Zeichen von der echten, unbeirrbaren Duldsamkeit grofser Geister.

Bonn. M. Gothein.

Collections and recollections by one who has kept a diary. (George W. E. Russell.) Tauchnitz collection, vol. 3301/2.

Russell denkt selbst nicht weiter zurück als bis 1856 (S. 12), hat aber früh das Privileg genossen, die ältesten Peers des Königreiches, sowie viele von den führenden Politikern und Schriftstellern des Tages in Gesellschaft zu treffen. Bekanntlich ist die Anekdote eine Hauptunterhaltung der englischen Aristokratie bei Tisch und besonders während jener Stunde nach Tisch, wo die Damen *leave the gentlemen to their wine*; das Erzählen von Anekdoten ist dabei zu einer grofsen Technik entwickelt worden, wovon Russell in einem eigenen Kapitel handelt; schon aus formalen Gründen ist es gut, dafs diese Blüte gesprochener Prosa in seinem Tagebuch festgehalten wurde. Die inhaltliche Ausbeute kommt besonders der Sittengeschichte und der litterarischen Biographie zu statten. Durch eine Menge seltsamer Einzelzüge wird uns der Einflufs der französischen Revolution auf England vergegenwärtigt: die Ritter des Hosenbandordens zeigten im Parlament nicht mehr das blaue Band; die Uniform des Offiziers, die Perücke des Bischofs verschwand aus dem Salon; Spitzen und seidene Strümpfe überliefs man den Lakaien; ein strenger Edelmann alter Art wie der erste Marquis zu Abercorn, dessen Bett von den Stubenmädchen nur mit Glacéhandschuhen gemacht werden durfte und der seiner Frau noch zum Entlaufen die Familienkutsche aufdrängte, damit

Digitized by Google

es nicht heifse, *Lady Abercorn left her husband's roof in a hack chaise*, wurde vereinzelt; die äufseren Unterschiede der Stände wurden ausgeglichen, obwohl der Haarschweif der Parlamentsmitglieder erst durch den Sieg der *reform bill* 1832 beseitigt wurde. Diese Gleichmachung bedeutete aber keine innere Hebung, weder für Adel noch für Volk; die Hebung kam vielmehr von seiten der Methodisten. Auf die Bemühungen Wesleys und seiner Gemeinden führt Russell den gesteigerten Wohlthätigkeitssinn seiner Landsleute zurück, die strengere Einhaltung des Sonntags, die wachsende Decenz der Ausdrucksweise, die Abnahme des schweren Essens und Trinkens. Nicht die Zahl der Flaschen nahm ab, aber statt Port und Madeira trank man seit der Empirezeit Sherrey, Claret, Champagner. Das Hauen der Knaben blieb noch, aber das Hängen wegen leichter Verbrechen, das Verbrennen, das Köpfen Gehängter, das Anketten der Irrsinnigen über den Sonntag bei Wasser und Brot u. dgl. kam ab, und die Theater verloren an sensationellem Interesse, während die Leihbibliotheken gewannen. Der sociale Hintergrund für die Romane von Walter Scott, für die Erziehungstendenzen der Seeschule und die Satiren von Byron wird dadurch wesentlich aufgehellt. Über einzelne Schriftsteller erfahren wir eine Menge Detailzüge: von Kardinal Mannings Weltgewandtheit, von Robert Brownings schlichter Energie, von Lowells ungenauer Gelehrtheit, von Beaconsfields Berechnung im Auftreten — kurz, es ist gut, dafs dem Buch ein Personenregister beigegeben ist. Von vielen Autoren dieses Jahrhunderts erhalten wie ein Momentbild, von keinem freilich ein Vollporträt; das Wesen dieser Tagebuchkompilation ist Anekdotenhaftigkeit.

Betonung verdienen schliefslich einige sprachliche Notizen. Lady Robert Seymour 1764—1855 sagte noch *goold* für *gold*, *yaller* für *yellow*, *laylock* für *lilac*, *balcóny* für *bálcony*, *ooman* für *woman*, *and when she consulted the doctor she spoke of having used the potticary* (S. 12 f.). Auch Lord John Russell, der noch den grofsen Napoleon kannte, sagte *cowcumbers*, *laylocks*, *ooman* und *much obleeged* (S. 26). Statt *luncheon* sagte man in früheren Jahrzehnten, als diese Mahlzeit noch in etwas kaltem Fleisch bestand, nicht selten *nuncheon* (S. 129).

Berlin. A. Brandl.

Einige neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans.

Der Roman ist von allen Dichtungsarten dermalen die verbreitetste und dies nicht zum wenigsten in England. Zur Masse der Produktion stimmt die Vielgestaltigkeit der Produkte. Wollte man sich in der Fülle der Erscheinungen zurechtfinden, so müfste man nach beliebter alter Weise klassifizieren. Dabei könnte man vom geistigen Gehalt ebensogut ausgehen wie von der künstlerischen Form. Das hätte in beiden Fällen den sicheren Vorteil, dafs sich an Meisterwerken der Einklang zwischen Form und Gehalt unwillkürlich offenbarte, denn die Form erwächst ja organisch

Digitized by Google

aus dem Gehalt. Diese Einteilung wäre aber insofern bedenklich, als sie doch nur die subjektiven Eindrücke des Einteilenden — sei es nach der essentiellen oder formalen Seite hin — widerspiegelte. Ein zwar gröberes, aber damit auch objektives Einteilungsmittel bietet der Stoff.

Der Roman bringt entweder Abbilder des wirklichen Lebens, gleichgültig ob aus der Vergangenheit oder Gegenwart, er schildert Vorgänge, die sich haben oder hätten abspielen können, er ist — stofflich betrachtet — real; oder aber er ist irreal, wenn der Dichter seiner stoffbildenden Phantasie die Zügel schiefsen läfst, wenn er die Grenzen des Reiches der Möglichkeit kühn überschreitet, um seine Ideen in neuen Bildern zu verkörpern, zu welchen die Wirklichkeit keine Modelle geliefert hat.

Dieser handgreifliche Unterschied im Stoff bedingt für den Dichter einen tiefreichenden Unterschied in der Behandlung des Stoffes. Immer zwar will der Dichter seinen Leser in Illusion versetzen. Das kann aber nur geschehen, wenn der Leser dem Dichter glaubt, d. h. für die Zeit der Lektüre in der vorgetragenen Geschichte ein Stück wahren Lebens anempfindet. Beim realen Roman gelingt das dem Dichter leicht. Ganz von selber überkommt einen hier die Illusion, man steht ja möglichen Erscheinungen und noch dazu in geschickter Gruppierung gegenüber. Im irrealen Roman jedoch mufs die Illusion für den Leser erst künstlich erschlichen und dann sorglich festgehalten werden, damit sie vor den unmöglichen Details nicht ausbricht wie ein scheues Pferd.

Der Dichter hat nun sozusagen zwei Eisen im Feuer, er operiert mit den zwei Elementen der Fabel und der Figuren, indem er seinem Leser faktisches wie psychologisches Interesse für seine Geschichte zu erwecken sucht. Das Kräfteverhältnis der beiden Elemente zueinander kann sehr verschieden sein: es kann sich bei gleicher Stärke ausgleichen, oder es mag das eine das andere mehr oder minder stark überwiegen. Das gilt für den Roman überhaupt. Beachtet man aber die Leistung dieser Elemente hinsichtlich der Illusionierung des Lesers, so ergiebt sich für die beiden Hauptarten des Romans ein principieller Gegensatz. Im realen Roman ist die Fabel das Mittel, um die Psychologie der eigenartigen Figuren zu veranschaulichen, im irrealen Roman hat die Psychologie der regulären Figuren den Zweck, uns die seltsame Fabel anzuheimeln. Jener urgiert das persönliche Interesse, dieser das sachliche; dort liegt das Auffällige im Psychologischen, und die Fabel stützt die Figur, hier ist's umgekehrt, die Figur stützt die Fabel, auffällig bleibt das Faktische.

Ein paar Beispiele aus der neueren englischen Romanlitteratur mögen dies verdeutlichen — vorerst aus dem Gebiete des realen Romans.

Man könnte da zwischen dem historischen und modernen Roman unterscheiden, doch würde man damit nicht sonderlich tief greifen. Der Unterschied besteht ja doch nur darin, dafs dem Leser der historische Stoff minder geläufig, also schwerer verständlich ist als der moderne. Das gilt äufserlich vom fabulistischen Elemente so gut wie innerlich vom psychologischen. Freilich erzeugt dieser Umstand weiterreichende Folgen für den schaffenden Dichter sowohl wie für den geniefsenden Leser, was man für

Digitized by Google

den Roman darin zusammenfassen kann, dafs der historische dem Dichter schwieriger und dem Leser leichter, der moderne dem Dichter leichter und dem Leser schwieriger wird. Im historischen Roman mufs eben der Dichter alles ausführen, um vom Leser völlig verstanden zu werden. Er darf kein Wort schuldig bleiben, nicht für die fernab liegende Fabel mit ihren fremdkulturellen Eigenheiten, nicht für die historisch-nuancierten Figuren, deren Psychologie aus den Zeitideen heraus erklärt werden mufs. So ersteht hier der Darstellung die Gefahr einer Umständlichkeit, die nicht mehr lebendig wirkt, weil der Dichter gar leicht und oft aus der Rolle des frischen, also illusionierenden Erzählers abgelenkt wird zum Erklärer seines Berichtes, weil er sich damit in ernüchternder Deutlichkeit zwischen die Geschichte und den Leser stellt und dieselbe so ihres Zaubers naiver Unmittelbarkeit wider Willen entkleidet. Hat er aber in heifser Müh solcher Gefahr geschickt obsiegt, so hat er es auch seinem Leser leicht gemacht: er hat ihm ja alles zum Verständnis geboten, er läfst ihn nur geniefsen. Anders im modernen Roman. Hier ist dem Leser das Milieu vertraut, die Psychologie verwandt, er bedarf zum Verständnis nicht der vollen Ausführung, es genügt ihm die andeutende Skizze. So übernimmt er einen Teil der Arbeit des Dichters, er vollendet für sich und in sich dessen halbfertiges Werk, er beschränkt sich nicht auf die Reception, er wird auch produktiv. Das ist mühevoll, erhält aber frisch, und daraus erklärt sich die gröfsere Eindrücklichkeit des modernen Romans gegenüber dem historischen.

Auch die Thatsache, dafs die moderne Gruppe reicher an Meisterwerken ist als die historische, läfst sich für die letztere aus dem Mangel an Intimität mit dem Stoff begreifen. Der 'Historiker' unter den Romandichtern wird beim Schaffen zu sehr von Bildung belastet und von Überlegung angekränkelt: die lehrhafte Wirkung überwuchert ihm die poetische. Zudem fehlt dem historischen Roman gar oft das innere Daseinsrecht. Er soll ja, so gut wie der moderne, ein Stück Leben stimmungsvoll, also in individueller Empfindung schildern. Ist nun das Problem in seinem geistigen Kern so wenig über das allgemein-menschliche hinaus nuanciert, dafs es ebensogut die moderne Fassung vertrüge, so hat das historische Kostüm keinen Zweck. Es wirkt maskenhaft starr bei seinem Mangel an organischer Notwendigkeit. Noch dazu ist über dem ernüchternden historischen Apparat die packende Intimität moderner Behandlung verloren gegangen.

Das scheinen die Autoren selber zu empfinden. Wenigstens legt einem ihre Stoffwahl diese Vermutung nahe. Die vorsichtigeren und erfolgreicheren unter den 'Historikern' greifen nicht gern nach den officiellen Dokumenten der grofsen Geschichte, sondern lieber nach der intimeren Memoirenlitteratur oder fingieren solche 'Quellen' — was ja im Reiche der holden Täuschung auf dasselbe herauskommt. Die Memoiren haben den Vorzug, dafs sie nicht die Sache, sondern die Person in den Brennpunkt des Interesses rücken. Mit dieser Verpersönlichung des Stoffes wird dieser bereits intimer und damit stimmungsvoller. Freilich

Digitized by Google

bietet ein Memoirenstoff noch keine Gewähr für gutes Gelingen im historischen Roman. Das zeigt beispielsweise:

An escape from the Tower by Emma Marshall (Coll. of Brit. auth. Tauchnitz edition vol. 3165).

Der Roman spielt in England zur Zeit des letzten, mifsglückten Jakobitenaufstandes unter dem schwachen 'James III.' gegen George I. Doch die politischen Ereignisse bilden nur den Hintergrund für die eigentliche Geschichte, wenn diese auch daraus hervorwächst. Sie besteht in der aufregenden Befreiung des gefangenen Schotten Lord Nithsdale aus dem Tower durch seine energisch-kluge Frau. Damit hat man eine historische Episode vor sich, der aber der Zeitton fehlt, weil die historischen Fakten als Zufallserscheinungen nicht eine kulturelle Idee, die Idee jener Zeit verkörpern können. Die Geschichte ist ja recht interessant in ihrem spannenden Verlaufe, wird recht rührend durch ihre opfermutige Heldin, aber historisch betrachtet bleibt all das äufserlich. Das hat wohl auch die Autorin gefühlt. Weil die Hauptgeschichte blofs in Adels- und Hofkreisen als Anhängsel zur politischen Haupt- und Staatsaktion der Zeit spielt und als zufällige Episode von der historischen Periode sozusagen nur das Kostüm trägt, so sucht die Autorin nach einem anderen Element, in welchem sie die Zeitideen verkörpern kann. Mit glücklicher Hand greift sie ins Leben der Londoner Kleinbürgerei. Hier im Volke finden die zeitbewegenden Ideen ihren kräftigsten Ausdruck. Auf der einen Seite — absterbend — *merry old England* der Renaissance, das die jüngeren Stuarts in einer falsch verstandenen Restauration wieder aufleben lassen wollten, auf der anderen Seite der Puritanismus der grofsen Revolution, den die Hannoveraner verspiefsbürgern. Die grofspolitischen Würfel sind schon gefallen zu Gunsten der Hannoveraner, officiell herrscht bereits der Friede im Lande, aber thatsächlich ist die eigentliche Nation, das Volk der unteren Schichten noch lange nicht beruhigt. Diese heimliche Gärung mit der Tendenz nach Ausgleichung bildet die eigentliche Signatur der Zeit, und das tritt uns auch aus dem demokratischen Teil des Romans in lebendiger Anschaulichkeit entgegen. Dabei kann sich die Autorin einen erotischen Einschlag nicht versagen. Ein wallisischer Puritaner liebt die Tochter eines jakobitischen Altlondoners und erringt sie sich zur Frau. Natürlich gewinnt hierdurch die kulturelle Staffage psychologisches Eigeninteresse und wird so unversehens zu einer selbständigen Handlung. Nach ihrem Problem hin gefafst (der Kampf des Mannes um die Frau) erhebt sie sich sogar zu einem parallelen Seitenstück zur Haupthandlung (der Kampf der Frau um den Mann). So ist aus dem einen Roman ein Doppelroman geworden, weil zur zeitlosen Episode kulturelles Detail dekorativ hinzugefügt worden ist, das sich aber zu einer Parallelgeschichte heraufgewuchert hat.

Wie unorganisch dieser Roman erwachsen ist, zeigt seine verworrene Komposition. Er gliedert sich in vier Bücher. I hat 70 Seiten und ist demokratisch: Londoner Volksleben, David findet seine Christiane. II hat

Digitized by Google

100 Seiten und ist aristokratisch: die Jakobiten werden geschlagen, der Lord wird gefangen, seine Frau reist von Schottland nach London, um ihn zu befreien. III hat 66 Seiten und ist sowohl aristokratisch wie demokratisch: Flucht der Aristokraten, Heirat der Demokraten. IV hat 19 Seiten, bildet einen überflüssigen Epilog, der 'gartenlaubenmäfsig' den geehrten Leser und die verehrte Leserin über das Weiterleben der Hauptfiguren beruhigt.

Der Roman krankt an einem 'Zuwenig', das in ein 'Zuviel' ausgeartet ist. Diese Hauptfabel ist im höheren Sinne keine historische Fabel, da sie in ihrer psychologischen Zeitlosigkeit eben kein historisches Interesse besitzt. So mufste das Historische äufserlich herzugetragen werden und hat dann als Schmarotzerpflanze den Stamm überwuchert.

Die Autorin scheint von ihren eigenen Fehlern gelernt zu haben. Wenigstens glückte ihr ein anderer Versuch im historischen Roman überraschend gut. Es ist:

In the choir of Westminster Abbey (Coll. of Brit. auth. Tauchnitz edition vol. 3286).

Wir stehen hier wieder fast immer auf Londoner Boden und beiläufig in derselben Zeit: 1684—1695. Doch die Zeit wirkt hier nur ideell, nicht materiell. Nicht ein Ereignis beherrscht den Hintergrund in stofflicher wie künstlerischer Abgeschlossenheit, sondern die ganze chaotische englische Geschichte dieser Jahre zieht in verschwommenem Dämmer an uns vorüber. Sie schimmert nur nach dem Vordergrund herüber. Trotzdem bedeutet sie mehr als historische Staffage. Sie wirkt geistig, schafft Stimmung, weil sie den Vordergrund historisch färbt, indem die grofsen Kulturideen der Zeit sich hier in der kleinbürgerlichen Gesellschaft umsetzen zu den engeren Ideen der gewöhnlichen Alltagsmenschen. So spiegelt sich das grofse Milieu im kleinen, so hängt dieses mit jenem organisch zusammen.

Im Vordergrunde steht eine einfache, geradlinige Liebesgeschichte. Die Heldin verliert die Neigung ihres Jugendgeliebten, der sich als oberflächliches Weltkind von ihr, der tiefinnerlichen, verständnislos abwendet, um einer bestrickenden Mondaine zu folgen. Langsam überwindet die Heldin den Schmerz. Ein ernster, edelsinniger Mann bietet ihr nun die wahre Liebe, und sie findet in ihm den würdigen Gatten. Dieses psychologische Problem ist in seiner einfachen Wahrheit zwar von ewiger Gültigkeit. Aber weil so allgemein-menschlich, kann es sich zu jeder Zeit abspielen. Gerade darum konnte es sich aber auch historisch nuancieren, und das geschieht hier in meisterhafter Art. Diese im Kern zeitlose Geschichte wird hier zu einem intimen Abbild der Zeit, gerade weil sie von der Zeit nicht so sehr das äufserliche Kostüm kultureller Details borgt, sondern die Stimmung der Zeit aufsaugt. Die Erklärung liegt darin, dafs die Hauptfiguren nicht Geschichte machen, sondern erleben, dies aber nicht nur äufserlich, sondern auch innerlich. Das Ganze könnte als historischer Stimmungsroman bezeichnet werden. Dem entspricht

Digitized by Google

auch die künstlerische Darstellung. Als Form ist die anspruchsloseste gewählt: das Tagebuch der Heldin. Es ist aber zugleich die psychologisch intimste Form. Alles zielt auf Unmittelbarkeit ab, gesucht wird das Ungesuchte, Simple. Chronologisch spinnen sich die Ereignisse ab ohne Hilfe einer effektsichernden Gruppierung in künstelnder Komposition. Trotzdem stellt sich unwillkürlich eine eigenartige Technik ein, die aus den geistigen Bedürfnissen des Problems erwächst und in starkem Gegensatz von der — ich möchte sagen: regulären — Romantechnik absticht. Die gewöhnliche Romanfabel geht von der Einfachheit aus und verwickelt sich zum Zweck der Spannung immer mehr und mehr. Ihre chronologischen Phasen werden also immer stoffreicher. Am Schlufs steht die entwirrende Lösung. So schreitet sie von Effekt zu Effekt. Umgekehrt hier. Verworren liegen die Verhältnisse zu Anfang. Schrittweise lösen sich die Verwickelungen zur stillen Friedlichkeit des Schlusses. Dadurch wird die Fabel von Phase zu Phase stoffärmer. Die Aktion weicht immer mehr der Reflexion. Schon äufserlich verrät dies die Technik: 12 Jahre umfafst das Tagebuch und zerfällt in drei Perioden: verirrte Jugendliebe, ernster Brautstand, glückliche Ehe = 3 + 3 + 6 Jahre = 93 + 68 + 90 Seiten, so dafs im ersten Teil durchschnittlich 31 Seiten pro Jahr entfallen, im zweiten 20, im dritten 15. Die sich verkürzende Darstellung entspricht hier der sich vermindernden äufseren Handlung. So hat sich in diesem Roman der eigenartige Stoff organisch die eigenartige Form geschaffen — ein Merkzeichen echter Kunst.

Von diesem bescheidenen Kunstwerk hebt sich ein 'eigentlicher' historischer Roman alter Schule pomphaft ab, der dadurch die Aufmerksamkeit fesselt, dafs er mit allen Kräften gegen die gewohnte Schablone vergeblich ankämpft. Es ist

The king with two faces by M. E. Coleridge (Coll. of Brit. authors. Tauchnitz edition vol. 3272, 3273).

Hier rückt die 'Haupt- und Staatsaktion' selber in den Vordergrund. Der Held ist historisch, und seine erotische Privataffaire verschlingt sich organisch mit seiner politischen Mission.

Der Roman will zeigen, wie Graf Ribling, der junge, treubegeisterte Verehrer seines Königs Gustav II. von Schweden, zum Königsmörder wird. Als verführerisch-schillernde Herrennatur spielt nämlich der König seinem Vasallen gegenüber zu rücksichtslos und überschlau das Schicksal: um sich den Rivalen des Helden zu verpflichten, raubt er diesem die Geliebte, indem er sie mit jenem vermählt. So schafft er sich in dem Getäuschten den Mörder.

Klar und effektvoll gliedert sich die Handlung nach der Einleitung in drei ansteigende Stufen. Einleitung: der königstreue Held erwählt sich seine Geliebte zur Braut. Erste Stufe: der König — von einer düsteren Prophezeiung gegen den Helden eingenommen — stürzt ihn vergeblich in Lebensgefahren. Endlich verschickt er ihn nach Paris, um dem Rivalen den Weg zur Braut zu ebnen. Zweite Stufe: der König

Digitized by Google

wird seinem Volke zum Tyrannen und verliert darüber die Achtung des bitter enttäuschten Helden. Der Rivale gewinnt durch Intriguen die Braut des Helden zur Frau. Dritte Stufe: der rückkehrende Held sieht sich um sein Lebensglück hinterlistig betrogen und reift zum Königsmörder.

Diese kompositionelle Klarheit spiegelt sich auch in den konstruktiven Verhältnissen des Romans: nach der kurzen Einleitung (80 Seiten) die sich im ansteigenden Erzählungstempo naturgemäfs verjüngenden Hauptabschnitte (I 138, II 133, III 115 Seiten). Einmal freilich ist der Autor das Opfer seiner Freude am äufserlichen Fabulieren geworden: die Pariser Episode seines Helden zur Zeit der ausbrechenden grofsen französischen Revolution verführt ihn zu einem zwar glänzenden, aber rahmensprengenden Intermezzo. 99 Seiten — im Anhang zu II — kostet den Autor dieses sein künstlerisch illegitimes Stoffinteresse. Abgesehen hiervon entspricht jedoch Komposition und Konstruktion tadellos der hergebrachten Schablone.

Aber als Stilist sucht der ambitiose Autor nach Neuerungen. Der ruhige Ton geradliniger Erzählung, der eigentliche Romanstil älterer Schule, der vom alten Epos her die aufrichtige Klarheit der Darstellung geerbt hat, ist dem Verfasser sichtlich zuwider. Er möchte gern temperamentvoller, mehr dramatisch darstellen, nicht nur anregen, sondern auch aufregen, vor allem dadurch, dafs er über seine 'romantische' Geschichte den Dämmer gruseliger Spannung breitet, seinen Leser durch beabsichtigte Unklarheiten zu nervösem Mitphantasieren aufstachelt. *Si parva licet componere magnis*, so fühlt man sich an Shaksperes Kunstmittel in Macbeth erinnert. Hier wie dort ein zwar an sich verständliches, psychologisches Problem, doch durchsetzt mit Hexenzauber oder Verschwörerspuk. Diese symbolischen Unheimlichkeiten haben natürlich nur Stimmungszweck und sind — um im Theaterjargon zu sprechen — nichts weiter als Hilfsmittelchen für die 'Galerie'. Diskret verwendet verfehlen sie ihre Bestimmung nicht, auch das 'Parterre' unterliegt ihnen. Nur ist Coleridge über die Diskretion Shaksperes leider stark hinausgegangen. Die einschlägigen Partien seines Buches wirken wie ein Schauerroman, was schade ist für das Ganze. Zwar entbehrt das Ganze der poetischen Intimität, wirkt aber bei meist gewandter Darstellung äufserlich interessant, besitzt also die guten Eigenschaften eines 'historischen' Romans mittleren Schlages. Das ist freilich nicht viel, besonders darum wenig, weil das specifisch Historische und poetisch Notwendige, die Zeitstimmung nicht zum Ausdruck gelangt. Von solchen Romanen darf man sagen: alles ist richtig, nichts ist wahr. In der guten Fabel stecken die schlechten Figuren, schlecht, weil in konventioneller Schulpsychologie erstarrt, statt lebendigen Geistes von historischer Nuance. Nur einmal nimmt der Autor einen kräftigen Anlauf als Psychologe — mit der Zeichnung des doppeltgesichtigen Königs, der überhaupt sein Herzensheld ist. Leider überspringt er sich, der Charakter wird verworren bis zur Unverständlichkeit. Der Autor outriert das seinem realen Roman wichtigere psychologische Ele-

Digitized by Google

ment. Er fühlt, womit er eigentlich wirken soll, und scheitert bezeichnender Art an Übertreibung. Der Stoff war ihm zu schwer, er hat ihn nur dekorativ bemeistert.

Haben wir bisher historische Romane daraufhin besehen, wie durch die Stoffwahl ihre Ausführung organisch beeinflufst wird, so möge nun an einem modernen Roman die Untersuchung weitergeführt werden. Um einen Vergleich mit dem früheren zu ermöglichen, mufs ein 'politischer' Roman als Beispiel dienen, damit neben den 'privaten' Motiven auch die 'publiken' vertreten seien. Hierfür eignet sich

The fight for the crown by W. E. Norris (Coll. of British authors. Tauchnitz edition vol. 3284).

Zeit: die Gegenwart. Ort: vornehmlich London nebst *'country'* und etwas Irland. Problem: wie der Held aus der Politik heraus- und in die Ehe hineinkommt. Ton: humoristisch. Stil: altmodisch.

Die Fabel ist wie das Leben, wenn nah besehen, recht verwickelt. Es ist ja die Fabel eines modernen Romans, der das zeitgenössische Leben intim schildert. Der Held, ein junger, vornehmer Engländer, verliebt sich in eine reizende Irländerin, die ihm aber späterhin ein reicher Lord wegfischt, worauf er sich eine richtige Engländerin aus ihrer unpassenden Verlobung rückholt. Dies die Grundzüge der erotischen Fabel. In engster Verschlingung steht hiermit die politische. Der Held hat keine politische Ambition, aber als Erbe an Titel und Mitteln seines 'radikalen' Onkels eine politische Mission: der gesellschaftliche Anstand verpflichtet ihn zum Radikalismus. Das wird ihm schwer. Zwar nimmt sich seiner eine politische Freundin warm an. Sie ist Feuer und Flamme für die 'gute Sache', sie sucht ihn innerlich zu bekehren vom kühl beobachtenden 'Wilden' zum aktiven Radikalen, sie bemüht sich sogar, ihm Sitz und Stimme im 'Haus' zu verschaffen. Er macht ihr aber Schande. Je tiefer er ins politische Parteigetriebe hineinschaut, desto 'wilder' wird er, wild bis zur Apathie. Und so fällt er schliefslich als unentschlossener Kandidat bei der Wahl kläglich durch. Die Rache seiner Meisterin bleibt ihm freilich erspart, denn er ist durch die Verlobung mit ihrer unpolitischen Schwester ihr Schwager geworden.

Liebe und Politik spielen so wechselseitig ineinander. Durch seine Politik verliert der Held die Irländerin, mit seiner Politik gewinnt er die Engländerin; die verschiedenartigen Fäden verspinnen sich zu einem festen Gewebe. Deutlich spiegelt sich dies in der hübschen Komposition des Romans. Er gliedert sich in vier Teile: im ersten macht der Held die Bekanntschaft mit der irischen Nora und der englischen Laura und — unter Virginias Leitung — mit der Politik; im zweiten weitern sich seine Beziehungen zu Nora — der rivalisierende Lord erscheint auf der Bildfläche, enger aber verspinnt ihn Virginia in die Politik; im dritten holt er sich bei Nora den endgültigen Korb, Laura rückt näher, das parlamentarische Mandat droht sich zu verwirklichen; im vierten endlich wird er zum unfreiwilligen Protektor seines Rivalen bei Nora, erlebt er mit

Digitized by Google

Freuden sein politisches Fiasko, gewinnt aber die rasch entlobte Laura zu seiner Frau. Spielen in I die irische und englische Handlung nebeneinander, so beginnen sie sich in II zu vermengen, worauf sie in III und IV fast untrennbar verknüpft werden. Dabei wird der Roman bei der naturgemäfs sich steigernden Verwickelung seiner Motive von Phase zu Phase handlungsreicher, die Darstellung aber mit dem wachsenden Tempo immer knapper. Dies verrät die stetige Verjüngung der vier Abschnitte: I hat 108, II 83, III 56, IV 49 Seiten.

So weit zeigt unser Roman alle guten Eigenschaften des Durchschnittstypus seiner Gattung. Was ihn aber über das Dutzend heraushebt, liegt auf stilistischem Gebiete, dankt er dem intimen Realismus der Darstellung. Die an sich möglichen Ereignisse und Figuren gewinnen für den Leser ihr lebenswahres Gepräge und hiermit ihre illusionierende Kraft doch erst durch den echten Ton der Ausführung im Detail. Wer sich nur etwas in der Londoner Gesellschaft umgesehen hat, der trifft hier auf alte Bekannte. Aber nicht nur erinnert wird man durch den Roman an das wirkliche Leben, man wird von ihm geradezu angeheimelt. Man atmet während der Lektüre Londoner Luft. Der Verfasser erreicht dies durch zwei gegensätzliche Mittel: er hält sich entweder knapp bis zur skizzenhaften Andeutung und überläfst die detaillierende Ausführung der Phantasie des Lesers, oder er klatscht das Leben veristisch in breitester Deutlichkeit ab. Für den feinen Humor der erotischen Partien greift er nach jener Manier, diese wählt er für seine politische Satire. Gerade durch solchen Wechsel erzielt er den lebendigen Eindruck. So wird er seinem vielseitigen Stoff in der entsprechenden Vielseitigkeit der stilistischen Ausdrucksmittel vollkommen gerecht. In seinem modernen Gesellschaftsbild, das die harmlose Unzulänglichkeit der Alltagsleute im Leben schildert, hat sich der Autor zwar nicht als tiefer Denker, aber als scharfer Beobachter erwiesen, er ist kein Reformator, sondern Porträtist, wobei ihn sein alles versöhnender Humor zum liebenswürdigen Menschen stempelt. Getragen vom glücklich gewählten Stoff hat er seinem Roman zu starker Wirkung verholfen.

Schon unsere paar typischen Beispiele vom realen Roman haben gezeigt, dafs es ihren Autoren nicht darauf ankommt, den Leser zu belehren, sondern zu unterhalten. Sie wollen eigenartiges Menschenschicksal fesselnd darstellen, das vielgestaltige Leben hat es ihnen angethan. Ob sich der Leser schliefslich zur Geschichte seinen moralischen oder philosophischen Reim macht, das scheint ihnen gleichgültig, wenigstens helfen sie ihm nicht dazu. Die 'Idee' des Romans existiert also hier eigentlich nur im subjektiven Eindruck des Lesers, wenn sich derselbe darüber überhaupt klar wird, und sie schwankt daher nach Erkenntniskraft und Eigenart desselben in tausendfältigen Nuancen.

Ganz anders im irrealen Roman. Der ist aus der Reflexion geboren, ihm steht die Idee an der Stirne geschrieben. Der Autor hat ja nach dem unwirklichen Vorgang gesucht, nicht um mit dessen Auffälligkeit zu überraschen — das wäre leeres Spiel —, sondern um die geistige

Digitized by Google

Wirkung desselben auf den Durchschnittsmenschen aufzuzeigen. So können die psychologischen Reflexe der absonderlichen Fabel unser eigenes Kulturleben heller beleuchten. Im gedämpften Licht des gewöhnlichen Alltagslebens zeichnen sich dem Autor die psychischen Silhouetten der Figuren zu wenig scharf ab, darum bedient er sich der grellen Beleuchtung durch eine irreale Fabel. So arbeitet er auf einen scharfen Gegensatz zwischen der singulären Fabel und den typischen Figuren hin. Der Autor des realen Romanes demonstriert seltsame Individual-Psychologie im gewöhnlichen Leben, der Autor des irrealen Romans experimentiert mit der regulären Massen-Psychologie am aufsergewöhnlichen Vorfall, jener begnügt sich damit, etwas zu schildern, dieser will etwas beweisen.

Charakteristische Beispiele liefern die irrealen Romane von H. G. Wells. Nicht nur darum, weil sie die gattungsmäfsigen Züge stark zur Schau tragen, sondern weil man die Entwickelung des Autors leicht verfolgen kann. Er beginnt litterarisch mit ganz kurzen Geschichten, knappen Skizzen, die sich wie Studienblätter zu seinen späteren Romanen ausnehmen. Sie liegen in einem Sammelbande vor:

The stolen bacillus, etc. (Coll. of British authors. Tauchnitz edition vol. 3128).

Hier lebt alles von der Absonderlichkeit, ist alles auf den Effekt berechnet. Der Autor spielt mit dem Leser. Dabei geht er entweder von einem phantastischen Vorfall aus und zeichnet dessen Wirkung auf gewöhnliche Menschen, oder er versetzt eine phantastische Figur in gewöhnliche Vorgänge. So hat er immer zweierlei Elemente in innigster Verbindung, ein reales und ein irreales, und er gewinnt sich vom realen die Glaubwürdigkeit für das irreale. Doch damit hat er sich für die Illusionierung des Lesers nicht genug gethan. Seine irrealen Figuren oder Vorfälle wurzeln insofern im realen, als sie nur phantastische Steigerungen des realen darstellen sollen. Dadurch wird Wells zum Vertreter eines mystischen Naturalismus und so zum Kind seiner Zeit. Oberflächlich betrachtet erscheint er wie ein Fortsetzer von Jules Verne. Doch dieser liegt nicht umsonst der Zeit nach um eine Generation zurück. Er entstammt der rein naturalistischen Periode unseres Jahrhunderts. Er wollte seiner Zeit voraneilen, wollte die Macht der angewandten Realwissenschaften für das kommende Geschlecht phantasievoll vorweg schildern. Aber er hat — wie das immer ist — doch nur aus seiner Zeit für seine Zeit schreiben können. Er trieb nur ein Spiel des Geistes in seiner Zeit, die dem klar forschenden Verstand den höchsten Altar errichtet hatte. Inzwischen haben sich die Menschen verändert, die Naturwissenschafter von anno sind heute Mystiker geworden. Freilich haben sie ihr ererbtes Wissen von der Natur nicht vergessen, aber sie haben es in den Dienst ihres neuerwachten Mysticismus gestellt. Litterarischen Ausdruck leiht diesem Wandel der Geister unser Wells. In seinen kleinen Geschichtchen zeigt er erst die Anläufe. Voll entfaltet sich seine Individualität in seinen Romanen; zuerst in

Digitized by Google

The war of the worlds (Coll. of British authors. Tauchnitz edition vol. 3274).

Die Marsbewohner überfallen unseren Planeten. Eingeschlossen in riesigen cylindrischen Geschossen geraten sie südlich von London zur Erde. Sie werden feindlich empfangen und so zu Feindseligkeiten gezwungen. Nachdem sie dank ihres technischen Genies rasch und leicht alle Machtmittel der modernen Menschheit überwunden haben, rücken sie gegen London. Der Schreck zerreifst alle Bande der Organisation. Wilde Flucht nach dem Norden. Die Metropole der Welt wird zur leeren, halbzerstörten Totenstadt. Doch auch die Herrschaft der Martianer endigt. Sie fallen einem ewigen und gerechten Naturgesetze zum Opfer. Trotz ihrer grandiosen Psyche können sie den Rest ihrer Physis der Erde nicht anpassen, sie sterben. Sie haben sich ja nicht, wie die Menschen, die Erde durch die harte Arbeit von tausend Generationen langsam erobert. Die Menschen aber kehren zurück in ihr altes London, demütig und arbeitsfreudiger denn zuvor.

Der Roman ist phantastisch und ethisch zu gleicher Zeit, in seiner Wildheit wahr. Sein Problem zeigt tragische Züge. Die moderne Menschheit in ihrer übermütigen Kultursicherheit findet ihren strafenden Meister im fremden Eroberer. Doch diesem ist nur ein episodischer Erfolg gegönnt. Denn im innersten Kern ist die Menschheit gut, weil sie sich durch ehrliche Arbeit ihren irdischen Vorrang langsam und darum sicher errungen hat.

Es fragt sich nun, wie der Autor seinen Vorwurf künstlerisch löst.

Er teilt seinen Roman in zwei Hälften: 'The Coming of the Martians' und 'The Earth under the Martians'. Dort wilder Kampf der Massen, hier Totenruhe — nur der 'Held', ein gelehrter Biologe, dann ein Kurat und ein gewöhnlicher Soldat irren als drei Typen moderner Kultur verloren herum zwischen den Trümmern dieser Kultur. So lösen sich das *débâcle* und die Jeremiade in scharfem Gegensatz ab. Den aufregenden Geschehnissen folgen die anregenden Ideen. Im fabulistischen ersten Teil ist die wuchtig vorschreitende Handlung künstlerisch auf Spannung angelegt. In die idyllische Ruhe zu Beginn fällt bald die erste Erregung, die immer weitere Kreise zieht, sich zu tiefgehender Furcht, endlich zu allgemeinem Schrecken steigert, dem zuletzt ganz London verfällt — London, das, wie bei Zola Paris, als die Universalstadt moderner Kultur in königlicher Souveränität geschildert wird. Dazu der packende Kontrast in der Schilderung: unsere Welt wird bis ins winzigste Detail mit realistischer Treue klar und darum überzeugend dargestellt, die Martier hingegen bleiben in geheimnisvollem Dunkel, das die Phantasie des Lesers um so mehr aufstachelt. Mit grofsem Geschick wird dabei die gleichzeitige Vielheit der Ereignisse verschiedener Schauplätze doch noch wirkungsvoll zusammengefafst in der Einheit des Helden, der abwechselnd Erlebtes und Erhörtes direkt erzählt. Im reflektierenden zweiten Teil umfängt uns zuerst unheimliche Ruhe: das jüngst noch so rege Kulturland, in dem eben der wilde Kampf getobt hat, zeigt die berückende Starrheit völliger Ver-

Digitized by Google

wüstung. Dann kommt der Gelehrte mit dem Kuraten. Dieser erliegt den Schauern des furchtbaren Wandels. Es tritt der Artillerist auf. Als Mann der That ist er kühlrechnender Opportunist. Resigniert will er sich nach dem Zusammenbruch der Menschheit unter das Joch der Martianer äufserlich beugen, um mit wahrscheinlicherem Erfolg seiner Zeit gegen sie kämpfen zu können. Den Gelehrten aber drängt sein Forschungstrieb weiter. Er erreicht das tote London, zugleich aber auch die sterbenden Martianer. Dann wird er Zeuge des neuen Lebens. Er findet seine Frau, sein Heim wieder. In der Idylle endigt die Tragödie. Nicht nur reich an Gedanken ist das geistvolle Werk, sondern, weil es ein Kunstwerk ist, auch reich an Stimmungen.

Hat der Autor in seinem *'War of the Worlds'* hauptsächlich Massenbilder gezeichnet, so beschränkt er sich quantitativ in seinem nächsten Roman, in

The invisible man (Collection of British authors. Tauchnitz edition vol. 3282).

Die Fabel des Romans berichtet die Schicksale eines jungen Engländers, dem es im Verfolge seiner naturwissenschaftlichen Studien gelungen ist, seinen Körper unsichtbar zu machen. Er wird dadurch zum *outsider* der Menschheit und verliert gar bald sein junges Leben. Diese Fabel dient nun dem Autor hauptsächlich zur Darlegung seiner Idee, dafs der Einzelmensch psychisch verfällt, wenn er aufserhalb der Lebensbedingungen der Masse steht. Der alte Satz vom *ζῶον πολιτικόν* wird also hier an einem krassen Negationsfall neu erhärtet, indem die Richtigkeit des obersten Kulturgesetzes von der notwendigen Unterordnung des einzelnen unter das Ganze ins helle Licht einer absonderlichen Geschichte gerückt wird.

Mit der klaren Herausstellung der Idee hat sich der Dichter des irrealen Romans als Philosoph Genüge geleistet. Es fragt sich nun nach dem Künstler. Hier zeigt sich wieder die Macht des Stoffes, enger gesprochen: des fabulistischen Grundmotivs. Dieses erschöpft sich in der Formel: der sehende Unsichtbare inmitten der hilflos schauenden Sichtbaren. Dieses Motiv ist in seinem Kern komisch. Die Idee des Romans ist aber tragisch. Wie überwindet der Dichter diesen Widerspruch? Durch einen genial-einfachen Griff in der Komposition. Er erzählt nicht chronologisch, sondern ordnet die drei organischen Phasen seiner Fabel I + II + III wie II + I + III.

Nach der natürlichen Abfolge ergäbe sich folgende Geschichte:

I = Einleitung: Der Held, ein armer Student, macht auf Grund chemischer Experimente seinen Körper unsichtbar, versündigt sich im Verlauf seiner Arbeit an seiner Familie, an der Gesellschaft, wird zum Flüchtling aus der Gemeinschaft der Menschen, entgeht nur knapp dem Verderben. Denn blofs sein Körper ist unsichtbar geworden, nicht aber die Kleidung, die er trägt, nicht die Nahrung, die er zu sich nimmt, bevor sie sich seiner Physis assimiliert hat. So irrt er nackt und hungernd

Digitized by Google

in London, bis es ihm gelingt, vermummt nach Sussex ins kleine Nest Iping zu entkommen, wo er im bescheidenen Gasthof seine Studien unerkannt fortsetzen will. Dieser erste Abschnitt ist zwar grotesk, aber im wesentlichen ernst und philosophisch gehalten.

II = Verwickelung: Die Ereignisse in Iping, die unheimliche Wirkung des sonderlichen Fremden auf seine banale Umgebung mit all den drastischen Zwischenfällen, die solch einer komischen Situation entspriefsen, bis zur Flucht aus Iping, als es dem Helden unmöglich geworden, sein Geheimnis aufrecht zu erhalten, bis zur Rast im Nachbarnest, wo er auf einen Studienfreund stöfst, dem er sich vertraut. Dieser zweite Abschnitt ist nicht minder grotesk, aber vorwiegend komisch, denn der Dichter läfst die denkbar schärfsten Gegensätze unmittelbar aufeinander prallen: den absonderlichsten Helden mit den philiströsesten Kleinstädtern.

III = Lösung: Der Freund will den Helden als gemeingefährlich festnehmen. Doch dieser entkommt. Nun beginnt die Hetzjagd auf den Flüchtigen, dem die Verzweiflung die wildesten Instinkte entfesselt. Kampf auf Tod und Leben. Zuletzt erliegt der Held, der aufserhalb der Menschheit zur blindwütenden Bestie geworden. Auch das ist grotesk, aber tragisch.

Der Autor ordnet nach II + I + III. Warum? Der Gründe giebt es mehrere, und sie sind von zweierlei Art: entweder verstandesmäfsig, und sie entspringen der bewufsten Kompositionsthätigkeit des reflektierenden Litteraten, oder gefühlsartig, und solche drängen sich ingeniös-unbewufst dem naiv schaffenden Künstler auf. Natürlich haben diese den zeitlichen Vorrang vor jenen, sie geben den ersten Anstofs beim poetischen Formen. Unser Dichter hat in unserem Falle sein fabulistisches Grundmotiv komischer Art. Nur in II kann sich dies rein komisch ausleben, darum setzt er mit II ein, dem er I rückschauend folgen läfst.

Die naiv gefundene, weil stilistisch empfundene Formel II + I + III bringt dem Autor aber noch eine Reihe von weiteren künstlerischen Vorteilen. Einmal sichert er sich so eine starke Spannung: erst in der Mitte (I) kommt die Aufklärung für den rätselhaften Anfang (II). Dann verbindet sich ihm am Anfang (II) die spannende Anlage und der komische Einschlag zu glücklicher Wirkung. Ferner erreicht er für die drei Hauptteile eine effektvolle Abwechselung in ihrem künstlerischen Eindruck auf den Leser: zwischen die aufregende Handlung des ersten (II) und letzten (III) Teiles schiebt sich das ruhigere Mittelglied (I), denn hier wird die Handlung nicht unmittelbar, also packend geschildert, sondern vom Helden erzählt, was die Temperatur der Darstellung sinken läfst, und hier wird vor allem die Aktion von Reflexionen reichlich umrankt. So erholt sich der Leser von den Sensationen, die im ersten Abschnitt auf ihn einstürmen, im Mittelglied für die noch stärkeren Sensationen des Schlufsteils. Endlich stellt sich mit der Ordnung II + I + III für den Leser eine organisch ansteigende Stimmungsfolge ein, indem er von der heiteren Phase zur ernsten, von dieser dann zur erschütternden geleitet wird. In dieser Art ist es also dem Autor gelungen, das in seinem Wesen

Digitized by Google

tragische Problem mit der ihrer Natur nach komischen Fabel künstlerisch zu versöhnen. Er hat dem Geist gegeben, was des Geistes, dem Stoff, was des Stoffes ist. Die Aufgabe war schwierig, wurde aber spielend gelöst, weil in sicherer Anempfindung an die künstlerischen Elemente der Darstellung.

Leicht hat sich Wells seine Arbeit gemacht in

The time machine (Collection of British authors. Tauchnitz edition vol. 3324).

Hier entwirft der Verfasser ein Bild der künftigen Menschheit. Wir stehen im Jahre des Heils 802 701, im *sunset of mankind.* Es giebt nur zwei Klassen von Menschen, die geniefsenden Eloi, und die sind lieb, aber dumm geworden, und die arbeitenden Morlocks, und die sind schlau, aber schlecht geworden. Ja noch mehr: der sociale Klassenunterschied hat sich zu einer physischen Rassenspaltung erweitert. Oben auf der reinen Erde im hellen Sonnenlichte führen die Eloi ihre vegetative Traumexistenz: sie leben von Kräutern und spielen mit Blumen (welch letzteres man den Vegetariern von 1899 noch nicht ausschliefslich nachsagen kann). Unten aber in den düsteren Schachten der aufgewühlten Erde (wie unsere Dienstboten im Souterrain) hausen die Morlocks, betriebsam und blutgierig. Nur des Nachts steigen die lichtentwöhnten, schwachsichtigen Bestien herauf und holen sich unbeschützte Eloi zum Frafs. So hat die heutige Arbeitsteilung zu Verblödung und Kannibalismus geführt. Das klingt kindisch im kahlen Auszug, und den philosophierenden Autor darf man auslachen. Dazu kommt man aber erst hinterdrein. Während der Lektüre vermag der Verfasser den Leser in den Bann seiner fascinierenden Darstellung zu schlagen, so grofs ist die Kraft seiner bizarren Schilderei. Die bleibt hier aber auch sein einziges Verdienst.

Der fabulistische Tric des Romans ist einfach genug, zu einfach für meinen Geschmack. Der Held hat sich eine Maschine konstruiert, eine Art Reitrad, auf dem er in der Zeit vor- oder rückwärts zu radeln vermag, was er eines Abends nach Tisch seinen gemütlich aufhorchenden Freunden so umständlich auseinandersetzt, dafs sie es nicht verstehen. Darum brauch ich mich wohl auch nicht zu schämen mit dem Geständnis, dafs ich es gleichfalls nicht verstanden habe. Er lädt die Herren für die nächste Woche zum dinner, wobei er ihnen über seine erste grofse Fahrt nach vorwärts Bericht erstatten will. Wie gesagt, so gethan. Zur vereinbarten Zeit kehrt er mit nur geringer Verspätung erschöpft zurück und erzählt. Unser Zukunftsroman bedient sich also der uralten Form der Rahmenerzählung.

Im Rahmen steht nun eine Geschichte, die eigentlich keine Geschichte ist, denn es geschieht hier nichts, weder auf fabulistischem, noch auf psychologischem Gebiet. Dem Helden ergeht es wie dem modernen Durchschnittsreisenden von Mitteleuropa: er sieht alles Mögliche, macht sich darüber auch seine Gedanken, aber es sind nur buntwechselnde Bilder ohne Zusammenhang, und er kommt über das blofse Schauen zu keinem inneren

Digitized by Google

Erlebnis. Eine Geschichte entsteht aber erst aus dem Ineinanderspielen von Fabel und Figur, wächst sich zu einer organisch entwickelten Einheit aus, verkörpert ein geistiges Problem, gliedert sich zu künstlerischer Wirkung. Hier aber haben wir nur das Nebeneinander einer atomistischen Reihe episodischer Erscheinungen und eines nur intellektuell lebenden Helden. Was er sieht, ist sehr interessant, was er denkt, ist sehr geistvoll, aber er bleibt blofser Beobachter, was den Leser nur zur Neugierde anreizen kann, nicht aber zu warmherziger Teilnahme hinzureifsen vermag. Was der Verfasser hier auftischt, ist interessante Pseudowissenschaft, nicht aber ergreifende Poesie.

Daran ändert nichts die blendende Schilderung der Einzelheiten — wie ja gute Reime und schönes Versmafs noch lange nicht ein Gedicht ausmachen, auch nicht eine eingestreute, wirklich poetische Episode. Der Held hat nämlich ein herziges Abenteuer mit der kleinen Weena, einer süfsen Eloi, der er das Leben rettet und die dann für ihn ihr Leben an die grausen Morlocks verliert, ein Beweis, dafs Ben Akiba wenigstens für Herzensangelegenheiten auch noch im Jahre 802701 recht behält.

Der Verfasser begnügt sich nun nicht mit der Schilderung des *sunset of mankind.* Er parallelisirt das am Schluss mit dem *sunset of nature.* Nachdem der Held sein Rad wiedergefunden, rast er wider Willen weiter vorwärts. Die Morlocks haben es ihm nämlich neugierig versteckt und verdorben, so dafs es nur vorwärts läuft. Erst im Jahre 30000000, das zu erreichen dem Helden freilich nur kurze physische Zeit kostet, bringt er seine Maschine zum Stoppen. Er steht vor der absterbenden Natur. Grausen erfafst ihn auf seinem Rade vor den entsetzlichen Bildern, die selbst den Leser in seinem gegenwartssicheren Fauteuil gruseln machen. Zum Glück kehrt der Held um und landet sich und uns bald in seinem trauten Londoner Heim. Sein Bericht wird nur halbgläubig aufgenommen, trotzdem er Weenas Blumen aus der Tasche zieht (trotz des unseren Autor so treffend charakterisierenden Kernwortes, das er selber einer Figur in den Mund legt: *the story was so fantastic and incredible, the telling so credible and sober*). Erbittert über den Zweifel, beschliefst der Held eine zweite Tour. Diesmal nach rückwärts. Er reitet ab, doch 'Rad und Reiter sah man niemals wieder'.

Dieser irreale Roman trägt deutlich die Spuren des Verfalls der Gattung an sich. Er ist nicht schwach, aber schlecht und — wenn das Wort erlaubt ist: organisch schlecht. Er krankt an Hypertrophie seiner Eigenart. Das Specifische des irrealen Romans liegt in der Fabel. An diesem einen Elemente ist nun der Autor gewissermafsen hängen geblieben und hat darüber die Ausbildung des anderen, des psychologischen, vernachlässigt. Aber auch die Arbeit selber hat darunter gelitten. Das Detail hat das Ensemble erstickt, statt organischer Textur erscheint nur ein buntzerstücktes Vielerlei.

Dieser mifslungene Versuch im irrealen Roman von Wells stellt sich als lehrreiches Seitenstück zum früher besprochenen Mifserfolg von Coleridge im realen Roman. Beide scheitern an einseitiger Übertreibung des

Digitized by Google

verführerischen Elementes der Gattung. Im realen Roman ist es das Psychologische, im irrealen das Fabulistische. Coleridge charakterisiert seine Hauptfigur, den Schwedenkönig, zu verwickelt, Wells gestaltet seine Fabel von der irdischen Decadence zu phantastisch; jener findet für seine Figur keine Erklärung in der Fabel, dieser für seine Fabel keine Intimirung in der Figur. Zwei Elemente, innig gesellt, bilden des Leben, bauen die Welt — des Romans: Fabel und Figur. Je nach der Art des Romans mag die eine die andere an Wirkung überwiegen, doch nur aus dem harmonischen Dualismus beider erwächst die geistbezwingende und herzerwärmende Dichtung.

Wien. Rudolf Fischer.

The duenna of a genius by M. E. Francis (Tauchnitz collection vol. 3368).

Das Genie ist eine junge Geigerin halb ungarischen, halb französischen Ursprungs, die sich aufser durch ihre musikalische Begabung besonders durch eine staunenswerte Inkonsequenz in allem, was nicht die Musik betrifft, und durch eine äufserst geringe Fähigkeit auszeichnet, für andere zu fühlen und auf sie Rücksicht zu nehmen. Darunter hat natürlich die Duenna zu leiden. Sie ist die wenige Jahre ältere Schwester der Geigerin und hat in selbstloser Aufopferung ihr ganzes Leben dem einen Ziele geweiht, dem Genie eine Stellung in der Musikwelt zu verschaffen. In London, wo sie dies versucht, obwohl sie fast keinen Menschen dort kennt, führt der Zufall sie mit Sir John Croft zusammen, einem feingebildeten, reichen Junggesellen, der sich erst für die Geigerin interessiert, dann die ältere Schwester lieb gewinnt und ihnen in der taktvollsten Weise den Weg zu ebnen sucht. Doch erweist sich die Aufgabe, selbst ein so grofses Genie, wie Valerie Kostolitz es ohne Zweifel ist, ohne ungeheuren Geldaufwand in die Londoner Musikwelt einzuführen, als zu schwierig; der Wohlthäter kann nicht verhindern, dafs er als solcher erkannt wird, und mufs zu seinem Schmerze erfahren, dafs die Duenna ihm ihre Hand versagt um der Schwester willen. Beides macht die Trennung unvermeidlich. Doch ist sie nur vorübergehend. Auf etwas wunderbaren Wegen führt Francis die Geigerin einem geistesverwandten Klaviervirtuosen zu, der ihr aufser einer sorgenfreien Zukunft mit einem Schlage auch die so lange ersehnte öffentliche Anerkennung erringt. So kann Sir John die Duenna heimführen. Die Hauptcharaktere sind gut durchgeführt, der grofse Klavierspieler ist schattenhaft gelassen, vielleicht mit Absicht. Interessant ist die für einen englischen Autor scharfe Beurteilung des Londoner Musiklebens. R. T.

An idler in old France by Tighe Hopkins (Tauchnitz collection vol. 3375).

Der Verfasser will gerade diejenigen Seiten der Kultur Alt-Frankreichs schildern, die in den historischen Romanen nicht berührt zu werden pflegen. So bespricht er in angenehmem Plauderton die Unsauberkeit

Digitized by Google

des alten Paris, die Eigentümlichkeiten der Toilette, die Wahl der Speisen und Getränke, das Benehmen bei Tisch, das Leben im Wirtshaus, die Predigt, Handwerk und Ärztestand, Jagd und Schriftwesen, und zwar werden diese Zweige des Kulturlebens in ihrer Entwickelung vom Mittelalter bis in das vorige Jahrhundert verfolgt. Nur die drei letzten Kapitel: das Bagno, die Comédie Française in der Revolution und das Leben Gavarnis, verweilen ausschliefslich in der neueren Zeit. Obwohl Chroniken, Urkunden, Anstands- und Receptbücher, Memoiren und viele ältere Autoren, wie Rabelais, Lesage und Montaigne, oder neuere, wie Franklin (la vie d'autrefois) und Jullien (la chasse), benutzt sind, machen die kurzen Darstellungen auf wissenschaftliche Exaktheit keinen Anspruch. Als Ergänzung zur Lektüre historischer Romane wird das Buch aber manchem willkommen sein. R. T.

The white lady of Khaminavatka by Richard Henry Savage (Tauchnitz collection vols. 3363 and 3364).

Der Roman spielt in den Steppen Südrufslands. Die beiden angesehensten Familien des Landes, die durch Erbfehde und Rivalität entzweit sind, vereinigen sich in der Liebe des Hauptes der einen, Serge Dumont, zu der schönen Feindestochter Magda Radovich. Diese wird ihrer verbrecherischen Familie entrissen und heimlich dem Geliebten vermählt. Die Entdeckung des Raubes droht die Dumonts zu vernichten, doch treten mächtige Freunde beim Zaren für das Paar ein, und die nun offene Vermählung zieht die Versöhnung der Familien nach sich. Gerade die Hauptpersonen sind nicht sehr scharf gezeichnet, und nach Magdas heimlicher Flucht aus dem Elternhause verlieren die beiden Liebenden noch mehr von ihrer Individualität. Besser sind die Nebenpersonen gelungen: die Courtisane Vera, deren Künste nur einmal, an Serge Dumont, scheitern und schliefslich noch Magdas hochgesinnten Bruder fangen, der verkommene Arcady Radovich, der in seiner trunkenen Wut von seinen Verwandten nach Bedarf gegen den Erbfeind gehetzt und dann wieder im Stiche gelassen wird, Magdas Mutter, deren offenes ehebrecherisches Treiben schliefslich selbst den Nachsichtigsten zu stark wird, ihr Gatte Alexander und der alte General Radovich, die den untergrabenen Wohlstand der Familie durch grofsartige Unterschlagungen wiederherzustellen suchen, und über all dem Elend Serge Dumonts hilfreicher Freund Youresief, der doch mit der Intrigantin Vera rechnen mufs. Aber auch diese alle sind mehr russische Typen als individuelle Charaktere, und das gleiche gilt in der niederen Region von dem treuen und beschränkten Verwalter, der aufopfernden Xenia, dem gutmütig banausischen Dorfpriester und dem Trunkenbold Anton. Was jedoch dem Roman an psychologischer Feinheit fehlt, wird reichlich aufgewogen durch die interessante Schilderung russischer Zustände und vor allem durch die prachtvolle Naturbeschreibung, die uns nicht nur die verrufenen öden Steppen, lieb gewinnen läfst, sondern auch einen stimmungsvollen Hintergrund zu den bewegten Ereignissen der Erzählung giebt. R. T.

Digitized by Google

Robert de la Sizeranne, Die zeitgenössische englische Malerei. Aus dem Französischen übersetzt von Else Fürst. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1899. M. 10.

Die Namen solcher Maler-Poeten wie Dante Gabriel Rossetti, Bell Scott, William Morris oder die blofse Existenz von Büchern wie G. S. Layard's Tennyson and his Pre-Raphaelite illustrators (London 1894) werden auch dem oberflächlichsten Beobachter moderner englischer Kultur das enge Zusammengehen von Malerei und Dichtkunst im Viktorianischen Zeitalter aufdrängen müssen. Um so mehr hat der Neuphilologe Ursache, dieser hervorragenden Äufserung des englischen Geisteslebens im 19. Jahrhundert einige Beachtung zu schenken, wenigstens derjenige, welcher in dem abgehetzten Schlagwort 'Realien' mehr als die Kenntnis englischer Biersorten und Boxerregeln sieht. Unter der sich mehrenden Zahl von Werken [1] über die englische Malerei des 19. Jahrhunderts dürfte vielleicht keines sich zur ersten Einführung für Laien so sehr eignen wie die glänzend geschriebene, klare und lichtvolle Darstellung Robert de la Sizerannes, welche sowohl im französischen Original wie in deutscher und englischer Übersetzung sich rasch viele Freunde erworben hat.

Wie kein anderer war gerade Sizeranne befähigt und vorbereitet, die zeitgenössische englische Malerei verständnisvoll zu würdigen. Hatte er doch jahrelang, um die Lehren des von ihm vergötterten Schönheitsapostels ganz sich zu eigen zu machen, den Spuren Ruskins treulich nachwandelnd, alle Plätze aufgesucht, über die dieser geschrieben, und dort sich so lange in Anschauen vertieft, Skizzen gezeichnet und wieder gezeichnet, bis er das empfand, was sein Meister dort empfunden hatte, dem er in einem trefflichen Buche *'Ruskin et la rêligion de la beauté'* (auch in englischer Übersetzung, 1899) ein schönes Denkmal pietätvoller Verehrung gesetzt hat. Wem es gelungen, so tief in die Lehren des ästhetischen Wortführers der neuen englischen Kunst einzudringen, der

[1] A. G. Temple, The Art of Painting in the Queen's Reign, 1897; Cosmo Monkhouse, British Contemporary Artists, 1899; P. H. Bate, The English Pre-Raphaelite Painters, 1899; Pre-Raphaelite Diaries and Letters, ed. by W. M. Rossetti, 1899; W. M. Rossetti, Ruskin : Rossetti : Pre-Raphaelitism (Letters and Papers), 1898; Letters of D. G. Rossetti to Will. Allingham (1854—1870), ed. by Birbeck Hill, 1899; H. C. Marillier, D. G. Rossetti, 1899 (105 s.); F. M. Hueffer, Ford Madox Brown, 1896; Malcom Bell, Sir Edward Burne-Jones, 1892, 4. Aufl. 1898 (inhaltlich mäfsig, doch sehr viele gute Abbildungen, dafür sehr billig: 7 s. 6 d.); M. H. Spielmann, Millais and his Works, Edinburgh 1898; A. L. Baldry, Sir J. E. Millais, London 1899; The Life and Letters of Sir J. E. Millais, by his Son, 1899; E. Rhys, Frederick Lord Leighton, 1896; A. Vallance, William Morris, his Art, his Writings, and his Public Life, 1897; J. W. Mackail, The Life of W. Morris, 1899; A. L. Baldry, Albert Moore, his Life and Works, 1896. — Hier sei auch darauf hingewiesen, dafs von dem zur Einführung sehr geeigneten Werke 'John Ruskin, his Life and Teaching, by Marshall Mather, London, Frederick Warne & Co. 6. Aug. 1898' der Verleger soeben (1900) eine trefflich ausgestattete Volksausgabe hat erscheinen lassen, die 184 grofsgedruckte Seiten nebst Porträt für nur 1 s. net. darbietet.

Digitized by Google

verdient gehört zu werden, wo er lobt, doppelt aber, wo er tadelt. Und mancher Leser wird etwas enttäuscht das Buch aus der Hand legen, wenn er nach den reichen Lobsprüchen, die eine von genauester Kenntnis und liebevollem Verständnis getragene Begeisterung spendet, schliefslich das endgültige Urteil vernimmt: 'Die englischen Maler sind grofse Versucher; bewundern wir sie, aber folgen wir ihnen nicht.'

Gleich der erste Teil entwirft uns ein klares und anziehendes Bild von den Anfängen und der Kampfzeit der Pre-Raphaelitic brotherhood, die, im Jahre 1848 von Hunt, Rossetti und Millais mit einigen unbedeutenden Anfängern gegründet, nach anfänglichem allgemeinem Widerspruche wesentlich infolge Ruskins eifriger Parteinahme sich schnell zur Anerkennung durchrang und etwa um das Jahr 1857 die Schlacht für geschlagen ansehen durfte. Besonders beachtenswert erscheinen mir dabei die Auseinandersetzungen über das eigentliche Wesen des Präraphaelitismus, welches Sizeranne n i c h t in den, verschiedentlich auch mit der Feder dargelegten, beschränkten, realistischen Theorien seiner Vertreter sieht, die nur eine Anleitung zur Ausbildung junger Maler hätten sein wollen, aber von keinem der Präraphaeliten selbst befolgt worden seien. Das sie Verbindende liege vielmehr in der gemeinsamen Auflehnung gegen die akademische Kunst vor 1850 und der im Gegensatz zu dieser erstrebten Originalität der Gebärden und Lebhaftigkeit der Farben.

In einem zweiten Abschnitte erhalten wir dann trefflich gelungene Einzelbilder der neun grofsen Meister, nämlich von George F. Watts dem mystischen Moralphilosophen, Holman Hunt dem glaubensseligen Christen, Sir Frederick Leighton dem vielgewandten Akademiker, Sir John Everett Millais dem Apostaten des Präraphaelismus und genre-malenden Liebling des Publikums, Alma Tadema dem intimen Schilderer altrömischen Kleinlebens, Hubert Herkomer dem bayerischen Individual-Porträtisten und Sir Edward Burne-Jones dem keltischen Sagenträumer. Ob in diesen Bildern einzelne Linien vielleicht verzeichnet sind, entzieht sich meinem Urteile. Jedenfalls aber sind sie mit so sicheren, klaren, kräftigen Umrifslinien, mit so geschickter Verteilung von Licht und Schatten und mit so nachdrücklicher Betonung des Wesentlichen und Charakteristischen gezeichnet, dafs sie in unserer Erinnerung eine fast plastische Vorstellung zurücklassen. Unterstützt werden diese Wortschilderungen durch 49 gut gelungene Bildertafeln.

Ein Schlufsabschnitt fafst endlich die allen gemeinsamen charakteristischen Merkmale der zeitgenössischen englischen Kunst zusammen, die nicht lärmende Massenscenen, sondern einsame schweigende Seelendramen schildere, die durch eine eigenartige, oft manierierte, aber stets vornehme, leise und edle Gebärdensprache und brillant-leuchtende, aber oft schreiende und unvermittelt nebeneinander gesetzte Farben dargestellt seien. Die überall hervortretende Schönheit der Linienführung und Mäfsigung des Ausdrucks sei dem Einflufs jener im Herzen Londons aufgestellten *Elgin marbles* zuzuschreiben, was mir doch etwas übertrieben erscheinen will. Das Bestreben der Engländer, eine moralisch-doktrinäre und zugleich

Digitized by Google

national-englische Malerei zu schaffen, verurteilt Sizeranne als ein eigentlich aufserhalb der Kunst liegendes Ziel.

Der uns vorliegenden deutschen Übersetzung haften viele Härten und Schiefheiten an, die aber den Eindruck des Ganzen nicht wesentlich beeinträchtigen.

Möge das schöne Buch auch in Philologenkreisen recht viele Leser finden und mit dazu beitragen, unter ihnen jenes allseitige Studium der englischen Gesamtkultur in allen ihren Äufserungen zu fördern, zu dem die Universität höchstens anzuregen vermag, das aber auf unabsehbare Zeit aus äufseren Gründen unmöglich zum besonderen Unterrichtsgegenstande erhoben werden kann, nicht weil die Hochschullehrer es nicht wollten oder kein Verständnis dafür hätten oder solche Kenntnisse gering anschlügen, sondern weil sie — ein Gesichtspunkt, den ich in Vietors Rede 'Wissenschaft und Praxis' schmerzlich vermifst habe — als echte *professores* d. h. 'Bekenner' vor jeglicher Art von Dilettanten-Stümperei zurückschrecken.

Würzburg. Max Förster.

E. A. Vizetelly, With Zola in England. Tauchnitz collection vol. 3372.

Vizetelly, der englische Übersetzer von Zolas Romanen und zugleich sein Begleiter durch London, schildert in journalistisch gewandter Weise, was der Pariser Realist während seines unfreiwilligen Aufenthalts an der Themse that und beobachtete. Unglücklicherweise veranlafst er uns schon durch eine Bemerkung in der Vorrede, das englische Exil Zolas mit dem Voltaires zu vergleichen: wie dieser für Calas, habe jener für Dreyfus gelitten. Aber während Voltaire ein tiefes Studium der englischen Litteratur, Theaterverhältnisse und Schriftsteller betrieb, so dafs seine Reise der Anstofs zu einem mächtigen Einflufs Englands — namentlich Shakespeares! — auf den Kontinent wurde, hielt sich der französische Impressionist der Gegenwart von allen bedeutenderen Autoren fern, las nicht einmal englische Zeitungen, sammelte mit professionsmäfsigem Fleifse Material für seinen Roman 'Fecondité' und stellte Beobachtungen des englischen Lebens an, deren Oberflächlichkeit frappiert. Nach seiner Ansicht opfert England überall die Schönheit der Nützlichkeit (S. 78); das eigene kleine Haus gewährt *no privacy* (88); die Mädchen trinken gerne Wein, die Herren Whiskey (116); Liebespaare küssen sich (117); englische Nachthemden sind unanständig kurz (118); die englischen Köche hat der Teufel erfunden (177); das grofsgeschriebene *'I'* ist *'the triumph of egotism'* (195) — hätten das die ältesten englischen Buchdrucker geahnt, die das nur der Deutlichkeit halber bevorzugte *I*-Zeichen der Handschriften mit charakteristischer Treue festhielten, so hätten sie wohl eine minder anstöfsige Type gewählt; englische Frauen und Mädchen verlieren auf der Strafse auffallend viele Haarnadeln (221): dies der Höhepunkt von Zolas Beobachtungsschärfe. Wie weit der heutige Realist hinter der Interessen-

Digitized by Google

und Gedankenfülle eines Voltaire zurückbleibt, hier kann man es messen und greifen. Von Menschen lernte er einige Verleger kennen, zwei Familien, an die er empfohlen war, und im übrigen *less than a score of persons* (252). Von Büchern machte ihm die Abhandlung eines Geistlichen über *Neo-Malthusianism* einen gewissen Eindruck, weil sie sich mit 'Fecondité' berührte. Die Engländer selbst hielten den lebhaft gestikulierenden Franzosen mit seinem grofsen weifsen Cylinder und den vielen Juwelen für einen Tingeltangel-Direktor auf Geschäftsreisen. Imposant wirkt nichts als Zolas Fleifs. Sein Roman ist ihm alles. Die neue Umgebung ist ihm nicht eine Anregung, sondern eine Störung. Höchstens wenn er von den schlechten Praktiken, die er in 'Fecondité' bekämpft, auch in England hört, geht sein Auge etwas auf. O grofser Voltaire!

Berlin. A. Brandl.

Lehrgang der englischen Sprache von H. Plate, in zeitgemäfser Neubearbeitung. I. Grundlegender Teil. 75., der Neubearbeitung 10. Auflage, revidiert von Prof. Dr. G. Tanger. Leipzig-Dresden-Berlin, L. Ehlermann, 1899. M. 1,80, geb. M. 2,40.

Schon aus der hohen Zahl schnell aufeinander folgender Auflagen ist ersichtlich, dafs Plates englischer Lehrgang bisher gute Dienste geleistet haben mufs. So hat sich denn Tanger, dessen sachkundigem und bewährtem Geschick wir die vorliegende revidierte Neuauflage verdanken, darauf beschränken können, unter möglichster Schonung des Alten nur diejenigen Mängel zu beseitigen, welche dem Werke in manchen Einzelheiten (Ausdruck, Wort- und Phrasenschatz, Regelfassung) noch anhafteten. Neu hinzugekommen ist ein englisch-deutsches alphabetisches Wörterverzeichnis.

Als besondere Vorzüge des Buches erscheinen mir die überaus sorgfältig durchgeführte (wenn auch vielleicht etwas komplizierte) Aussprachebezeichnung, die geschickte Anordnung der als 'Erste Abteilung' vorangestellten 'Leseschule' und die weise Beschränkung in der Auswahl des Lese- und Lernstoffes. Die als 'Erste Einleitung in die Sprache' dienenden Abschnitte sind meist der Anschauung entnommen und eignen sich trefflich zu anregenden, nicht zu schweren Sprechübungen (z. B. School, The Family, The House, The Garden, Animals, The Human Body, Food, Beverages, Things used at Table, The Town, The Country u. a.). Die Regeln der 'Elementar-Grammatik' sind übersichtlich und leichtfafslich dargestellt. Auch die im 'Lesebuch' enthaltenen prosaischen und poetischen Stücke sind zur Lektüre für Anfänger wohl geeignet. Das in den früheren Auflagen enthaltene Stück 30 über Macbeth ist durch zwei andere, besseres Englisch bietende Stücke (Nr. 30 und 31) ersetzt worden; darum hätten die Hinweise auf dieses alte Stück 30, welche sich auf S. 237 Z. 20, S. 238 Z. 1 v. u., S. 240 Z. 2 v. u. in der Neuauflage noch finden, ebenfalls fortbleiben müssen.

Digitized by Google

Für eine ohne Zweifel bald nötig werdende neue Auflage werden die folgenden kleineren Versehen und Druckfehler zu berichtigen sein.

Im Widerspruch zu der S. 176 richtig angegebenen Regel über die grofsen Anfangsbuchstaben finden sich die Wörter *Christian, Jew* fast stets klein geschrieben, z. B. S. 244, 15; 261, 29; 250, 12; 81, 24; 82 Satz 1. — Auch gegen die S. 177 angegebenen Interpunktionsregeln kommen zuweilen Verstöfse vor, z. B. gegen II A (kein Komma vor einschränkenden Relativsätzen, vor *when*, *if* = ob): S. 42, 23; S. 45 Z. 3 v. u.; S. 103, 6; S. 135 Satz 21, 24, 25; S. 148 Satz 13; gegen II B (Komma vor *and* bei Aufzählungen): S. 6 Z. 8, 10, 11 v. u. — S. 211 findet sich 1780 statt 1779 als Geburtsjahr des Thomas Moore. — Zu streichen ist das parenthetische *my* in dem Satze 11 auf S. 90 [Nun mufs ich bei dem Schneider vorgehen (?), um mir (*my*) Mafs zu (*for*) einem Rocke nehmen zu lassen] als nicht vereinbar mit der am Fufs der Seite angeführten Wendung: Sich Mafs nehmen lassen *to be measured*. — Als undeutsch habe ich empfunden S. 124 Satz 12: Er hatte viel gereist; S. 90 Satz 11: Ich liebe nicht Samtkragen, und S. 35 Z. 1: Ich liebe nicht Schwarzbrot. — S. 264, 3 und S. 167 Z. 1 v. u. ist *to bow to* nicht durch 'sich begrüfsen vor', sondern mit 'sich verneigen vor, begrüfsen' zu übersetzen.

An Druckfehlern sind zu berichtigen: *toplay* S. 28 Z. 3 v. u.; *has be written* S. 31, 14; *brougt* S. 49, 22; *servere* S. 66, 25; *in* statt *is* S. 93 Z. 16 v. u.; *20 shilling* S. 83, 2; *tronger* S. 149 Z. 6 v. u.; *the Gods* S. 176 Z. 9 v. u.; *a* (statt *at*) *length* S. 187, 4; *new world* (statt *New World*) S. 198, 18. — Besonders zahlreich sind leider die Druckfehler im Wörterverzeichnis. Hier lesen wir: *unelike* S. 231, 24; *to rendler* S. 231, 41; *anybody* irgend jener, *to appreciate* schützen S. 241; *to call for* S. 243 ist ebenso wie *happiness* S. 248 ohne deutsche Übersetzung geblieben; *to crowd* sich scheren, *to depart* abreifsen, *to devote to* sich widmen (statt widmen) S. 245; *flash of lighning* S. 247; *to haste* eilig, *hasty* hastig, eilen S. 248; *house* Hause, *in order to* um (statt um zu) S. 249; *Norman* Normane S. 252; *to promise* versprochen S. 254; *to trust* verbauen, *usually* nützlich, *to wage* wetten, *to wait for* merken auf S. 258; die Alten *ancients*, aufragen *to excite*, ausnehmen *to extend*, ausstreiten *to stretch out*, Bank *beuch* S. 260; bewahren *to inhabit*, sich decken *to imagine* S. 261; Halstuch *necker-chief* S. 264; Johann *Joan* (!), Juwel *juwel*, Kapital *chapter*, Künstler *Artist* S. 265; gelesen *situated*, Möbeln *furniture*, Mamma *Mamma* S. 266; ein Paar *a pair (off)* S. 267; Soldat *soldier* (*di* = *ds*) S. 268; Übung *practive*, überlassen *abondon* S. 269; *adventageous* S. 270; aufs höchste verwundert *to be* (?) *lost in astonishment*, verlassen auf *to depend upon* S. 270; *chosen* fehlt S. 271 Z. 2 v. u.; *between* ist zu trennen *be-tween*, nicht *bet-ween* S. 271; 'woher' heifst nicht *where* (S. 271). — Unverständlich ist mir: zuerst *first*, *afterwards* S. 271; oft *often* (oder *ofn*) S. 267; gegen *against* (oder *ai* = *ĕ*). — Zu Irrtümern veranlassen könnte die Angabe: *must* müssen S. 252; *anecdote* wird S. 219 mit 'Unfall' statt 'Anekdote, Geschichtchen', *to betray* S. 242 mit 'betrügen' statt 'verraten' übersetzt.

Digitized by Google

Endlich seien mit Bezug auf das Wörterverzeichnis noch zwei Punkte hervorgehoben. Einmal sind bei synonymen Wörtern oft grundverschiedene Begriffe ohne Unterschiedsangabe nebeneinander gestellt, was den Schüler zu Mifsgriffen verleiten kann, z. B. füttern *to feed, to line* S. 263; während *during*, während *while* S. 270; gemein *common, private* (das letztgenannte Wort, welches doch gewöhnlich gerade das Gegenteil von *common* bedeutet, ist wohl mit Rücksicht auf die Verbindung *'a private soldier'* hier angeführt worden). — Sodann könnte es den Schüler irreführen, dafs bei der Übersetzung deutscher Eigenschaftsbegriffe bald die Form des Adjektivs, bald die des Adverbs gewählt ist. So lesen wir im Wörterverzeichnis: deutlich *distinct* S. 262; undeutlich *indistinctly* S. 269; tapfer *brave* S. 269; emsig *busily* S. 262; streng *severe* S. 269; tief *deeply* S. 269; gewöhnlich *generally, common* (!) S. 264.

Berlin. Albert Herrmann.

M. Walter, Direktor der Musterschule zu Frankfurt a. M., Englisch nach dem Frankfurter Reformplan. Lehrgang während der ersten 2½ Unterrichtsjahre (II, 2 — I, 2) unter Beifügung zahlreicher Schülerarbeiten. Marburg, Elwert, 1900. IV, 189 S. 8. M. 3,50, geb. M. 4.

Kein Lehrer der neueren Sprachen sollte dies ungemein anregende Buch ungelesen lassen. Ein genialer Lehrer bietet uns hier die Früchte seiner ernsten ehrlichen Arbeit, aus der Anhänger und Gegner seiner Methode vieles lernen können.

Der Grundgedanke ist der Nachweis, wie ohne Übersetzen auf anderen Wegen mehr geleistet, mehr sprachliches Material eingeprägt und beherrscht werden kann. Nur ein Meister der Sprache, der sich frei in ihr bewegt, wie Walter, kann freilich solche Leistungen erzielen. Aber wir sind ja alle solche Meister oder stehen im Begriff es zu werden, und deshalb müssen wir auch alle dasselbe oder ähnliches leisten können, wenn wir unter ähnlichen günstigen Umständen arbeiten wie er.

Er beginnt in Untersekunda mit wöchentlich sechs Stunden und nur dreiundzwanzig Schülern und fährt dann in Obersekunda mit vier Stunden und nur elf Schülern fort: dies darf wohl als eine Arbeit unter sehr günstigen Umständen bezeichnet werden. Ich will damit Walters Resultate nicht herabsetzen; von ihrer Trefflichkeit kann sich jeder selbst überzeugen, da mehr als ein Drittel des Buches, ca. 70 Seiten, abgedruckte Schülerarbeiten enthält. Mit allen Fehlern sind sie abgedruckt, so dafs wir den Eindruck völliger Ehrlichkeit erhalten. Es stehen gute fehlerfreie und fast fehlerfreie neben mangelhaften Arbeiten, so dafs wir selbst uns ein Urteil bilden können, und dies Urteil kann nur ein günstiges sein: Walters Schüler verstehen schon im ersten Unterrichtsjahre sich englisch frei auszudrücken, und in dem von ihnen gelernten Wortschatz sind sie heimisch geworden; denn sie haben 'von Anfang an die Sprache sprechen und nicht konstruieren gelernt' (S. 88). Verfehlte Arbeiten hat

Digitized by Google

Walter keineswegs unterdrückt, und dies erhöht den Wert der guten Leistungen. Sie mufsten so gut ausfallen bei der angewendeten Methode, und sie werden alle diejenigen nicht als etwas Aufserordentliches überraschen, die seit Jahren in derselben Weise verfahren.

Ich verweile zunächst bei diesen 'Proben von Schülerarbeiten'. Sie beginnen in Untersekunda mit 'Vergleichen zwischen Laut und Schrift', 'Untersuchung der Vokallaute' in einem Diktat. Dann folgen: 'Beantwortung von Fragen', 'Inhaltsangaben', 'freie Niederschrift in Anlehnung an Lesestoff, der vom Lehrer ergänzt worden ist', 'freie Bearbeitung (zehn Minuten zum Durchlesen des Stücks, fünfzehn Minuten zur Niederschrift)', grammatische Übungen, Konjugationsübungen, Fragen nach den einzelnen Satzteilen, Beschreibung von Bildern, Wiedererzählen einer Anekdote, Briefe, z. B. über eine Rheinreise, eine Fufsballpartie etc., stets im Anschlufs an das Lehrbuch, Hausknechts English Student, das Walter nicht genug rühmen kann, wie ich es selbst bei seinem Erscheinen schon warm empfohlen habe. Beim weiteren Vorschreiten schreiben die Schüler Dialoge nieder 'mit Benutzung des Lehrbuchs' — warum nicht ohne? der Wert der Arbeit würde dadurch bedeutend erhöht werden. Auch den Gouinschen Seriengedanken hat sich Walter angeeignet, mit Recht, glaube ich, als den einzigen fruchtbaren aus der viel überschätzten und zum Teil sehr übertriebenen und sonderbaren Methode. 'In Anlehnung an Gouin' läfst er behandeln 'Rowing in the Palmengarten', 'A walk to the Forsthaus' u. s. f. Als besonderer Prüfstein gilt am Ende des ersten Jahres, dafs die Schüler fähig sind, kleine aus dem Deutschen bekannte Erzählungen, wie die vom Hufeisen oder vom Fuchs und den Trauben, sowie einen Aufsatz über den Krieg 1866 ohne vorherige Besprechung in der fremden Sprache niederzuschreiben. So kindlich und mager wie diese Arbeiten ausfallen mufsten, wenn man nach einjährigem Unterricht nicht Unbilliges, Unmögliches verlangen will, so liefern sie doch eine Leistung, deren ein nach der alten konstruktiven Methode ausgebildeter Schüler keineswegs fähig ist: sie zeigen eine — nach früheren Begriffen — erstaunliche Ausdrucksfähigkeit und Wortbeherrschung bei annähernd völliger grammatischer Korrektheit.

In Obersekunda steigert sich die Schwierigkeit in folgender Weise: Eine mündlich gegebene Erzählung wird sofort nachher niedergeschrieben, Dialoge werden von den Schülern frei erfunden, unbekannte Stoffe werden diktiert, gegebene Ausdrücke variiert, von eingeborenen Engländern in der Stunde mit den Schülern Besprochenes wird sofort niedergeschrieben, eine Erzählung von zwei Seiten (Komposition XIV bei Hausknecht) wird in 25 Minuten durchgenommen und in 25 bis 40 Minuten dann niedergeschrieben — eine äufserst befriedigend ausgeführte, hervorragende Leistung —, deutsch erzählte Stücke werden englisch frei bearbeitet, endlich werden auch Stoffe aus anderen Lehrgegenständen ohne englische Hilfe behandelt. Wenn Walter diese letztere Übung gerade mit Recht als besonderen Prüfstein (S. 89) bezeichnet, so darf man doch gerade diese Arbeiten, für welche der sprachliche Ausdruck nur zum Teil vor-

Digitized by Google

ausgesetzt werden kann, nicht mit demselben Mafsstabe wie die übrigen messen; sie stehen wesentlich hinter den früheren Arbeiten zurück, was ein billiger Beurteiler nur natürlich finden wird. Wer wollte verlangen, dafs ein Schüler nach zwei Jahren über jeden beliebigen Gegenstand sich auszudrücken verstehen sollte? Um so anerkennenswerter ist die Ehrlichkeit Walters, die uns solche weniger gelungenen Proben nicht verschweigt.

Anerkennenswert sind die Zeitangaben der Arbeitsdauer bei vielen einzelnen Arbeiten, noch lieber hätten wir sie bei allen gesehen. Auch die näheren Angaben über die Art, wie die Arbeiten zustande gekommen sind, sind sehr schätzenswert; nur einmal hätte ich dabei Genaueres zu wissen gewünscht (S. 81). Häusliche Arbeiten, deren einige abgedruckt wurden, dürften jedoch wohl wegbleiben.

Nachdem wir die Arbeiten der Schüler besprochen, sehen wir uns nun die ihres Meisters an. Nach einigen allgemeinen Worten über die Verlegung des Englischen nach Untersekunda (I), und nachdem er in 'II. Lautliche Schulung' konstatiert hat, dafs er früher bei ausschliefslicher Anwendung der Lautschrift bessere Aussprache-Resultate erzielt zu haben glaubt, spricht Walter im III. Kapitel ausführlich über 'Sprechübungen'.

Mit wachsendem Interesse verfolgen wir die Lebendigkeit dieser Übungen, die von einer aufserordentlichen Erfindungskraft des Lehrers Zeugnis ablegen. Hier kann leider nur das Wichtigste kurz erwähnt werden in der Hoffnung, dafs dadurch die Lust zur Lektüre des Buches selbst geweckt wird. Das Grundprincip der Walterschen Sprechübungen ist: Verbindung des Sprechens und Handelns. Der Lehrer fordert den Schüler auf z. B. *Pick up the sponge,* und der Schüler führt die Handlung aus, indem er sagt: *I pick up the sponge.* Späterhin begleiten Mitschüler die Handlung mit: *He picks up the sponge.* Auch Kameraden fordern sich gegenseitig zu solchen Handlungen auf, auch die Handlungen des Lehrers *'I am entering the room'* werden vom Schüler wiederholt: *You are entering the room* u. s. w. Dieses Grundprincip fortwährender Nötigung zum Sprechen wird nach und nach (im Anschlufs an die hierfür vorzüglich geeigneten Dialoge des Hausknechtschen Lehrbuchs) auf Hunderte von Handlungen übertragen, jede Minute wird ausgenutzt, alle Schüler müssen mithelfen, und so läfst es sich leicht einsehen, wie unendlich viel mehr Sprachstoff auf diese Art bewältigt und befestigt wird. Die grofse Zahl der hierfür von Walter gegebenen Beispiele wird den Fachgenossen das Verfahren noch deutlicher machen, als es hier geschehen kann.

Mit diesen Sprechübungen verbindet Walter Konjugations- und andere grammatische Übungen, die von vornherein zeigen, dafs hier die Grammatik nicht vernachlässigt wird, wenn sie auch in anderer Weise, als früher üblich, vor uns erscheint. Es wird z. B. aufgegeben, die Handlung in verschiedenen Zeiten darzustellen, es werden z. B. Sätze mit Präpositionen gesucht, und rasch ergeben sich solche in zahlloser Menge; für *to look* allein sind bereits Verbindungen mit zwölf verschiedenen Prä-

Digitized by Google

positionen dem Schüler bekannt. Die Steigerung wird mit raschem oder langsamerem Gehen im Schulzimmer verbunden, die Gröfse mehrerer Schüler wird verglichen. Unregelmäfsige Zeitwörter werden von einem Schüler genannt, der andere mufs einen Satz dazu liefern; in derselben Weise werden alle Vokabeln repetiert. Erscheinungen wie *some* und *any* werden mit Sätzen belegt. Über das Schulzimmer, über Bilder, über Karten von London, Grofsbritannien wird gesprochen. Jedes Erlebnis der Schüler wird in den Kreis der Besprechung gezogen. Die Schüler erhalten z. B. die Aufgabe, das Baden zu besprechen, wobei Anfangs- und Schlufshandlung festgesetzt werden: Aufbruch von Hause und Rückkehr vom Bade. Endlich halten die Schüler untereinander Zwiegespräche, machen Inhaltsangaben der gelesenen Stücke und auch solcher, die sie nur deutsch kennen. Jedenfalls mufs schon aus dieser kurzen Übersicht klar werden, wie lebensvoll der Waltersche Unterricht ist, wie viel inhalt- und stoffreicher als früher, wie so sehr viel mehr auf diese Art geleistet werden mufs.

Das folgende IV. Kapitel 'Lesen' dringt auf 'sinngemäfses, lautreines, scharf artikuliertes, schönes Lesen', bei dem die Fehler mit der Lauttafel festgestellt werden, auf reichliches Vorlesen des Lehrers, erste Einübung bei geschlossenem Buch u. dgl. mehr und stellt als Ziel hin, dafs 'bei leichtem, durchsichtigem Stoff schliefslich einmaliges Vortragen genügen mufs, um den Schüler zur Wiedergabe zu befähigen' — was mit dem 'schliefslich' gemeint ist, ist nicht klar: ich denke am Ende des zweiten Jahres spätestens.

Das Schreiben (V. Kapitel) dürfen wir hier kurz behandeln, da wir über die hier angeschlossenen Schülerarbeiten bereits gesprochen haben; doch sei bemerkt, dafs Walter sein Verfahren bis ins kleinste, fast zu genau, beschreibt. Er verwendet besonders reichlich die Wandtafeln, deren er drei zugleich im Klassenzimmer hat. Diese läfst er auch alle gleichzeitig von Schülern vollschreiben, während die Klasse anderes wiederholt und erst nach Vollendung des Schreibens zur Korrektur ihre Aufmerksamkeit auf das Geschriebene richtet. Allen Übungen liegt das Princip zu Grunde, englischen Sprachstoff nachahmend wiederzugeben, um hierdurch auch das charakteristische englische Gepräge zu erreichen, was durch Übersetzungen kaum zu erreichen ist. Der Erfolg so intensiver Arbeit ist, dafs 'der fremde Sprachstoff auch von schwächeren Schülern annähernd so schnell wie deutscher Sprachstoff niedergeschrieben wird.'

VI. Kapitel. Wortschatz. Alle Wörter sind in einem Zusammenhang gelernt mit möglichstem Ausschlufs der Muttersprache. Die nötigen Associationen werden nicht in der Muttersprache, sondern eben in dem lebendigen Zusammenhang gefunden. Dabei ist wichtig die stete Frage: 'Wo ist das neue Wort vorgekommen?' und 'Welche neuen Ausdrücke haben wir gelernt?' Walter leitet seine Schüler an, Ausdrücke durch andere zu ersetzen und so Verwandtes zu Verwandtem zu gesellen; er lehrt sie, den Sprachstoff nach bestimmten Gesichtspunkten sachlich zu ordnen und auch etymologische Zusammenstellungen mit den sprachverwandten

Digitized by Google

lateinischen, französischen und deutschen Wörtern zu verfertigen. Die von diesen Gesichtspunkten ausgehenden Schülerarbeiten, die zum Teil abgedruckt sind, erläutern das Verfahren vortrefflich und geben einen hohen Begriff von der allseitigen Art des Unterrichts und von dem hohen Grade des Erreichten. Allen Respekt vor den höchst reichhaltigen Zusammenstellungen der Schüler über Kriegswesen zu Land und zur See (S. 107 bis 110) und vor der nicht minder reichhaltigen Liste der 71 synonymischen Paragraphen mit Beispielen (S. 111 bis 117)! Daran kann sich jeder Fachgenosse ein Muster nehmen!

In dem VII. Kapitel Grammatik ist das induktive Verfahren durch vier Seiten grammatischer Untersuchungen und Vergleichungen von seiten der Schüler illustriert. Für diejenigen, welche Hausknecht nicht zur Hand haben, wäre es besser gewesen, statt der Paragraphen die Themata anzugeben.

Stets wird der Schüler zum Selbstfinden, zur Selbstthätigkeit angeregt, und Walter kommt zu dem Schlufs, dafs diese Art der Selbsterschliefsung der Sprache 'eine weit gröfsere Anregung und geistige Schulung' bietet als das fortwährende Übersetzen. Er verwirft dieses Übersetzen nicht völlig, er übt es gelegentlich zur Probe, aber er hält auch den Grund, dafs es zum Nachweis der grammatischen Kenntnisse notwendig sei, für hinfällig.

In einer 'Schlufsbetrachtung' entwirft Walter seine weiteren Pläne für die obersten Klassen — wir hoffen, dafs er uns am Schlusse seiner Arbeit auch wieder seine Resultate mitteilen wird —, er spricht von der Abschaffung der Übersetzung als Zielleistung, von der Verminderung der Stundenzahl für den Lehrer, von der Ausbildung der Lehrer u. dgl. m. — Ein Anhang bringt Berichte über Unterrichtsstunden, die er erteilt hat, von Miss Brebner, F. Ware, A. Cliffe; ferner Arbeitsproben und deutsche Aufsätze von Schülern der Palmgrenska Samskolan in Stockholm, die den Wert freier Schreibübungen in der fremden Sprache bezeugen.

Berlin. W. Mangold.

M. Walter, Englisch in der Untersekunda nach dem Frankfurter Reformplan. Programm der Musterschule zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Limpert, 1898. 52 S. 8.

Ist ein früher erschienener Abdruck des ersten Teiles des vorstehend recensierten Buches.

Berlin. W. Mangold.

Die fremdsprachlichen Erzählungen in 'Kürschners Bücherschatz'.

Professor Josef Kürschner, der unternehmendste litterarisch-publicistische Organisator Deutschlands, hat seinen erheblichen Verdiensten um Erweckung und Verbreitung von Interesse an schöner Litteratur durch

Digitized by Google

die, vor ein paar Jahren begründete Sammlung ,Kürschners Bücherschatz' ein neues hinzugefügt. Die circa 150 Bändchen à 20 Pfennige (Berlin, Eisenach, Leipzig: Hermann Hillgers Verlag), die bisher [Sommer 1899] erschienen sind, rechtfertigen das verheifsungsvolle Programm durchaus aufs glücklichste, und weil es auch von vornherein für die hier anzuzeigenden neusprachlichen Nummern einen Mafsstab der Kontrolle liefert, heben wir daraus einige Sätze hervor. Der 'Bücherschatz' will eine wahrhaft gute, zunächst Unterhaltungslitteratur allerweitesten Kreisen zugänglich machen, so billig, dafs der Preis auch dem Ärmsten kein Hindernis ist, von so gediegener Ausstattung, dafs sie auch dem vornehmen Hause nicht zur Unzierde gereicht. Ausschliefslich zeitgenössische Werke, ohne Rücksicht auf Richtung und Tendenz, finden Aufnahme. Dies und das wöchentliche Erscheinen sichern dem 'Bücherschatz' eine Vielseitigkeit, die auch ein starkes und verwöhntes Lesebedürfnis zu befriedigen vermag. Auch die Absicht des Ausschlusses älterer Arbeiten trägt dazu bei, die Freude an anerkannt guter Litteratur auf Erscheinungen zu übertragen, die schon durch den Ursprung aus der Gegenwart regen Anteil auf sich lenken, somit dem modernen Schriftsteller neue Bahnen zu eröffnen.

Wenn nun die den zierlich gekleideten und sauber broschierten Heften eingedruckten Illustrationen einen anmutigen Eindruck verleihen, so gewinnen jene für den Leser, der auch in sachlicher Hinsicht interessiert ist, noch besonderen Wert durch die beigefügten Porträts, Autogramme und Biographien der Verfasser. Die letzteren sind fast sämtlich Selbstschilderungen, meistens in der Muttersprache und in den Schriftzügen der Betreffenden wiedergegeben. Auch dies erhöht natürlich die ernstere Nutzbarkeit für Studienzwecke. Jeder neusprachliche Fachmann sollte durch die ausnahmelos sehr flüssigen Übersetzungen, die der Sammlung einverleibt sind und in den von mir daraufhin kollationierten Bändchen auch den Urtext analog und den Intentionen getreu wiedergeben, für ganz weniges Geld seine Bibliothek bereichern. Tüchtige Erzähler, deren Namen wir bisher eben nur vom Hörensagen oder nach Urteilen zweiter Hand kannten, treten mit charakteristischen und prägnanten Erzeugnissen in unseren Gesichtskreis, diejenigen Autoren aber, die wir schon von Augenschein kennen, erfahren mannigfache Erweiterung ihres litterarischen Bildes. Im übrigen ist es erfreulicherweise Kürschner gelungen, eine Anzahl schweigsamer Leute der Feder, die sich sonst für authentische Selbstbespiegelung nicht anzapfen lassen, zum Reden zu bringen; aber auch wo derartige autobiographische Skizzen unzugänglich waren, wie eben bei einigen Ausländern, ersetzt er sie durch möglichst entsprechende Skizzen nach den verläfslichsten Quellen. Alles in allem: unsere renommierten deutschen Sammlungen vermischter Litteraturwerke belletristischen Schlags bekommen hier ein imponierendes Seitenstück, das, nicht zuletzt in seinen fremdsprachlichen Gliedern, die Konkurrenz aufzunehmen leicht in der Lage ist. In seinem hübschen Äufsern (das nicht zum Binden zwingt) und den berührten Beigaben hat 'Kürschners Bücherschatz' schon auf

Digitized by Google

den ersten Blick einen bestechenden Vorzug, und was die geleistete Arbeit anbelangt — der Sachkundige weifs über die auffallend geringe Zahl gelungener Übersetzungen von fremdsprachlichen Litteraturerscheinungen der Gegenwart Bescheid nnd wird von der vollendeten Ausführung im Kürschnerschen Unternehmen freudig überrascht sein. Die Freunde heutiger Prosa-Epik von jenseits der Grenzen kennen ja Professor Kürschners geschickte Hand in der Auswahl der deutschem Geschmacke genehmen Werke und diesen beherrschender Übersetzer von seiner erfolgreichen Zeitschrift 'Aus allen Zungen' her.

1. Französische.

Wir beginnen mit einem Autor, der nicht nur im Getriebe des modernen Frankreich mitten drin steht, sondern auch, vielseitig und dabei gründlich wie wenige seiner Landsleute, zu uns Deutschen sympathisch engere Beziehungen angeknüpft hat: Jules Lermina. Im September 1895, als die 1878 von ihm ins Leben gerufene 'Association littéraire et artistique internationale' unter grofsartigster Beteiligung in Dresden tagte, habe ich ihn, den ständigen Sekretär dieser segensreichen völkerversöhnenden Genossenschaft, nach der Verstandes- wie der Gemütsseite bewundert. Die Liebenswürdigkeit und die Bescheidenheit seines Wesens leuchten aus der kurzen Zuschrift hervor, die er den zwei concisen Romanen 'A. V.' und 'Ein falscher Zeuge' in unserer Sammlung Nr. 35, einem ergreifenden und einem packend kriminalistischen, vorausschickt. Von litterarischen Notizen ist der Schlufs davon wichtig: *je travaille depuis dix ans à une traduction de Shakespeare, dont la publication commencera prochainement.* — Zwar seit acht Jahren tot, aber doch vom Wirbel bis zur Zehe in der Gegenwart wurzelnd — Fortuné de Boisgobey (1822—1891) mit dem Pariser aktuellen Romane 'Der Fall Matapan' (Nr. 30). Dieser zeigt zwar keinen Niederschlag seiner weitläufigen Touren als Weltbummler, mit deren litterarischen Ausmünzung er das Publikum eroberte, dafür aber eine intime Kenntnis des Pflasters des Seinebabels, auf dem seine jugendliche Vergnügungssucht das Vatererbe durchgebracht hatte, dazu spannende Führung und klare Exposition der Handlung, in elegantem Stile. Ins Deutsche, auch ins Englische und Spanische wurde Boisgobey übersetzt. — Marie von Scheve macht uns mit Albert Robida's (geb. 1848) 'La vie électrique' (Nr. 128) bekannt; sie hat 'Das elektrische Jahrhundert' absichtlich freier ins Deutsche herübergenommen, etwas eigenmächtig, scheint mir, wenn sie z. B. den Passus über das Impfen ausmerzte, 'in der Annahme, dafs die Menschheit vor einem so kolossalen Rückschritt hoffentlich bewahrt bleiben wird. Und die deutschen Leser werden wohl damit einverstanden sein'. Ganz abgesehen von diesem tendenziösen Einschnitte in das vom Dichter beigezogene Material hat der deutsche Leser ein Recht, dies unverkürzt, um keinen dem Urheber nötig dünkenden Zug verringert, zu erhalten. Und zumal bei einem so farbigen Zukunftsbilde wie dieser Kundgabe der Phantasie des pinselkundigen Künstlers: wo wir uns Anno 1985 befinden, nehmen

Digitized by Google

wir fast jede kecke Extravaganz gläubig mit in Kauf. Übrigens: 'was ich nicht weifs, macht mir nicht heifs'; man kann diese kleine Auslassung und andere bearbeitende Änderungen der M. v. Scheve unbeanstandet lassen, da sie unter der Flagge 'einzig gesetzlich berechtigt' segeln, Robida also doch den jetzigen Zustand seines Geisteskindes kennen wird. — Der von der *Académie* als Lyriker (1877) wie als Romancier (1878) gekrönte, vor zwei Jahren von ihr zum Mitgliede erwählte André Theuriet ist ein Liebling der französischen Leser, bei uns längst kein Neuling. Natur- und Menschenpsychologie feiern in dem Romane 'Raymonde' (Nr. 122) einen Triumph, sich gattend mit der Kunst zarter Schilderung und Einfachheit. Noël Heurtevent, der alte Professor, wächst uns rasch ans Herz, und schon wegen dieser centralen Figur würden wir das bekannte alte, doch ewig neue Thema gern durchkosten. — Der Meister dieser stimmungs- und empfindungsvollen Gattung, die Theuriet mit Vorliebe kultiviert, ist bekanntlich der viel zu früh verblichene Alphonse Daudet. Er ist hier mit der köstlichen Geschichte 'Le petit chose; histoire d'un enfant' (Nr. 59) vertreten, die eine unvergängliche Lektüre von Jung und Alt, für Schule[1] und Haus, bei Gelehrten und Lesefreunden bleiben wird. Über Autor und Buch brauchen wir ja keine Silbe zu verlieren. Der Übersetzer, zugleich Verfasser der bevorwortenden Skizze, Wilhelm (Lilien)thal, erfreut seit Jahren, auch in Journalen, durch verständnisvolle Verdeutschungen zeitgenössischer französischer Erzählungen und Novelletten. Leider ging der Wunsch seines Schlufssatzes, dafs Daudet 'hoffentlich noch viele Jahre kraftvollen Wirkens beschieden sind', nicht in Erfüllung: wenige Monde nach dem Beginne der Drucklegung segnete er das Zeitliche. — Desgleichen Wilh. Thal stellt Emile Zolas, des viel verketzerten, arg geschmähte 'Therese Raquin' (Nr. 81) vor. Die Reproduktion liest sich nicht nur glatt, sie versucht auch mit geübter Übersetzerfeder die Finessen, die Verhaue und Pfefferkörner des Zolaschen Stils beizubehalten. Thal erinnert uns an die Worte vor der zweiten Auflage des Originals: *j'ai voulu étudier des tempéraments et non des caractères* und plaidiert dafür, vorurteilslos diesem grandiosen 'Epos des Gewissensbisses' — einer modernen Parallele des Macbeth-Dramas — mit Jan ten Brink ('Emile Zola und seine Werke') als Endeindruck vollkommene Harmonie mit dem Sittengesetze zuzubilligen. Guy de Maupassants, Zolas originalsten Schülers, kongeniale Charakteristik von 1883 schickt Thal voraus.[2] — Ein würdiger Kumpan dieser Koryphäen jüngst-

---

[1] Ich benutze die Gelegenheit, um die Schulmänner auf die ausgezeichnete Ausgabe des Urtextes von Prof. Dr. C. Th. Lion (3. verbesserte Auflage, Dresden, G. Kühtmann, 1898, Nr. 51 von dessen gefälliger 'Bibliothèque française') hinzuweisen: mit den bei diesem Herausgeber gewohnten gründlichen Anmerkungen, Questionnaire und Wörterbuch ist 'Der kleine Dingsda' eine doppelt empfehlenswerte Lektüre.

[2] Ich möchte hier auf meine Äusserungen über Zolas Kunststil und -kritik 1895 im 'Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Litt.' Bd. XCIV, S. 115, anläfslich des Referats über Th. Engwer 'Zola als Kunstkritiker' verweisen.

Digitized by Google

französischer Belletristik ist Pierre Loti, dessen eigentümliche Dichtergestalt wiederum Wilhelm Thal einführt. Seine Meisterleistung 'Die Islandfischer' (Nr. 53), 1887 erschienen — der Held, seit der litterarischen Verewigung durch Loti gegen diesen erbost, ist im Frühsommer 1899 nun wirklich im Meere ertrunken — lebt und webt ganz in seiner Domäne, dem exotischen Seemilieu. Thal hat auch das biographische Konterfei schreiben müssen; denn recte Julien Viands (sein bürgerlicher Name) Antwort auf Kürschners Bitte um ein Selbstporträt lautet wortwörtlich: *Monsieur, D'une façon générale, j'ai horreur des biographies. Et j'ai déjà tant parlé de moi dans mes livres! ... Permettez que je n'en dise pas davantage sur ce sujet qui ne m'intéresse plus. Bien cordialement, Pierre Loti.*

2. Engländer und Anglo-Amerikaner.

Der beliebte Romanschriftsteller Thomas Cobb (1854 in London geboren), hier durch 'Gesühnte Schuld' (Nr. 72) vertreten, ist in Deutschland nicht nach Gebühr bekannt. Seit ungefähr 12 Jahren wurde eine stattliche Anzahl gröfserer und kleiner Erzählungen dieses verdorbenen Kaufmanns beifällig begrüfst, nach der günstigen Aufnahme seines Debüts, der spannenden Novelle 'Lucy Carter', der die Romane 'Browme's plot', 'For value received', 'On trust' zunächst folgten. 'Gesühnte Schuld' bietet uns ein treffliches Beispiel für die noch im heutigen englischen Romane wirksamen Richardsonschen Nachklänge: der intriguenleitende Bösewicht Sadgrove trägt solche Züge, dagegen freilich sein ungleiches Weib Maud, eine durchaus moderne Physiognomie, schon gemäfs ihrer Vergangenheit als Lehrerin. Cobb unterscheidet ungezierte, klare Ausdrucksweise vorteilhaft von der erdrückenden Mehrzahl seiner heutigen landsmännischen Zunftgenossen. — Mrs. Hungerford, Tochter des Rektors Rev. Canon Hamilton, wird uns von Mifs Helen C. Black mit einer netten Charakteristik bekannt gemacht, die 'Notable women authors' entstammt. — Der hier damit eingeleitete Roman heifst 'Die wilde Hummel' (Nr. 78), eine amüsante, echt weibliche Geschichte, in der viel von der irischen Verfasserin nationaler und individueller Eigenart steckt, mit einem ihr selbst wohl wahlverwandten Geschöpfe im Mittelpunkte. Ihre Romane, in die dreifsig und sämtlich in die Tauchnitz-Edition aufgenommen, ihre unzähligen Artikel in britischen und amerikanischen Blättern — jenseits des Atlantischen Oceans geniefst sie eine ungeheure Beliebtheit — und die augenfällige Gewandtheit ihrer 'flirtations' legen eine nähere Kenntnisnahme auch bei uns nahe. — Mit Francis Bret Harte schiffen wir selbst über das Weltmeer hinüber. Der 1839 zu Albany im Staate New-York geborene, längst aber zum Kalifornier gewordene und als solcher in der gebildeten Welt betrachtete Schriftsteller ist seit langer Zeit in beiden Hemisphären dermafsen bekannt und so stark gelesen, dafs einerseits er kaum noch als ein ausübender Litterat unserer Generation gilt, auf der anderen Seite über Sonderheit und Richtung seiner Schriften jede Notiz überflüssig ist, zumal die Einleitungen zu den beiden hier eingereihten Bänden ein deutliches Signalement gewähren. Der erste (Nr. 37) vereinigt

Digitized by Google

mit der von A bis Z uramerikanischen Erzählung 'Die Höhle am Hügel' zwei knapp umrissene bunte Skizzenblätter, 'Jack Despard' und 'Enriquez Saltillo', die den Bret Harte oft angeworfenen Makel redseliger Breite greifbar widerlegen; der andere (Nr. 113), 'Eingeschneit' betitelt, ist ein kalifornisches Lebensbild neueren Datums, das die der Palette Bret Hartes längst geläufigen Farben mit Motiven aus den neueren Zuständen im verflossenen Goldlande mischt. — Nach dem jüngsten Wunderlande des Mammons führt 'Die Prinzeſs von Alaska' von Richard Henry Savage (Nr. 73), einem der fruchtbarsten und meistgelesenen Schriftsteller der Vereinigten Staaten, dessen älterer Roman 'Meine officielle Frau', insbesondere durch eine sensationelle Dramatisierung, in Deutschland beträchtliches Aufsehen erregt hat. Die hiermit vorgelegte Geburt seiner überaus lebhaften Phantasie, von Gertrude Hildebrandt-Eggert in verständnisvoller Weise 'autorisiert' und übertragen, bekundet ebenfalls dramatische Gestaltungskraft und zaubert, bisweilen etwas kühn, aus der romantischen Entwickelung des Yukon-Gebietes wahrhaft arktische Bilder und zwar mit russischem Anstriche, noch nicht aus der Sphäre des Sternenbanners, vor die Augen des heutigen Lesers, den der Name des ungastlichen Klondyke zu elektrisieren pflegt. — In Opin Read, einem bislang in Deutschland kaum besprochenen socialen Erzähler, wird mit Anna Grönings autorisierter Übersetzung des Romans 'Len Gansett' (Nr. 103) ein urwüchsiges Pendant zu Bret Harte bei uns eingeführt. Wie in seinen andern Darstellungen aus Volks- und Gesellschaftsleben des Yankeelandes, holt der seit längerer Zeit Chicagos Publicistik angehörige Mann als geschickter Finder und Erfinder aus dem Reichtume an Menschentypen seiner weiteren Umgebung objektiv anziehende Personen hervor, weiſs sie mit erprobter Technik zu gruppieren und in durchaus nordamerikanische Situationen zu verflechten. Effekt- und 'sensation'-Hascherei ist ihm gleichwohl fremd, was wir vornehmlich an der feinen Charaktermalerei und allgemein menschlichen, teilweise rührenden Zügen des 'Len Gansett'-Buches erkennen können. Der alte Bob nebst Gattin sind geradezu genrehaft, Ned und Pauline sind abgelauschte Frauenindividualitäten, die Stimmung in dem doppelten Liebesgeplauder wie in der blutigen Nachtscene in der Spelunke richtig abgetönt. Die Visitenkarte, die uns vor dem Antrittsbesuche Opin Reads zur Thür hereingebracht wird, unterrichtet uns willkommen über seine litterarische Vergangenheit. — F. Marion Crawford, dessen Roman 'Die Kinder des Königs' (Nr. 41) in nicht alltägliche Verhältnisse Unteritaliens geleitet, hatte bis 9. Mai 1897 — von diesem Datum und zwar aus Sorrent lautet sein ungeschminktes autobiographisches Blatt — neben zahllosen Zeitungsartikeln und vielen Skizzen 29 Novellen veröffentlicht. Genug davon ist ja auch ins Deutsche übersetzt worden, ich weiſs infolge Unterlassens eines Vergleichs nicht, ob ebenso ansprechend wie die vorliegende Bauern- und Gesellschaftshistorie von den mittägigen Gestaden der Apenninenhalbinsel. Das lebensgeschichtliche Faktum, daſs der Amerikaner Crawford in Lucca geboren wurde (1854), in Rom studiert hat und seit anderthalb Jahrzehnten bald da, bald dort in Süditalien sein und

Digitized by Google

seiner Ehefrau, einer amerikanischen Generalstochter, Zelt aufgeschlagen hat, brachte sicherlich einen wohlthuenden Ausgleich zwischen den grundverschiedenen Ideen und Gefühlen zuwege, mit denen der schreiblustige Sohn des 'wild west' und der Romancier italienischer Herkunft ihre Erzählungen auszustatten lieben.[1] — Darf Mark Twain, der unerschöpfliche Federheld des Anglo-Amerikanertums, hüben wie drüben gleich gesucht und gelesen, in einem kundig redigierten Unternehmen internationaler Erzählungslitteratur wie 'Kürschners Bücherschatz' fehlen? Mit nichten, meint jeder, der einmal nur eine Stunde von seinem untrüglichen Humor-Bacillus inficiert war und seine kuriosen Leutchen von des Dichters schnurrigen Einfällen umsponnen sah. Und doch fehlt er jetzt darin — aber nicht etwa aus mangelnder Achtsamkeit des rastlosen Herausgebers, sondern weil die eingereihte 'Million-Pfundbanknote' (Nr. 46) kurze Zeit nach dem Erscheinen vergriffen war, in unserer geldlüsternen Ära kaum erstaunlich. Darum mufs auch ich von ihren — ideellen — Vorzügen schweigen, obschon meine Überzeugung aus diesem Votum der Käufer wie aus den empfehlenden Eigenschaften der sonstigen Musenkinder Mark Twains, sowie der hier angezeigten Nummern des 'Bücherschatzes' nur das günstigste Omen ableiten kann.

Aschaffenburg. Ludwig Fränkel.

André G. Ott, Étude sur les couleurs en vieux français. Paris, Bouillon, 1899. XII, 187 S. 8. 6 frs.

Die in fehlerfreiem Französisch abgefafste Arbeit, eine Züricher Doktor-Dissertation, giebt eine mit Fleifs, auf Grund ziemlich ausgedehnter Lektüre hergestellte Sammlung der altfranzösischen Wörter (Adjektiva, Substantiva, Verba), die sich auf Farben beziehen. Jedesmal wird, was das Lateinische an Benennungen für je eine Farbe und an zugehörigen Ableitungen aufweist, vorangestellt, auf Grundbedeutung und auf Unterschied von Sinnverwandtem hin geprüft und wird gezeigt, wie viel davon dem Altfranzösischen verblieben, was an Neubildungen aus heimischem oder aus fremdem Elemente hinzugekommen sei. Überall erhält der Leser die wünschbaren Belege, sei es auch in manchen Fällen nur in Hinweisen auf Godefroys Wörterbuch. Das Ganze bildet einen anziehenden und nützlichen Ausschnitt aus der so wenig gepflegten Wortlehre des Altfranzösischen, nicht so sehr völkerpsychologisch fördernd, wie der Verfasser annimmt, der wohl, um in dieser Richtung zu nützen, auch noch die Bezeichnungen für 'schön' und 'häfslich' anhangsweise mit behandelt hat, als einfach lexikalisch oder stilistisch. Gerade weil die Arbeit im allgemeinen so sorgsame Ausführung verrät, liegt es nahe, einzelnes herauszuheben, was Bedenken erregt oder auch entschieden abzuweisen ist. S. 3

[1] Vgl. dazu jetzt meine Notiz über Crawfords italienische Stoffsphäre im 'Krit. Jahresbericht über die Fortschritte der roman. Philol.', IV. Band, II 544 Nr. 215.

Digitized by Google

auberit ist ein Wort zweifelhafter Existenz, unerhörter Bildung und insofern als Derivatum von *albus* nicht so ohne weiteres zuzulassen; auch *aube* 'Radschaufel' (Nebenform *auve*!) wird schwerlich dahin gehören. S. 5 *flori de voiles*, von einem Gewässer gesagt, läfst die Übertragung von einer mit weifsen Blumen bedeckten Aue nahe liegend scheinen; aber da man auch sagte *li atour dont son cors ot garni, Erent de coups tout semé et flouri*, Enf. Og. 6789, so mufs wenigstens das Weifs dabei nicht im Spiel sein. S. 11 *blanches* in der Stelle aus der Rose heifst sicher nicht 'schmeichlerische Rede', was es an sich heifsen könnte, sondern bezeichnet zusammen mit *noires* 'Reden verschiedenster Art'. S. 14 wird lat. *-aceu* dem frz. Suffix *-ace* gleichgestellt, ebenso S. 74, 86; jenes aber ergiebt *-az*, und *ace* ist nur das Femininum dazu, wie S. 76 anerkannt ist. S. 16 *pour le blanchir* ist nicht Beispiel transitiven Gebrauches von *blanchir*, da doch *le* nicht Pronomen sein kann, also Artikel sein mufs; und im nächsten Beleg heifst *blanchir* nicht 'weifs werden', sondern 'weifs schimmern'. S. 25 *poleté* kann nicht zu lat. *pullus* 'dunkel' gehören, da dieses ins Französische nicht übergegangen, die Möglichkeit einer Deminutivbildung durch Franzosen also ausgeschlossen ist; aus ähnlichem Grunde halte ich die Herleitung des Adj. *jolif* von einem nur in einer fremden Sprache vorhandenen *jul* für unannehmbar (156). S. 40 für *cendresse* müfste **cinericia* als Typus angesetzt werden; das Masculinum würde *cendrez* lauten. Der Zurückführung des frz. *bis* auf *bysseus* steht nicht allein die Ungleichheit des *s*-Lautes entgegen, sondern ganz besonders die Bedeutungen der zwei Wörter. S. 43 ist die Stelle aus Erec (nach Foerster) mit falscher Interpunktion gegeben und kann so irre führen; es ist nach *soie* ein Komma zu setzen, *veire ou grise* mit dem *robe* des vorhergehenden Verses zu verbinden. S. 45 wird man schon um der Gestalt des Suffixes von *grisan* willen von der auch in Rom. XIII 132 vorgezogenen Deutung sich nicht entfernen dürfen. S. 49 ist in dem *vers* bei *elmes* und bei *escus* sicher *vert-s* zu sehen. Die S. 58 oben aus dem Escoufle angeführte Stelle darf ohne Emendation nicht verwendet werden; eine sehr ansprechende verdankt man Mussafia (Sitzungsber. d. Wiener Akad. Bd. 135). S. 60 *vain* ist keine Farbenbezeichnung, wenngleich 'Kraftlosigkeit' oft mit Blässe verbunden sein mag. S. 61 *blême* ist im Altfranzösischen nicht nachweisbar, wohl aber *blesmir*, was für die Etymologie bedeutsam ist; *emblamis* im Raoul de Cambrai ist zweifelhaft und nirgends sonst gefunden (der erste Herausgeber hatte *em brai vis* gelesen, und dies war sicher falsch; *embramis* aber, das auch sonst oft begegnet, dürfte in der Handschrift stehen und das Richtige sein). S. 63 in Mousket 7154 sind *Bruns* und *Bauçans* keine Eigennamen, wenngleich der Herausgeber ihnen Majuskeln gegeben hat.[1] S. 71 *jauce* ist ganz gewifs nicht, wofür der Verfasser es hält; mit dem schwierigen Worte hat sich G. Paris, Romania XXII 295, beschäftigt. S. 75 ist **auriellu* ein unannehmbares Vorbild für ein afrz. Adjektiv, dessen Femininum kein *e* erhält; was von

[1] Dasselbe gilt von der S. 82 angeführten Stelle, Mousk. 7082.

Digitized by Google

den zwei Versen des Guillaume de Dole zu halten sei, wo dieses Adjektiv sich findet, hat der Herausgeber des Gedichtes S. XCIII gesagt. S. 85 durfte aus Anlaſs von *fauvoier* der abweichenden Erklärungen des ungleich gelesenen Wortes gedacht werden, worüber bei Foerster zu Aiol 6751 einiges zu finden ist. S. 76 ff. scheint *bloi* mit 'gelb' oder 'blond' nicht ausreichend erklärt zu sein; in dem durch Hofmann bekannter gewordenen Glossar 7692 wird 265 *cerulus* mit *bloy* erklärt, und im Lyoner Ysopet 2124 spürt der Löwe an seiner Tatze *la plaie oscure Et tointe de bloie colour,* während anderwärts das nämliche Wort mit *pale* tautologisch verbunden auftritt. Auch für *blo* hätte eine etwas eindringlichere Untersuchung not gethan; die Etymologie kommt dabei erst zuletzt in Frage, während in erster Linie es den Sinn festzustellen gilt. S. 98 an der Stelle Troie 3059 ist *azur* Substantiv. S. 112 Die Stelle Montaiglon Fabl. II 95 stammt aus Chrestiens Conte dou graal. S. 139 Was Godefroy als Erklärung von *jeu de la verte* vorbringt, ist durchaus aus der Luft gegriffen; man sehe Foersters Anmerkung zu Ch. lyon 6634. S. 151 Hier muſs, wie übrigens schon S. 100, auffallen, daſs *-issement* = *-itiamentum* gesetzt wird. Unter die Bezeichnungen für Schönheit und Häſslichkeit scheint mir manches aufgenommen, was dahin nicht gehört, so *franc, blanc, poli,* während anderes vermiſst wird, wie *eschevi, contrefait.* Ein *vilené* (**villanatu*), wie S. 162 angesetzt wird, giebt es, glaube ich, nicht; ich halte das *vilenes* an der in Betracht kommenden Stelle für *vilenet* + *s.*

Achtsame Nachprüfung dürfte zu den Verzeichnissen des Verfassers noch dies und das nachzutragen finden; ich führe hier einiges an: Zu *albus* gehört lat. *albumen,* afrz. *aubun.* S. 6 neben *pasque florie* besteht *dijoès flori,* was die Zurückführung des Ausdrucks auf den Gebrauch, zu Ostern weiſse Kleider zu tragen, fraglich macht. S. 14 verdienten der Pferdename *Blanchart* und *blanchet* 'weiſses Kamisol' und 'weiſse Schminke' Erwähnung; zu *noir* gehören *noiron* (Cleom. 5789 Var.), *noirastre, noiror, noireté* (oder vielleicht *noirece* zu lesen). S. 40 *cendré.* S. 41 *bisal* (= nfrz. *bisaille*) aus Baud. de Seb. IV 342. S. 54 Erwähnenswert war *Bauçant* als Name des Ebers im Renart. S. 58 Zu den Ableitungen von *pale* gehören auch *palöir, espalöir* und *empalöir,* das man RAlix. 402, 28; 525, 5 wird herstellen müssen; das *o* dieser Formen wird so zu erklären sein, wie ich und nachher Gachet das *ou* von *évanouir* erklärt haben. S. 83 Unter *sor* war auch *sorir* 'braun rösten' zu stellen, und bei Gelegenheit von *sorer* konnte ein Irrtum Godefroys berichtigt werden, der in dem *sorer* eines Teils seiner Belege eine Nebenform von *essorer* (**ex-aurare*) nicht erkannt hat. S. 86 Hier fehlt *safrin,* das Troie 3051 sicher eine Farbe bezeichnet, aber allerdings zu *safran* nicht gehören kann, sondern nur zu *safre,* worüber P. Meyer, Gir. de Rouss. S. 164 A. 3, gehandelt hat. S. 88 Lat. *crocum* hat man sonst auch in prov. *gruec* erhalten gesehen. S. 92 Zu *pers* wird auch *persure* zu stellen sein, das ich mit Godefroy für oder gleich *parsure* setzen möchte. S. 93 Mit *inde* muſs *indois* zusammengehören, das in dieser Form als Femininum freilich befremdet (RAlix. 122, 20: *de coulour indois*). Da auch für *bleu* die Bedeutung 'gelb'

Digitized by Google

nicht in Abrede zu stellen ist (im Vokabular von Douay wird *flavus* damit übersetzt), so wäre hier die Mehrdeutigkeit der Farbenbezeichnung zu erörtern gewesen, deren oben schon aus Anlafs von *blo* gedacht ist; hier lag in der That ein psychologisches Problem vor, dem näher zu treten verlohnte. S. 105 war zu erwähnen, dafs *rouge* auch das Gelbe des Eies genannt wird; und zur folgenden Seite konnte man aus den Erörterungen Nutzen ziehen, die Foerster zu Z. 304 des Ch. lyon und Ebeling zu Z. 119 der Auberee gegeben haben, nur dafs letzterer das von mir schon 1870 (Lit. Centralbl. Sp. 769) berichtigte *cor rous* (statt *corrous*) aus Bartsch nicht hätte herübernehmen sollen. S. 127 war zu erwähnen, dafs für *croupe tiulee*, was mit 'ziegelrotes Kreuz' (des Rosses) nicht überzeugend gedeutet ist, die Variante *cr. triulee* oft begegnet; Böhmer hat in den Rom. Studien I 262 letztere Form vorgezogen, doch scheint mir nicht, dafs seine Auffassung ansprechen könne.

Der Korrektur ist mancher Druckfehler entgangen: S. 3 fehlt zu der letzten Belegstelle die Angabe des Fundortes, Enf. Og. 4245. S. 8 Z. 7 v. u. ist *Aquilee* und 8182 zu schreiben. S. 9 Z. 1 v. u. 630. S. 11 in Z. 3 der Stelle aus dem Lapidar von Cambridge ist *ce* zu tilgen. S. 23 Z. 4 v. u. *voir*. S. 37 die dritte Stelle aus Doon steht V. 8200. S. 63 Z. 13 v. u. stammt aus Aiol (nicht Cour. L.); in der letzten Zeile der Seite ist die richtige Zahl 7154. S. 82 Z. 10 v. o. stammt aus Aiol. S. 84 Z. 7 v. u. Rose 15013. S. 104 die Anmerkung gehört wohl zu der Stelle aus Eneas. S. 109 Zu der Belegstelle für *roïl*, vor welcher *apelee* nicht fehlen sollte, füge die Angabe des Fundortes: Lapid. de Cambridge 832; S. 117 zu der für *enlaidi*: Rose 13016. S. 147 Z. 15 schreibe *al cors*. S. 149 Z. 7 ist der Satz mit *En seront mort* zu vervollständigen. S. 151 Z. 6 v. u. (*Plain*).

Berlin. Adolf Tobler.

Le Bestiaire de Philippe de Thaün, texte critique publié avec introduction, notes et glossaire par Emmanuel Walberg. Suède, H. J. Möller, Lund; Paris, Welter [1900]. CXIV, 175 S. 8. 7 frcs.

So haben wir denn, nachdem 1873 der treffliche Mall den *Cumpot* in vorzüglicher Weise kritisch bearbeitet hat, auch von dem anderen Werke Philipps von Thäun eine des heutigen Standes der romanischen Philologie würdige, auf sämtlichen bekannten Handschriften beruhende Ausgabe und brauchen auf die beiden von Th. Wright 1841 in seinen *Popular treatises on science* gegebenen, in der That höchst mangelhaften Abdrucke je einer Handschrift nicht mehr zurückzugreifen, es sei denn, um uns zu vergewissern, dafs wir wirklich in sechzig Jahren etwas vorwärts gekommen sind.

Die Einleitung handelt mit genauem Eingehen und in wohl befriedigender Weise von den drei, zum Teile nicht ganz lückenlosen Handschriften im einzelnen und in ihren gegenseitigen Verhältnissen, etwas

Digitized by Google

kurz von der litterarischen Stellung des Werkes, die ja übrigens von anderer Seite untersucht ist, dagegen wieder sehr sorgfältig von des Dichters Versbau, den Lautverhältnissen und den Flexionsformen seiner Sprache. Hier ist nicht allein das in den Handschriften des Bestiaire Überlieferte fleifsig zusammengestellt, verständig geordnet und beurteilt, sondern auch, was in zeitlich und örtlich naheliegenden Texten an wichtigeren Thatsachen begegnet, umsichtig herangezogen und verwertet. Dafs nicht weniges von den Ergebnissen etwas unsicher bleibt, dafs die weitgehende Duldung des dumpfen *e* im Hiat zu vokalischem Anlaut Zweifel über Flexionsverhältnisse bestehen läfst und umgekehrt, ist nicht dem Herausgeber zur Last zu legen. (Davon habe ich mich bisher nicht überzeugen können, dafs vor der Konjunktion *et* ein dumpfes *e* leichter als sonst vor Anlautvokalen unelidiert bleibe.) Die Uniformierung der Schreibweise des Textes, wie Herr Walberg sie vornimmt — meines Erachtens mit vollem Rechte, obschon er sich sogar die Mitteilung eines grofsen Teiles der blofs graphischen Abweichungen der Handschriften erspart —, ist nicht einfach aus Malls *Cumpot* übernommen, sondern das Ergebnis sorgsamen Studiums der Sprache. Die Londoner Handschrift, die vorzugsweise die Grundlage des kritischen Textes abgiebt, war ja übrigens bereits buchstäblich abgedruckt, so gut der erste Herausgeber sie zu lesen vermocht hatte. Ich halte mich bei der Einleitung nicht länger auf,[1] sondern gehe zu einigen Einzelheiten der Textgestaltung, der reichlichen und nützlichen Anmerkungen und des Glossars über, bezüglich deren ich mit dem Herausgeber nicht ganz gleicher Meinung bin oder etwas zuzusetzen für nützlich halte. (Die lateinischen Rubriken sind zwar nicht in den Text aufgenommen, werden aber in der Einleitung mitgeteilt; mag ihr Zurückgehen auf Philipp zweifelhaft sein, jedenfalls sind sie sehr beachtenswert.)

Text. Zu Z. 31 (vgl. S. XCV; nicht XLV, wie im Glossar steht), wo in L *hedux*, im Texte *herdu* sich findet, sei auf Pean Gatineaus Martinsleben verwiesen, wo man Z. 560 liest *Une ame a ileques vëue Qui molt estoit leide et hisdue.* — Z. 90 wird *at* zu schreiben sein. — Z. 148 bleibt man der ältesten Handschrift näher und vermeidet ein schwer annehmbares Trennen eng zusammengehöriger Wörter durch den Versschlufs, wenn man schreibt *Mult fereient dolenz* (sie würden viel Unglückliche machen), *Se il regner poeient E faire que voldreient.* — Z. 262 schreibe mit O: *E de mort*; das Subjekt ist aus Z. 257 leicht hinzuzudenken. — Z. 439 (dazu S. XX) scheint P. Meyer besser gelesen zu haben. — Z. 745 (dazu S. XVI) *E par piez del cerf fin* (schliefse ich) *Que diable* u. s. w. — Z. 1036. Wenn nach S. XXXIX *Sil* = *Si le* ist, so ergiebt sich eine unmögliche Stellung des tonlosen Pronomens. — Z. 882. *s'en est* im Sinne von 'er geht hin' wird sich schwerlich nachweisen lassen; auch nfz. beschränkt

[1] S. XIV A. 1 stimmt die Angabe der Lesarten zu Z. 262 nicht mit der später S. 10 zu findenden. — S. XLII Z. 6 ist von *viande* gesprochen, wie wenn es von *vivenda* käme; altital. *bidanda* ist doch in Erwägung zu ziehen.

Digitized by Google

sich entsprechender Gebrauch von *être* auf das Perfektum, und man erkennt leicht warum. — Z. 1058. Die Grammatik verlangt *tux*. — Z. 1566. Wahrscheinlich *le cuncevrat*. — Z. 2194. *ne lui plaist* ist unmögliche Stellung; vielleicht *lui nes plaist*. — Z. 2530. Schreibe *Tute l'obumber(r)eit*. — Z. 2646. Trotz Z. 2679 möchte ich *est* vorziehen. — Z. 2874. *faire nel deit*. — Z. 2894. An ein Verbrennen vor dem Spalten, und zwar mittels Bocksblut, ist schwerlich zu denken; für das *bruist* der einzigen Handschrift ist *bruise* zu setzen. — Z. 3049. *i* darf nicht vom Verbum getrennt werden. — Z. 3104. *par mie piere* mit weiblichem (zweisilbigem *mie*) wird mir durch eine einzige, anglonormannische Handschrift nicht wahrscheinlich.

Anmerkungen. Zu 142. Herr Walberg spricht, wie so viele andere, von Weglassung der Konjunktion *que*. Die irrige Auffassung des Sachverhaltes, mit der eine unangemessene Nichtinterpunktion Hand in Hand geht, ist bei den französischen Fachgenossen sehr verbreitet, wird aber dadurch nicht richtiger. — Zu 493. Intransitiver Gebrauch von *mucier* ist nicht so ungewöhnlich, wie man nach Godefroys Schweigen denken könnte; *'muce tost desox cest lit.' El ne set porcoi il le dit; Desox le lit muce sanx plait*, Méon I 262, 2264; *Mucha en une crote*, Ch. cygne 143. — Zu 783 konnte auf Göttinger Gel. Anzeigen 1875 S. 1058 verwiesen werden, wo von *ne savoir mot* gehandelt ist. — Mit dem zu 855 berührten Wechsel zwischen *tu* und *vous* in der Anrede an eine einzige Person geht zusammen der zwischen *je* und *nous*, von dem weniger oft gehandelt ist. — Zu 955 sei erwähnt, dafs *literature* auch im Oxforder Psalter 70, 18 vorkommt. — *tant* im Sinne von 'nur' (ohne *solement* neben oder *fors* vor sich) kommt auch in Philipps Cumpot vor: *Neient tant a la gent Est asuagement, Mais a trestute rien Fait la nuit uncor bien*, 297; *N'avoit cure de drüerie, Mais tant d'autre maniere amoit Toutes celes a qui parloit*, Amad. 89; *Mes ja ne li querra amur, Que ne li turt a deshonur, Tant pur sa femme guarder fei*, MFce, Elid. 475; *Reis Josaphat li crante bonement Sucurs, ne tant de lui e de sa gent, Eins lui merra des Ydumeus le rei*, in Romania XVI 190, 282. — Die Anmerkung zu 988 beruht auf irriger Auffassung der Stelle; *A* ist hier die Präposition, und *retraire* heifst 'ähnlich sein, entsprechen'. — Zu 1124 ff. wäre eine erläuternde Bemerkung und ein Hinweis auf Psalm 31, 9 nicht überflüssig gewesen. — Zu 1480. Dafs *plur* je weiblich gebraucht worden sei, ist nicht zu glauben. — Zu 1646 konnte man sagen, dafs *plaisir* (wie *volenté, talent*) auch den Gegenstand, den Inhalt des Beliebens bezeichnet; so hat man denn nicht blofs *faire*, sondern sehr oft auch *dire, respondre, avoir son pl.* gesagt. — Zu 1857. Über das Datum der Weltschöpfung findet man einiges in den Erläuterungen zu Dante, Inf. I 39. — Z. 1856 ist recht dunkel. — Zu 2358. *Ses oisels veit mort* (statt *morx*) ist sicher nicht zuzulassen. Was Herr Walberg zur Rechtfertigung beibringt, Beispiele des unpersönlichen *avoir* mit einem Participium eines transitiven Verbums und aufserdem einem substantivischen Akkusativobjekt (*unc n'i out quis juinture*, Ch. Rol. 1353; *vit Que* (*Qu'en?*) *lettres d'or i ot escrit*, Beaud. 834; *Plus n'i ot dit bons mos ne maus*, Percev.

Digitized by Google

28138 z. B.), wobei Kongruenz des Participiums bald eintritt, bald unterbleibt, ist eine Erscheinung ganz anderer Art. — Zu 2411. Neben *de tant ne de quant* darf man stellen *Ne li boisserai jeo de petit ne de grant,* Rou II 2531; *ne viaut por un ne por el,* Erec 4125; *qu'il n'ait ne d'un ne d'el Besoing,* SAlex. 478; *dedens n'en entra grains Ne pour le plus ne pour le mains,* Barb. u. M. I 233, 742; *Je nel lairoie ne por ce ne por quoi,* Gayd. 183; dafs man in diesen Ausdrücken je nach Umständen die verschiedenen Präpositionen trifft, nicht blofs den objektiven oder den adverbialen Akkusativ, ist ja auch ganz natürlich.

Glossar. *guere* im Sinne von 'Sorge, Leid' Z. 12 sollte nicht fehlen. — *culpez* (zu *piez* gehörig Z. 39 und 73) ist unzulänglich erklärt; ich verweise dafür auf G. Paris in Rom. XI 509. — *rei* in Z. 60 scheint der Herausgeber als 'König' zu verstehen, sonst hätte er ihm wohl Zutritt ins Glossar gewährt; und Z. 2884 versteht er es 'Netz'. Beides ist unrichtig; es ist das auch im Cumpot 1746 begegnende *rei* (anderwärts *roi*) 'Anordnung, Verfahren', von dem ich im Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. VIII 335 gehandelt habe. — *ensurquetut* heifst 'obendrein' (und 'besonders'). — *ver* 'Frühling' 1566 sollte nicht fehlen. — *mucier* ist nicht blofs 'verstecken', sondern auch 'stecken' (*fourrer*); die Schlange versteckt nicht ihren Schwanz im einen Ohre, sondern steckt ihn darein 1626; vgl. *Au saic vint, si l'a deslachiet Et dedens a son braiç muchiet,* Barb. u. M. IV 39, 618; *A la fois la teste hors muce Et au roy la moe faisoit,* JCond. II 79, 990. — *mesfaire* in 1728 ist mit sächlichem (nicht mit persönlichem) Akkusativobjekt gebraucht und heifst 'schädigen, beeinträchtigen'; vgl. *a il mesfet Bien ne reson en cest endroit?* Ren. 8316 (so mehrere Hss.; Martin Va 358 setzt *forfet* in den Text). — Ob *en tur* 1844 'miteinander wechselnd' oder 'im Umfang' oder was es sonst heifse, bleibt mir ungewifs.

Der Herausgeber hat, um es zum Schlusse zu wiederholen, mit viel Fleifs und gutem Urteil gearbeitet; er verfügt über die Früchte ausgedehnter altfranzösischer Lektüre und ist in der philologischen Litteratur wohl bewandert. Seine Erstlingsarbeit macht ihm und der Schule, aus der er hervorgegangen ist, Ehre und läfst von seinen künftigen Leistungen das Beste hoffen.

Berlin. Adolf Tobler.

Philippe de Beaumanoir, Coutumes de Beauvaisis. Texte critique publié avec une introduction, un glossaire et une table analytique par Am. Salmon, ancien élève de l'École des Hautes-Études. Paris, Picard et fils. I. Bd., XLVIII, 512 S. 1899. II. Bd. 551 S. 8. 1900. Frs. 26 (für die Subskribenten der 'Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire' Frs. 17,50).

Mit dem Erscheinen des zweiten Bandes, dem die Einleitung zum Ganzen beigegeben ist, ist die neue Ausgabe des überaus wichtigen Werkes zum Abschlufs gebracht, das man bisher aus den Ausgaben La Thomas-

Digitized by Google

sières (1692) und des Grafen Beugnot (1842) in minder vertrauenswerter Gestalt kannte. Die Einleitung des jüngsten Herausgebers handelt zunächst von dem Leben des Verfassers, das durch eine mit Recht hochgeschätzte Arbeit von Bordier (1869—1873) in den wichtigsten Zügen endgültig dargestellt worden war. Was Suchier in seiner Ausgabe von Beaumanoirs dichterischen Werken (1884—1885) berichtigend und ergänzend hinzugebracht hatte, was sich ferner aus Jeanroys Bearbeitung von dessen lyrischen Gedichten (1897) gewinnen liefs, ist hier gleichfalls verwertet; es ist sogar etwas neues Urkundliches (von nicht gerade hervorragender Bedeutung) hinzugekommen. Bei der Charakteristik der Werke lange zu verweilen, hatten Herrn Salmons Vorgänger überflüssig gemacht; mit Recht hält dieser sich zumeist an die 1280 begonnenen *Coutumes*, die 1283 vorläufig abgeschlossen, nachmals verschiedentlich, unter anderem 1289—1290, durch den Verfasser erweitert, aber nie zu völliger Abrundung und Ausgleichung gebracht wurden. Zu diesem wohlgelungenen Teile der Einleitung sei nur das bemerkt, dafs Beaumanoir nicht, wie S. XVI Anm. 4 gesagt ist, als der erste gelten darf, der das Wort *umanité* im Sinne von 'Menschlichkeit' gebraucht hat (statt § 1547 ist übrigens 1539 zu setzen); schon Gautier de Coincy († 1236) hat gesagt *Tant est ses cuers doux et humains, Povre gent fait d'umanité Plus que tuit cil de la cité*, s. Zts. f. rom. Phil. VI 326 Z. 267. Es folgt eine Aufzählung der heute noch zur Benutzung stehenden dreizehn Handschriften der *Coutumes* und ihre genaue Beschreibung; von anderen wissen wir blofs durch Erwähnungen; wiederum andere sind blofse Auszüge aus dem vollständigen Werke. Mit viel Sorgfalt und in überzeugender Weise legt der Herausgeber dar, in welchen Verwandtschaftsverhältnissen sie untereinander stehen, und wie demgemäfs seine methodische Textkritik habe verfahren müssen. Wenn der Text, der sich hiernach als Original hat erschliefsen lassen, immer noch manche Unebenheiten aufweist, so erklären sich diese nach dem Herausgeber teils aus Mifsverständnis, in welches schon der erste Schreiber beim Aufnehmen des durch den Verfasser ihm vorgesprochenen Wortlautes verfiel, teils aus der Unfähigkeit des Verfassers selbst, längere Sätze verwickelteren Baues tadellos zu Ende zu bringen, endlich daraus, dafs es nie zu einer sorgsamen abschliefsenden Durchsicht des Geschriebenen gekommen ist. Was die sprachliche Besonderheit des Textes angeht, so ist der Herausgeber der Meinung, neben dem im allgemeinen francischen Gepräge der besten Überlieferung sei nur wenig von picardischer Beimischung auf den Verfasser selbst zurückzuführen; immerhin findet man in der Ausgabe durchweg auslautendes ***s*** für anderwärtiges ***z***, ferner zahlreiche ***ie*** für ***iee***. Eine merkwürdige Erscheinung, der ich sonst kaum anderswo als im Gaufrey begegnet zu sein mich erinnere, ist das tonlose Pronomen ***loi*** für männliches oder neutrales oder weibliches ***le***. Kaum weniger auffällig, ja so seltsam, dafs ich vielleicht Bedenken getragen hätte, es bestehen zu lassen, ist ***ne ne*** zur Koordination eines nicht negativen Verbums, wo sonst nur einfaches ***ne*** steht; so sagt § 1685: *s'il fet äide ne compaignie a armes*, ***ne ne***

Digitized by Google

preste chevaus ne armëures ne mesons, **ne ne** *fet prester* (in § 1041, auf den Herr Salmon S. XLIII verweist, steht dergleichen nicht). Dagegen hat eine 'Tmesis', um den Ausdruck zu gebrauchen, dessen sich die Einleitung bedient, wie *par sont si fol* 1624 (nicht 1623), *li don ne parfurent pas si outrageus* 1972, nichts Ungewöhnliches.

Der nunmehr dargebotene Text liest sich im allgemeinen glatt und erregt selten Bedenken, doch seien ein paar Einzelheiten berührt, bezüglich deren ich nicht sicher bin, ob es bei dem Gegebenen zu verbleiben hat: Der Kondicional *jöirroit* 1014, 1015 und das Futurum *jöirrés* 1159 sind keinesfalls die alten und geschichtlich berechtigten Formen; diese haben vor dem *rr* kein *i*. Formen mit erhaltenem *i* der Infinitivendung können dagegen nicht mehr als ein *r* haben. Sollten sie mit *rr* wirklich vorkommen, so wäre darin ein seltsames Gemisch aus alter und neuer Bildung zu sehen. — *l'en l'i puet* (*et doit*) *debatre tesmoins* 1145 ist unmöglich; es ist auch nicht zu glauben, dafs so in allen Handschriften stehe. — *une amende qu'il me fist pour une buffe* 1155 ist sinnlos; es wird etwa heifsen müssen *qu'il me doit* oder *qu'il mesfist.* — *li juges fu tout seus* 1164 läfst man sich nicht gern gefallen. — In § 1669 (wo Z. 10 *Beauvoisins* ein Druckfehler ist) wird man Z. 15 *d'un lignage* 'gleicher Abstammung' schreiben müssen; *du lignage* giebt keinen Sinn. — In der vorletzten Zeile von 1701 ist *mener* mit *mené* zu vertauschen. — 1705 Z. 7 schreibe *assëurement.* — 1707 vorletzte Zeile *chascun.* — 1944 vorletzte Zeile *s'est.* — 1955 *se l'en truist que cil qui est demourés menast mauvese vie au mort* scheint mir unannehmbar und steht schwerlich in allen Handschriften; französische Syntax will hier *trovast* statt *truist.*

Dies sind die Anstofs gebenden Stellen, die ich beim prüfenden Lesen einiger Kapitel getroffen habe. Ein der Sprache einigermafsen kundiger Benutzer der Ausgabe wird dergleichen leicht selbst verbessern; immerhin ist zu bedauern, dafs neben der gewifs nicht geringen Arbeit, welche die Vergleichung der zahlreichen Handschriften gekostet haben mufs, nicht noch etwas mehr Sorgfalt auf die endgültige Gestaltung des Textes verwendet worden ist.

Der Text ist von einem Glossar begleitet, das manchem gute Dienste thun wird. Freilich ist es auch nur für das der heutigen Sprache Fremde nicht durchaus vollständig; ich vermisse z. B. das seltsame *de bout,* welches 'neben' zu heifsen scheint, in 1955; oder *delivrer le marchié* 1017; *entrer en la chose* eb., *issues* 1019, 1021; für *recort* 1150 würde eine juristisch genauere Erklärung erforderlich sein; *lessier convenir* 19 (S. 25) ist mifsdeutet, ebenso das *bien en conviegne entre lui et dieu* 1041 (s. Zs. f. rom. Phil. II 151).

Ein Verzeichnis der im Texte genannten Personen und Örtlichkeiten, ein alphabetisches Sachregister, eine Konkordanz, die es ermöglicht, jede Stelle der Beugnotschen Ausgabe in der neuen rasch aufzufinden, obgleich jene die Paragraphen jedes Kapitels besonders zählt, während diese, ohne die Kapiteleinteilung aufzugeben, in der Numerierung der Para-

Digitized by Google

graphen von Anfang zu Ende ohne Unterbruch fortgeht, bilden den Schlufs des sauber gedruckten Werkes, dessen Erscheinen gewifs in weiten Kreisen willkommen sein wird.

Berlin. Adolf Tobler.

Fr. Lotsch, Wörterbuch zu modernen französischen Schriftstellern. Potsdam 1899. 108 S. 8.

Littré sagt in der Vorrede zu den *Additions* seines *Supplément*: *Le vocabulaire d'une langue vivante n'est jamais clos; ce qui n'empêche pas qu'un dictionnaire fait avec soin ne soit, chaque fois qu'on l'arrête, une œuvre suffisamment définitive pour rendre service à la langue et au lecteur.* Das *Supplément* erschien 1877, also ein Jahr nach Vollendung seines Wörterbuches. Auch Sachs hat zu seinem grofsen Wörterbuch ein Supplement erscheinen lassen, von dem mir die zweite Ausgabe von 1894 vorliegt. Ferner hat, wenn ich mich recht erinnere, Plattner eine Reihe von Neologismen in der ZFSL behandelt. Und nun haben wir das oben angeführte Wörterbuch erhalten. Gewifs ist ein solches hin und wieder notwendig.

Was die aufzunehmenden Wörter betrifft, so ist es gerechtfertigt, wenn die aus den Patois in die Schriftsteller übergegangenen Aufnahme gefunden haben; aber unter ihnen finde ich nur wenige von den etwa vierhundert, die in den Romanen und Erzählungen von Theuriet vorkommen. Zahlreich sind und mit Recht aufgenommen die Neubildungen, und besonders mit Dank anzunehmen die Menge von Eigennamen, namentlich von Schriftstellern. Dagegen gefallen mir durchaus nicht die so sehr zahlreichen Wörter und Ausdrücke aus Delesalle, *Dictionnaire argot-français et français-argot* 1896. Sie stammen aus Werken, Zeitschriften und Zeitungen, deren Lektüre man dem deutschen Volke gar nicht wünschen kann; sie betreffen Pornographie, *bal Bullier, moulin rouge, demi-monde,* ferner Hochstapler, Taschenspieler, Bauernfänger, Ladendiebe, 'Harmlose', betrügerische Sportsleute, 'grüne' und 'schwere' Jungen u. s. w. Wer sich damit befassen will, nehme Delesalle!

Die äufsere Anlage entspricht der von Sachs-Villatte; sogar dessen Abkürzungen sind vielfach verwendet worden. Beides mit Recht!

Die Bedeutungen der Wörter sind zum gröfsten Teil in Frankreich mit Hilfe französischer Gelehrten vom Verfasser festgestellt worden; ich habe mir nur folgende als zweifelhaft oder unrichtig angemerkt: *bitandem* kann doch wohl nicht 'Zweisitzer' sein. Wenn *frère Jacques* ein 'Dietrich' ist, kann *Jacques* kaum 'Brecheisen' sein. *gargariser* 'Läufe auf dem Klavier spielen' ist mit Delesalle fälschlich als zum Theater gehörig (thé.) bezeichnet. *gendarme* ist nur im Plur. moisissure sur le vin; das falsche ist genommen aus Delesalle, das richtige steht bei Jaubert, Gloss. du centre. *grelotteux, se* ist zuerst adj., dann erst s. m. und s. f. *gripot* ist nicht prov., sondern patois. *héniaque* ist, entsprechend dem Griechischen, nicht Sieger, sondern Kämpfer beim Wettrennen von Pferden, vielleicht

Digitized by Google

noch richtiger beim Wettfahren. Ob *malabre* als selten zu bezeichnen ist, will ich nicht entscheiden; sicher ist, daſs Theuriet es besonders dem Dép. Meuse zuschreibt. Nicht *mortier* 'Mörtel' hat den Ausdruck *être du mortier* gegeben, sondern *mortier* 'mörserförmige Mütze'; schon Montesquieu war *président à mortier* in Bordeaux. *oisis* ist nicht von einem griech. *ὄϊσις* herzuleiten; das giebt es nicht. Die Bedeutungen von *salé* und *petit-salé* erscheinen mir zweifelhaft; sie sind nur im Lande selbst festzustellen, vielleicht sogar in verschiedenen Provinzen. Unter *pelle* kann *recevoir la p. au cul* nur heiſsen 'den Abschied bekommen'. *pigouille* ist, wie in Sachs, Suppl. steht, 'Bootsstange'. *pendille* kann kaum 'Schnur, Haken, Stock, Querholz' bedeuten; 'Haken' und 'Querholz' lasse ich gelten, aber 'Schnur' paſst gewiſs nicht. — *brisacque* heiſst nicht nur mit Delesalle 'Höllenlärm', sondern auch 'Entzweireiſser' (von Kleidungsstücken), nach Theuriet. — Folgende deutsche Ausdrücke möchte ich durch andere ersetzt sehen: 'verprügeln' *payer la goutte à q.*, 'Knirschen, Prasseln beim Schütten von Getreide oder Salz' unter *grillotis*, 'Laib' unter *michot* (Brötchen), 'fett sein' *être rond comme une bourrique* (voll), 'Bettpfühl' *traversin* (das untere, breitere, von einer Bettseite zur anderen gehende Kopfkissen).

Hinzuzufügen ist *camarde*, zumal da *camarder* angeführt ist, und unter *pneu* die Bedeutung 'Luftpumpe für die Radfahrer'. Hinzufügen will ich für *bleuet* 'Blättchen' (in Offizierskreisen gebräuchlich), für *court à pattes* 'Sandhase, Sandlatscher, Stoppelhopser' (Soldatenausdruck), für *Jacques* 'Lude' (berlinisch), für *raquette* 'Sprenkel' (brandenburgisch).

Alles in allem: *Ce livre est fait avec soin, il rendra service à nous autres professeurs de français.*

Berlin. F. Lamprecht.

Dr. Hermann Tardel, Das englische Fremdwort in der modernen französischen Sprache (Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner). Bremen, G. Winter, 1899. 60 S.

Die Schrift zerfällt in einen allgemeinen und einen speciellen Teil. In ersterem giebt der Verfasser eine kurze Geschichte des englischen Fremdworts in Frankreich und bespricht die Art und Weise seiner Aufnahme und sein Eindringen sogar in die Dichtung, in letzterem eine Zusammenstellung der englischen Fremdwörter, die gegenwärtig im Gebiet der französischen Sprache in Gebrauch sind. Der Verfasser hat vieles aus Zeitungen, Zeitschriften und modernen Romanen selbst zusammengetragen, doch auch die Sammlungen von Littré, Sachs, Villatte u. a. zu Rate gezogen. Das schnelle Vor- und Rückschreiten derartiger Bewegungen im Leben einer Sprache schlieſst ja die Vollständigkeit einer Darstellung von vornherein aus. Daher sind für die vorliegende Arbeit ganz mit Recht nur wenige Romane und Erzeugnisse der Tageslitteratur untersucht worden. Dennoch ist das Ergebnis sehr reichhaltig ausge-

Digitized by Google

fallen, der Index verzeichnet nicht weniger als 500 Ausdrücke. Principiell hätte ich an der Arbeit nur auszusetzen, dafs meines Erachtens die Grenze für das als Fremdwort zu Betrachtende etwas weit gezogen ist. Ausdrücke, bei denen der Redende noch das Bewufstsein hat, von etwas specifisch und ausschliefslich Englischem zu reden, hätten wohl beiseite gelassen werden können. So ist in dem Satze *'Salesbury prend le Foreign Office' F. O.* nicht einfach ein anderer Ausdruck für *affaires étrangères,* ebensowenig wie *Her Gracious Majesty* von einer anderen als der englischen Königin gesagt werden wird (vgl. S. 48).

Im einzelnen habe ich nur weniges zu bemerken. Auf S. 10 hätte wohl darauf aufmerksam gemacht werden können, dafs *dead head* — wenn der *Gil Blas* vom 5. Juni 1895 wirklich so schreibt, was ich nicht nachprüfen konnte — sich in der dort erforderlichen Bedeutung nur durch Verwechselung mit dem z. B. im kleinen Wörterbuch von Larousse als in Frankreich üblich angeführten *dead-heat* erklärt. Ein einmaliges Versehen scheint nicht vorzuliegen, da der Ausdruck in derselben Zeitung in gleicher Gestalt noch einmal auftritt. Was *reading-sauce* (S. 21) bedeutet, ist mir unklar geblieben. Auf S. 33 in der Anmerkung ist ein Irrtum untergelaufen. *Raides* ist hier nicht das englische Wort, das sich auch sonst nicht mit *e* finden dürfte, sondern das französische Adjektiv *raide,* dessen weibliche Form im Plural, im Sinne des Neutrums verwendet, 'unglaubliche Geschichten' bedeutet.

Von den leider recht zahlreichen Druckfehlern nenne ich nur S. 19 Anm. 1 Nordan statt Nordau, S. 21 Z. 12 *extrady* st. *extradry,* S. 31 Z. 4 *mis à ses jours* st. *mis fin à s. j.,* S. 35 Z. 1 *studbock* st. *stud-book,* S. 46 Z. 23 *l'entér* st. *l'entrée.*

Berlin. Rudolf Tobler.

45 französische Lieder mit bekannten deutschen Volksmelodien für den Gebrauch beim französischen Unterricht. Ausgewählt und geordnet nebst Wörterverzeichnis von K. Wetzel. Berlin, Fufsingers Buchhandlung, 1898. 40 u. 24 S. 8.

Die kleine Sammlung stellt in der Hauptsache eine Auslese aus Publikationen von Franzosen (Delcasso und Gross, Bouchor und Tiersot u. a.) dar, welche die Schätze des deutschen Liedes für ihre Heimat nutzbar gemacht haben. Über die pädagogische Brauchbarkeit solcher deutsch-französischen Gesänge kann man ja verschiedener Ansicht sein; jedenfalls ist es ein Vorzug der vorliegenden Auswahl, dafs sie in grofser Mehrheit französische Nachdichtungen deutscher Texte bietet. Die Gesänge, in denen eine deutsche Weise mit einem fremden französischen Texte willkürlich zusammengekoppelt wird, sind sehr in der Minderzahl; bei solchen Versuchen kann ja zumeist doch nichts Rechtes und Einheitliches herauskommen, wie z. B. in Nr. 33 der Sammlung, wo man nach der Silcherschen Loreleimelodie ein Loblied auf den *'facteur rural'* singen soll. Freilich setzen sich die französischen 'Anpassungen' über die Forderungen

Digitized by Google

der von der Melodie bedingten musikalischen Deklamation mit einer Gefühllosigkeit hinweg, die das Singen mancher Strophen beinahe unmöglich macht (vgl. Nr. 6, 8, 17 u. a.). Einzelne dieser grausamen Verstöfse hätten sich durch eine sinngemäfs modifizierte Verteilung der Worte auf die Noten und durch 'Punktieren' des — übrigens von Fehlern nicht freigebliebenen — Melodietextes unschwer mildern lassen.

Berlin. Hermann Springer.

Gustaf Lené, Les substantifs postverbaux dans la langue française. Upsala, Impr. Almqvist et Wiksell, 1899. 148 S. 8.

Die unter vorstehendem Titel veröffentlichte Doktordissertation behandelt ihren Gegenstand, die Gewinnung von Substantiven aus dem blofsen Verbalstamm ohne jedes Suffix (aufser etwa dem das weibliche Geschlecht kennzeichnenden *e*), mit einem gewissenhaften Eindringen, welches sowohl nach der Seite der möglichst vollständigen Sammlung der Thatsachen, wie nach derjenigen allseitiger Erörterung der Vorkommnisse gröfste Anerkennung verdient. Die Sache, um die es sich handelt, war zuvor öfter berührt, und der Verfasser, der eine sehr ausgedehnte Belesenheit in der grammatischen Litteratur beweist, hat seine Vorgänger wohl gekannt; aber er steht ihnen mit unabhängigem Urteil gegenüber, weifs ihre Äufserungen oft treffend zu berichtigen, beleuchtet manche Seite, die vernachlässigt war, und erreicht mit geduldigem Durchgehen der Lexika des alten und des neuen Französisch einen Reichtum der Zusammenstellung, den man dankbar entgegennehmen und der nicht verfehlen wird, die meisten in Erstaunen zu setzen. Was er über die Ursachen des häufigen Vorkommens dieser Art 'regressiver Bildung', über die dabei zu beachtenden lautlichen Verhältnisse (Auslaut und Stammvokal) vorträgt, wie er die Substantiva nach dem Geschlecht und nebenher nach der Konjugationsklasse der zum Ausgangspunkte dienenden Verba sondert, kann man fast durchaus billigen. Mancher hätte vielleicht die semasiologische Seite des Gegenstandes, den Übergang von abstrakter Bedeutung zu konkreter, auch persönlicher, gern etwas eingehender behandelt gesehen; aber bei der grofsen Zahl der zu betrachtenden Wörter lag alsdann die Gefahr nahe, sich ins Endlose zu verlieren. In dieser Beziehung sei hier nur das eine bemerkt, dafs schwer zu begreifen ist, warum Herr Lené sich so sehr sträubt, anzunehmen, die Franzosen hätten von sich aus dazu kommen können, ein *nomen actionis* zum *nomen agentis* werden zu lassen, wie in *espie* 'Späher', *gaite* 'Wächter' geschehen ist (S. 33 und 138). Nimmt man denn nicht ganz Ähnliches wahr bei nfrz. *ôtage* 'Geisel', afrz. *message* 'Bote', nfrz. *témoin* 'Zeuge', afrz. *prison* 'Gefangener'? und würde nicht auch *groin* 'Rüssel' für solche Möglichkeit zeugen, wenn es, wie mit dem Verfasser S. 46 die meisten annehmen, postverbal ist?

Dafs in Bezug auf Einzelheiten gelegentlich etwas Irrtümliches mit unterläuft, ist entschuldbar. Ich erwähne einiges: S. 26 heifst es, *ahaner* komme erst im 16. Jahrhundert vor; dafs dem so nicht ist, zeigt das

Digitized by Google

dem Verfasser sonst ganz gut bekannte *Complément* von Godefroy (nicht Godefroi, wie Herr L. immer schreibt). Dort wird er auch sehen können, dafs *alener* sich nicht erst im 14. Jahrhundert zeigt, wie er S. 27 meint. — S. 28 konnte zur Rechtfertigung des über *conroi* Gesagten angeführt werden, dafs neben dem einfachen *roi* 'Ordnung' ein *reer* nicht besteht. — S. 31 *reprochier* mag wirklich erst im 12. Jahrhundert begegnen; darum *reproche* in der Ch. Rol. durch *reprueve* zu ersetzen, scheint gleichwohl nicht erlaubt. — S. 45 *ajorne* 'das Tagen' ist durch das Glossar 7692 nicht hinlänglich gesichert; sicher ist an dieser einzigen Belegstelle *ajornee* zu schreiben. — Zu S. 52 sei erinnert, dafs der Zusammenhang zwischen ital. *furbo* und *forbire* nichts weniger als aufgeklärt ist. — S. 55 Das von *voloir* aus gewonnene Substantiv tritt doch schon früh auch mit mouilliertem *l* auf (z. B. bei Benoit de Se. More, wenngleich nicht immer). Den Stamm des Verbums konnten sowohl die zweite und die dritte der Einzahl und die dritte der Mehrzahl mit reinem *l*, wie die erste der Einzahl mit mouilliertem darzustellen scheinen (zu S. 57). — S. 65 *renparer* braucht Froissart. — S. 68 Das verbale Substantiv *abandon* kommt schon im Erec vor; daneben besteht ein zum Substantiv gewordenes *a bandon*. — S. 69 *addit* ist von Godefroy mifsdeutet; es ist = *addictum*, während *additement* = *additamentum* ist. — *adon* dürfte ein Substantiv gewordener präpositionaler Ausdruck *à don* (wie das eben erwähnte, neben dem postverbalen bestehende *abandon* aus *à bandon*) sein. Dafs *adour* mit *ornare* zusammenhänge, wird durch das *d* sehr zweifelhaft. — S. 71 Über *guetapens* ist jetzt die ansprechende Darlegung von G. Paris in Rom. XXIX 262 nachzusehen, die Herr L. nicht kennen konnte. — S. 73 Für das Geschlecht von *araisne* kenne ich eine einzige entscheidende Stelle, Ferg. 138, 31; und da ist es weiblich. — S. 80 Unter *éclat* wird auf *esclax* verwiesen; dieses aber fehlt. Es sind dieses meines Erachtens zwei verschiedene Wörter. — S. 83 Für *eire* wäre auch das Kompositum *soleire* im Oxforder Psalter zu erwägen. — S. 84 *escus* hat Burguy aus Henschel, dieser aus dem Glossar der Chron. Ben. entnommen, wo es aber nur als 1. Sing. des Verbums vorkommt. *égard* scheint mir auch in der angeführten Redensart der Gaunersprache das nämliche Wort wie sonst, und zwar in seiner alten Bedeutung 'Urteilspruch' (durch den hier einer sich von vornherein den Löwenanteil zuerkennt). *esfroi* und *esfrois* können einander dem Sinne nach ziemlich nahe kommen, sind aber durchaus verschieden. — S. 85 Zu *esport* ist zu bemerken, dafs die Belege aus Jehan des Preis nur *espors* ergeben. Dieser Text durfte unbedenklich vernachlässigt werden. — S. 86 *grief* scheint mir eher das substantivisch gebrauchte Adjektiv als eine postverbale Neubildung aus *grever* zu sein. Wäre es letzteres, so müfste es die Thätigkeit des Belästigens bezeichnen, während es vielmehr die Benennung einer Thatsache als einer beschwerenden ist. — S. 87 ist *meffi* auf eine besondere Zeile über *mépris* zu setzen. — Die S. 88 unter *pil* beigebrachte Stelle aus Méon I 416, wo *mortautez* für *mortalitez* zu schreiben ist, giebt in ihrer metrisch unhaltbaren Gestalt keinen gültigen Beleg für das sehr bedenkliche *pil*. — S. 89 *porvil* existiert nicht; wo die

Digitized by Google

Herausgeber *en porvil* gelesen haben, ist *en por vil* zu lesen. — S. 91 *recouvre* kennt Godefroy nur weiblich; doch mag es ursprünglich männlich gewesen sein wie ital. *ricovero*. — S. 92 *remire*, worauf unter *remir* verwiesen ist, findet sich S. 128 nicht und hat wohl auch (als Ableitung von *remirer*!) nie bestanden. — S. 94 *reveler* 'sich auflehnen' ist reichlich nachgewiesen. — S. 96 *soivre* ist unsicheren Geschlechtes. — *vié* S. 97 ist auch Godefroy wohl bekannt, nur dafs er die Belege seltsamerweise unter *veé* giebt. — Unter Ableitungen von Verben auf *-ir* finden sich mehrere sehr zweifelhafte; so *apat*, das wohl eher = ital. *a patto* ist, mit *acompte* aus *à compte* zusammenzustellen. Dafs *glout* so viel sei wie *gorgée*, sagt zwar Godefroy; aber mit welchem Recht? *lait* = *injure* scheint mir wie das oben erwähnte *grief* blofs das Substantiv gewordene Adjektiv. *ment* an Godefroys einziger Belegstelle ist wohl *nient* (einsilbig) zu lesen. *refroid* kann so gut von *refroidier*, das afrz. ganz gewöhnlich ist, wie von *refroidir* kommen. *rôt* (afrz. meist *en rôt*) ist wohl nur das Substantiv 'Rost'. — S. 102 *croi* ist von Meyer-Lübke vermutlich nach meinem Citat (Sitzungsberichte der Berliner Akad. von 1889, S. 1087 Anm.) aufgenommen; ich zweifle an dem Worte, seit ich aus Walbergs Ausgabe des Bestiaire von Phil. de Thaon die Varianten zu Z. 2812 des Gedichtes kenne. *défend* ist wohl nur schlechte Schreibung für *défens*. Auch *descent*, *destort* von *destordre*, *repon* sind sehr unsicher; *recor* dürfte für *retor* verlesen sein. Für *reton* wird nach der einzigen Belegstelle eher *retons* zu stehen haben. S. 103 die Behauptung, dafs *main* 'Wohnung' auch männlich sei, wird sich schwer erweisen lassen; *le main* erlaubt in einem picardischen Texte keinen Schlufs, und das mehrfach darin begegnende *en le main* beweist weibliches Geschlecht. — S. 104 *resiet* dürfte von Godefroy richtig = *recet* gesetzt sein. – S. 108 *ale* ist von diesem Gelehrten reichlich nachgewiesen. — S. 109 *assome* '*sommeil*' ist ein Wort sehr zweifelhafter Realität; nicht nur fehlt ein Verbum *assommer* 'schlafen', von dem es abgeleitet sein soll, sondern die Lesart der einzigen Belegstelle scheint auch wenig berechtigt; für *ni assomme* wird *ne ja somme* zu schreiben sein. — S. 113 *convice* ist sicher *convicium*. — Zu *coule* (zu lesen *çoule*) ist der Verfasser auf Herrn Thomas' Äufserung in Rom. XXVIII 178 zu verweisen. — S. 114 *délaxe* beruht auf einem Schreibfehler des Verfassers und ist zu *détaxe* zu bessern. — S. 116 *efface 'vestiges d'une bête'* ist abermals ein Unwort; an der einzigen Belegstelle Godefroys ist wohl *estace* zu schreiben — oder zu lesen. — *engarde* S. 117 scheint nur schlechte Schreibung für das bekannte *angarde*; das vorstehende Rebschofs ist als 'Vorhut' bezeichnet. *entre* ist ebenfalls falsche Schreibung eines Anglonormannen für *entree*. — S. 119 *estire*, das an der einzigen Belegstelle übrigens männlich auftritt, hat von Godefroy, wie so unendlich viele andere Wörter, eine durch nichts gerechtfertigte Deutung erhalten. Das Verbum *fiever* ist nichts weniger als hypothetisch. — S. 120 *folleie 'dépense'* wird durch die einzige Belegstelle noch lange nicht sicher gestellt. — S. 123 Zu *maine* sei an Mussafia im Lit. Blatt 1896 Sp. 204 erinnert. — Das Geschlecht von *mande* ergiebt sich aus den Belegen nicht. —

Digitized by Google

tente S. 131 gehört nicht zu *tenter*, sondern zu *tendre* und heifst 'Schlinge'. — *fourne* S. 133 = *production* ist höchst zweifelhaft. *laide* ist weibliches Adjektiv. *mente* 'Lüge' besteht so wenig wie ein gleichbedeutendes *ment*; an der einzigen Belegstelle scheint *mende* (lat. *menda*) geschrieben werden zu müssen. Auch S. 134 *serve* müfste anders gesichert sein, um glaubhaft zu werden. — S. 135 Für *meschaille* '*malheur*' ist Jehan des Preis kein ausreichender Bürge.

Stöfst man, wie das Vorstehende zeigt, in Herrn Lenés Arbeit auf manche Aufstellungen, die entschiedenen Widerspruch hervorrufen oder wenigstens begründetem Zweifel begegnen müssen, so ist seine Leistung darum doch recht lobenswert und läfst hoffen, dafs er zur Förderung des historischen Verständnisses der französischen Sprache auch weiterhin Schätzenswertes beitragen werde. Wo er diesmal gefehlt hat, ist dies meist durch ein Übermafs von Vertrauen veranlafst, das er unzuverlässigen Lexikographen und ungenügenden Ausgaben entgegengebracht hat. Eine recht eingehende Beschäftigung mit den Sprachdenkmälern selbst wird nicht verfehlen, ihn vorsichtiger zu machen.

Berlin. Adolf Tobler.

Karl Kühn: 1) Französisches Lesebuch für Anfänger. 4. Auflage. — 2) Französisches Lesebuch. Unterstufe. 7. Auflage. — 3) Französisches Lesebuch. Mittel- und Oberstufe. 4. Auflage. — 3a) Wörterbuch zu 3). — Dazu, im Anschlufs an Kühns Lesebücher: 4) Französisches Übungsbuch. Bearbeitet von Dr. R. Diehl, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule zu Wiesbaden. 1. Teil. Unterstufe. — Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899.

Im mündlichen Gebrauch der Sprache in den Lehrstunden und seiner methodischen Vorbereitung sind wir schon ziemlich weit entfernt von der Zeit, in der allenfalls in der obersten Klasse ein Versuch gemacht werden durfte, auf eine meist litteraturgeschichtliche Frage aus dem Schüler eine deutsch gedachte und ins Französische übersetzte Antwort herauszulocken, bei der 'chef d'œuvre' und 'naquit' oder 'mourut' die Hauptrolle spielten. Hier mufste und konnte Abhilfe eintreten. Es wird mit Recht verlangt, dafs die einfachsten Formen des Zwiegesprächs dem Schüler zur *ἄλογος τριβή* werden sollen; die dadurch bedingte Übung im Sprechen mufs schon auf der untersten Stufe kunstvoll vorbereitet werden, jeder Altersstufe vom ersten Unterricht an für die grammatische Ausbildung zu Sprechübungen geeignetes Material geboten werden. Unter diesen Gesichtspunkten rechne ich Kühns Lesebücher zu den vortrefflichsten Hilfsmitteln; ihre Zweckmäfsigkeit hat sich schon in der Praxis bewährt, und unausgesetzt arbeitet der Verfasser an ihrer Verbesserung, nicht Veränderung, die oft genug künstlich nur die Notwendigkeit einer neuen Auflage begründen mufs. Was Kühn zusammengetragen hat, wird, glaub ich, noch

Digitized by Google

lange brauchbar bleiben, auch wenn selbständige Sammler Bücher in seiner Art herstellen, was für den Unterricht namentlich auf der Unterstufe mit Freuden zu begrüfsen wäre. Denn am schwierigsten gestaltet sich die Gewinnung geeigneter Stoffe für das erste französische Jahr: sie müssen in leicht verständlicher, leicht im Gedächtnis haftender Sprache Vorgänge und Schilderungen aus dem Ideenkreise des Kindes enthalten, aus der Umgebung, in der es aufwächst, aus Familie, Wohnung und Haus. Die idiomatisch korrekte Wiedergabe solcher Stoffe verlangt aber vom Lehrenden zu allererst eine intimere Bekanntschaft mit der lebendigen Sprache, die durch Bücher-Französisch nicht vermittelt wird. Worte und Wendungen für solche Vorgänge kann der Fremde nur durch fortgesetzte Beobachtung der französischen Familiensprache erlangen, die manchem tüchtigen Grammatiker abgeht. Und doch ist das Studium dieser eigentlichen 'langue maternelle' an der Quelle, also im Familienkreise, zur Herstellung einer lebendigen Verbindung mit dem deutschen Schüler, der ähnliche Eindrücke hat und und ähnlich fühlt und denkt wie das französische Kind, für den Anfänger recht wünschenswert, ja unentbehrlich. Denn von den glücklich vermittelten ersten Eindrücken hängt häufig für alle Zukunft lebendige Zuneigung oder, durch nutzlose Quälerei veranlafst, träge Gleichgültigkeit gegen die fremde Sprache ab. Man wird schwerlich fehlgehen in der Annahme, dafs manchem auch der heutigen Lehrer des Französischen intimere Kenntnis dieser Sprache fehlt. Um so willkommener wird eine Sammlung idiomatisch einwandfreier Stücke für das erste französische Schuljahr sein, ein weise beschränktes, im Ausdruck unbedingt französisches, dabei dem kindlichen Verständnis angepafstes und an Abwechslung reiches Material für den Lehrer, der die verantwortungsvolle Aufgabe hat, den sicheren Untergrund des Gebäudes aufzuführen. Der ganze Text beträgt etwa 80 Seiten, von denen Kühn etwa 60, sein Mitarbeiter Dr. Fricke 20 geliefert hat. Letzterer hat gerade in dem Abschnitt 'Le Langage de nos Petits' einen wertvollen Beitrag zur Familiensprache gegeben, der mit Kühns Texten trefflich harmoniert. Hier wechseln Geschichtchen im kindlichen Ton mit kleinen Sprüchen ab, mit lustigen Reimen, Rätseln und Spielweisen, zu denen auch 12 leichte Melodieen gegeben sind. Aufser volkstümlichen Reimen finde ich besonders H. Rufer, J. Normand, C. Kar, M[lle] S. Brés und den aus seinem 'Petit Monde' rühmlich bekannten C. Marelle vertreten. Nächst dem Bereiche des Kindes in Wohnung und Haus kommen dann in Prosa Vorgänge der Schule, Heimatskunde, Anfänge der Erdbeschreibung und des Rechnens zum Vortrag, endlich leichte Anekdoten und Erzählungen verschiedenen Inhalts. Alle diese Stoffe sind vorzüglich geeignet zum verständnisvollen Lesen, Auswendiglernen, Sprechen. Freilich wird selbst die trefflichste Sammlung nie den Wert der lebendigen erziehlichen Einwirkung der Sprache als langue maternelle ersetzen: aber das soll sie auch nicht; denn der deutsche Schüler ist zunächst deutsch und lernt die französische Sprache als Fremder kennen. Aber der Lehrer darf nichts unterlassen, was ihm die Erlernung der fremden Sprache erleichtert und

Digitized by Google

angenehm macht. Daher denn auch die buchmäfsige Einführung des deutschen Schülers in die Welt des französischen.

Schliefslich bemerke ich, dafs ich neben Kühn andere ähnliche Arbeiten z. B. von Völkel, Ohlert oder Ebner-Meyers Buch von Knörich wohl kenne; aber wir sind trotz mancher Umgestaltungen und Anfänge auf dem Gebiete brauchbarer Schullesestoffe grade für die unterste Stufe mit einwandfreien Büchern noch nicht überreichlich versehen, eine Vermehrung des geeigneten Materials bleibt daher recht wünschenswert.

Die 'Unterstufe' bildet die Fortsetzung des Lesebuches 'für Anfänger'. Sie zerfällt in zwei Teile, deren erster intim mit den Stoffen für Anfänger verwandt ist: eine treffliche Auswahl von Kindergedichten, neue Gegenstände aus dem Leben im Hause, in der Schule, in den verschiedenen Jahreszeiten; endlich Märchen. Vorauf geht auch hier eine kleine Sammlung von sieben Nummern aus Frickes 'Langage de nos Petits'. Der zweite Teil bringt Geschichtliches in Lebensbildern, Schilderungen aus Stadt und Land, endlich Gedichte, vornehmlich Fabeln von La Fontaine. Charles Marelle ist auch hier, wie im ersten Teile dieses Buches, mit passenden Stücken vertreten. Für recht geeignet für diese Stufe halte ich die am Schlufs gegebenen Lieder und Gedichte: Souvestre (Chanson des Matelots), Catalan (L'Enfant de la Montagne), Béranger (Les Hirondelles), F. Bérat (Ma Normandie), Porchat (La France est belle). Für den Gesang der Lieder sind zwölf Melodien beigefügt; für solche, die aus dem Deutschen übersetzt sind, wie Uhlands 'Guter Kamerad' (S. 11), 'O Tannenbaum' (S. 46), oder die inhaltlich deutschen Liedern ähneln, sind die deutschen Weisen angegeben, die zu den Texten passen. — Besonders schwierig war auf dieser Stufe die Beschaffung angemessener Prosastoffe, mit Ausnahme der geschichtlichen, für die Lamé-Fleury, Magin & Bonnechose, Magin & Jeannel gute Stücke boten; auch an geographischen und heimatskundlichen französischer Zunge mangelt es nicht. Dagegen mufsten in dem Abschnitt der Märchen und Erzählungen französische Stoffe passend zugestutzt oder deutsche mit Änderungen übertragen oder direkte Übersetzungen aufgenommen werden. Dem deutschen Schüler, der diese kennt oder durch Ähnlichkeiten bald an deutsche Geschichten erinnert wird, so in 'Le Colimaçon et le Renard' von Sébillot (S. 34), einer Nachbildung von Swinegels Wettlauf mit Lampe, oder in 'Le petit Chaperon Rouge' von Perrault (S. 59), einer Übersetzung des Märchens vom Rotkäppchen, ohne den deutschen Schlufs, wird fast ohne Schwierigkeit des Verständnisses eine anregende Lektüre in sehr anmutender Form geboten. — Die Thatsache der siebenten Auflage mag den Beifall erhärten, den die Unterstufe in Fachkreisen gefunden hat.

Für die 'Mittel- und Oberstufe' verweise ich auf die Besprechung der zweiten Auflage in dieser Zeitschrift, Bd. 99, 465 ff. Hinzuzufügen ist zur vierten Auflage, dafs der Verfasser fortgesetzt bemüht ist, durch fleifsige Um- und Ausschau nach passenden Lesestoffen das Buch für seine Bestimmung immer geeigneter zu machen, 'ein ständiger Begleiter des Schülers zu sein'. Die 'notes explicatives' und die Abrisse der Litte-

Digitized by Google

raturgeschichte und der Metrik haben angemessene Erweiterung erfahren. Machten die geographisch-geschichtlichen Stoffe der Unterstufe schon die Zugabe einer Karte von Frankreich nötig, so ist diese für die Oberstufe in noch genauerer Ausführung erst recht willkommen zu heifsen. Nicht minder die Pläne von Paris, die wie die Karte von Frankreich auch im Geschichtsunterricht verwandt werden können.

Bei der Durchsicht des reichen textlichen Inhalts, namentlich für seine sachliche Zweckmäfsigkeit, mag ich Druckfehler übersehen haben; es sind sicher nicht viele. Aufgefallen ist mir: 'Anfänger' 59, 2—3: *sourc-,* lies *source,* und in der Abteilung, eine Zeile tiefer: *maie-greur,* lies *mai-greur.* — 'Unterstufe' XXIV, 5: *que ferons-vous toute la journée?* Lies *que ferons-nous.*

Diehls 'Französisches Übungsbuch' giebt, im Anschlufs an Kühns Lesebücher und seine grammatische Methode, eine Zusammenstellung von grammatischen Materialien zur nutzbaren Verarbeitung der Lesestoffe. Das vorliegende Büchlein von 82 Seiten behandelt in dieser Beziehung Kühns Unterstufe.

Die wiederholte Durchsicht von Kühns Lesebüchern veranlafst mich von neuem, die Herren Fachkollegen zu einem Versuch mit diesen ausgezeichneten Lesestoffen angelegentlichst einzuladen.

Charlottenburg. George Carel.

Léon Paul, En Terre Sainte. Nach des Verfassers 'Journal de voyage' für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Michaelis, Rektor und Orts-Schulinspektor zu Biebrich a. Rh. Dessau und Leipzig, Richard Kahles Verlag, 1899.

Auf 76 Seiten ein Auszug aus des Verfassers in Frankreich geschätztem Tagebuch seiner Orientreise. Da im allgemeinen die Reisebeschreibung den Vorzug geniefst, an keine andere Disposition gebunden zu sein als an die Innehaltung der Reiseroute, die Zerstörung einer fein angelegten Fabel durch Excerpierung nicht zu befürchten ist, kann man mit dem von Michaelis gegebenen Text und seiner Einteilung im ganzen einverstanden sein. Des Verfassers Methode, Ereignisse und Umstände nach dem Bericht der Heiligen Schrift an den Orten, die er besucht, festzustellen, unterstützte und erläuterte der Herausgeber durch vielfachen, fortgesetzten Abdruck der bezüglichen Bibelstellen unter dem Text, eine Beihilfe für diejenigen, die keine französische Bibel besitzen. Dafs Texte der Heiligen Schrift wohl auch im französischen Lesebuch erscheinen können, ist aufser Frage, auch schon öfter versucht worden; so z. B. von Wilhelm Peters, Einführung in die französische Sprache, Velhagen und Klasing, 1896. Der Herausgeber von Léon Pauls Text hat nach meinem Dafürhalten in diesen Citaten dem Leser eine schätzbare Beihilfe gegeben. Weniger einwandfrei ist der Kommentar, S. 76—95, der eine methodische Bearbeitung vermissen läfst. Er enthält eine Reihe sachlicher Notizen, die nach Form und Inhalt rein willkürlich zusammengestellt

Digitized by Google

sind. Für wen sind denn diese Anmerkungen? Ich meinte es mit einem für Schüler bestimmten Lesebuch zu thun zu haben. Auf welcher Alters- oder Lehrstufe? Das läfst der Kommentar nicht erkennen. Es erscheinen sehr elementare Belehrungen, die, wenn ich an Tertia oder gar Unter-Sekunda denke, überflüssig sind; z. B. S. 78, dafs 'Venus in der römischen Mythologie die Göttin der Liebe und Schönheit' sei. Andererseits zeigen die Artikel unnötige Breite oder unsachliche Abschweifungen; wozu wird z. B. S. 77 über Versailles, das ja sicherlich sonst recht interessant ist, so ausführlich gesprochen? Hier wiederum vermisse ich an manchen Stellen, die wohl eine genauere Belehrung verlangen, überhaupt irgend eine Notiz, wäre sie auch lückenhaft, oder enthielte sie auch nur die landläufige Überlieferung in Erklärung gewisser Realien. — Dafs nicht ausschliefslich sachliche Belehrung in der Absicht des Herausgebers lag, beweist die einzige grammatische Bemerkung (über Stellung des Adjektivs, S. 85 zu Text S. 23), die sich in den Kommentar verirrt hat. — Machte schon die Menge der Druckfehler im Text ein Verzeichnis derselben nötig, so wäre ein gleiches für den Kommentar zu wünschen. Hartnäckig kehrt S. 94 und 95 *Begrouth* wieder statt *Beyrouth,* so dafs der Schüler diese Form für irgendwie berechtigt halten könnte; ebenso S. 95 *Smgrne, L'île de Sgra,* dicht hinter *Le Nahr-Begrouth,* wo überall y statt g stehen mufs. — S. 87 o. *Jéan Baptiste;* S. 88 *La grupe des Nombres,* gemeint ist *la grape,* die Weintraube der Kundschafter, Num. 13. — S. 90 *Une des mervilles des Mille et une Nuits,* für *merveilles.* S. 78 unter *Naples* steht *Herculanum* für das später gesetzte *Herculaneum.* S. 94 'Buffons Schriften zeichnen sich weniger durch wissenschaftliche Gründlichkeit, a u s durch Schönheit des Styls aus', lies '... a l s durch Schönheit des Styles aus'. Die auf der letzten Seite des Buches gegebene Karte ist unzureichend; sie ist weder für antike noch moderne Geographie Palästinas zuverlässig und läfst alle Augenblicke im Stich. Nach Vorwort V hat der Herausgeber den Stoff unter dem frischen Eindruck der Orientreise Sr. Majestät des deutschen Kaisers bearbeitet. S. 91 unter 'Kaïffa' berichtet er auch von der hier am 25. Oktober 1898 versuchten Landung der Majestäten. Aber der auch als Hafenplatz für Galilæa und Samaria bemerkenswerte Ort ist nicht auf der Karte zu finden.

Will der Herausgeber ein brauchbares Schulbuch herstellen, so dürfte sich die Anfertigung eines neuen Kommentars zu dem recht lesbaren Stoffe dringend empfehlen.

Charlottenburg. George Carel.

K. Heine, Einführung in die französische Konversation. Ausgabe B. Nach den Hölzelschen Bildern. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1898.

Das Buch giebt auf 72 Seiten in 48 Abschnitten Proben von Verarbeitung der bekannten Bilder: L'Hiver, La Ferme, L'Été, La Forêt. Für die beiden ersten hat der Verfasser jedem Abschnitt auch noch Fragen

Digitized by Google

und Antworten des gewünschten Gespräches beigefügt, zuletzt nur die Fragen. Bei den beiden letzten Bildern hat er auch diese fortgelassen, 'um dem Lehrer nicht die Freiheit zu nehmen, je nach den Fortschritten der Kinder den Stoff zu erweitern und zu vertiefen'. Die eingestreuten Gedichte, Rätsel und Lieder, vier mit Melodien, sollen zur Belebung des Stoffes beitragen. — S. 46 ist *la cuve* übersetzt 'der Tubben', *la nappe* in demselben Abschnitt 'das Tischlaken'. Warum hat der Verfasser nicht die gemeinverständlichen und üblichen Bezeichnungen für das erstere 'Wanne' oder 'Zuber', für das letztere 'Tischtuch' beibehalten? — Hinsichtlich der Stoffe finde ich nichts zu bemerken; sie sind meistens schon anderwärts entdeckt und erprobt worden. Dem Lesebuch folgt eine kurz gefafste Elementargrammatik. Wer einer elementaren Anleitung zum Gebrauch Hölzelscher Bilder bedarf, sei auf das Büchlein aufmerksam gemacht.

Charlottenburg. George Carel.

G. Lachenmaier, Elementarbuch der französischen Sprache für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Erster Teil. Stuttgart, Paul Neff, 1899.

Die vom Beurteiler im Archiv 99, S. 464 ff. angezeigte 'Syntax' von Ehrhart-Planck ist nur ein Teil der von den genannten Gelehrten zusammen mit G. Lachenmaier verfafsten 'Französischen Schulgrammatik für höhere Lehranstalten'. Diese Syntax setzt die Kenntnis einer Elementargrammatik schon voraus, ist aber an keine andere Methode als diejenige unabhängiger, rein wissenschaftlicher Betrachtung ihres Gegenstandes gebunden. Sie bildet also ein selbständiges Lehrbuch, das als Fortsetzung jeder Elementargrammatik gebraucht werden kann. Doch machte der Ausbau der Syntax zu einer ganzen Schulgrammatik die Herstellung von zwei Elementarbüchern empfehlenswert, nämlich für Quarta und Tertia, die von Professor G. Lachenmaier, dem langjährigen Arbeiter in diesen Klassen, zu passender Ausführung im Rahmen des ganzen Werkes übernommen wurden. Die Grundsätze seiner Arbeit sind also die von dem Beurteiler schon bei Besprechung der Syntax entwickelten: mafsgebend sind nur wissenschaftliche Gesichtspunkte. Für einen gymnasialen Sprachbetrieb verlangt er im Französischen ebensogut wie in den alten Sprachen wissenschaftliche Schulung und geistige Gymnastik des Schülers; daher übersichtlichen Zusammenhang und systematische Fassung der Regeln, aus denen der Schüler überall sprachliche Gesetzmäfsigkeit erkennen lernen mufs. Dabei sind die praktischen Winke neuerer neusprachlicher Methodik nicht aufser acht gelassen. Letztere verlangt für Lese- und Ausspracheübungen eine ziemlich ausführliche Lautlehre. Ihre richtige Übung und Beherrschung mufs dazu führen, die sprachliche Beobachtungsgabe des Schülers zu unterstützen, seinen sprachlichen Blick zu schärfen. Dabei müssen Wortschatz und Übungsstoff möglichst aus dem täglichen Leben und dem Kenntniskreis oder den

Digitized by Google

Beschäftigungen des Schülers genommen sein, doch in systematischer Anordnung des Materials nach gröfseren Begriffsgruppen. Endlich mufs sobald wie möglich zu zusammenhängenden Sätzen und Stücken übergegangen werden. Im vorliegenden ersten Teil des Elementarbuches sind diese Gesichtspunkte sämtlich berücksichtigt, auch gute deutsche und französische Grammatiker mit Verständnis benutzt, endlich aus deutschen und französischen Lesebüchern brauchbare Lesestoffe zusammengetragen worden.

Die systematische Bearbeitung des grammatischen Stoffes verdient Anerkennung. Gewifs ist das gebotene Material sehr reichlich. Aber wir haben es hier auch nicht mit einem Buch zu thun, das nur frischweg von a bis z übersetzt werden soll, obwohl gegen die handliche Beschaffenheit der Stoffe nichts einzuwenden ist. Gott sei Dank braucht ein solches Buch nicht wie viele neuere methodische Lehrbücher einfach durchgepeitscht zu werden, um schliefslich keine grammatische Erkenntnis, sondern eine gewisse Parlierfähigkeit zu hinterlassen, die blofs praktischen Zielen dienen soll. Sobald die Regelsysteme zur logischen Schulung mitdienen sollen, wird die Grammatik aus einem blofsen Lernbuch auch ein Denkbuch für jeden Schüler; er beginnt mitzuarbeiten, weil er auf Schritt und Tritt beweisen mufs, dafs er richtig aufgepafst und aufgefafst hat; und die Grammatik wird das, was sie ihm immer bleiben soll: auf dem Grundstock von Regeln, die er schon durch eine elementare Übersicht leicht gewinnt und beherrscht, ein nützlicher Helfer zum Weiterbau, ein zuverlässiger Ratgeber in zweifelhaften Fällen, ein Wiederholer für Vergessenes, ein Ergänzer des Unvollständigen, kurz — ein gutes Lexikon — ein Buch zum Nachschlagen.

Aus diesem Grunde begrüfsen wir auch Lachenmaiers Bestrebungen mit Freuden, obzwar ein allseitig befriedigendes Lehrbuch nicht leicht fertiggestellt wird. Wenn der Verfasser auf die schwäbische Zunge, für die er zunächst schreibt, Rücksicht nimmt, so ist ihm das sicher nicht als Fehler anzurechnen. Beachtenswerter sind schon die Eigenheiten seiner Sprache, so S. 156 der Plural 'die D*ä*chse' statt 'D*a*chse'. Aber nicht billigen kann man den deutsch-französischen Übersetzungsstil, dem der Leser vielfach begegnet, und zwar nicht blofs in den Höflichkeitsformeln des Gespräches, wie 'mein Herr', 'mein Fräulein' u. dgl. Hier mögen sie hingehen, obgleich sie manchmal so undeutsch sind wie möglich. Aber Ausdrucksweisen, die wohl ein Hinweis für den Schüler, jedoch sonst undeutsch sind, müssen gemieden werden. Gerade von letzteren habe ich viele angetroffen. So S. 97: 'Habt ihr Schlaf?' für 'Seid ihr müde?' — S. 142: 'Ihr werdet gut im Parkhotel sein' für '... wohnen'. — S. 143: 'Gute Reise' für 'glückliche Reise'. — S. 174: 'Württemberg ist eine gesegnete, glückliche Gegend' für '... Land'. — S. 176 sogar: 'Die unerschrockenen Krieger galopierten ihre Pferde'. — Von Druckfehlern ist mir nur begegnet S. 151: *un étable.* Da das Wort männlich nur im 16. Jahrhundert vorkommt, ist *une étable* herzustellen.

Charlottenburg. George Carel.

Digitized by Google

Otto Günther, Professor an der Königl. Friedrich-Eugens-Realschule zu Stuttgart, Syntax der französischen Sprache für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Ehrhart-Planck. Ausgabe für lateinlose Schulen. Stuttgart, Paul Neff, 1899.

Die vortreffliche Syntax von Ehrhart und Planck, die bereits Archiv Bd. 99, S. 464 ff. ausführlich angezeigt wurde, eignet sich, da sie auf wissenschaftlicher Grundlage angelegt ist, zum Gebrauch auf allen höheren Lehranstalten. Auf Antrag der Verfasser bearbeitete Professor Günther das Buch für lateinlose Schulen. Im wesentlichen handelte es sich darum, die Beziehungen zum Lateinischen auszuscheiden und passende Änderungen oder Ergänzungen eintreten zu lassen. So ist hier neu hinzugekommen der IV. Abschnitt des ersten Kapitels, über die Übereinstimmung von Zeitwort und Subjekt. Sonst sind systematische Anordnung und rationelle Begründung der Stoffe in übersichtlicher Gruppierung auch diesem Lehrbuch verblieben. Das letzte Kapitel enthält eine Verslehre und in einem Anhang eine kurze Übersicht über die Geschichte und die Litteratur der französischen Sprache, für reifere Schüler.

Auch in dieser Gestalt sei die ausgezeichnete Arbeit zum Gebrauch an höheren Lehranstalten der genannten Art angelegentlich empfohlen.

Charlottenburg. George Carel.

Dr. H. Breymann, Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. 2. Auflage. 1. Teil. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1898.

Das 1898 in zweiter Auflage erschienene Buch ist mit Erfolg auf bayerischen Gymnasien gebraucht worden. Mit Recht verlangt der Verfasser, im Anschlufs an Rühls 'Anfangsunterricht in der französischen Formenlehre', Programm des Königl. bayerischen Realgymnasiums zu Nürnberg, das zusammenhängende Lesestück als Ausgangspunkt der grammatischen Besprechung. Keine Abstraktion ohne vorhergegangene Anschauung. Da die Sprechübung eine genügende grammatische und sachliche Erkenntnis des besprochenen Gegenstandes verlangt, wird sie sich nicht in vorgeschriebenen Fragen schablonenhaft abwickeln; vielleicht wird es dem Lehrer zu überlassen sein, im einzelnen Falle zu erkennen, was er fragen kann und mufs. 'Sprechübungen sind nutzlos, wenn sie sich in feststehenden Formen bewegen'. (Vorwort S. V.) Über den didaktischen Wert von Übersetzungsübungen sind die Ansichten geteilt. Doch, meine ich, hat der Verfasser recht gethan, auch deutsche Übersetzungsstücke in die grammatische Arbeit aufzunehmen; ich halte sie, an richtiger Stelle, zur Befestigung und Prüfung erworbenen Wissens und zum sicheren Fortschreiten auch in der Erkenntnis sprachlicher Verschiedenheiten für unentbehrlich. In diesem Sinne verlangt auch Breymanns Elementargrammatik von Anfang an logische Schulung als unentbehrliche Forderung einer fruchtbaren grammatischen Thätigkeit.

Digitized by Google

Die Lesestoffe sind ausgezeichnet, sowohl in Ansehung des Inhalts als ihrer Zweckmäfsigkeit zu grammatischen Übungen. Ihre inhaltliche Verarbeitung erweckt Gedanken, die in den dem Lesestück folgenden 'Proverbes et pensées' guten französischen Ausdruck finden oder Beihilfe für eigene Gestaltung gewähren. Daran schliefsen sich grammatische Materialien, die die formale Verarbeitung des Gelesenen vortrefflich unterstützen. Hier verdient das richtig innegehaltene Mafs und die zweckmäfsige Verteilung rein formaler Übungen alle Anerkennung; denn hier besonders zeigt sich die Güte des Buches, das nach mannigfacher praktischer Beobachtung im Unterricht und fachkollegialer Besprechung die gegenwärtige Gestalt gewann.

Anlage und Ausführung lassen Breymanns Arbeit als ein vortreffliches Elementarbuch für den gymnasialen Unterricht charakterisieren.

Charlottenburg. George Carel.

Arnold Ohlert, Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894 bearbeitet. 4. Auflage. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1899.

Von den Archiv Bd. 99, S. 218, bereits angezeigten Lehrbüchern des rührigen Verfassers liegt die neue Auflage des Lesebuches, Ausgabe B, für höhere Mädchenschulen vor. Der auf die ersten drei Jahre berechnete Lesestoff giebt auf 120 Seiten sehr passend ausgewählte, nach Form und Inhalt recht ansprechende Materialien in vielseitiger Auswahl. Die Durchsicht dieser durchweg für den Anfangsunterricht geeigneten Stücke zeigt grofsen Sammelfleifs und in der verständnisvollen Anordnung der Stoffe sorgfältigste Prüfung und den Takt eines erfahrenen Beobachters. Bei der sonst reichlichen Auswahl kurzweiliger Stoffe halte ich das Fehlen sangbarer Weisen mit Noten nicht für einen empfindlichen Nachteil, Sprüchwörter dagegen mit ganz kurzer sachlicher Erklärung, ebenso Sprüche der Heiligen Schrift, die an passenden Stellen eingestreut sind, für eine treffliche Bereicherung.

Im ganzen ein sehr empfehlenswertes Buch.

Charlottenburg. George Carel.

Dr. Theodor Link, Grammaire de Récapitulation de la langue française à l'usage des écoles secondaires. Französische Repetitionsgrammatik für Mittelschulen. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1899.

Das Verlangen nach einer französisch geschriebenen Grammatik ist sicherlich berechtigt, wenn von der ersten Stunde an ausschliefslich französisch gesprochen werden soll. Für diesen Zweck hat schon Andreas Baumgartner, Professor in Zürich, einen neuen Weg betreten in seiner für Mittelschulen geschriebenen 'Grammaire Française', auf die Bd. 99,

Digitized by Google

S. 471—73 und Bd. 101, S. 239—40 hingewiesen wurde. In dem vorliegenden Buch hat Herr Dr. Link in Bayreuth nun den Versuch gemacht, auf breiterer Grundlage und unter Benutzung neuerer wissenschaftlicher Forschung eine französisch geschriebene Grammatik für Mittelschulen herzustellen. Das Buch ist mit Anlehnung an Breymanns besonders in Bayern verbreitete Grammatik entstanden, und der Verfasser denkt es sich, da der ausschliefsliche Gebrauch der französischen Sprache als im Unterricht noch nicht durchgeführt anzunehmen ist, als Repetitionsgrammatik in einer höheren Klasse verwendbar, in der die Elementargrammatik schon als ganz durchgearbeitet zu gelten hat, so dafs nur bereits besprochene Dinge französisch verhandelt werden, die Anwendung der Sprache also unter den relativ leichtesten Bedingungen erfolgt. Für den augenblicklichen Zustand mag also diese Absicht des Buches berechtigt sein; eine andere Frage ist es, ob nicht schon früher der Schüler mit der grammatischen Nomenclatur bekannt zu machen und zum Verständnis der grammatischen Sprache anzuleiten ist; denn welcher Stundenplan kann neben kommentierter Lektüre, syntaktischen Besprechungen und schriftlichen Arbeiten von der knappen Stundenzahl einer höheren Klasse noch Zeit zu solchen ständigen Wiederholungen gewähren?

Von Breymann hat Link die Einteilung und Anordnung des Stoffes sowie namentlich die Musterbeispiele übernommen; auch die Fassung der Regeln ist, soweit ich beobachte, abgesehen von Zusätzen und kleinen Änderungen, fast dieselbe geblieben. Doch tritt bei Link ein Mangel zu tage, auf den hinzuweisen ich nicht unterlassen kann. Zwar hat der Verfasser nach Vorwort, S. V, die französische Wiedergabe seines Textes auf ihre idiomatische Korrektheit prüfen lassen, dennoch sind Versehen damit nicht ausgeschlossen. Auch kann ich mich nicht dem Gedanken verschliefsen, dafs eine französisch geschriebene Grammatik auch für einen tüchtigen deutschen Lehrer ein Wagestück bleibt, wenn sie mehr sein will als ein Excerpt aus anderen französisch geschriebenen oder eine Version deutscher Regeln, zumal hier, wo eigentlich nur das von einem anderen und zwar deutschen Verfasser gegebene Material übersetzt wird. Für weit weniger schwierig würde ich eine vollständig neue und selbständige Ausarbeitung einer französischen Grammatik durch einen Deutschen für deutsche Schüler halten als diese Übersetzung des deutschen Werkes mit den Eigenheiten seines Ausdrucks und seiner Syntax und, was die Hauptsache, seines deutschen Gedankengehaltes. Eine genaue Wiedergabe wird hier oft zur Unmöglichkeit werden. Da hat Baumgartner in seinem ausgezeichneten Versuch die Sache anders angefafst: er arbeitet fast nur mit französischem Material, das den Zielen des deutschen Schülers dient: er ersetzt diesem also den Franzosen, übersetzt aber nicht deutsche Grammatik ins Französische. Die Schwierigkeit der Aufgabe verleugnet sich denn auch nicht, wenn man probeweise Links Übersetzung mit Breymanns Urtext vergleicht. Bei Breymann ist § 7 die Rede vom Hiatus. Breymann zählt die Fälle auf, in denen er beseitigt wird, indem er an den Anfang

Digitized by Google

den Satz stellt: 'Derselbe wird beseitigt'. Link übersetzt unzureichend: *On l'évite.* — Das trifft die Sache nicht, denn 'ausweichen' oder 'vermeiden' ist nicht 'beseitigen'. — § 11, Anm. 2 sagt inkorrekt: *Les conjonctions ... s'élident,* es ist vielmehr *'la voyelle finale'* in *lorsque, quoique, puisque.* — § 13 fehlt bei der Aussprache von *e ouvert,* das Link und Breymann phonetisch mit ä bezeichnen, die Anführung von *-ey* und *-ay,* wie in *Lanfrey* und *Fontenay.* In demselben Verzeichnis wird der Nasallaut von *l'an, cent, campagne remporta* zusammengestellt mit *ennui* nebst Kompositis, *emmener* und *ennoblir,* während Anm. 4 im selben Abschnitt den Nasallaut bei *nn* und *mm* aufhebt. Das Versehen findet sich bereits bei Breymann § 14 sub ą und Anm. 2; es ist also einfach nachübersetzt. — Breymann S. 11, Anm. 1 lautet: 'In einigen Wörtern wird der Laut a durch *e*... bezeichnet.' Link S. 9, 4. o. übersetzt: *Le son a s'écrit avec e...* Und zwei Zeilen darauf dieselbe Wiedergabe: *Le son* ö *s'écrit ... avec ai.* — Link § 14 fehlt in der Diphthongentabelle sub *ieu* neben *audacieux* der offene Laut, z. B. in *plusieurs.* — Die Qualifikationen der Diphthonge als *l'*i*-diphtongue, l'*u*-diphtongue, l'*ü*-diphtongue* sind ungeeignet. — § 16, S. 12, 2 wird Breymann § 18 'über *e* ohne Lautwort' einfach wörtlich übersetzt; die Stelle lautet: *on ne prononce pas e après g pour représenter le son j.* — Auch an Druckfehlern sind auf dem beschränkten, hier durchgesehenen Raum zu verzeichnen: § 15, 1 *Xerxes* für *Xerxès,* § 18 *Esthner* für *Esther.*

Weitere Proben zur Kennzeichnung dieser Übersetzung scheinen entbehrlich.

Charlottenburg. George Carel.

Dr. O. Hecker, Lektor der italienischen Sprache an der Universität Berlin, Neues deutsch-italienisches Wörterbuch, aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs zusammengestellt und mit Aussprachehilfen versehen. Teil I: Italienisch-Deutsch. Braunschweig, G. Westermann, 1900. X, 436 S. 8. Geb. M. 3.

Die vorzügliche Ausstattung des Heckerschen Wörterbuches, das starke, glatte, doch nicht durch Glanz ermüdende Papier, der bei aller Kleinheit scharfe Druck, die ein rasches Auffinden des Gesuchten sinnreich erleichternde typographische Anlage, ein Format, das den Rocktaschen des Reisenden und des Spaziergängers nichts Unmögliches zumutet, ein ungemein niedriger Preis sind Vorzüge, die keiner gering anschlagen wird. Doch treten andere hinzu, auf welche dem Benutzer mehr ankommen mufs. Freilich hat der Verfasser mit Entschlossenheit ausgeschieden, was seine Mitbewerber um den Preis italienischer Lexikographie an gänzlich Veraltetem, an ausschliefslich bei latinisierenden Dichtern etwa Begegnendem, an specialwissenschaftlicher Terminologie mitführen zu sollen geglaubt haben. Wie wäre sonst möglich geworden, solche Kürze zu erreichen? Er hat sich versagt, all die Ableitungen mit gewissen allbekannten Suf-

Digitized by Google

fixen aufzuzählen, deren Bedeutung schon dem Anfänger früh geläufig wird. Dafür aber ist er bestrebt gewesen, die heute in Rede und Schrift, insbesondere auch im täglichen Verkehr wahrhaft lebende Sprache in möglichst weitem Umfang nach der Seite des Wortschatzes hin kennen zu lehren, Redensarten und Sprichwörter in reicher Fülle zu verzeichnen und alles durch möglichst zutreffende Verdeutschung zu erklären. An Rigutini und Fanfani, an Petrocchi, die eine derartige Ausscheidung des noch Lebenden bereits, jedoch nur für ihre Landsleute vollzogen hatten, hat er Vorgänger gehabt, deren Arbeit ihm gar sehr zu statten gekommen ist; aber langjährige, im Lande erworbene Vertrautheit mit dem Italienischen hat ihm möglich gemacht, nicht selten Zusätze zu dem von jenen Gebotenen einzuschalten, und für die Arbeit der bestmöglichen Verdeutschung war seiner eifrigen Sorgfalt noch viel Spielraum gelassen, und er hat sie mit grofsem Geschick gethan.

Besonderer Dank gebührt dem Verfasser für die genaue Auskunft über die Aussprache in all den Fällen, wo die übliche italienische Schreibweise darüber im Ungewissen läfst, unter anderem auch über die Art der Betonung des verbalen Stammes in den Formen, wo nicht die Flexion den Accent trägt (*pròvoco* neben *invòco*, *pèttino* neben *strascíno*), und über die Qualität des *o* oder des *e* im Stamme, wenn diese den Ton auf sich nehmen.

In einer Beziehung mag wohl der Benutzer des Buches bisweilen die Knappheit der gewährten Auskunft beklagen. Der zur Übersetzung gewählte deutsche Ausdruck, so zutreffend er ist, bedürfte, um nicht unrichtig verstanden zu werden, manchmal eines Zusatzes: *abbacchiare* ist ohne Zweifel 'abschlagen', aber nicht etwa auch 'das Haupt' oder 'einen Sturm' oder 'ein Zelt', *cimurro* ist wohl 'eine Erkältungskrankheit', aber nicht etwa 'ein Hexenschufs'; *fagliare* übersetzt man zutreffend mit 'abwerfen', aber nur, wenn vom Kartenspiel die Rede ist, nicht von wilden Pferden; *falange* ist 'Glied', aber keineswegs im Sinne einer 'Reihe Soldaten'. Diese und eine Menge anderer Möglichkeiten des Mifsverstehens sind nun einmal hinzunehmen, will man nicht auf die Annehmlichkeit äufserster Gedrängtheit verzichten. Sie werden übrigens dem Leser oder Hörer zusammenhängender Rede, für den die meisten jener möglichen Mifsdeutungen von vornherein ausgeschlossen sind, kaum Verlegenheit bereiten, während freilich, wer aus dem Wörterbuche einzelne Vokabeln lernen wollte, zu argen Mifsgriffen verleitet werden könnte. Auch darauf sollte der Lexikograph nach Kräften hinarbeiten, dafs die als gleichbedeutend hingestellten Ausdrücke der beiden Sprachen, wo immer möglich, sich auch in der Konstruktion gleich verhielten. Man darf wohl *accaparrare* erklären, 'einen Handel durch Handgeld abschliefsen'; aber wie soll nun der Italiener, dem das Buch doch wohl auch dienen soll, ins Deutsche übersetzen *ho accaparrato cinquanta opere*? Nicht recht zutreffend scheint die Übersetzung von *ciste* (κύστις) mit 'Gewächs', von *petto cieco* mit 'tiefliegende Brustwarze', von *cima* mit 'Kante', von *circoscrivere* mit 'anpassen'; mindestens zweideutig ist die von *ciscranna* mit 'alte

Scharteke' (gemeint ist 'alte Schachtel'), von *cinturino* mit dem vieldeutigen 'Bund'.

Die Anordnung der verschiedenen Bedeutungen ist meistens wohl überlegt. An einigen Stellen indes wären Umstellungen anzubringen: *cilindro* ist doch nicht 1) Cylinderhut, 2) Cylinderuhr, 3) Walze. *famoso* erhält zur Erklärung 'bekannt, berüchtigt, gehörig, vielbesprochen'; keinesfalls sind die letzten beiden Verdeutschungen richtig gestellt. Bei *accanto* würde die adverbiale Verwendung der präpositionalen voranzugehen haben, wenn von solcher überhaupt die Rede sein kann und man als Präposition nicht lieber das sich anschliefsende *a* allein hinstellt.

Der Druck zeigt nur selten Fehler, was bei der Schwierigkeit des Satzes und der aus der Kleinheit der Schrift sich ergebenden Mühseligkeit der Korrektur besondere Anerkennung verdient. Ich habe an Fehlern bemerkt: *abbracci-iata, fantino di far qc., òvest*; *fantasima* sollte wohl als Femininum bezeichnet sein, wenngleich *fantasma* männlich ist.

Mir scheint, man darf sich dieser neuen Arbeit des fleifsigen Verfassers nicht minder freuen als seines früheren, gleichfalls Unterrichtszwecken dienenden Buches (s. Archiv, Bd. 99, S. 228) und ihr eine dankbare Aufnahme in weiten Kreisen in sichere Aussicht stellen.

Berlin. Adolf Tobler.

Neue theoretisch-praktische Grammatik der italienischen Sprache für deutsche Schulen und zum Selbstunterricht von Giuseppe de Botazzi, Lehrer der italienischen Sprache und Litteratur in Stuttgart seit 1887. Stuttgart, Strecker & Moser.

Der vielseitige Verfasser — es liegen von ihm aufser einem statistisch-biographischen Werke 'Italiani in Germania' noch vor 'Nozioni pratiche sull'allevamento del pollame' und eine 'Guida pratica per la pittura a fuoco su porcellana ecc.' — will uns mit obigem Lehrbuch eine neue, den Anforderungen der Zeit entsprechende Grammatik bieten. Hauptsächlich sucht er dies zu erreichen durch eine abgestufte Lektüre von Biographien (warum nur von Männern vergangener Jahrhunderte?), von Berichten über wichtige Vorkommnisse der italienischen Geschichte (nur die Vespri siciliani statt etwa der modernen Freiheitskriege!) und von Beschreibungen der bedeutendsten Städte Italiens, wobei aber die industrielle Seite bedauerlicherweise unberücksichtigt geblieben ist. Aufserdem hat es der Verfasser für angemessen erachtet, in den Übungsstücken, die seine Grammatik durchziehen, nur Sätze zu bringen, deren Inhalt auf das tägliche Leben Bezug nimmt, und frühzeitig zur Einübung der Gesprächsform kleine anspruchslose Dialoge einzustreuen über 'Die italienische Sprache, Essen und Trinken, Abreise und Steuerrevision, Leben im Gasthof, Post und Telegraphenamt, Theater u. a.' Letzteres ist zwar in elementarer Weise, aber nicht ohne Geschick geschehen.

Leider läfst sich jedoch der Verfasser an dem Vorstehenden, dessen Wert und Wichtigkeit ich gewifs nicht unterschätze, in der Hauptsache

Digitized by Google

genügen und meint offenbar, damit eine 'den Anforderungen der Zeit entsprechende Grammatik' geschaffen zu haben. Dafs man berechtigt ist, heutzutage auch an die Darstellung von Lautlehre, Formenlehre und Syntax höhere Ansprüche zu stellen, scheint ihm nicht in den Sinn gekommen zu sein. Seine Bearbeitung dieser drei doch nicht ganz unwichtigen Gebiete ist voller Lücken und Mängel. Was andere Leute hier vor ihm durch ernsteres und gründlicheres Streben geleistet haben, mufs ihm wohl ganz unbekannt geblieben sein. Das Kapitel der Aussprache ist geradezu kläglich behandelt worden. Was soll es dem Schüler nützen, wenn er da lernt, das *e* klinge bald offen, bald geschlossen, das *o* habe meist (?!) den offenen Laut und das *z* werde teils wie *ds*, teils wie *ts* ausgesprochen? Der von ihm angeführte — oberflächliche und unverständige — Ausspruch Metastasios: 'Zur Aussprache des Ital. ist wenig zu bemerken; es genügt kurze (!) Zeit, um einen Schüler sofort (!) dahin zu bringen, richtig zu lesen' kann dem Verfasser wahrlich nicht als Entschuldigung dienen. Die Fassung der Regeln ist allzu häufig schief oder geradezu verkehrt. So heifst es z. B. S. 21: 'Im allgemeinen Sinne bleibt der Teilungsartikel weg'; S. 24: 'Hauptwörter von drei oder mehr Silben auf *co* und *go* verwandeln diese im Plural in *ci* und *gi*' (man denke aber an *bellico, lombrico, manico, strascico* u. s. w. und an *catalogo, epilogo, monologo* u. s. w.!); S. 30: 'Oft werden die Infinitive *avere* und *essere* in *aver* und *esser* abgekürzt.'; als ob diese Elision nur hier vorkäme! S. 51: 'Das deutsche Vergleichswort "als", welches auf einen Komparativ folgt, wird durch *di, del, dello* etc. oder *che* übersetzt'. Wann?? S. 56 werden zwar einige Beispiele gegeben, in denen *gran* und *grande* und *San* und *Santo* vorkommen, aber in welchem Falle die Kürzung eintreten darf bezw. mufs, erfahren wir nicht. S. 63: 'Man gebraucht häufig (!) *mezzo* als unveränderliches Hauptwort.' Viel Wichtiges fehlt ganz, z. B. Aufschlufs bezüglich der Übereinstimmung des Participio passato mit dem vor- oder nachstehenden Objekt bei den mit *avere* konstruierten Verben. Auch die Lehre vom Konjunktiv ist traurig fortgekommen. Andererseits werden seltsame Dinge vorgetragen, so auf S. 25 *il dio* Gott habe im Pluralis *gli dei*, nicht *i dei*, um im Genitiv *'dei dei'* zu vermeiden, und auf S. 136 heifst es, der Imperativ von *andare* sei *va* oder *vattene*!

Was nun die Übungssätze betrifft, so sind sie im ganzen lebendig und frisch gehalten. Wunderliche Gebilde unfreiwilliger Komik sind u. a. die folgenden: 'Er heiratete ... eine Witwe, mit einem einzigen Kinde und einem einzigen Auge' (S. 16); *'Il fiorellino del campo ubbidisce alle leggi della natura; tu obbedisci ai comandi dei genitori'* (S. 50); *'Quando sentiamo parlare persone in una lingua straniera, ci maravigliamo come possano comprendersi scambievolmente'* (S. 104). Über einige Mängel im deutschen Ausdruck (*continua* = 'folgt' statt 'Fortsetzung folgt', *alla buon'ora!* wörtlich übersetzt 'zur glücklichen Stunde!' u. a.) würde man gern hinwegsehen, wäre nur das gebotene Italienisch stets idiomatisch. Aber auch hier hapert es öfters bedenklich: S. 27: *'La vedova è in lacrime, perchè trovò due o tre capelli grigi sulla sua testa'* statt ... *perchè s'è tro-*

Digitized by Google

vata in capo due o tre capelli grigi; S. 52: *'Sia ardito e parli senza avvertire, se dice bene o male'* statt ... *senza pensare, se dice bene o male,* denn das *avvertire* gehorcht doch nicht unserem Willen; S. 145: *'Berrei volentieri un rinfresco'* statt *Mi rinfrescherei volentieri*; S. 156: *'Scelgo la festa da ballo indetta* (!) *dai nostri amici, lo* (!) *preferisco al bonario* (!) *ricevimento della vecchia zia'*; S. 170: *'Noi giungemmo per* (!) *la tranvia a vapore, mentre essi giunsero in bicicletta e invademmo* (!!) *uniti un boschetto vicino al villaggio'*; S. 175: *'Abbiamo mesciuto* (statt *attinto,* oder man müfste annehmen, sie hätten das Fafs zum Einschenken gekippt ...) *la birra dalla botte'*; S. 205: *'La prima creazione che pose in fama il Buonarotti si fu la testa rappresentante una storia di Martin Tedesco; la quale rappresenta i demoni che tentano Sant' Antonio.'* Solche gedankenlose Flüchtigkeit, wie sie uns im letzten Beispiel entgegentritt, verdient denn doch ernste Rüge!

Kurz, wollte der Verfasser uns wenigstens bei der zweiten Auflage seines gut ausgestatteten, schön und im ganzen korrekt[1] gedruckten Buches eine 'den Anforderungen der Zeit entsprechende' Grammatik liefern, so müfste er nach fleifsiger Umschau auf diesem Gebiete mit rücksichtsloser Selbstkritik an jede Seite die bessernde Hand legen. Italienische Nationalität und langjährige praktische Lehrerfahrung sind denn doch kein genügendes Rüstzeug, um ein wirklich gutes Lehrbuch zu schaffen, das gegen seine Vorgänger einen Fortschritt bedeutete. Mittelmäfsige Grammatiken aber giebt es weifs Gott schon viel zu viele!

Berlin. Oskar Hecker.

Lehrbuch der italienischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache von Dr. Otto Boerner und Professor Romeo Lovera. Leipzig, Teubner, 1898. XI, 243 S.

Das vorliegende Lehrbuch reiht sich als Parallelwerk an die Lehrbücher für das Französische und das Englische des gleichen Verlages. Die Verfasser (Anordnung und Methode stammt wohl von Boerner, die Ausarbeitung dagegen von Lovera) sind — nach ihren eigenen Worten — redlich bemüht gewesen, ein Unterrichtsmittel zu schaffen, das geeignet wäre, ohne Vernachlässigung des grammatikalischen Wissens die neuen Ziele des fremdsprachlichen Unterrichts zu erreichen, nämlich die Fähigkeit des Schülers, die fremde Sprache zu schreiben und zu sprechen. Zu diesem Zwecke werden als fremdsprachliche Übungsstücke nur zusammenhängende Stücke gegeben, deren jedes zur Einübung gewisser grammatikalischer Regeln dienen soll; sie schreiten vom Leichteren zum Schwereren stufenweise fort und bilden die Verarbeitung eines bestimmten Gedankens.

[1] Bedenkliche Versehen sind auf S. 42 *crespato* = geträufelt (statt gekräuselt) und besonders die ausdrücklich accentuierten Formen *invíamo, inviáte* und *spíamo, spíate.*

Digitized by Google

Der Schüler soll zunächst mit seiner Umgebung vertraut gemacht und allmählich in stand gesetzt werden, sich über Dinge und Vorkommnisse des alltäglichen Lebens zu unterhalten. Diese Methode scheint mir die Vorzüge der alten auf das glücklichste mit denen der neuen zu verbinden, und mit ihrer Hilfe lassen sich fraglos bei geschickter Anleitung durch den Lehrer schöne, gediegene Erfolge erzielen.

Das Lehrbuch gliedert sich in zwei Teile und einen Anhang. Der erste Teil bietet unter dem Titel 'Einführung in die italienische Sprache' eine Laut-, Buchstaben- und Silbenlehre in knappster Form ohne jegliche theoretische Auseinandersetzung nur als Leseübung, um 'eine gute und reine Aussprache' zum mindesten anzubahnen. Der zweite Teil — Übersetzungs-, Sprech- und Aufsatzübungen — enthält 48 Lektionen, die in je fünf Abschnitte zerfallen: a) Grammatik, d. h. Musterbeispiele zur Ableitung der betreffenden Regel, nie aber diese selbst. Hier ist die ganze Formenlehre, sowie die Syntax in ihren wichtigsten Erscheinungen behandelt worden. b) Italienische Übersetzungsübung, die teils zusammenhängende Sätze, teils einfache, dem täglichen Leben entnommene Zwiegespräche enthält. c) Der Umgangssprache entlehnter Wortschatz, dessen Inhalt zum Teil aber schon in b verarbeitet ist, so dafs es meines Erachtens praktischer wäre, b und c die Plätze wechseln zu lassen. d) Deutsche Übersetzungsübung, da dem Verfasser völliger Verzicht darauf (Gott sei Dank!) bedenklich erschien. Inhaltlich sind diese, hier und da auch in Gesprächsform auftretenden Übungen dem Anschauungskreise des jugendlichen Schülers angepafst. e) Sprechübung; hier werden eine Anzahl italienischer Fragen aufgestellt, die von dem Lernenden erst laut zu wiederholen und dann, so gut es geht, zu beantworten sind. Die Antwort ist meistens durch die vorausgegangenen Übersetzungsübungen vorbereitet. Daran soll sich schliefsen das Erlernen von Gedichten, sowie die Anfertigung längerer und schwierigerer *Esercizi di grammatica* und auch *Esercizi di composizione* elementarer Art. Es folgt nun der italienische Anhang mit einigen Gedichten (es könnten getrost mehr sein und minderwertige durch allbekannte bessere ersetzt werden), leichten Lesetücken für die Unterstufe, zum Teil naturgeschichtlichen Inhalts, einem ausführlicheren, unterhaltenden und lehrreichen Abschnitt aus der Geographie Italiens (mit Karte), einer Auswahl schlichter Briefe und der geläufigsten Sprichwörter. Den Beschlufs bildet das *Vocabolario* (zu den Lektionen 19—48), ein alphabetisches Wörterverzeichnis zum Anhang, sowie eine tabellarische Übersicht über die veränderlichen Redeteile der italienischen Grammatik.

Da das vorliegende Lehrbuch die Aufstellung der Regeln dem Lehrer überläfst, andererseits aber die Grammatik desselben Verfassers, die mit dem Lehrbuch Hand in Hand geht, gleich noch zu besprechen sein wird, mag hier ein kritischer Blick auf die Übersetzungs- und Sprechübungen und auf den herangezogenen Wortschatz genügen. Das gebotene Italienisch ist fehlerfrei und empfiehlt sich im allgemeinen durch echte und frische Ausdrucksweise. Doch sind mir bei Stichproben folgende

Digitized by Google

Wendungen als verbesserungsbedürftig aufgefallen: S. 19 2: *'La faccia ha la fronte, il naso ...'* statt *Nella faccia abbiamo la fronte ...*; S. 41 3 und öfters: *Mia nonna* statt *La mia nonna,* denn *nonno* und *nonna* werden behandelt wie *babbo* und *mamma*; S. 60 15: *'Alle dieci* (morgens) ... *faccio una merendina'* statt *faccio uno spuntino*; S. 61 17: *'Perchè non hai nettato* (üblicher *ripulito*) *questi coltelli? Tu non sei attenta'* statt *Stacci più attenta*; S. 68 3: *'I soldati di mare formano l'armata'*, während doch *armata* ebensogut von den Landtruppen gesagt wird; S. 111 22: *'Tienti sempre sul sentiero, sul quale cammina la virtù'* statt einfacher und besser *sul sentiero della virtù*; S. 121 3: *'osserverai tutto con i tuoi stessi occhi'* statt eher *con i propri occhi'*; S. 127 7: *'Non le piace questo piatto? — Mi piacque, ma ho già mangiato abbastanza'.* Das Passato remoto kann hier unmöglich stehen; entweder mufs es heifsen *Mi è piaciuto* oder aber auch *Mi piace*; S. 129 7: *'un gran cane bel grasso'*, wo nur die volle Form *bello* stehen kann; S. 130 16: *'Non tollero che Ella si beffi di me, rimanga tranquillo, se non vuole che le faccia vedere come deve contenersi,'* hier ist *rimanga tranquillo* entschieden nicht italienisch, denn dies heifst doch 'bleiben Sie ruhig, unbesorgt'; man erwartet etwa *la smetta* oder *la faccia finita*; S. 133 7: *'rise di sapore'*, besser *rise saporitamente* oder *rise di cuore*; S. 187 7: *'staccare i vistosi grappoli d'uva dalle vigne'*, gemeint ist *dalle viti.* Bei den Proverbi (S. 193) ist die augenscheinlich meiner 'Ital. Umgangssprache' entnommene Übersetzung zu *Chi dorme non piglia pesci* — irrig. Unser entsprechendes Sprichwort lautet doch nicht: 'Ein Fuchs, der schläft, fängt keinen Hasen', wie es mir drolligerweise in die Feder geflossen und vom Verfasser unbeanstandet wiedergegeben worden ist, sondern natürlich 'Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn'! Auch für das Sprichwort *'Chi pecora si fa, lupo la mangia'* möchte ich statt der von mir seiner Zeit als Notbehelf gegebenen und vom Verfasser nicht verschmähten Übersetzung: 'In der Welt gilt jeder für das, was er scheint', heute lieber das entsprechende Sprichwort vorschlagen: 'Wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Säue'.

Zu den Vokabeln ist zu bemerken, dafs sie gut ausgewählt und im allgemeinen treffend verdeutscht sind. Aufgefallen ist mir S. 8 *carta asciugante* statt des üblicheren *carta sugante* oder *carta suga*; S. 10 *camera* wird dem guten Sprachgebrauch zufolge nur für Kammer, Schlafzimmer verwandt, man kann daher nicht sagen: *'La classe è una camera'*; S. 14 für Strumpfband üblicher *legacciolo* als *legaccia* und den heutigen Verhältnissen noch besser angepafst *elastico da calza*; *i calzoni* sind nicht Kniehosen (*calzoni corti*), sondern ganz allgemein Hosen; S. 17 *parecchi* heifst nicht einige oder, wie vielfach gelehrt wird, mehrere, sondern ziemlich viele; S. 51 *straniero* ist nur der ausländische Fremde; S. 209 *faccia pure* als höfliche zustimmende Antwort auf unser Ersuchen, uns etwas gestatten zu wollen, wird man schwerlich je durch 'machen Sie nur!' wiedergeben, man pflegt in solchem Falle zu sagen 'Bitte sehr!'; S. 213 *strepito* ist nicht Geräusch, sondern Lärm, Getöse.

Die verschiedene Aussprache des *e* und *o*, sowie der Ton (weitere

Digitized by Google

Hilfen werden bei den Vokabeln leider nicht geboten) ist nur dann angegeben, wenn nach des Verfassers Meinung wohl ein Irrtum möglich wäre. Weit empfehlenswerter möchte es sein, regelmäfsig den offenen Vokal zu kennzeichnen und den Ton anzugeben, sobald er auf die drittletzte Silbe oder gar noch weiter zurück fällt. Da der Verfasser z. B. bei *cosa, orologio, coprono, nobile, sacerdote, remo, chiesa, Elena, Romeo* u. s. w. nichts bemerkt, wird der deutsche Schüler fraglos derartige Wörter mit dem ihm hier geläufigeren geschlossenen Vokal sprechen (auch die richtige Betonung hier und da verfehlen) und andererseits fälschlicherweise den offenen Laut sicher anwenden bei *Ella, verde, tedesco, scelta, orecchio, bocca, ponte, conosco, vergogna, Giorgio* etc. Bedauerlich ist, dafs die gewährten Aussprachehilfen eine Anzahl bedenklicher Druckfehler aufweisen, so z. B.: mit geschlossenem statt mit offenem Tonvokal *correggere* (S. 47), *fodera* (S. 202), *ripetere* (S. 203), und mit offenem statt mit geschlossenem Tonvokal *compito* (S. 51), *pentola* (S. 58), *compiere* und *vendere* (S. 195), *adempiere, conoscere, organo* (S. 196), *ordine* (S. 197), *scegliere* (S. 199), *ricovero* (S. 200), *semplice* (S. 200), *accorrere* (S. 206), *Cesare* (S. 211). Sonst ist der Druck, von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehen [z. B. *Paola* (6), *gennai* (96), *potai* (136)], mit anerkennenswerter Sorgfalt überwacht worden.

Berlin. Oskar Hecker.

Mit vorstehendem Lehrbuch ist nun gleichzeitig von Lovera allein zur Ergänzung herausgegeben worden eine

Grammatik der italienischen Umgangssprache. Leipzig, Teubner.

Der Zusammenhang beider Werke erweist sich auch äufserlich dadurch als ein ganz enger, dafs die im Lehrbuch am Kopf der einzelnen Lektionen befindlichen grammatikalischen Mustersätze auch in der Grammatik über der zugehörigen Regel in wörtlicher Übereinstimmung zu finden sind. In der Anlage lehnt sich Loveras Arbeit an Boerners 'Hauptregeln der französischen Grammatik'. Zu den Regeln werden nur knappe Beispiele, aber keinerlei Übungssätze gegeben. Der Verfasser will das gesamte Gebiet der italienischen Grammatik berücksichtigen, 'soweit es für den Schüler wünschenswert (?) und für das Verständnis auch schwererer italienischer Schriftsteller nötig ist.' Deshalb biete auch der Anhang aufser einem Kapitel über die Wortfolge einen Abrifs der Verslehre, doppelsinnige und sinnverwandte Wörter, solche mit gleicher Bedeutung und Pleonasmen. Der Stoff ist auf zwei Abschnitte verteilt, von denen der erste eine Laut-, Buchstaben- und Silbenlehre bringt, während uns der zweite mit der Wortlehre und mit den Hauptregeln der Syntax bekannt macht.

In der Lautlehre wird endlich einmal der Versuch gemacht, die Aussprache ausführlicher und sorgsamer darzustellen, als es bisher in Lehrbüchern für nötig erachtet worden ist, wenngleich sich der Verfasser —

Digitized by Google

was recht bedauerlich ist — auf die 'wichtigsten Ergebnisse der Lautphysiologie, soweit sie eben unumgänglich nötig und dem Schüler verständlich sind', hier doch beschränkt.[1] Daher bleiben auch bei bescheidenen Ansprüchen ziemlich erhebliche Lücken, die der Verfasser gut thun würde, bei kommenden Auflagen auszufüllen. Aufserdem wären noch nicht wenige Schiefheiten zu beseitigen und einige Versehen richtig zu stellen. Es heifst da z. B. von den Vokalen *a, i, u* schlankweg, sie würden ausgesprochen wie im Deutschen. So lehren ja nun allerdings sämtliche mir bekannte Grammatiken, und doch ist es unzutreffend. Man vergleiche doch einmal die Klangfarbe der Vokale in *impaccio* — Patsche, *razza* — Katze; *lista* — Liste, *irto* — Hirte; *zuppa* — Suppe, *lunghe* — Lunge! Ferner wäre doch darauf hinzuweisen, dafs *i* in Wörtern wie *noia, diavolo, cuffia* halbkonsonantisch wird, während es vokalisch bleibt in Wörtern wie *miagolo, Italia, Antonio, mercurio.* Die Regel ist doch leicht aufzustellen. Auch die besondere Aussprache des *u* nach *g* und *q* vor einem Vokal mufste berührt werden.

Bei *e* sagt der Verfasser, es sei offen vor einem anderen Vokal. Also auch *quęi, pęi, potęi* u. s. w.? Bilden fortwährend gebrauchte Wörter eine Ausnahme, so müssen sie doch durchaus erwähnt werden! *E* sei weiter offen in der Endung *esimo* mit alleiniger Ausnahme der Wörter griechischen Ursprungs wie *cristianesimo*; demnach wäre also zu sprechen *medęsimo, incantęsimo, protestantęsimo* u. s. w.? Halbrichtige Regeln können nur Verwirrung anrichten. Dann heifst es, offenes *e* käme zu den Wörtern: *sempre, bene, meglio, peggio, certo, verso.* Warum werden gerade diese nur angeführt? Es giebt doch noch eine Menge anderer, nicht minder üblicher Wörter mit offenem *e*, die in keine der Regeln des Verfassers passen, z. B.: *è, ebete, pecora, sedia, benefico, egregio, celebre, premio, treno, lepre, ossequio, merito, esito, prete, leva, prezzo.* Diese Reihe liefse sich leicht verzehnfachen!

Das offene *o*, lehrt der Verfasser, wäre stets in einsilbigen Wörtern zu finden. Also wird der Schüler natürlich *ǫ, lǫ, nǫn* sprechen ... Geschlossen sei das *o* in der Endung *oia*; und *boia, gioia, loia, noia, Savoia, stoia, troia*?? Denselben geschlossenen Laut habe die Verbalendung(!) *otto* (z. B. *rotto*); man denke aber an *adotto, agrotto, borbotto, cotto, lotto, pizzicotto, sballotto, trotto* u. a.!

Bei Gelegenheit der Diphthonge heifst es, wie in *paese, poeta* u. s. w.

[1] Anderwärts hat der Verfasser an der Hand der 'Grammatica italiana per le scuole secondarie' von P. Petrocchi eingehender über die Aussprache des Schriftitalienischen gehandelt (Neuere Sprachen, Band V, Heft 10). Er hat das Verdienst, Deutschland mit den Aufstellungen Petrocchis bekannt gemacht zu haben. Durch eigene Arbeit gefördert hat er sie aber meines Erachtens nicht. Ergänzungen und Verbesserungen — die recht gut noch möglich wären — hat er nicht beigebracht; dagegen finden sich in seinem Aufsatz unbegreifliche Lücken (besonders bei den Ausnahmen!) und zahlreiche von ihm nicht begründete, übrigens gänzlich unberechtigte Abweichungen von Petrocchis Vorschriften. Es werden daher seine Aufstellungen mit der nötigen kritischen Vorsicht von den Grammatikern zu benutzen sein.

Digitized by Google

müsse auch in *miei* und *ieri* jeder Vokal für sich ausgesprochen werden; also *mi-e-i* und *i-eri*. Das ist ein Irrtum. In dem sogenannten Diphthong *ie* hat das *i* halbkonsonantischen Wert!

Die Schleiflaute *ñ* und *l̃* sollten auch im Anlaut vorgeführt werden (*gnacchera, gnocco*; *gli*). Seltsam berührt auf S. 5 unter Nr. 9 die ausdrückliche Bemerkung: '*ti* lautet überall wie *ti*'; dazu die Beispiele *Tiziano, simpatia*. Ja, wie sollte man denn auf den Gedanken an eine andere Aussprache kommen? Nicht minder mufs man den Kopf schütteln zu folgender Anmerkung auf S. 5: 'Das stimmtönende *s* erlernt der Schüler am leichtesten durch Hinweis auf das Summen der Biene oder durch Übergang von *n* zu *s* mit Beibehaltung des bei *n* zu vernehmenden Stimmtons.' Als ob es im Deutschen kein stimmhaftes *s* gäbe!

Vom stimmhaften *z* lehrt der Verfasser, es werde wie stimmtönendes deutsches *s* gesprochen. Das ist entschieden unrichtig. Vor dem stimmhaften *s* klingt noch deutlich ein stimmhafter Dental an! Ein solches *z* hätten u. a. die Verben auf *izzare*; doch ganz gewifs nicht immer, man denke an *attizzare, guizzare, rizzare, schizzare* u. a.! Dasselbe stimmhafte *z* kommt allerdings bei Verben vor, die von Substantiven mit stimmhaftem *z* abgeleitet sind, aber das als Beispiel angeführte *ruzzolare* gehört hier nicht her, denn sein *z*-Laut ist stimmlos, und mit *ruzzo* hat es nichts zu thun.

Das sogenannte Verdoppelungsgesetz (vgl. die Vorrede zu meiner 'Ital. Umgangssprache' und meinen 'Piccolo Italiano') erwähnt der Verfasser bedauerlicherweise nicht. Er will von ihm augenscheinlich nichts wissen. Nun, das ist Ansichtssache; wenn er aber meint (Neuphilolog. Centralblatt Jahrg. XI S. 302): 'Se questo suono doppio esiste di fatto ... esso tende a poco a poco a scomparire dall'uso vivo anche in Toscana', so ist er in argem Irrtum befangen. Alljährlich halte ich mich ein paar Monate in Florenz bezw. Umgegend auf, habe aber bislang von dem allmählichen Erlöschen der Wirkungskraft jenes Gesetzes nicht das geringste verspürt. Nicht einen einzigen Toskaner würde man auftreiben — *neanche a cercarlo col lumicino!* — der *dapertutto* spräche, wie der Verfasser schreibt und wohl auch sagt. Von wirklich guter Aussprache ist die Verdoppelung des anlautenden Konsonanten unter den bekannten Bedingungen meines Erachtens untrennbar, oder aber man spreche folgerichtig auch *a | Dio, più | tosto, nè | pure, già | mai, sì | come* u. s. w.!

Und nun zur Würdigung der aufgestellten Regeln. Da ist erstens einmal zu bemerken, dafs ihre Fassung öfters die erforderliche Klarheit und scharfe Umgrenzung vermissen läfst: § 18 heifst es: '... bezeichnen die Namen als männliche Singularia f e r n e Länder, so tritt *in* mit dem zusammengezogenen (!) bestimmten Artikel ein.' Dabei sagt man doch nicht nur *nel Giappone*, sondern auch *nel Tirolo, nel Belgio, nel Marocco* u. a. § 19. 'Einfache Ländernamen stehen ohne Artikel nach *di* zur Bezeichnung (!) des Titels.' Schief und nur teilweise richtig, denn man sagt doch *il re del Belgio, l'imperatrice delle Indie*! § 20: 'Es wird die weibliche Endung *ona* bei den Wörtern gebraucht, die mit dem Masculin ver-

Digitized by Google

wechselt werden könnten.' Dazu als Beispiel *la vedovona.* Der Verfasser hätte sagen sollen: Bei weiblichen Wörtern, die eine Person bezeichnen, wird, um einer Verwechselung vorzubeugen, als Augmentativ die Endung *ona* angehängt. Doch war auch auf Bildungen wie *letterona* neben *letterone, camerona, febbrona, figurona, predicona, scatolona* u. a. hinzuweisen. § 144: '*Codesto* wird gebraucht, um eine Person oder Sache zu bezeichnen, die sich näher bei der angeredeten als bei der sprechenden Person befindet.' Nehmen wir einmal an, ein Gegenstand sei 10 Meter von der angeredeten und 20 Meter von der sprechenden Person entfernt, so könnte nie und nimmer mit *codesto,* sondern nur mit *quello* auf ihn hingewiesen werden. Das geht nur, wenn er sich in nächster Nähe oder gar an der angeredeten Person befindet. Auch kommt nicht nur Person oder Sache in Frage, sondern auch abstrakte Begriffe, z. B. *Ritiri codesta offesa!* § 160: 'Wer im Relativsatz heifst *chi*; ebenso in einer Art von Attraktion: *Credi a chi t'ama.*' Was soll der Schüler mit einer derartig gefafsten Regel anfangen? § 163: Mit Bezug auf das Beispiel '*Che sono questi uomini* (statt *Che uomini sono questi!*). Was sind das für Menschen? heifst es '*che* entspricht dem deutschen was'. Das ist doch wirklich recht gedankenlos! § 399: 'Gleichlautend sind als Adjektive und als Adverbien: *presto, forte, alto, lesto, falso, chiaro, fisso, lento, adagio* (doch wohl nur Versehen statt *piano* ...), *basso, caro.*' Da vorher gesagt ist, dafs man das Adverb bildet durch Anhängung von *mente* an das weibliche Adjektiv, mufs nun der Schüler doch notgedrungen den Schlufs ziehen, Bildungen wie *prestamente, fortemente, altamente* u. dgl. kämen nicht vor! Aufserdem ist aber obige Liste von Vollständigkeit weit entfernt. § 403: 'Einige (welche? niemals die zusammengesetzten!) Adverbien können durch Wiederholung verstärkt werden.' Dazu wird u. a. als Beispiel angeführt *man mano* und *passo passo,* als ob das Adverbien wären und unverdoppelt vorkommen könnten! § 419: 'Die Präposition *da* steht nach Adjektiven, die den Begriff des Fernseins, Freiseins enthalten.' Sehr richtig, aber wie kann der Verfasser unter diese Kategorie einreihen 1) *buono* = tauglich, das übrigens öfters mit *a* konstruiert wird, und 2) *stanco* = müde? Das pafst doch wie die Faust aufs Auge.

Im folgenden mag noch auf eine Anzahl Lücken hingewiesen und unrichtig Dargestelltes zur Sprache gebracht werden. § 2: Bei dem Artikel *lo* darf doch nicht fehlen, dafs er auch vor den mit *gn* beginnenden männlichen Substantiven zu stehen hat und aufserdem in einzelnen stehenden Redewendungen aus alter Zeit erhalten geblieben ist; man denke an *per lo più!* § 28: 'Die Hauptwörter auf *co* verwandeln diese Endung im Plural in *chi*; Ausnahmen: *Greco, Austriaco, equivoco, chierico, parroco* und noch mehrere andere (!) bilden ihre Mehrzahl auf *ci.*' Von vier oder fünf abgesehen doch alle Proparoxytona, z. B. *distico, genetliaco, lessico, medico, monaco, portico, sindaco, villico, zodiaco* u. s. w.! § 31: 'Solche Pluralformen (männlich auf *i* und weiblich auf *a*) haben auch *cervello, corno, fondamento, labbro, legno* u. s. w.' Hier mufs doch auf den Bedeutungswechsel hingewiesen werden. Die Bemerkung, *i* werde gewöhn-

Digitized by Google

lich im übertragenen Sinne gebraucht, kann nicht genügen und trifft auch nur teilweise zu. § 45: *il* fronte, *il* lepre, *il* cenere, sowie auch *l'oste* in der Bedeutung Heer gehören nicht der Umgangssprache an. § 52: Der gute Sprachgebrauch kennt heute nur das Suffix *iciattolo,* nicht *icciatolo,* z. B. *bolliciattola, febbriciattola, fiumiciattolo, omiciattolo.* § 67 wird gelehrt, *grande* könne nur in der Einzahl verkürzt werden. Das ist unzutreffend. Es ist durchaus üblich, zu sagen *a gran passi; gran montagne sono quelle!* § 69 bei der Konstruktion *tanto — quanto* = so viel — als könne letzteres nach Belieben mit seinem Hauptwort übereinstimmen. Nie und nimmer wird man in Toskana hören z. B. *ho tanti fratelli quanto sorelle!* § 71: Zu dem Beispiele *'il rimedio più efficace'* wird die Regel gegeben: 'Man bildet den Superlativ durch Vorsetzung des bestimmten Artikels vor den Komparativ.' Abgesehen davon, daſs man im Italienischen von einem echten Superlativ gar nicht reden kann, ist doch das Beispiel ganz verkehrt. § 80: Von Adjektiven, die, je nachdem sie vor oder hinter dem Substantiv stehen, eine verschiedene Bedeutung annehmen, kennt der Verfasser nur *buono, galante, grande* und *certo.* Es giebt doch deren aber reichlich ein Dutzend, die alle üblich sind .... § 119: 'Das deutsche es [beim Verbum sein] wird durch unveränderliches *lo* übersetzt, wenn es anstatt eines Adjektivs oder Particips steht; kommt aber eine nähere Bestimmung hinzu, dann wird *lo* (!) veränderlich.' Wieviel klarer und schärfer ist diese Regel bei Vockeradt gefaſst, der für die heutigen Grammatikschreiber ganz umsonst sein unerreichtes, tiefdringendes, allerdings nicht 'praktisches' Lehrbuch verfaſst zu haben scheint. Und doch würde heute kein Toskaner in ungezwungener Rede sagen: *È francese questa donna? Sì, signore, lo è,* sondern *Sì, signore, è francese,* und nicht *Siete voi la donna che abbiamo veduto ieri? Sì, signore, la sono,* sondern *Sì, signore, sono io*; ähnlich *Sono questi i libri arrivati stamani? Sì, sono codesti* und *Sono parenti tuoi? No, non sono.* § 129: Zu den Beispielen *'Questi signori sono miei amici'* und *'Questi signori sono i miei amici'* giebt der Verfasser folgende Regel: 'Im prädikativen Verhältnis steht kein Artikel, auſser in dem Falle, wo die prädikative Ergänzung ein Substantiv ist.' Wie soll man sich das nur zusammenreimen?? § 175 muſste bei *'lo si dice'* zum mindesten auf das Unrichtige dieser häſslichen, in Toskana streng verpönten Konstruktion aufmerksam gemacht werden; *si* ist doch Accusativ! § 209: Zu *c'è* = 'es giebt' bemerkt der Verfasser, es müsse mit dem Subjekt im Numerus übereinstimmen, als ob *'c'è tante persone più povere di lei'* falsch oder ungewöhnlich wäre! § 295: Bei reflexiv gebrauchten Verben, lehrt der Verfasser, werde das Participio passato nicht mit dem Subjekt in Übereinstimmung gebracht, wenn das vorangehende Objektspronomen ein Dativ ist. Demnach dürfte man nicht sagen: *mia sorella s'è lavata le mani* oder *i miei fratelli si sono proposti di fare un viaggio,* und doch ist es in Toskana durchaus üblich. Die Grammatik hat sich nach der lebenden, d. h. fortwährend sich entwickelnden Sprache zu richten, die sich von den Schulmeistern wahrlich nichts vorschreiben läſst. § 397 rechnet der Ver-

Digitized by Google

fasser zu den ursprünglichen Adverbien (*qui, quando, bene, sì* u. s. w.) auch Verbindungen wie *dappertutto, frattanto, adagio, abbastanza, appunto* und sogar *sicuramente!* § 398 *leggiero* bildet doch nicht das Adverb *leggiermente,* was gar nicht zu verstehen wäre, sondern letzteres gehört zu dem veralteten *leggiere.* § 399 mufste erwähnt werden, dafs man sehr häufig im Italienischen ein nach dem Subjekt bezw. Objekt flektiertes, appositional gesetztes Adjektiv in der Funktion des Adverbs antrifft, z. B. *coraggio, povera donna, parlate franca*; *le ragazze lo guardavano fisse fisse*; *venderono cara la loro vita.* § 419: Die Stellung *il ragazzo dai biondi capelli* ist in der Umgangssprache ganz ungewöhnlich. § 422: '*Col tempo e colla paglia maturano i nespoli*' Die Bäume reifen doch nicht! Also mindestens *le nespole,* jedoch ist die übliche Form dieses Sprichworts '*Col tempo e colla paglia si maturan le sorbe*'. Es entspricht im Sinne genau unserem 'Mit der Zeit pflückt man Rosen'. § 451 übersetzt der Verfasser 'fahren Sie zu, Kutscher' mit *tocca, tocca via, cocchiere*! Das ist entschieden eine dialektische Ausdrucksweise. Italienisch würde man sagen 1) wenn der Wagen bis dahin gehalten hat: *andate, vetturino* oder *avanti!* 2) will man dagegen den fahrenden Kutscher zur Eile antreiben: *su via, correte, vetturino!* § 459 heifst es: 'Zwei Sätze, von denen der eine dem anderen untergeordnet ist, müssen durch *che* verbunden werden.' Dabei läfst sich doch gegen Sätze wie die folgenden nicht das geringste einwenden: *Pare non vengano più*; *credevo tu fossi già partita*; *avrà paura non facciate a tempo.* S. 166: Es genügt nicht, zu sagen, das Accusativ-Objekt stehe 'gewöhnlich' vor dem Dativ-Objekt. Wann das Gegenteil eintritt, mufste gezeigt werden an Beispielen wie: *Ripeterò agli amici tutto quanto mi hai detto.* S. 170 vermifst man eine Auskunft über die verschiedenen Reimarten wie *rima accoppiata, alternata* u. s. w. S. 171 hätte der Strophenbau der Kanzone erläutert werden sollen. S. 172 *buttero — butterò, faro — farò* u. dgl. kann man doch nicht als 'Omonimi' bezeichnen! S. 175 ist das wichtige Kapitel der 'Sinonimi', dessen beschränkte Aufnahme in die Grammatik mir durchaus empfehlenswert scheint, gar zu dürftig fortgekommen. Nur zehn Wortgruppen sind besprochen worden, während die vierfache Anzahl getrost hätte Platz finden können. Wenig Zweck hat es, eine Gruppe zu bringen wie *bastonare, dar delle bastonate, picchiare, accarezzare le spalle.* Wichtig wären dagegen z. B.: *breve — corto*; *antico — vecchio*; *bastone — mazza*; *bosco — foresta — macchia — selva*; *coppia — paio*; *cuscino — guanciale*; *banca — banco — panca*; *abitare — alloggiare — dimorare — star di casa*; *alliero — alunno — discepolo — scolare*; *esaurito — esausto*; *lampada — lampione — lanterna — lucerna — lume*; *ferita — piaga*; *forestiero — straniero*; *baleno — fulmine — lampo* u. a. S. 176 und 177 ist mir unbegreiflich, wie der Verfasser dazu kommt, in den folgenden Redensarten die Adjektive *bello, buono* und *grande* als 'Pleonasmen' anzusehen: '*Ella ha un bel dire, era sul più bello*; *c'è voluto del buono e del bello*; *è un gran dire che non si possa aver cinque minuti di pace*'!

Wie man aus vorstehenden Ausstellungen ersehen kann, läfst Loveras

Digitized by Google

Arbeit wahrlich noch manches zu wünschen übrig. Eine sorgsame, ernst prüfende Durchsicht müfste bei Gelegenheit einer zweiten Auflage hier gründlich Wandel schaffen. Ich hätte mich nicht der Mühe einer so eingehenden Besprechung unterzogen, wenn nicht in diesem Lehrbuch ein guter Kern steckte, der Anerkennung verdient (ich hebe besonders das Kapitel von den Präpositionen hervor), und wenn ich nicht die Überzeugung hegte, es werde dasselbe dank der ansprechenden Methode sich bald an vielen Schulen einbürgern. Für den Selbstunterricht wird es sich dagegen weit weniger eignen schon wegen der Teilung in zwei Bände, durch welche auch ein Gesamtpreis bedingt wird, der um die Hälfte höher ist als bei den verbreitetsten Lehrbüchern. Die Ausstattung ist den Bedürfnissen der Schule angepafst und in jeder Hinsicht als vorzüglich zu bezeichnen.

An ärgerlichen Versehen — ich stelle dem Verfasser eine Liste geringfügiger Druckfehler zur Verfügung — sind mir aufgefallen: § 21: '*Partii ... per Parigi* Ich reiste ... nach Paris'; es fehlt doch ab! § 131: *Ho veduto Suo* (statt *il Suo*!) *amico*. § 210: '*Sono io che l'ha* (statt *l'ho*!) *fatto*'. § 375: '*Spererei che venga* (statt *venisse*!). § 437: 'die Knaben lauerten die Frösche auf'.

Berlin. Oskar Hecker.

Diccionario de la Lengua Castellana por la real Academia Española, décimatercia edición. Madrid, Imprenta de los Sres Hernando y Compañía, 1899.

— ¿Adónde tan de prisa?, decía un estudiante á otro.

— Ven, que ahora mismo van á sacar un retrato de la universidad. Figúrate qué reclamo en casa, si saliésemos en él.

Esto mismo debieron decirse los académicos el día en que el fotógrafo de Blanco y Negro anunció su visita á la 'docta corporación'. ¡Vaya un reclamo para la nueva edición del libraco! ¡Y cuidado, que es la décima tercia, funesta cifra!

Todos en España han visto el excelente retrato. De niños, á esos caballeros les pondría el fotógrafo junto á un velador atestado de librotes, para indicar su portentosa cabeza. De hombres machuchos, el artista de la ilustración les colocó así también, al lado de una infinidad de libros, gordos lo más posible, para que el público se quede aturdido de la sapiencia de los inmortales. Con todo, fijándose bien en las facciones de los señores fotografiados, échase de ver cierto terror, como de reos que están junto á la guillotina. ¿Quién les ha metido á ellos en esos líos? ¿Es recompensa justa, para hombres como Galdós, Echegaray, Valera y Campoamor, obligarles á ocuparse en una tarea monótona, aburridísima, que exige suma paciencia y larga preparación?

Dentro de ese centro 'docente' hay una comisión del diccionario, que mereció asimismo los honores de la reproducción. A la izquierda, están dos caballeros, muy señores míos, conocidísimos en su casa, en punto á filología, uno de los cuales hojea un libro, para que veamos lo aplicado

Digitized by Google

que es el chico de la Academia. El tercero es Valera, á quien yo diría, con gran respeto: '¿Quiere usted que le remita unas docenas de vocablos que están en sus obras y no en el libraco que están ustedes echando más á perder?' Luego viene una cara muy aburrida, así como la de un célebre republicano; quien le conozca, que levante el dedo. Después figura el único romanista que hay en la Academia, luego de haber muerto Fabié, otro filólogo, orientalista. Al Sr. Commelerán le diría yo: '¿Para qué ha servido su discurso de entrada?' Y respondería él, en verso: 'Para nada.' Ahí tienen en su seno un etimologista que ni la más mínima idea tiene de las leyes fonéticas principales que se exponen en el mencionado discurso, trabajo por cierto ligero, pero de más valor que esas arengas retóricas que se archivan y nadie lée. Por último, completa el sexteto diccionarista un señor que ha escrito mucho, y copiado más, y traducido enormemente más, y adquirido un immenso saber del gran Diez; pero no es lexicógrafo.

En la Academia hay tres especies de miembros: unos á quien les importa tres caracoles el maldito diccionario; otros que comprenden su obligación material, no moral, pues para ello les falta el alma, la vocación, el amor al trabajo lexicográfico, y hacen el papel del burro que á la fuerza arrea con él; y otros, filólogos infantiles, que toman como cosa de juego una tarea científica de grandes empeños. Entre estos últimos está el niño etimologista que se recrea buscando orígenes, disparatados, por supuesto, y enrevesados lo más posible, condición precisa para confeccionar sus juegos malabares. Con su imaginación extraviada, nadie vuela tan lejos como él. Es un espíritu volandero de amplias alas; y además, está poseido de su ciencia, fundada en el vacío.

Baca ¡del francés *bache*!, (y antes del alemán *bake*); *bache*, del árabe y del bretón (ó del alemán *Patsche* y *Bach*); *bachiller* del latín, con su explicación desmembrada, de *bacca*, baya (¡vaya, hombre!); *badana*, del árabe (cuero *batanado*); *bagaje*, que se relaciona con *baca* y *baga* (de *baca*, no de *bacca*), parece viene de *bag* (y *potaje* de *pote*); *baila* del latín *palus* (el etimologista sí que los merece, en gallego), *baile*, juez, del latín; *bajel*, idem (de *basel*, que no trae); *baladí*, de ... *balde* (el precio á que se pagan las etimologías del diccionario); *baladro*, de ... *latratus*, ladrido (¡esto sí que es ladrar orígenes!); *balanza*, de *bilanx*; antes venía *balaustre* de *balaustra*, y este del griego, y ahora procede *-tre* de *-tra*, y este del latín; antes *balcón* derivaba del persa, y ahora viene del italiano (¡gracias á Dios que el etimologista no viaja ya por tan luengas tierras!); *balde* procedia del árabe, y ahora deriva de *balda* (error; de *valde*, que no trae); *baldés*, de ... *baldés* (¡claro! será de *baldrés*, por errata), y antes venía nada menos que del sanscrito; *baliza*, del anglosajón *balye*; *bancal*, de *banco* (es francés); *banzo*, de *banda*.

Barro, antes del árabe *barra*, tierra, viene ahora del céltico *baw*, que me huele al *barr* celta de *barra* y al *bar* idem de *parra* (el buen etimologista sí que se subirá a ella cuando note el intrincado laberinto en que se metió); *barruntar*, de *prae-intueri*; *basca*, antes del árabe, ahora viene

Digitized by Google

de *vescus*; '*bejín*, de *visire*, ventosear, persona que se enfada ...'; *belleza*, de *bello* (así, cualquiera hace etimologías; '*dedal*, de *dedo*'; lo mismo pudo haberse formado *bellal* y *dedeza*, pongo por caso); *berbiquí*, del flamenco (¡olé ya!); *berza*, de *brassica*; *berrinche*, de *berrear*; *berrueco*, antes del celta, ahora es del latín ... *petra*, piedra (¡Santo Dios! ¡qué heregía!); *besana*, antes del sempiterno árabe, ahora del latín *versana* (pues á la *v*); *besante*, de *byzantius* (¡no está poco bizantinesco el etimologista!); *bieldo*, de *ventilabrum* (pues á la *v* con él; en el suplemento viene de *batillum*); *bigarro*, de *abigarrado* (vuélvanlo ustedes del revés, caballeros); *billar*, de *billa* (del francés); '*birimbao*, ¿voz imitativa del sonido de este instrumento?' sí, señora, como sus onomatopeyas *gurrumina*, *hin* y *zaparrázo*, y sus voces imitativas *bululú*, *hipo* y ... *pito* (¡pi! ¡pi!) tomado de la locomotora.

Birlocha, cometa, de *milocha* (al revés); *birlocho*, del inglés *whirlicote* (¿y la *ch*?); *birlonga*, del francés *brélan* (¿y la sílaba *ga*?); *bisel*, de *bis* y *sectilis*; *bisoño*, del francés (antes, del italiano); *blandengue*, de *blandir* (¿y el *dengue*?); *blandir*, antes del alemán *brant*, tizón, es ahora del alemán *brand*, espada (esperemos que en la próxima edición venga del francés).

En una crítica sobre el anterior diccionario, tenía yo escrito: '*Blinda*, del inglés, ciego (Academia). '¿Y porqué no del alemán, que conserva mejor la pronunciación?' Pues bien, ahora lo hacen venir del alemán, pero de la forma *blende*. Los académicos no pueden deshacerse del eterno don propio de errar.

Blonda del flamenco (¡ole con ole!); *bobalicón* dicen que es aumentativo de *bobo* (yo no le veo el origen á ese *alicón* que suena al final); en cambio viene *bobo* de *balbulus*, sin que se vea de dónde procede el *-lus*, eso que cita un diminutivo en la etimología de *pupilo*, de *pupus*, ¡*bobo!*

En una crítica, dije que era imposible viniese *bocel* de *bustellus*, y el niño se ha divertido investigando otra etimología, mala (no lo puede evitar), del latín y del celta, precisamente la misma que atribuye á *bocio*, del bajo latín *bocia*, y de *boc*, que no significa vaso de cerveza, sino tumor. El chico se ha divertido, además, en quitar la excelente etimología anterior de *bocha*,

pues sonó la flauta
por casualidad,

y poner por tercera vez (¿quiere V. recibo?) la mismísima de *bocel* y *bocio*.

Bocoy, vuelta á proceder de *boucellus*, de *butta*, del ... demonio. *Boche* del bajo latín *bocia* ... etc.; van cuatro veces que endilga la misma etimología, en *bocel*, *bocio*, *bocha* y *boche* (¿de veras, no quiere V. recibo?), que antes venía del italiano *bucco*, y que ahora procede, además, de *bocha* y de *bochero*.

Boda, del godo y del anglosajón, en vez de acudir sencillamente al latin *vota*, sin duda porque esto acarrearía la gran revolución ortográfica, ó acaso por ser una etimología demasiado sencilla. Á *báryano*, le han

Digitized by Google

llevado ahora á la *v*; esperamos que en la edición decimacuarta aparezca también á su lado *voda,* en caso de que sigan aferrándose los filólogos mamelucos á su ortografía etimológica, lo cual no creo, pues para entonces la gente será práctica y abominará de academiquerías.

Bofe, de *buffare,* voz imitativa; *bogar,* del antiguo alto alemán *vagôn, vogôn* (¡vago! ¡vago!), moverse; alemán moderno *wogen,* flotar, saltando por todas las reglas ortográfico-etimológicas.

Bohordo venía antes de *bois,* asta de lanza, y *herdeau,* rama flexible de árbol, sin hacer caso de la *f* de *bofordo,* de donde procede. Ahora también deriva de una etimología enrevesada, condición indispensable de todas ellas: 'del antiguo francés *béhourt,*' que ya es más que asta, lanza, 'del alemán *be,* etc. ¿Quién diablos puede seguir á ese lebrel filológico?

Boina, antes procedía del francés *bonnet*; ahora viene del vascuence.

Un *boj* de los dos que tenemos venía antes del alemán; ahora del flamenco (¡qué flamenquista es el tal hombre!). *Bol* es del inglés, del celta y del terreno terciario. Por no mentar la soga en casa del ahorcado, falta la frase 'no dar pié con *bola.*'

Borbollón venía antes de *burbu,* ahora de *borbotón* (*bon!*); *borbotar* procede del griego, y *alborotar* no tiene ni siquiera la etimología de rigor, cuando el vocablo empieza por *al,* árabe, por supuesto; *borceguí,* del flamenco (¡qué afición á lo flamenco se está echando el hombre!); *bordar,* venía del celta, y ahora, prosaicamente, de *borde*; y este vocablo, que trae dos artículos, no merece los honores de una etimología en el primero, mas en el segundo la tiene del latín nada menos; *borona,* del céltico *bron* (*bon! bon!*); *borujo,* del alemán y del latín *brolium* (embrollo, como siempre); *borracha,* de *burranicum*; *borraja,* de *borrago* (borregada estupenda); *borrego,* del árabe y del persa (*¡borrico!*); *boscaje,* de *bosque*; *bostezar,* de *oscitare*; *bota,* antes del árabe, es ahora del celta, y también de *bote*; *botarate,* de *botar*; *botarel,* del francés *bouter* (*en voilà une boutade!*); *botarga,* antes del árabe, ahora de *boto.*

Para que no anden con preguntas etimológicas, formarémos esta proporción:

botica : *apoteca* = *boticario* : *apotecario.*

Botín, del francés, del escandinavo (y del polo norte); *boto,* antes del alemán, ahora de *botulus*; *botón,* de *boto* (¡voto va!).

Boxnar (no *voxnar*) traía antes una etimología excelente, *buccinare,*

pues sonó la flauta
por casualidad,

y ahora, como ya es el caso varias veces, la han sustituido con otra malísima, *oscen,* acaso por no dar el brazo á torcer y tener que llevar el vocablo á la *b* de palo.

Boxo trae la quinta vez aquella famosa etimología de *bocel, bocio, bocha* y *boche,* que termina con *boc,* céltico, tumor, el que le salió en la cabeza al etimologista.

Brahón, de *brachium* (mejor de *brafón,* que no trae); *brandís,* antes,

Digitized by Google

del alemán *Brandeburg*, y ahora del francés *brandebourg* (¡como se divierte el nene!).

Brasa, del flamenco (¡cuando digo que se nos está aflamencando el chico, y se va á arrancar por peteneras!); *braznar*, decir que viene del alemán *brechen*, es rebuznar.

La Academia debe poner una etimología, en *brear* para la acepción procedente de *brea*, y otra para la que viene de *bregar*.

Brebaje, del latín, viniendo del francés; *brecha*, del antiguo alto alemán, viniendo simplemente del francés; *bregar*, cuyo origen es desconocido para un diccionarista mil veces mejor que los de la Academia, puede venir de *plicare*, pues *emplegar* = *implicare* = *embregar*; *brenca*, del italiano (cero y van dos, la primera vez en *branca*); *brete*, no del francés *frette*, sino del francés *brette*; *breva*, antes de *praecox*, es ahora de *praecoqua*, y más tarde será de lo mismo, con otra síbaba más; *brevete*, diminutivo de *breve* (¡quiá! francés); y *membrete*, su equivalente, de *membrar*; *brial*, del francés *bliaut* (*¡au!*).

En cambio, hay que felicitarse, después de leer tantísimo disparate, de ver una corrección. En 'Maraña' ridiculicé la etimología de *brin*, del bajo bretón. Ahora, del francés.

Pero no puede durar mucho la alegría estudiando el diccionario. Á renglón seguido empiezan otra vez los desatinos. *Brincar*, del alemán *springen*, por segunda vez, que yo sepa. *Brinco*, en la segunda acepción, necesita otra etimología, que la de mocosuena, -ae primera, en este sentido: '*Brinco* de mis hijos, regalo de mi muger' (Quijote I. 23).

Definiciones incompletas y malas. *Aducir* es también acarrear, ocasionar. *Agostar*, consumir, como '*agostador*, el que consume'. Pueden *aguarse* también los ojos de la cara. *Aguardador* es asimismo guarda, custodio. *Ahuecar*, quitarse de en medio. También se puede *alabear* un hueso. *Alar*, ir, debe ponerse aquí, y no llevarlo más lejos, aislado: *alarse*. *Alboroque* es sencillamente *robra*, y falta 'echar el alboroque'. En *alfayate*, que casi nadie conoce han metido la popular frase 'el sastre del campillo'. *Alférez* se aplica también á mujer, y en sentido figurado. En *alisar* no trae *limar*, pero aquí sí alisar. Según la definición de *altura*, no se puede usar esta voz en astronomía hablando de la elevación de tal ó cual monte en la superficie, v. gr. de la luna. *Alumbrarse*, en figurado, es 'tocarse del vino' (!).

En *amolar* debería ponerse esta nota: por *afilar*, no se recomienda su uso.' Y digo esto, porque á lo mejor suelta el vocablo algún estranjero que aprende esa significación en una de tantas gramáticas que van copiando.

En 'Maraña del Diccionario' decía yo que *azoguejo* no es la plazuela *de algún pueblo*, sino que se refiere al azoguejo famoso de Segovia especialmente, como se ve en el Quijote: 'compás de Sevilla, azoguejo de Segovia, la olivera de Valencia.' Pues ahora, erre que erre, vuelta á las andadas.

Azolvar era, y es, 'cegar *ó tupir*', *ó* tapar, *ó* cerrar, *ó* impedir, *ó* embarazar 'con alguna cosa' (v. gr. una corbata) 'los conductos del agua'.

Digitized by Google

En *azul* no se ve esta idea, de Clarín: 'la literatura *azul* de nuestros días'.

Baca era antes '*caja* de cuero que se coloca encima de los coches para llevar ropas y otros efectos'. La definición es ahora mejor, pero falta decir que también se destina á viageros, siendo el sitio preferente de los turistas. Eusebio Blasco lo dice también: 'y por fin, los de la *baca*, que iban arriba, sobre el mayoral, al aire libre.'

Respecto á las voces compuestas, sigue la Academia haciendo con ellas mangas y capirotes. Por ejemplo: *adiós* y *á Dios* (capítulo principal), *aduras* y *á duras*, *aduro* y *á duro*, *arriedro*, *asimismo*, *asohora*, *avefría* y *ave fría*, *biempareciente*, *bienandante*, *bienaventurado*, *bienhadado*, *malhumorado* (y no *bienhumorado*).

Faltan: *bibda*, *bibi*, *bibliopirata*, *bicicletear*, *bichar*, *bicheadero*, *bigot*, *billetaje*, *bis á bis*, *biselar*, *bisutería*, *bizantinesco*, *blancuzco*, *blanqueado*, *blanqueante*, *bocachada*, *bocata*, *boceras*, *boira*, *bolear* en la acepción pelotística, *boleísta*, *bolillero* (que existía también en lo antiguo, y se llamaba *pajuelero*, porque en vez de las famosas bolitas de papel para cazar aldeanos, empleaba pajillas), *bollicio*, el sentido figurado de *bombardear*, *bombear* la pelota, *bonachonería*, *bonestanza*, *boricado*, *bortal*, *borto*, bailar una *borrega*, *botabomba*, *botijil*, *botijina*, *botijismo*, *botijista*, tren *botijo*, *braguero* por bragas, *brahamínico*, *bramino*, *branca* por *blanca*, *brandi*, *branqueado* por blanqueado (aunque trae varios vocablos de $r = l$, v. gr. *bregar*, que viene de *plicare*, *plegar*), *brilla*.

Salvo error ú omisión, ha admitido la Academia: *abanar*, *ablanedo* (pero no *ablana*, *ablanar*), *acamar*, *acaptar*, *acelajado*, *acompasar*, *achicamiento*, *achuchón*, *ajiaco*, *albogón*, *ambidos*, *amo* por *ayo*, *antiescorbútico*, *apencar*, *apiparse*, *aramío*, *arnaute*, *arto*, *atardecer*, *aviñonense* (no hacía falta, pero como le sacaron á relucir que ella misma usó el vocablo, por terca lo puso), *balasto*, *baldosín*, *bambuco*, *beocio* (que habrá propuesto Menéndez Pelayo), *bicicleta*, *biciclo*, *bidé* (en castellano neto es *jaca*), *bígaro*, *bitongo*, *bonaerense*, *brenga*, *brigadiera*.

Cosas buenas, de las pocas que caen en libra. Por primera, el papel, aunque el impresor á veces metió gato por liebre; luego, la ortografía, en contadísimas voces, v. gr. *Rin* por *Rhin* y *te* por *the*, y por último (se acabó el percal), que el librote es más manejable que el anterior.

Para cuando aparezca la próxima edición, que espero sea más presentable que esta, ya estará este cura hecho polvo hará tiempo. Tengamos confianza en que el siglo nuevo traiga más luces y menos jesuitas á esa desventurada Academia de fines del siglo XIX.

Berlin. P. de Mugica.

Aníbal Echeverría i Reyes, Voces usadas en Chile. Santiago, Imprenta Elzeviriana, 1900. XXII, 246 S. 8.

Nach dem, was man aus dem Umschlag des Buches über des Verfassers bisherige schriftstellerische Thätigkeit entnehmen kann, scheint er

Digitized by Google

praktischer Jurist zu sein, mufs er sich aber auch früher schon mit Gegenständen der Sprachforschung, mit den alteinheimischen Sprachen seines Vaterlandes und mit dem Spanischen beschäftigt haben. Das unter vorstehendem Titel erschienene, der spanischen Akademie gewidmete Buch läfst wohl erkennen, dafs es nicht das Werk eines Mannes ist, der die Schule europäischer Linguisten durchlaufen hätte; doch hindert das nicht, dafs es mit seinen fleifsigen Zusammenstellungen vielen gute Dienste thun wird: den Chilenen wird es zeigen, was sie innerhalb ihrer gewohnten Sprechweise als provinzial, nicht schriftspanisch anzusehen und darum zu meiden haben, wann sie ein gewähltes Kastilianisch schreiben wollen; den Spaniern giebt es Gelegenheit zu beobachten, dafs manches, was in ihren Wörterbüchern noch fehlt, ihren Sprachgenossen über dem Ocean geläufig ist und zur Annahme wenigstens dann sich empfiehlt, wenn es nach seiner Bildung dem Wesen des Spanischen entsprechend, leicht verständlich und besonders, wenn es auch den Dialekten der iberischen Halbinsel bereits geläufig ist, was von einem grofsen Teile des hier Verzeichneten gilt; dem Sprachforscher führt es ein neues Beispiel der Differenzierung vor, die sich immer einstellen mufs, wo eine Sprache auf fremden Boden verpflanzt, die Sprachgemeinschaft zwischen dem Mutterlande und dem der Sprache neu gewonnenen Gebiete nur noch spärlich durch Litteratur und Handel aufrecht erhalten wird.

Nach einer verständigen Einleitung (in der sich übrigens der greuliche 'Neologismus' *independizarse* 'sich unabhängig machen' findet — kein Druckfehler, wie die Wiederholung S. 187 zeigt) und einer Bibliographie, die viel dem Europäer Unbekanntes enthält, giebt der Verfasser S. 23—116 'allgemeine Bemerkungen' über das Spanisch der Chilenen. Viel Bemerkenswertes ist hier zur Sprache gebracht, so S. 32 die seltsamen Übergänge von *sg, zg* zu *j,* von *sb* zu *f,* von ursprünglich zweisilbigem *aí* zu *ái* und *éi* S. 40 und anderes. Doch fehlt hier oft das richtige Urteil über die mitgeteilten Thatsachen, und sind diese deshalb nicht immer richtig zusammengestellt: allerdings steht für span. *i* chilen. *e* in *enjusticia* und in *diverjer,* aber aus Gründen durchaus verschiedener Art. Die Ordnung des Vorgebrachten nach den in Betracht kommenden spanischen oder chilenischen Lauten ist hier oft die am wenigsten zweckmäfsige: in *mermejo* für *bermejo,* in *camapé* für *canapé* hat sich freilich *m* unberechtigt eingestellt, aber dort ist Assimilation vollzogen, hier Volksetymologie im Spiel. Auch für *pantomina* statt *-ima* ist die Erklärung leicht gegeben. Die Accentwechsel S. 61 scheinen zum Teil durch französische Einwirkung herbeigeführt. Recht merkwürdig ist, was der Verfassser S. 69 und 77 über die Formen der Anrede mitteilt, die bei Leuten aus den niederen Ständen zu beobachten sind: an den Einzelnen wendet sich die Rede mit *vos* und der zweiten Person des Plurals, an mehrere dagegen, auch an mehrere Tiere mit *ustedes* (umgekehrt wird im deutschen Heere der Soldat mit 'Sie', die Kompanie mit 'ihr' angeredet); besonders weit, weiter als sonst auf romanischem Boden, geht die Mischung zweier Möglichkeiten, wenn man sagt: *a vos te di tu libro,* oder wenn man das

Digitized by Google

Subjektspronomen *vos* mit dem Singular des Verbums oder *tú* mit dessen Plural verbindet. Wenn S. 70 und 72 von Diphthongierung und andererseits von Nichtdiphthongierung von Stammvokalen der Verba die Rede ist, worin das Chilenische vom Schriftkastilianischen abweicht, so wären hier die Fälle zu sondern gewesen, wo Lautgesetzliches und Altes, und die, wo spätere Angleichung vorliegt: *cueso (cŏnsuo), tueso (tŭssio)* und *suerbo (sŏrbeo)* waren auseinander zu halten, ebenso *frego (frĭco)* und *hela (gĕlat)*. Von syntaktischen Erscheinungen mag erwähnt sein, dafs die eigentlich subjektlosen *hay* und *hace* in Kongruenz treten mit dem nachfolgenden pluralischen Accusativ: *hubieron fiestas, hacen algunos dias,* zu vergleichen mit ital. *ci vogliono quattrini.*

Auch der zweite, lexikalische Teil des Buches enthält manches Beachtenswerte. Einzelnes, das mit aufgeführt wird, konnte ohne Schaden wegbleiben, so nicht weniges, was in spanischen Wörterbüchern, z. B. Salvá, bereits Aufnahme gefunden hat, so ferner allerlei französische Ausdrücke der Speisekarte, englische des Fufsball- oder des Rennsportes, die in internationalem Gebrauche stehen.

Man darf von dem Verfasser wohl noch wertvollere Arbeiten erwarten, wenn zu dem Fleifse und zu der Sorgfalt der Beobachtung, die er schon jetzt bewiesen hat, noch etwas mehr Vertrautheit mit der Anschauungsweise und dem Verfahren heutiger Sprachforschung sich gesellen wird. Dazu zu gelangen, fehlt es ja auch in Chile nicht an Gelegenheit, vielleicht weniger als im spanischen Mutterlande.

Berlin. Adolf Tobler.

Digitized by Google

Verzeichnis

der vom 2. Juni bis zum 26. Juli 1900 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur mit Einschlufs von Sammelwerken und Zeitungen. Bd. IV. Alphabetisches, nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichnis von Aufsätzen, die während der Monate Januar bis Juni 1899 in über 900 zumeist wissenschaftlichen Zeitschriften, Sammelwerken und Zeitungen deutscher Zunge erschienen sind, mit Autorenregister. Unter besonderer Mitwirkung von E. Roth für den medizinisch-naturwissenschl. Teil und mit Beiträgen von A. L. Jellinek und M. Grolig herausgeg. von F. Dietrich. Lief. 1. M. 2; kompl. in 8 Lief. à 40 S. Leipzig, Dietrich, 1899. M. 15.

The American journal of philology. XXI, 4, whole no. 81.

Wyld, H. C., Law in language, an inaugural address delivered at University College Liverpool, on the 3rd March 1900. The University press of Liverpool, 1900. 27 S. 4.

Freudenberger, M., Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache. Leipzig, Avenarius, 1900. 147 S.

Krueger, Dr. Gustav, Oberlehrer am Kaiser Wilhelms-Realgymn. zu Berlin, Die Übertragung im sprachlichen Leben. Dresden und Leipzig, Koch, 1900 (Neusprachliche Abhandlungen ... herausgeg. von Dr. Clemens Klöpper-Rostock. IX. Heft). 50 S. 8. M. 1.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VI, 2 [C. A. Romstorfer, Holzarbeiten der Bukowinaer Zigeuner. — E. Lilek, Familien- und Volksleben in Herzegowina und Bosnien. — Mitteilungen etc.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. IV, 2 [P. Odilo Ringholz, Die Ausbreitung der Verehrung des hl. Meinrad. A. Rossat, Chants patois jurassiens. S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt].

Petsch, R., Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen. Berlin, Weidmann, 1900. XI, 85 S.

Litteraturblatt für germ. und rom. Philologie. XXI, 6 (Juni).

Modern language notes. XV, 6, June [C. Harrison, 'Than whom'. — F. A. Wood, Etymological notes. — J. B. Fletcher, Spenser and 'E. K.'. — F. N. Scott, Gray and grey. — C. F. McClumpha, Parallels between Shakespeare's sonnets and Love's labours lost. — Reviews etc.].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VIII, 3 [W. Vietor, Neuphilologische wünsche für universität und schule. Berichte. Besprechungen. Vermischtes].

Burdach, K., Walther von der Vogelweide. Philologische und historische Forschungen. I. Teil. Leipzig, Duncker, 1900. XXXIII, 320 S.

Digitized by Google

Johann Jakob Bodmer. Denkschrift zum CC. Geburtstag (19. Juli 1898). Veranlafst vom Lesezirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich, A. Müller, 1900. XII, 419 S. 4.

Grundmann, J., Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders 'Ideen zur Geschichte der Menschheit'. Berlin, Weidmann, 1900. VI, 139 S. M. 3.

Goethe, Faust. Zweiter Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Steuding (Freytags Schulausgaben). Leipzig, Freytag, 1900. 285 S. Geb. M. 1,40.

Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds. Aus Universitätsvorlesungen von R. Hildebrand. I. Teil: Das ältere Volkslied, herausgegeben von G. Berlit. Zugleich Ergänzungsheft zum 14. Jahrgang der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Der Ergänzungshefte fünftes. Leipzig, Teubner, 1900. VII, 239 S. M. 4.

Castle, E., Die Isolierten. Varietäten eines litterarischen Typus. Erica und Eduard. Die drei Paria. Herr und Sklave. Berlin, Duncker, 1898. 76 S.

Englische Studien. XXVII, 3 [W. Heuser, Die me. Entwicklung von ŭ in offener Silbe. — H. B. Baildon, R. L. Stevenson. — F. Beyer, Wendts Reformthesen und der praktische Sprachbetrieb an Realschulen. — H. Klinghardt, Schlufswort zu den Wendtschen Thesen. — Besprechungen. Miscellen].

Beiblatt zur Anglia. XI, 1, 2 (Mai, Juni).

Kaiser, K., A brief history of the English language and literature for the use of schools. 4. edition. Leipzig, E. Schultz, 1900. VI, 99 S.

Schütte, G., Var Anglerne Tyskere? Omarbigdelse og udvidelse af et foredrag holdt i 'Selskab for germansk filologi' den 12. Okt. 1898. Særtryk af 'Sønderjydske aarbøger' 1900. Flensborg, Møller, 1900. 61 S.

Förster, M., Beowulf-Materialien zum Gebrauch bei Vorlesungen. Braunschweig, Westermann, 1900. 11 S.

Björkman, E., Scandinavian loanwords in Middle-English (Morsbachs Studien zur engl. Philol. VII). Halle, Niemeyer, 1900. VI, 190 S.

Cushman, L. W., The devil and the vice in the English dramatic literature before Shakespeare (Morsbachs Studien zur engl. Philol. VI). Halle, Niemeyer, 1900. VIII, 148 S.

Van Adam, B. A. P., and Stoffel, C., William Shakespeare prosody and text; an essay in criticism, being an introduction to a better editing and a more adequate appreciation of the works of the Elizabethan poets. Leyden, Brill, 1900. 437 S.

Osgood, Ch. G., The classical mythology of Milton's English poems (Yale studies, VIII). New York, Holt, 1900. VII, 111 S.

Yarnall, E., Wordsworth and the Coleridges, with other memories, literary and political. New York and London, Macmillan, 1899. 331 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

vol. 3425: A. C. Doyle, The green flag and other stories.
„ 3426—7: St. J. Weyman, Sophia.
„ 3428: J. K. Jerome, Three men on the bummel.
„ 3429: Elizabeth and her German garden.
„ 3430—1: R. Kipling, From sea to sea.
„ 3432: Bret Hart, From sandhill to pine.
„ 3433—34: E. Th. Fowler, The Farringdons.

Hausknecht, E., The English student. Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. 4. Aufl. Berlin, Wiegandt, 1900. IV, 348, 134 S.

Digitized by Google

Revue des langues romanes. XLIII, 1, 2 [Ch. Mourret, Une pharmacie provençale au XVIe siècle. J. Anglade, Notes languedociennes. F. Castets, *I dodici canti*, épopée romanesque du XVIe siècle. Bibliographie, Chronique, Nécrologie].

Studj di filologia romanza pubbl. da E. Monaci e C. de Lollis, fasc. 22 (vol. VIII, fasc. 2°) [L. Biadene, Tre miracoli del Vangelo provenzale dell' 'Infanzia'. P. F. Nicoli, Il dialetto moderno di Voghera. N. Scarano, Fonti provenzali e italiane della lirica Petrarchesca. V. Crescini, Il contrasto bilingue di Raimbaut de Vaqueiras secondo un nuovo testo. C. de Lollis, Noterelle spagnuole. P. Marchot, Encore *Andare*; La plus ancienne Aube; roman *Flautare*. Bollettino bibliografico]. S. 173—420. L. 10.

Pfeiffer, Dr. Gustav, Lehrer an der Höheren Handelsschule und Privatdocent an der Techn. Hochschule in Stuttgart, Ein Problem der romanischen Wortforschung. II. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1900. Fortsetzung (S. 41—60) der im Archiv CIV, 253 eingetragenen Schrift, die noch weiter fortgeführt werden soll.

Canchons und Partures des altfranzösischen Trouvere Adan de la Hale le bochu d'Aras, herausgeg. von Rudolf Berger. Erster Band: Canchons. Halle a. S., Niemeyer, 1900 (Romanische Bibliothek herausgeg. von Foerster, XVII). VIII, 530 S. 8.

Eggert, Dr. Bruno, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dessau, Phonetische und methodische Studien in Paris zur Praxis des neusprachlichen Unterrichts. Mit Abbildungen im Text. Leipzig, Teubner, 1900. VIII, 109 S. 8.

Siegfried, Paul, Handelsschullehrer, 250 Aufgaben für das Französische. Zur Unterstützung des Klassen-Unterrichts und des Selbst-Unterrichts. Auf Grund von 200 Wörtern oder Wortformen. Mit zwei Schlüsseltafeln. Einzelpreis 20 Pfg. In Partien von 10 Exempl. 15 Pfg. Zu beziehen durch den Verfasser (Leipzig, Sophienstrafse 30). [O. J.] 20 S. kl. 8.

Weitzenböck, Professor Georg, Lehrbuch der französischen Sprache. II. Teil. A. Übungsbuch. Mit 21 Abbildungen und 2 Karten. 3. Aufl. XVIII, 198 S. Geb. M. 2,50. B. Sprachlehre. 3. erweiterte Aufl. XVI, 80 S. Geb. M. 1,50. Leipzig, Freytag, 1900. [Den ersten Teil s. Archiv CII, 478.]

Poewe, Julius, aus Magdeburg, Sprache und Verskunst der Mystères inédits du XV. siècle (abgedruckt von A. Jubinal, Paris 1837). Inaugural-Dissertation aus Halle a. S. Halle a. S., Druckerei Kaemmerer & Co., 1900. 93 S. 8. [Giebt auch zahlreiche Besserungsvorschläge und das ziemlich reiche Ergebnis einer Nachvergleichung des Jubinalschen Druckes mit der Handschrift.]

Fischer, August, aus Berlin, Die indirekte Rede im Altfranzösischen. Inaugural-Dissertation aus Jena. Berlin, Druck von E. Ebering [1900]. 77 S. 8.

Sternfeld, Prof. Dr. R., Französische Geschichte. Leipzig, Göschen, 1898 (Sammlung Göschen, 85). 203 S. kl. 8. M. 0,80.

Suchier, Prof. Dr. Hermann, und Birch-Hirschfeld, Prof. Dr. Adolf, Geschichte der Französischen Litteratur. Lieferung 12 und 13, S. 561—672 (s. Archiv CIV, 478).

Kaiser, K., Directeur, Précis de l'histoire de la littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours. Troisième édition. Leipzig, Erh. Schultz' Erben, 1899. VIII, 143 S. kl. 8. M. 1,60.

Voretzsch, Carl, Epische Studien. Beiträge zur Geschichte der französischen Heldensage und Heldendichtung. I. Heft. Die Composition

Digitized by Google

des Huon von Bordeaux nebst kritischen Bemerkungen über Begriff und Bedeutung der Sage. Halle a. S., Niemeyer, 1900. XII, 420 S. 8.

Herzog, Dr. Eugen, Untersuchungen zu Macé de la Charité's altfranzösischer Übersetzung des Alten Testamentes (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Band CXLII. VI). Wien, Gerold's Sohn, 1900. 82 S. 8.

Rohnström, O., Étude sur Jehan Bodel, thèse pour le doctorat. Uppsala, Imprim. Almqvist et Wiksell, 1900. XVI, 207 S. 8.

Schneegans, Heinrich, Das Wesen der romantischen Dichtung in Frankreich (Sonderabdruck aus der 'Deutschen Rundschau', Juli 1900). S. 119—129. 8.

Herzog, Eugen, Materialien zu einer neuprovenzalischen Syntax. Separatabdruck aus dem XXV. Jahresberichte der k. k. Staats-Unterrealschule im V. Bezirke von Wien. Wien, Selbstverlag des Verf., 1900. 23 S. 8.

Il Canzoniere laurenziano rediano 9, pubblicato per cura di Tommaso Casini. Bologna, Romagnoli Dall'Acqua, 1900 (Collezione di opere inedite o rare ... diretta da Giosuè Carducci). XV, 383 S. 8. l. 9.

Flamini, Francesco, L'ordinamento dei tre regni e il triplice significato della *Commedia* di Dante (Nozze Volpi-Buonamici, XXIII aprile MDCCCC). Padova. 15 S. 4.

Sanvisenti, dott. Bernardo, Sul poema di Uggeri il Danese (Accademia reale delle scienze di Torino, anno 1899—1900, S. 151—226). Torino, Clausen, 1900. 76 S. 4.

Pércopo, Erasmo, La famiglia di Antonio Cammelli (Estratto dal Bullettino storico pistoiese, anno II, fasc. 2). 14 S. 8.

Morf, Heinrich, Die sieben Infanten von Lara. Sonderabdruck aus der 'Deutschen Rundschau', Juni 1900. S. 373—396. 8.

Macías, o namorado, a galician trobador, by Hugo Albert Rennert, Ph. D., professor in the University of Pennsylvania. Privately printed, Philadelphia, 1900 [200 Exemplare, nicht im Handel]. 64 S. 4.

Michaëlis, Carolina, de Vasconcellos, Lais de Bretanha, capitulo inedito do Cancioneiro da Ajuda. Separata da 'Revista Lusitana', vol. VI. Porto, 1900. 43 S. 4.

Digitized by Google



Gedenkrede auf Immanuel Schmidt,

gehalten in der Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen am 25. Sept. 1900

von

Hermann Conrad.

Meine Herren!

Vor wenigen Monden haben wir eins unserer hervorragendsten Mitglieder aus unserem Kreise hinaus zur letzten Ruhe tragen müssen, ein Mitglied, das wissenschaftlich und menschlich vielen teuer und von allen verehrt war. Denn Immanuel Schmidt war nicht bloſs der bedeutendste Kenner des modernen Englisch, den Deutschland zur Zeit besessen hat, er war auch ein besonders liebenswerter Mensch.

Wenn unser Herr Vorsitzender mir, wie ich bekenne, auf meinen Wunsch, die Aufgabe zuerteilt hat, unserem verstorbenen Freunde die Gedenkrede zu halten, so erwarten Sie nicht von

Digitized by Google

mir, dafs ich hier als Totenrichter auftreten werde, als unbeteiligter Historiker, der Wert und Unwert seines Objektes kühl abwägt und rücksichtslos sein Urteil fällt. Ich habe dem Verstorbenen in den letzten Jahren viel zu nahe gestanden, als dafs ich eine solche Rolle durchführen könnte. Andererseits aber fürchten Sie nicht, dafs ich Ihnen ein rosig gefärbtes Lebensbild entrollen wollte, das der Wirklichkeit nicht entspricht. Das wäre wohl der unerwünschteste Dienst, den ich meinem verstorbenen Freunde leisten könnte, dessen Leben in wissenschaftlichem Wahrheitsstreben aufgegangen ist. Ich werde also aussprechen, was mir als Wahrheit erscheint, und hoffentlich mit derjenigen Milde, die wir alle nach unserem Tode von denen, die uns nahe gestanden, erwarten. Die Frage ist nur, wieviel ich von dieser Wahrheit berechtigt bin zu bieten; denn ich würde nimmermehr als Pflicht anerkennen, Partien und Seiten dieses zum Teil höchst interessanten Lebens, deren Bekanntwerden der Verstorbene nicht wünschte, hier in halber Öffentlichkeit zu enthüllen. So z. B. trat mir von vornherein die delikate Frage entgegen, wieviel ich von seinen wechselvollen Erlebnissen in den Jahren 1848—1858 mitteilen durfte, von denen er selbst im Kreise seiner Familie fast niemals gesprochen hat und die mir bis zum Jahre 1897 so gut wie unbekannt waren.

Damals — ich erinnere mich der Umstände genau: bei Gelegenheit eines kleinen Familienkommerses, den ich zur Feier des Abiturientenexamens meiner Söhne veranstaltet hatte, fing Schmidt zum erstenmal an, von seinen Erlebnissen im Jahre 1848 und der sich daran schliefsenden Festungshaft zu erzählen. Er sprach von dieser Zeit mit Humor, wie von etwas, das für ihn vollkommen abgeschlossen war und keinen schmerzlichen Nachhall mehr in seinem Innern wachrief. Wir Alten und die Jungen lauschten mit dem gespanntesten Interesse, und als er geendet, sprachen wir unsere Verwunderung darüber aus, dafs er diese in ihm so lebendigen Erinnerungen so lange in sich verschlossen hätte, und fanden, dafs sie wert wären, aufgezeichnet und gedruckt zu werden. Er aber erklärte sich nicht abgeneigt, mit einer derartigen Veröffentlichung noch vor seinem Lebensende hervorzutreten. Dann vergingen Jahre, ohne dafs die Angelegenheit berührt worden wäre. Und als nun die traurige

Digitized by Google

Pflicht an mich herantrat, deren Erfüllung mir augenblicklich obliegt, war ich zweifelhaft, wie ich mich dieser Lebenszeit gegenüber verhalten sollte, bis zu dem Tage, wo ich die hinterlassenen Manuskripte Schmidts durchsah. Darunter fand ich den Beginn einer Autobiographie, welche seine Schul- und Universitätszeit, seine politische Thätigkeit im Jahre 1848 und seine Festungshaft darstellte und mit der Selbstverbannung nach England leider abbrach.

Nach dem, was vorausgegangen war, konnte es nicht zweifelhaft sein, dafs Schmidt das Manuskript zur Veröffentlichung bestimmt hatte; und so bin ich denn durch die Zustimmung der Familie in den Stand gesetzt, Ihnen über diese interessanteste Zeit des Schmidtschen Lebens authentische — auf sein Manuskript und seine Briefe gestützte — Mitteilungen zu machen.

Immanuel Schmidt stammte aus einer geistig hochbeanlagten Familie, als deren Kulminationspunkt wir ihn betrachten dürfen. Sein Vater, aus Braunschweig gebürtig, war Theologe seines Zeichens und wurde 1805 zum Feldprediger des Gardeducorps in Potsdam ernannt. Er nahm als solcher teil an dem unglücklichen Feldzuge von 1806/7; in der Schlacht bei Auerstedt verlor er seine gesamte Bagage und konnte erst nach vielen Beschwerden und Gefahren sein Regiment wiederfinden. Er fand es in Stargard in Pommern und begleitete mit ihm die königliche Familie nach Memel. Für die ungeheure Teuerung, die dort herrschte, war sein kleines Gehalt nicht ausreichend. Er half sich daher durch das Talent zum Malen, das er besafs, indem er eine Anzahl höherer russischer Offiziere porträtierte. Im Jahre 1809 nach Berlin zurückgekehrt, wurde er zum Brigade-Prediger der brandenburgischen Ulanen und Husaren ernannt und konnte nun seine Braut, die Tochter des Pastors Schiller in Braunschweig, heimführen.

Im Jahre 1812 nahm er die ihm angetragene Pfarre von Teltow an, wo er billiger leben konnte und seinen durch gar zu vielseitige Beschäftigung angestrengten Geist erholen zu können hoffte. Aber gerade hier hatte er die schwerste Zeit seines Lebens durchzumachen. Während der Schlacht von Grofsbeeren

Digitized by Google

wurde sein Haus geplündert, seine Scheunen geleert und seine Felder zertreten. Wiederholter Mifswachs folgte, und er verarmte mit seiner Gemeinde. Aber sein festes Gottvertrauen war nicht niederzudrücken, und mit jener Elasticität des Geistes, die er seinem Sohne vererbte, half er sich durch diese Not vermittelst einer anderen Gabe. Er verfafste in patriotischer Begeisterung Kampfes- und Siegesgesänge, die von Berliner Blättern sehr gut honoriert wurden. Zwei Freunde haben eine Auswahl seiner Gedichte nach seinem Tode (Halberstadt, 1831) herausgegeben, und ich mufs bekennen, dafs darunter Leistungen sind, die sich weit über die Durchschnittslyrik erheben. Sehr schön ist z. B. das Gedicht, das er verfafst hat, nachdem er in schwerer Krankheit dem Tode ins Auge gesehen: er jubelt das Glück zu leben in die herrliche Frühlingswelt hinaus, die ihn umgiebt. Der erste Band dieser Ausgabe enthält die Zusammenstellung der früher veröffentlichten zehn Werke Schmidts, darunter ist eine Übersetzung von Youngs 'Night Thoughts'. Es ist wohl kein zufälliges Zusammentreffen, dafs der Vater sowohl wie die Mutter unseres grofsen Anglicisten eine besondere Vorliebe für die englische Litteratur hatten.

1817 wurde Pfarrer Schmidt durch königliche Kabinettsordre zum Oberprediger von Derenburg im Fürstentum Halberstadt ernannt und damit ihm schliefslich ein sorgenfreies Dasein bereitet.

Ich kann mir nicht versagen, Ihnen mit einigen Zügen das seinem Sohne so sprechend ähnliche Bild des Mannes nachzuzeichnen. Die auf den ersten Blick aus dem Antlitz hervortretenden beiden Eigenschaften sind Intelligenz und Herzensfreundlichkeit. Unter einer hohen und gewölbten Stirn leuchten uns zwei blaue Augen mit einem gewohnheitsmäfsig frohen Ausdruck entgegen. Eine kräftige, stark gebogene Nase beschattet einen fein geschnittenen Mund, der gern in gutmütigem Scherz zu lächeln scheint. Die Statur des Mannes war klein, sein Körper, eher schwächlich als robust, schlofs jedoch ein urgesundes, ungemein leistungsfähiges Nervensystem in sich. Neben der Sorgfalt, mit der er seine Predigten ausarbeitete, neben dem unermüdlichen Eifer, mit dem er seine Pflichten als Seelsorger erfüllte, fand er die Zeit, seine vielseitigen geistigen Interessen zu

Digitized by Google

pflegen in einer ausgiebigen litterarischen Thätigkeit und seinen ältesten Sohn mit den Söhnen fremder Menschen für die Universität vorzubilden. Seine Fröhlichkeit hatte zum grofsen Teil ihren Grund in der Freude über die eigene Schaffenskraft, der er, ganz wie sein Sohn, auch Fernerstehenden gegenüber rückhaltlosen Ausdruck gab. Harmlose Naturen dieser Art haben oft einen segensreich zu nennenden Egoismus in sich, der sie treibt, überall mit ihrer eigenen Kraft einzutreten, wo die Kraft ihrer Mitmenschen nicht ausreicht oder versagt. Dem Pfarrer Schmidt war es nicht genug, seine geistigen Schätze in freiwilligem Unterricht unter die Jugend seiner Umgebung zu verteilen; wenn er ein gutes schriftstellerisches Honorar erhalten hatte, so pflegte er unbemittelten, aber talentvollen Studenten in Halle kleinere oder gröfsere Geldgeschenke zu machen.

Im Alter von vierundfünfzig Jahren wurde er ein Opfer seiner Pflichttreue. Kaum erstanden von einer schweren Lungenentzündung und körperlich noch sehr schwach, behauptete er, 'die Kanzel würde ihn gesund machen', und begann seine amtliche Thätigkeit wieder in ungeheizter Kirche während eines harten Winters. Die Folge war ein Rückfall, der einen tödlichen Ausgang hatte.

Als der Vater 1830 starb, war sein jüngster Sohn, unser August Ludwig Immanuel Schmidt, noch nicht sieben Jahre alt — er war am 29. August 1823 geboren worden.

Aber der Knabe blieb nicht ohne Stütze zurück. Sein zehn Jahre älterer Bruder Adolf hat sich des Kindes und des Jünglings immer mit treuer Liebe angenommen, und mit treuer Liebe hat der jüngere Bruder immer an ihm gehangen bis zu seinem vor zwei Jahren erfolgten Tode als emeritierter Pfarrer in Aschersleben; die Brüder standen sich sehr nahe durch eine Reihe von gleichen Anschauungen auf geistigem und sittlichem Gebiete und durch die Gleichheit ihrer tiefsten, treibendsten Lebenskraft, des Dranges nach wissenschaftlicher Forschung. Auch Adolf ist ein bedeutender Gelehrter gewesen, und als die *Alma mater,* der er seine Bildung verdankte, die Universität Halle, vor sechs Jahren ihr 200jähriges Bestehen feierte, wurde er von ihr zum Ehrendoktor ernannt wegen seiner selbständigen und erfolgreichen Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet.

Digitized by Google

Den umfassendsten und nachhaltigsten geistigen und sittlichen Einflufs hat seine Mutter auf Immanuel Schmidt ausgeübt. Sie war eine von jenen, in Deutschland Gott sei Dank nicht seltenen bedeutenden Frauen, von denen die Welt wenig erfährt, die ihre alleinige Aufgabe in der allseitigen, aufopfernden Sorge für das Wohl ihrer Familie sehen und zum Dank dafür ihr segensreiches Leben weit über ihren Tod hinaus fortsetzen in den Herzen der Ihrigen. Aus ihren Briefen, die auch heutige Gebildete mit dem lebhaftesten Interesse lesen müssen — viele von ihnen sind so gehaltvoll und zugleich so formvollendet, dafs sie gedruckt werden könnten —, tritt uns entgegen das zarteste Gefühl, der feinste Gemütstakt, eine Bildung, welche im stande ist, sämtliche geistige Interessen ihrer beiden Söhne zu den ihrigen zu machen und mit ihnen zu verfolgen, und zugleich eine einsichtsvolle Energie, welche auch die weltlichen und materiellen Ziele, die sie sich setzt, mit ruhiger Festigkeit durch alle Schwierigkeiten und Hindernisse zu erreichen versteht. Was ist sie ihrem Sohne nicht alles gewesen! Nicht blofs erhalten und erzogen hat sie ihn aus eigener Kraft; sie berät ihn in seinen wissenschaftlichen Studien, nennt ihm z. B. Hilfsmittel für die Arbeiten, die er zum Oberlehrer-Examen zu machen hat; sie regt in ihm die vielseitigsten Geistesinteressen an, z. B. das an der englischen Litteratur und der Malerei, sie teilt seine freien politischen und religiösen Anschauungen, wenn sie diese nicht selbst erweckt hat. Man kann sagen, in der Innerlichkeit des jungen Mannes existiert kaum etwas, das nicht ein Stück von ihr wäre. Und ihre opfervolle Sorge um ihn ermattet nie. Zwar hat auch sie Anwandlungen der Schwäche, z. B. in einem Briefe an ihren ältesten Sohn aus der Zeit, wo Augusts Carriere durch seine politische Thätigkeit im Jahre 1848 ruiniert ist und sie trotz aller überstandener Mühen und Entbehrungen in eine hoffnungslose Zukunft sieht. 'Eine Trennung [von ihm],' schreibt sie, — 'vielleicht auf ewig — ist die Aussicht, die meiner wartet. Wenn ich in früheren Jahren mit thränenvollem Blick und kummervollem Herzen in die Zukunft blickte, stellte man in Aussicht, wenn die Söhne grofs wären, würde sich alle Noth in Freude verwandeln. — Ach, was ist geworden? — Und doch danke ich Gott, dafs ich allein zu tragen habe und Euer guter Vater durch

Digitized by Google

einen frühen Tod so vielem Leid entgangen ist. — Doch ich mufs abbrechen, ich falle in eine zu trübe Stimmung.' Und das Jammern schafft ihrem durch Festungshaft und -nahrung geschwächten August nicht die Pflege, deren sein Körper trotz aller beruhigenden, munteren Briefe, die er ihr schreibt, notwendig bedarf. So verwendet die alte Dame ihr malerisches Talent zu Zeichenstunden, um ihrem Sohne Geld schicken zu können.

Nach dem Tode ihres Mannes zog die Mutter nach Halberstadt, wo August das Domgymnasium besuchte. Er berichtet über seine Schulzeit mit hoher Anerkennung der bedeutenden Lehrkräfte, welche damals an dem Gymnasium thätig waren. Als er ein halbes Jahr vor dem Abiturienten-Examen stand, war er siebzehn Jahre alt und nach seinem eigenen Ausdruck 'ein kleines Jüngelchen', dem für den Kampf mit dem Leben die körperliche Reife fehlte. So liefs er sich denn leicht bestimmen, noch auf anderthalb Jahre in die Selekta überzutreten, eine Klasse, die auf Grund einer Stiftung Gleims zu dem Zwecke gegründet war, den fähigsten Schülern in den klassischen Sprachen und der Mathematik eine erweiterte Bildung zu gewähren. Ostern 1842 machte Immanuel ein glänzendes Abiturienten-Examen. Er wurde von der mündlichen Prüfung befreit, erntete hohe Lobsprüche wegen seiner Leistungen in den klassischen Sprachen, der Botanik und der Mathematik und Physik, in welchen letzteren Branchen sein Wissen weit über die Anforderungen der Schule hinausging. Hinsichtlich seiner Anlagen heifst es: '[Er ist] weniger ein produktiver Kopf als mit einer sehr glücklichen Auffassungskraft begabt.' Das Gedächtnis wird nicht erwähnt, aber es wird festgestellt, dafs er viele Stellen aus den alten Klassikern auswendig weifs und — wie ich hinzusetzen darf — bis zum letzten Tage seines Lebens auswendig gewufst hat. In sittlicher Beziehung mufs er sich einen kleinen Tadel gefallen lassen: nachdem die sorgfältige Erziehung, die er zu Hause empfangen hat, und seine Strebsamkeit gerühmt worden sind, wird ihm zum Vorwurf gemacht, dafs er anfangs zu seinen Mitschülern in einem ungünstigen Verhältnis gestanden, weil 'er in unbewachten Augenblicken sie seine wirkliche oder vermeintliche Überlegenheit habe fühlen lassen'. Später jedoch habe er diese unerfreuliche Neigung ganz überwunden, und wir, die wir ihn kannten, dürfen dieses Urteil

Digitized by Google

bestätigen. Er hatte sie so sehr überwunden, dafs man ihm den entgegengesetzten Vorwurf machen konnte, den zu grofser Bescheidenheit.

In seinem Abgangszeugnis steht, dafs er in Berlin Philologie und Mathematik studieren wolle; in seiner Exmatrikel, dafs er in Berlin Theologie studiert habe; er selbst sagt, dafs 'sein eigentliches Fach klassische Philologie gewesen' sei. Und in der That hat er in jedem der vier Semester, die er in Berlin verbrachte, bei Boeckh gehört, daneben philosophische Vorlesungen bei Werder und einige theologische bei Vatke. Für die Hegelsche Philosophie, welche damals an der Berliner Universität unbestritten herrschte, war er in Halberstadt vortrefflich vorgebildet worden durch Carl Conrad Hense, den nachmaligen Direktor des Gymnasiums zu Schwerin und langjährigen Mitarbeiter des Shakespeare-Jahrbuches. Werder, sagt Schmidt, 'berauschte uns förmlich durch seinen lebhaften und gewandten Vortrag, und wir glaubten in allem Ernst, den Schlüssel zu allen Rätseln der Welt zu besitzen. Später überzeugten wir uns natürlich, wie unvollständig unsere philosophische Bildung geblieben war.' Er gehörte damals mit vielen anderen Studenten zu den eifrigen Lesern der von Ruge herausgegebenen Halleschen Jahrbücher, dem Parteiorgan der Hegelianer freierer Richtung, das in dieser Zeit unter Änderung des Titels in das Lager der Junghegelianer überging. In den Studentenversammlungen, die auch von Litteraten besucht wurden, machte Schmidt die flüchtige Bekanntschaft Max Stirners (Kaspar Schmidts), dessen berüchtigtes Buch 'Der Einzige und sein Eigentum', erschienen 1845, ihm 'schon damals keineswegs imponierte'. Eine dauernde Freundschaft dagegen schlofs er mit Georg Büchmann, dem Verfasser der 'Geflügelten Worte'. Schmidt preist in seinen Aufzeichnungen das idealistische Streben der damaligen Studenten, von denen die wenigsten an ein Brotstudium dachten, und ihre Anspruchslosigkeit, die es ihnen erlaubte, mit wenigem vergnügt zu leben. Freilich, darf man dagegen sagen, war Berlin damals noch keine Weltstadt und stellte keine grofsstädtischen Ansprüche an die Säckel der Studenten; war es dem jungen Schmidt doch möglich, für drei Thaler monatlich ein möbliertes Zimmer zu erhalten, das allerdings ein irreguläres Sechseck dar-

Digitized by Google

stellte und hinsichtlich des Komforts eins und das andere zu wünschen übrig liefs.

Im Wintersemester 1843/4 kam es zu einem Konflikt zwischen Senat und Studentenschaft. Die letztere, so berichtet Schmidt, wollte ein Lesekabinett gründen und reichte den entsprechenden Antrag mit der Liste der zu haltenden Zeitschriften und Zeitungen an die Universitätsbehörde ein. Der Senat strich sämtliche freisinnigen Blätter, worauf die Studentenschaft ihren Plan aufgab. In den Weiterungen, die sich hieran knüpften, war Immanuel Schmidt einer der fünf Vertreter der Berliner Studentenschaft und erhielt als solcher zuerst eine Verwarnung von dem derzeitigen Rektor Lachmann und dann das *Consilium abeundi,* vor welchem ihn auch ein Appell an den damaligen Kurator von Ladenberg nicht schützen konnte. Dieses *Consilium* hat indessen keine weiteren schlimmen Folgen für Schmidt gehabt; er entfernte sich aus dem Bereich des Damoklesschwertes und siedelte nach Halle über, wo er der Universitätsbehörde keinerlei Veranlassung gegeben hat, sich mit seiner Person zu beschäftigen.

Aus den vier Semestern, die Schmidt in Halle verbrachte, ist wenig zu berichten. Sein Hauptlehrer war der Philologe Bernhardy; daneben besuchte er philosophische und selbst theologische Vorlesungen. Auch wurde er Mitglied des von Bernhardy und Niemeyer, dem Direktor der Franckeschen Stiftungen, geleiteten philologisch-pädagogischen Seminars und hatte als solches eine erste unerfreuliche Erfahrung auf dem Gebiete des Unterrichts zu machen: die Probelektion, welche er in der *Latina* gab, erfuhr von Niemeyer eine so scharfe Kritik, dafs er sich allen Ernstes mit dem Gedanken trug, umzusatteln, zumal er durch seine geistige Konstitution mehr auf selbständige wissenschaftliche Forschung als auf die Mitteilung der Elemente der Wissenschaften hingewiesen war. Von bedeutsamen Persönlichkeiten, denen er in Halle näher trat, ist vor allem Kuno Fischer zu erwähnen, mit dem ihn die gemeinsame Verehrung Hegels verband. Ferner verkehrte er in einem Kreise junger Docenten und lernte hier Haym, den Gründer der 'Preufsischen Jahrbücher', und Max Duncker kennen.

Ostern 1846 verliefs Schmidt die Universität, um sich in

Digitized by Google

Halberstadt zum Examen *pro facultate* vorzubereiten. Während er mit philologischen und philosophischen Studien beschäftigt war, wurde ihm von dem Direktor des dortigen Realgymnasiums, damals noch Höhere Bürgerschule genannt, der Antrag gestellt, den Geschichtslehrer, der erkrankt war, in der Prima zu vertreten, da das Lehrerkollegium keine geeignete Kraft in sich schlofs. Schmidt nahm an, und als bald darauf jener Lehrer seiner Krankheit erlegen war, erhielt er provisorisch dessen Stelle mit einem Gehalt von 200 Thalern. Er befand sich in dieser Stellung, als die Revolution im März 1848 ausbrach. Ich lasse ihn hier selbst sprechen:

'Dafs in der Schule nicht viel gelernt wurde, läfst sich wohl erwarten. Mehrere meiner Schüler dienten mit mir in der Bürgerwehr; Primaner und Sekundaner besuchten die Volksversammlungen, in denen verschiedene ihrer Lehrer als Redner auftraten. Bei weitem der glänzendste Redner in den Halberstädter Volksversammlungen des Jahres 1848 war Adolf Wislicenus [der Begründer der freireligiösen Gemeinde in Halberstadt], doch gab es neben ihm viele jüngere Kräfte, die sich nicht übel anliefsen. Im Vergleich mit anderen Städten trat die radikale Partei bei uns ziemlich gemäfsigt auf. Das Treiben der extremen Majorität auf dem demokratischen Kongrefs in Berlin, zu dem ich mit Wislicenus von unserem Klub gesandt war, entsprach durchaus nicht unserer Richtung; wir gehörten zur äufsersten Rechten. Da jener mir die Aufgabe zuwies, wollte ich unsere Stellung im Gegensatz zu der allgemein kundgegebenen Stimmung begründen und ging, um etwas frische Luft zu schöpfen und meine Gedanken zu sammeln, auf eine Viertelstunde hinaus. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, dafs die Erklärung für die sociale Republik ohne Debatte als Princip der Einigung anerkannt war. Es blieb unserer Partei nichts übrig als auszutreten. ... [Neben mir safs] Gottfried Kinkel, den ich später in England wiederfinden sollte. Mit unserem Austritt unzufrieden, stellte er mich auf der Rückfahrt seiner ersten Frau Johanna mit den Worten vor: "Das ist der konservative Herr, von dem ich dir erzählt habe".'

Nachdem im November 1848 die preufsische Nationalversammlung aufgelöst worden war, was eine furchtbare Erregung weiter Volkskreise zur Folge hatte, wurde Schmidt von den

Digitized by Google

Halberstädter Liberalen in einen Sicherheitsausschufs gewählt, der die von der Linken ausgesprochene Forderung der Steuerverweigerung durchführen sollte. Zu dieser Zeit überbrachte ein Schmidt unbekannter Verleumder der Staatsbehörde eine falsche Denunziation, die ihm so aufrührerische, blutige Absichten zuschrieb, wie sie sein menschenfreundliches, jede Gewaltthat verabscheuendes Herz nie hätte fassen können. Diese Denunziation brachte ihn unter die Zahl derer, welche zur gerichtlichen Verfolgung von der Staatsbehörde ausgesucht wurden, und obgleich die Grundlosigkeit der Anklage leicht nachgewiesen werden konnte, wurde Schmidt doch als Mitglied des Sicherheitsausschusses zu der verhältnismäfsig, d. h. in Anbetracht anderswo gefällter Urteile, milden Strafe einjähriger Festungshaft verurteilt.

Die Festungshaft, welche Schmidt in Magdeburg verbüfste, kam ihm nach der viermonatlichen strengen Untersuchungshaft in Halberstadt, bei der er körperlich sehr heruntergekommen war, als eine Art von Erlösung vor. Statt einer halben und dann e i n e r Stunde durfte er sich jetzt f ü n f Stunden im Freien bewegen, und der Verkehr unter den in derselben Kasematte untergebrachten Gefangenen scheint bis 10 Uhr abends ein ganz ungenierter gewesen zu sein. Schmidt berichtet wie von gemütlichen Zusammenkünften, so von Studien des Französischen und des Englischen, die er mit anderen politischen Gefangenen betriebe. Die letztere Sprache war der Hauptgegenstand seiner Beschäftigung, da er keine andere Möglichkeit, sein Leben neu aufzubauen, erkannte als durch eine Übersiedelung nach England, dem Ziel der Mehrzahl der politisch Verfolgten; und er hatte das Glück, unter den Mitgefangenen Leute zu treffen, die französisch und englisch fertig sprachen. In seiner energischen Art ging er sofort daran, sich ein elementares Lehrbuch nach der Robertsonschen Methode auszuarbeiten, mit dessen Hilfe er die Engländer Deutsch lehren wollte.

Die Briefe, die er in dieser Zeit an seine Mutter richtet, verraten nichts von gedrückter Stimmung oder Zukunftssorgen. Im Gegenteil, er sucht ihr das Festungsleben recht amüsant zu schildern. Und in der That, aus den Briefen an den Bruder geht hervor, dafs das einzige, was ihn niederdrückt, nicht der Gedanke an das eigene Schicksal, sondern der K u m m e r d e r

Digitized by Google

Mutter über sein Schicksal ist. So sind denn seine Briefe an die Mutter erfüllt von Freude über die Fortschritte seiner Arbeit und von frischen Hoffnungen. Und doch lastete die Festungshaft schwer auf ihm: seine Gesundheit litt trotz täglicher Spaziergänge und gewohnheitsmäfsigen Ballspiels unter dem Aufenthalt in dumpfigen Räumen und der mangelhaften Verpflegung; denn der Zuschufs, den seine Mutter ihm gewähren konnte, war gering; und im Beginn des Jahres 1850 schreibt er an seinen Bruder, dafs sein Körper gründlich zerrüttet sei.

Endlich — am 26. März 1850 — war die Leidenszeit zu Ende, und noch nicht zwei Monate später finden wir ihn bereits auf der Reise nach London, wo er am 21. Mai ankam. Er fand dort eine Anzahl von Bekannten vor, und einer von ihnen hatte ihm eine billige Wohnung in Bouverie Street besorgt, die er zusammen mit einem jungen deutschen Kaufmann bewohnte. — Wir kommen nun zu dem wertvollsten Teil der nicht-wissenschaftlichen Schmidtschen Hinterlassenschaft: zu seinen Briefen aus England. Ich mufs bekennen, dafs ich kaum eine Schrift über England mit so intensivem Interesse gelesen habe. Schon einige Magdeburger Briefe zeigen die Klarheit und Prägnanz des Ausdrucks, welche die Mitglieder dieser Gesellschaft alle kennen, und zugleich einen eleganten Flufs der Diktion, wie wir ihn in dem Grade in den Schriften seines Alters nicht wiederfinden. Die englischen Briefe sind aufserdem mit einer Anschauungsfrische, einer geistigen Belebtheit und einem Humor geschrieben, dafs die feingebildete Mutter daran ihre helle Freude gehabt haben mufs. Ich glaube, dafs manche von ihnen der Aufbewahrung durch den Druck würdig wären, und zwar keineswegs blofs die über Selbsterziehung und andere pädagogische Gegenstände, welche dem Anfänger im Studium der englischen Sprache und des englischen Lebens auch heute gute Dienste leisten werden, sondern vielleicht mehr noch diejenigen, welche die dermaligen englischen Zustände schildern.

Anfangs überliefs sich Schmidt ziellosem Umherschweifen in der falschen Erwartung, dafs er an dem Ort dieser oder jener Sehenswürdigkeit, in diesem und jenem Wirtslokal reichliche Gelegenheit haben würde, über alle möglichen Dinge Unterhaltungen zu führen. Die principielle Verschlossenheit der Engländer

Digitized by Google

Fremden gegenüber befreite ihn bald von dieser Täuschung. Und den zweiten Monat seines Londoner Aufenthalts verbrachte er in einem kleinen, aber anständigen Boarding-house in der Nähe des Russel Square, wo er ein Heim, Familienanschlufs und die Erfüllung seiner sprachlichen Wünsche fand. Mit den zahlreichen deutschen Flüchtlingen suchte er keinen Verkehr. Sie hatten zwei Vereine in London gegründet, die sich nach guter deutscher Art heftig befehdeten; Schmidt trat aus diesem Grunde keinem der beiden bei. Aufserdem lebten diese Flüchtlinge zum grofsen Teil in so traurigen Verhältnissen, dafs ihm der Anblick ihrer Not, der er nicht abhelfen konnte, den Lebensmut genommen haben würde.

Interessant ist das Beispiel des durch den Zeughaussturm bekannten Premierleutnants Techow, den Schmidt in Magdeburg kennen gelernt hatte und mit dem er von London aus korrespondierte. Er hatte in seiner Bedrängnis eine Stelle in einer Familie in Irland angenommen, die ihm nur freie Station bot. An den Verkehr in der besten Gesellschaft gewöhnt, führte er sich dort als Gentleman ein und suchte diese Rolle weiter zu spielen trotz seiner fast vollkommenen Mittellosigkeit. Er schreibt an Schmidt, dafs er mit Entsetzen dem Einlaufen der Schusterrechnung entgegensehe, die seine Geldlosigkeit enthüllen müsse, aber doch zu stolz sei, um selbst seine Verwandten um eine Unterstützung zu bitten. Schmidts Anerbieten, ihm mit seinen bescheidenen Mitteln auszuhelfen, wies er gleichzeitig zurück. Er hatte aber Glück; denn noch vor der befürchteten Enthüllung traf eine freiwillige Geldsendung seiner Verwandten ein. Anderen erging es viel schlechter; viele waren sogar obdachlos.

Schmidt hatte vermöge seiner ausgezeichneten Empfehlungen, und weil er etwas Tüchtiges gelernt hatte, ein besseres Los als die meisten von ihnen. Schon zum 1. August wurde er von dem Baron von X. — so wollen wir ihn nennen, da wir wenig Gutes von ihm zu berichten haben —, einem Braunschweiger, für die Privatschule, die dieser in Clapham (Süd-London) hielt, engagiert mit freier Station und dreifsig Pfund — jedenfalls ein für die damalige Zeit günstiges Engagement; denn unter den Anerbietungen, die ich vor zwanzig Jahren in London für einen deutschen Bekannten erhielt, waren keine besseren. Er war hier, wie gewöhnlich, die ganze Tageszeit, von halb sieben bis neun

Digitized by Google

Uhr, nicht blofs als Lehrer, sondern auch als Spielkamerad und gewissermafsen als Kindermädchen um die Schüler beschäftigt; frei hatte er nur Mittwoch und Sonnabend von fünf ab und jeden dritten Sonntag. Trotzdem aber lassen seine Briefe nichts von Ermüdung blicken; er fand sogar Zeit, sich in den mathematischen und physikalischen Unterricht hineinzuarbeiten, sich im Französischen zu vervollkommnen und eine deutsche Grammatik zu bearbeiten, welche der Headmaster herausgeben wollte; und dabei waren seine freien Nachmittage mit Privatstunden belegt. Wie er bei dieser Arbeitslast, die nahezu vierzig Unterrichtsstunden in sich schlofs, es fertig bringen konnte, mit seinen Freunden in Verkehr zu bleiben und alle denkbaren Schritte zur Erlangung einer besseren Stellung zu thun, wird demjenigen unbegreiflich bleiben, der die Kraft und Elasticität, die sein Nervensystem noch in den letzten Jahren besafs, nicht kennen gelernt hat.

Indessen gab es in diesem Bildungsinstitut, welches, wie viele andere, die Menschenentwickelung mit Hilfe des Menschenruins zu erreichen suchte, noch mehr zu tragen als die Arbeitslast. Dem Baron, der an der Spitze dieses Erziehungsgeschäftes stand, wurde es durch seine Ignoranz auf jedem Wissensgebiete und durch den Mangel an jeder pädagogischen Erfahrung und Einsicht leicht gemacht, die ungemessensten Ansprüche an die Leistungsfähigkeit seiner Lehrer zu stellen und grofse Selbstgewifsheit und Energie zur Schau zu tragen in der Formulierung und Durchsetzung seiner zum Teil unausführbaren Kommandos. Wenn er einmal etwas von den deutschen Nationaltugenden des Wohlwollens und der Nachsicht besessen hatte, so war er doch schnell in die englischen Anschauungen auf diesem Gebiet hineingewachsen und betrachtete die an seinem materiellen Wohlergehen arbeitenden Lehrer als unendlich tief unter ihm stehend auf der Skala der Menschenwesen. Der Ton, der sowohl im privaten Verkehr mit seinen Angestellten als in Gegenwart der Schüler und häufig anwesender Gäste solchen Anschauungen entsprach, war ein derartiger, dafs selbst so friedfertige Naturen wie Immanuel Schmidt heftige Konflikte nicht vermeiden konnten.

Der Widerwillen, den derartige Lebensverhältnisse erwecken mufsten, spricht sich denn auch schon in den frühesten Briefen

Digitized by Google

aus und wird nur zum Schweigen gebracht durch das Bewufstsein, dafs er in diesem Institut mindestens ein Jahr bleiben und ein gutes Zeugnis davontragen mufs, wenn er andere und bessere Stellungen erlangen will. Diese Erwägung stellte sich indessen als verfehlt heraus. Denn als Schmidt gegen Schlufs des Jahres 1851 mit seiner Kraft und Geduld zu Ende war und sein Engagement löste, versagte nicht nur seine Hauptreferenz, Baron von X., sondern es hat sogar den Anschein, als ob dieser Herr fernere Engagements feindselig gehindert hat. Jedenfalls war die erste Hälfte des Jahres 1852, in der Schmidt seinen Lebensunterhalt durch Privatstunden gewinnen mufste, die traurigste Zeit, die er in England kennen gelernt hat. Es war ein Kampf mit dem Leben voller Unruhe, Aufregung und Sorgen, dessen zeitweise Erfolge dem Herzen keine Zufriedenheit brachten.

Erst Mitte Juni konnte er seiner Mutter berichten, dafs er an einer Foundation School im Nordwesten Londons, in St. John's Wood, als Lehrer des Deutschen und Französischen eine dauernde Beschäftigung erhalten hatte, die erträglich bezahlt wurde: er hatte wöchentlich vier Stunden für 30 £ jährlich zu geben. Schon im August aber erhielt er eine weit bessere Stellung an dem von einem Mr. Anderson geleiteten Gymnasium in Aberdeen. Hier sollte er wöchentlich zwanzig Stunden Deutsch und Französisch geben für einen jährlichen Entgelt von 66 £, die dort denselben Wert repräsentierten wie in London 85 £. Das war wenig genug. Aber wenn er an die Masse der freien Zeit dachte, die er anderweitig anlegen konnte, so mufste ihm diese Stellung glänzend erscheinen im Vergleich zu der an der Boarding School in Clapham. Was ihn indessen besonders anzog, war die ihm von Mr. Anderson gemachte Aussicht, als Lektor der deutschen und französischen Sprache an der Universität von Aberdeen Verwendung zu finden, da der frühere Lektor, ebenfalls ein Deutscher, abgegangen war. Diese Universität bestand damals noch aus zwei gesonderten selbständigen Instistuten, Marishal College und King's College, die erst 1860 unter dem Namen University of Aberdeen vereinigt wurden.

So finden wir Schmidt im Oktober 1852 in der Hauptstadt des nördlichen Schottlands wieder. Er kam hier mit vortrefflichen Empfehlungen an hervorragende Geistliche an, die ihn bei

Digitized by Google

den sämtlichen Lehrern der beiden Hochschulen einführten, und da er die öffentliche Aufmerksamkeit durch gelungene und sehr günstig recensierte Vorträge über Schiller auf sich zog, so fand er keinen Widerspruch an beiden Instituten, als er um die Erlaubnis einkam, deutsche und französische Klassen bilden zu dürfen. Das geschah denn auch; und wenn die Teilnahme von seiten der Studenten auch eine geringe war, so hatte er doch als Universitätsdocent sich unter der gelehrten Gesellschaft Aberdeens eine gesicherte Stellung erworben. Das Leben hier war auch nichts weniger als leicht, da er darauf angewiesen war, neben seiner zweifachen amtlichen Thätigkeit Privatstunden zu geben. Und unter den etwa dreifsig Stunden, die ihm wöchentlich zufielen, waren eine Anzahl, die eine gründliche Vorbereitung verlangten. So z. B. die französischen. Wenn er auch durch Verkehr mit Franzosen in London, durch regelmäfsige Übung in der Boarding-School, wo an drei Tagen französisch gesprochen werden mufste, sowie durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Paris eine gewisse praktische Fertigkeit erworben hatte, so fehlte ihm doch die Sicherheit in der Handhabung der Sprache, und seine Kenntnis der französischen Litteratur war unvollständig.

Was seinen besonderen Fleifs verlangte, war die Wiederbelebung seiner griechischen Studien. Es gab unter den Studenten eine 'griechische Gesellschaft', die von einem trefflichen Kenner der griechischen Sprache, Geddes, geleitet wurde. Seinem Studiengange nach lag es Schmidt sehr nahe, in diese Gesellschaft einzutreten; wenn er es aber that, mufste er in der Lage sein, den Studenten durch sein Wissen zu imponieren, und darum die Studien, die er Jahre hindurch hatte liegen lassen, mit Eifer aufnehmen. Sein ungeheures Gedächtnis, seine leichte Auffassungsgabe sicherten ihm auch auf diesem Gebiete den Erfolg; und nach dem Abgange Geddes' wurde er selbst zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt.

Wenn ihm die geachtete Stellung, die er sich so in den besten Kreisen erworben hatte, einerseits nach den unerhörten Erfahrungen in der Londoner Boarding-School sehr behagte, so widersprach doch der pietistische Ton, der in Aberdeen herrschte, zu sehr seinen freieren religiösen Anschauungen, als dafs er sich dauernd dort hätte wohl fühlen können. Als ihm daher im Som-

Digitized by Google

mer 1854 von einem Braunschweiger Bekannten, der erster Assistant Master am College in Cheltenham war, Mitteilung von einer Vakanz an demselben gemacht wurde, bewarb er sich und wurde von Oktober ab mit einem Gehalt von 150 £ dort angestellt.

Als Schmidt nach Cheltenham kam, war er entzückt über die schöne Lage des Ortes, die ihm immer vor Augen war, da er seine Wohnung in einem hochgelegenen Landhause aufserhalb der Stadt genommen hatte. Der Blick von dem nächstgelegenen Berge auf die Malvern Hills, meint er, erinnere ihn an den Harz. So konnte er hier denn schwelgen in weiten Gängen durch anmutige Landschaften, die für ihn einer der Haupt-Lebensgenüsse waren. Und die Umgegend bot reichliche Gelegenheit für kleine Ausflüge: die durch Wordsworths Gedicht berühmt gewordene Tintern Abbey, Stratford-on-Avon, Bristol und selbst Wales, alles war leicht erreichbar. Das Leben in dem von der besten Gesellschaft besuchten Badeorte selbst war interessanter, als er es bisher in England kennen gelernt hatte, und an gleichgesinnten Genossen konnte es ihm an dieser 1841 gegründeten, aufblühenden Anstalt nicht fehlen, die gegenwärtig etwa vierzig Lehrkräfte beschäftigt. Auch war das Einkommen, das durch Privatstunden leicht um 50 £ und mehr erhöht wurde, für einen einzelnen jungen Mann in damaliger Zeit sehr auskömmlich. In der That, man erstaunt, wenn man die Preisangaben in Schmidts Briefen liest; eine Pension in einem anständigen Boarding-house für 90 Mark monatlich inklusive der Extras von Licht, Heizung, Wäsche, Bedienung dürfte man im heutigen London vergeblich suchen; ein elegant möbliertes Zimmer für 8 sh. die Woche, wie es Schmidt in Aberdeen bewohnte, dürfte heute auch in Deutschland nur in den kleinsten Städten gefunden werden.

Durch die ganze Verbannungszeit hatte sich Schmidts Sehnsucht nach der Heimat vielfach ausgesprochen: er hatte gute Freunde in England, aber die besten, seine Mutter und sein Bruder, waren ihm nicht erreichbar; er vermifste den Verkehr mit gleich entwickelten und gleichgesinnten Menschen, und er vermifste vor allem die geistige Regsamkeit, welche dem gesellschaftlichen Leben der Gebildeten in Deutschland seine eigentümliche Würze giebt. In Cheltenham allerdings hat er zu Zeiten geschwankt, ob er sich nicht für ein dauerndes Leben dort ein-

Digitized by Google

richten sollte, aber der socialen und amtlichen Mifsstände gab es auch dort im Vergleich zum Vaterlande zu viele. Und nachdem er sich den für den Beginn einer neuen Laufbahn in Deutschland erforderlichen pekuniären Rückhalt geschaffen hatte, fafste er seine Rückkehr fest ins Auge. Im Herbst 1857 begann er seine Doktorarbeit über Platos 'Phaedrus' und kam während der Sommerferien 1858 nach Berlin, um Ende Juli darauf zu promovieren. In vierzehn Tagen folgte ein glänzendes Oberlehrerexamen, das Zeugnis ablegte von dem wahrhaft encyklopädischen Wissen, das er sich während einer achtjährigen Unterrichtsthätigkeit in den verschiedensten Branchen erworben hatte. Er erhielt *facultas docendi* im Deutschen, Griechischen, Lateinischen, Englischen und Französischen für alle Klassen, in Mathematik für die mittleren und in Geschichte und Geographie für die unteren Klassen. Unmittelbar im Anschlufs an sein Examen erhielt er eine Stelle am hiesigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium (damals unter Ranke), die er nach Ordnung seiner Angelegenheiten in Cheltenham im Oktober 1858 antrat. So war er denn nach einer zehnjährigen Abirrung endlich konsolidiert. Seine Mutter hatte noch die Freude, seine Anstellung im Vaterlande zu erleben, schlofs dann aber bald ihr sorgen- und liebevolles Auge für immer.

Im Frühjahr 1861 erhielt Schmidt von seinem Freunde Professor Herrig den Antrag, die leitende Stelle an der Privat-Erziehungsanstalt in Falkenberg in der Mark zu übernehmen, den er acceptierte. Er konnte sich nun mit der Dame seines Herzens, die er inzwischen in Berlin im Hause eines Freundes, dessen Söhne er unterrichtete, gefunden hatte, und die ihn gegenwärtig als Witwe betrauert, vermählen, kündigte seine Stelle am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und siedelte im Juli 1861 in seinen neuen Wirkungskreis über. Hier hat er sechzehn Jahre verbracht und mit seiner Frau und den drei Töchtern, die sie ihm schenkte, das Familienglück genossen, nach dem er sich in dem Auf und Ab seines Lebens in der Fremde so oft gesehnt hatte. Nun endlich war er im Besitz der äufseren Ruhe und inneren Zufriedenheit, die zu intensivem geistigem Schaffen unerläfslich sind. Schon 1867 erschien sein 'Elementarbuch der englischen Sprache', 1871 folgte seine 'Grammatik

Digitized by Google

der englischen Sprache', von der gegenwärtig die sechste Auflage soeben fertig gedruckt ist. Ich glaube mit der Annahme nicht fehlzugehen, dafs die meisten von uns in ihrem grammatischen Studium des modernen Englisch sich auf diese Grammatik gestützt haben; sie galt lange für die beste, und ich meine, sie verdient dieses Prädikat auch heute noch. Selbstverständlich hat sie Mängel, die auf dem derzeitigen unvollkommenen Stande der grammatischen Forschung beruhen, es kann auch auf diesem Gebiete nicht einer alles thun. So konnte die grofse Verronsche Arbeit über englische Satzstellung, die, soviel ich weifs, nur in Programmen von 1877 bis 1879 erschienen ist, nicht benutzt werden. Das Kapitel über den Gebrauch des Gerundiums könnte eine Erweiterung vertragen; desgleichen fand ich die Behandlung des Accusativ mit dem Infinitiv mit vorausgehendem *for* nicht ausreichend; und für den modalen Gebrauch der Hilfszeitwörter fehlt meines Wissens noch immer die grundlegende Monographie. Die neue Ausgabe wird gewisse Erweiterungen bringen; ich kann indessen nicht sagen, welcher Art und von welchem Umfange sie sein werden. — Die 'Schulgrammatik' (1876) ist eine Verkürzung dieser wissenschaftlichen Grammatik für Schulzwecke.

In den Jahren 1875—80 hielt Schmidt Vorlesungen an der von Herrig ins Leben gerufenen 'Akademie für moderne Philologie' vorwiegend über englische historische Grammatik und die Syntax des modernen Englisch; daneben allerdings auch über die Geschichte der englischen Litteratur seit Chaucer. Auf diese letzteren Vorlesungen gründete sich sein Wunsch, eine umfassende Geschichte der englischen Litteratur zu schreiben, den er lange mit sich herumgetragen, aber niemals hat zur Ausführung bringen können. Seine hinterlassenen Manuskripte weisen nur vereinzelte, zum Teil allerdings recht wertvolle Fragmente auf, so dafs ein Urteil über das, was wir von dem Werke erwarten durften, unmöglich ist.

Im Herbst 1877 gab Schmidt die Stelle in Falkenberg auf aus Gründen, die in dem System der von den Besitzern geführten finanziellen Verwaltung lagen, und übernahm die Leitung der Höheren Töchterschule in Hamm. Aber schon Ostern 1879 erhielt er auf Veranlassung seines Freundes Herrig, der damals

Digitized by Google

Studiendirektor an der Haupt-Kadetten-Anstalt in Lichterfelde war, eine Professur an diesem Institut, die er bis zum Ende seiner amtlichen Thätigkeit (Oktober 1894) innegehabt hat.

Während dieser Zeit hat er die gröfsere Zahl seiner annotierten Ausgaben englischer Prosaisten geschaffen, für die er durch seine gediegene Kenntnis des englischen Lebens und der englischen Sprache besonders befähigt war. Ich brauche mich gerade in diesem Kreise über die einzelnen Leistungen, deren gründliche, saubere Ausführung Ihnen allen bekannt ist, nicht näher auszulassen. Die wertvollsten unter diesen Arbeiten sind meines Erachtens die beiden ersten, 'Christmas Carol' (1876) und 'Warren Hastings' (1880), die geeignet sind, dem Lernenden eine reiche Fülle des nützlichsten Wissens mitzuteilen. Aber auch auf einem Gebiete, das seinen früheren Studien ferner gelegen hatte, machte Schmidt sich in wenigen Jahren zum Meister. Er hatte originale Shakespeare-Forschung nicht betrieben, und daher erregte seine Mitteilung, dafs er 'Julius Caesar' für die Students' Series von Tauchnitz herausgeben wolle, meine Spannung, da ich nicht voraussetzen konnte, dafs ein Immanuel Schmidt die grofse Zahl der handwerksmäfsigen Arbeiten dieser Gattung um eine Nummer vermehren würde. Das Buch erschien 1890. Ich mufs nun bekennen, dafs die metrische Behandlung des Textes nicht einwandfrei und dafs die Auffassung mancher Figuren und die entsprechende Deutung mancher von ihren Reden nicht unangreifbar ist. Das sprachliche und sachliche Material der Anmerkungen ist indessen ausgezeichnet. In noch höherem Mafse gilt das von der drei Jahre später erschienenen Macbeth-Ausgabe, die ich ohne Bedenken neben die vortreffliche Leistung von Wilhelm Wagner stelle.

Bei dieser Gelegenheit können wir am besten einen Blick auf seine Übersetzungen englischer Dichtungen werfen. Die erste von ihnen, die Übersetzung des Miltonschen 'Comus' aus dem Jahre 1860, als Programmabhandlung des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums erschienen, kenne ich nicht; aber ich weifs, dafs einer unserer besten Milton-Kenner und selbst ein poetisch begabter Übersetzer, Alexander Schmidt, sie in seinen gesammelten Aufsätzen herausgestrichen hat. Miltons Sonette hat I. Schmidt für einen Artikel, den die Preufsischen Jahrbücher 1896 brachten,

Digitized by Google

übersetzt, den 'Macbeth' schon im Jahre 1892, und eine grofse Anzahl von Burnsschen Liedern, denen er eine kleine Biographie beigegeben hat, harren noch der Veröffentlichung. Keine von diesen Arbeiten ist ungewandt oder geschmacklos; die Verse, deutsche wie lateinische, flossen ihm leicht aus der Feder, und um Reime war er selten verlegen — aber hervorragend in ihrer Art kann man sie nicht nennen.

Wenn ich ehrlich sein soll, so glaube ich, dafs Schmidt zur Übersetzung dramatischer und lyrischer Dichtungen einerseits die Expansion der Empfindung und die Fähigkeit, den Stimmungsgehalt in sich aufzunehmen, fehlte, andererseits die schöpferische Sprachgewalt, die zur wirkungsvollen Nachschaffung der Empfindung und der Stimmung erforderlich ist. Ich habe soeben die Gelegenheit gehabt, die Richtigkeit dieser Beobachtung zu prüfen in einer fortlaufenden Vergleichung des Schmidtschen und des Friedrich Vischerschen 'Macbeth', in dem wir nun endlich eine klassische deutsche Übersetzung des Shakespeareschen Meisterwerkes besitzen. Ich weifs, dafs Schmidt während der Arbeit am Macbeth eine Ehre darin suchte, bei der Wiedergabe die Zahl der Verse des Originals womöglich nicht zu überschreiten; und es erscheint mir nicht im geringsten zweifelhaft, dafs dieses Bestreben für die freie Beweglichkeit, für die Schönheit der Sprache verhängnisvoll werden mufste. Wo es dagegen weniger auf Tiefe der Empfindung als auf Witz und Humor ankam, hat Schmidt als Übersetzer Vortreffliches geleistet. So hat er die zum Teil barocke, zum Teil burleske Komik der 'Ingoldsby Legends' in seiner Auswahl bei Reclam vollendet wiedergegeben. Und von seinen Burns-Übersetzungen sind am besten geraten Gedichte wie 'Tam o'Shanter', 'John Barleycorn' und ähnliche. Die Übersetzung der 'Jolly Beggars', die mit ihren immer wechselnden Rhythmen und Strophen, ihrem schottischen *Slang* und der fein realistischen Charakteristik der einzelnen Bettlergestalten dem Übersetzer geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten macht, möchte ich ein Meisterwerk nennen.

Schmidts hervorragendste wissenschaftliche Leistung liegt, wie Sie alle wissen, auf dem Gebiete der Lexikographie. Als ihm im Verein mit Tanger von der Westermannschen Buchhandlung die Aufgabe gestellt wurde, das Flügelsche Lexikon für die

Digitized by Google

Schule zu bearbeiten, lieferte er ein durchaus selbständiges Werk von mittlerem Umfange und doch von einer Fülle und Gediegenheit des Inhalts, wie es bisher nicht vorhanden war. Ich habe das Wörterbuch schon benutzt, als es erst in Korrekturbogen existierte, und kenne es ganz genau. Ich kann daher bezeugen, daſs es für die schwierigsten, z. B. poetischen Texte, sowie für alle Gebiete der englischen Prosa ausreicht und viel mehr enthält, als der Schüler je bedürfen wird. Als charakteristisch möchte ich anführen, daſs ich im Schmidt-Tanger mehrere Bedeutungen gefunden habe, die im groſsen Muret fehlten. Ich denke natürlich nicht daran, den Muret herabsetzen und wohl gar behaupten zu wollen, daſs er weniger inhaltreich wäre als Schmidt-Tanger. In dem gröſsten Wörterbuch werden immer einige Wörter und Bedeutungen fehlen; charakteristisch ist aber, daſs der Schmidt-Tanger in mehreren Fällen dieser ganz unvermeidlichen Auslassungen aushelfen konnte. Das deutsch-englische Wörterbuch ist, obwohl ebenfalls vortrefflich in seiner Art, nicht so vollständig.

Schmidt stand nahe vor dem Ende des Hauptwerkes seines Lebens, der Schöpfung des von dem Langenscheidtschen Verlage herausgegebenen groſsen deutsch-englischen Wörterbuches, als der Tod dem unermüdlichen Arbeiter die Hand auf die Schulter legte und Einhalt gebot. Einer unvollendeten Arbeit gegenüber ist Kritik nicht gestattet; aber ich glaube, daſs dieses groſsartig angelegte und im kleinen gewissenhaft ausgeführte Werk den Namen Schmidts zusammen mit dem Murets weit in das kommende Jahrhundert hineintragen wird.

Was ihn vor anderen zu Arbeiten dieser Art besonders geeignet machte, war der erstaunliche Umfang seines Wissens, das neben seiner tiefen englischen Sprachkenntnis die alte und die neuere Litteratur, Geschichte und Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft umfaſste; es war ferner sein ungeheures Wortgedächtnis, das ihm bis zuletzt fast ungeschwächt treu geblieben war; es war schlieſslich seine gewaltige Arbeitskraft. Wenn wir bedenken, daſs der 77jährige Mann neben seiner mindestens achtstündigen Thätigkeit am Lexikon noch Zeit fand für kleinere litterarische Arbeiten mannigfacher Art, sowie für die zahlreichen Vorträge, die er in diesem Verein gehalten hat, daſs er trotz

Digitized by Google

einer derartigen Arbeitsfülle jeden Tag einen mehrstündigen Spaziergang machte und im Anschlufs daran in einem Wirtshause seinen Freunden ein Stündchen schenkte, dafs er gern in Gesellschaften ging, Speisen und Getränken — oder besser umgekehrt — alle Ehre anthat und seinen Festgenossen die Freude durch fröhliche Tischreden zu würzen verstand — so müssen wir eine solche Lebenskraft in der That eine gewaltige nennen und bedauern, dafs sie ihm lange vor ihrem Erlöschen entrissen wurde durch einen jener blöden Zufälle, denen unser aller Glück und Leben in jedem Augenblick preisgegeben ist.

Aber er ist nicht davongegangen, der reiche Mann, ohne uns zum Andenken ein wertvolles Geschenk zu hinterlassen. In seinem Pulte liegt eine bis zum Buchstaben S durchgeführte englische Synonymik — eine Art Cyklopenarbeit, eine Reihe von Quartbänden füllend, die dem zukünftigen Herausgeber noch einmal zu schaffen machen wird durch die Masse dessen, was gestrichen werden mufs, wenn sie einen Verleger finden will, und durch die Schwierigkeit dessen, was er selbst zu leisten haben wird, um dieser Arbeit einen würdigen Abschlufs zu geben.

Eine solche wissenschaftliche Fruchtbarkeit hat Schmidt entfalten können unter dem Druck anderweitiger amtlicher Verpflichtungen, welche die Hauptmasse seiner Lebenszeit beanspruchten. Meine Herren, die Frage liegt nahe: was hätte er erst leisten können, wenn ihm die Bahn für die Bethätigung seiner geistigen Kräfte frei gemacht worden wäre? wenn der geistige Grofskaufmann nicht dauernd dazu verurteilt gewesen wäre, seine inneren Schätze im Klein-Debit der Schule zu verausgaben.

Freilich hat er der Erfüllung seines lebenslangen sehnlichen Wunsches nach einer Universitäts-Professur zum Teil wohl selbst im Wege gestanden durch zwei grofse Tugenden, die, so unerläfslich sie für die Selbstachtung und die innere Zufriedenheit sind, dem Inhaber das Emporsteigen vielleicht heute mehr als in früherer Zeit erschweren. Die eine war die lauterste Uneigennützigkeit in dem Verhältnis zu seinen Mitmenschen: einen Menschen zu hofieren, nicht weil er ihn achtete oder liebte, sondern weil er Vorteile für sich durch seine Poussage zu erlangen hoffte, das lag seinem reinen Sinne unendlich fern. Wenn er nicht von anderer Seite entdeckt wurde — er selbst konnte zu seiner

Digitized by Google

Entdeckung nichts beitragen. Leider fehlte der Entdecker, als in den siebziger Jahren eine Anzahl von englischen Lehrstühlen gegründet wurde. Ein anderes grofses Hindernis im Lebenskampfe war die in ihm hoch entwickelte Tugend der Bescheidenheit, die ja, Gott sei Dank! mit echtem wissenschaftlichen Streben immer noch verbunden ist. Was hätte ein Mann von seinem Wissen aus sich machen können, wenn er — um für die gemeine Sache einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen — gewufst hätte, darauf zu laufen; wenn er es verstanden hätte, mit seinen Kenntnissen zu glänzen; wenn er darauf ausgegangen wäre, den Menschen seine Wissensüberlegenheit zu empfindlichem Bewufstsein zu bringen! — Daran dachte seine harmlose Seele nicht. Er war anspruchslos nach oben, nachsichtig und gütig nach unten hin und voll hingebender Verehrung dem wahren Verdienst gegenüber. So hat er sich ja eine Liebe zu erwerben gewufst auch bei Menschen, die gesellschaftlich wesentlich tiefer standen, wie sie selten ein Mensch erfahren hat; ich habe den Namen Immanuel Schmidt immer mit den Associationen der Freude, der Verehrung, der Liebe aussprechen hören; und ich habe nie einen Menschen gesehen noch von einem gehört, der Schmidt ernstlich böse gewesen wäre. Aber die innere Bedeutung des Mannes fiel durch sein äufseres Behaben nicht ins Auge; sie wurde nur denen sichtbar, die das Glück hatten, mit ihm in innigere Berührung zu kommen. —

Meine Herren, ich habe versucht, Ihnen das Bild dieses Lebens zu zeichnen, wie es mir in unerschütterlich festen Linien vor der Seele steht, eines Lebens, das nicht rauschend und prangend, sondern vielmehr in stillem Thale dahinflofs, aber doch unendlich wertvoll war. Denn es war aufopfernde Pflichterfüllung im weitesten Sinne des Wortes, unaufhaltsames Vorwärtsstreben unter widrigen Winden, erschöpfende Ausnutzung aller von oben verliehenen Kräfte zum Besten der Menschen. Was nun den Mangel an hohen Ehrungen, an materiellem Gedeihen, kurz, an äufseren Erfolgen betrifft, so liegt der Trost darüber für ihn, wie für jeden Menschen, in jenem schönen Bibelspruch, den seine Lieben ihm aufs Grab gesetzt haben: Wenn Herzensreinheit selig macht, so war er ein seliger Mann.

Digitized by Google

Die

Liedersammlung des Freiherrn Friedrich von Reiffenberg (1588).

Zum erstenmal kritisch untersucht.

Im Jahre 1840 erschien zu Brüssel die wegen ihrer deutschfreundlichen Bestrebungen für die damalige Zeit sehr beachtenswerte Zeitschrift 'Die Freie Presse. Von französischer Zensur freie belgisch-germanische Blätter. — La Presse Libre, Feuilles belges-germaniques' .... Darin bespricht (Nr. 62 S. 246) ein Dr. Wolf (Joh. Wlh. 1817—55, s. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 43) eine ihm zur Einsicht und Veröffentlichung überlassene handschriftliche, in einem Stammbuch aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts enthaltene Liedersammlung, angelegt durch 'Friedrich von Reiffenberg. In diesem Namen führen wir unserer deutschen Litteratur einen bisher noch unbekannten, aber recht braven Sänger des sechszehnten Jahrhunderts zu'. So sagt Wolf, der einerseits in den Liedern 'die reinsten Goldkörner ächt-deutschen Volksgesanges' finden will, andererseits in vollkommenem Widerspruch dazu sich zu folgenden Meinungen bekennt: 'Die Lieder däuchten uns anfangs nur gesammelt, und defshalb von verschiedenen Dichtern. Aber von dieser Meinung kamen wir schon nach dem Lesen der ersten fünf zurück und überzeugten uns auch je länger je mehr, dafs alle nur einer Brust hatten enttönen können. Nebst dem nämlich, dafs über allen ein eigentümlich schwermütiger Hauch hingeweht liegt, sehen wir den Dichter besonders stets verfolgt von Neid und Verläumdung. Diese beiden Raben rauben ihm alle Ruhe, alle Freude und lassen ihn nur höchst selten einmal sein Liebesglück ganz rein

Digitized by Google

geniefsen. Auch Untreue schwebt, wie ein zweischneidiges Schwert, stets über seinem Haupte, aber die mag doch wohl eher Einbildung gewesen sein, oder vielmehr zärtliche Besorgnis, das teuerste aller Güter zu verlieren ... Die Frage blieb somit nur noch, wer denn der Sänger sei, und die Antwort fand sich leicht. Ein Friedrich von Reiffenberg hatte die Gedichte seiner Verlobten Clara Anna von Wersebe gewidmet. Im neunten Liede aber hiefs es:

> Und wollt ihr wissen, wer sie ist,
> ich will sie euch wol nennen,
> zu Wersebe geht sie aufs und ein,
> daran soltt ihr sie kennen.

Fafsten wir also dies zusammen und sahen uns die Nachrichten über das Leben des Ritters an, da mufste bald jeder Zweifel schwinden.' Als Probe giebt Wolf eins der längsten Gedichte: 'Entlaubt waren unß die welden'; seine Absicht, das Ganze zu veröffentlichen, ist unausgeführt geblieben. Nun bot der damalige Besitzer alle Gedichte des alten Stammbuchs möglichst vollständig in dem Werke 'Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Pèlerinage à Munich. Par M. le Baron de Reiffenberg', t. 1, Brux. & Lpz. 1843, S. 207 ff. mit folgenden in der Hauptsache der Wolfschen Grundansicht beipflichtenden Bemerkungen: Frédéric de Reiffenberg était fils de Guillaume de Reiffenberg et d'Anne Broemser de Rudesheim ... Frédéric reçut en héritage de ses oncles, Philippe et Frédéric ... les biens qu'ils possédaient à Sayn et à Heimbach. Il est cité, en 1599, parmi les Ertzstifft Aembter de l'électorat de Trèves, à titre de la terre de Wertheim, et mourut en 1642. Vers 1588, il avait épousé Claire-Anne de Wersebe ou Wersabe, fille d'Antoine et de Catherine de Riedesel d'Eisenbach, de laquelle il eut trois fils. Or, c'est son amour pour cette dame qui le rendit poëte. Doué d'imagination et de sensibilité, il a déposé dans un livre de souvenir, offert à sa fiancée, un petit nombre de pièces remarquables par la noblesse des sentiments, par le rhythme, la fraîcheur et même l'élégance ... M. le docteur Wolf, de Cologne, s'était proposé de publier ces chants ...

Danach soll also der Freiherr von Reiffenberg[1] durchaus der

[1] Frdr. v. R. und seine Gemahlin Cl. A. v. W. s. Fahne, Gesch. d. Kölnischen ... Geschlechter, I 1848 S. 355; die Familie v. R. überhaupt

Digitized by Google

alleinige Verfasser der in seinem Stammbuch enthaltenen Gedichte sein. Das wäre schon an sich höchst merkwürdig. Niemand hat sich aber darum bekümmert und mit der Liedersammlung ein wenig gründlicher beschäftigt. Der einheitliche Gesamteindruck darf niemanden täuschen; die Gedichte fallen in eine Zeit, wo der volksmäſsige Gesang eine Menge von stehenden Wendungen in Gedanken und Worten, von jederzeit verfügbarem Formelwerk ausgebildet hatte, wo demzufolge ein gleichmäſsiges Gepräge Liedern der verschiedenartigsten Herkunft gemeinsam war. Die Lieder des Reiffenbergschen Stammbuchs weisen aber nicht nur mit mancherlei Liedern aus jener Zeit zahlreiche bisher durchaus nicht beachtete Berührungspunkte auf, sondern zeigen sich bei schärferer Beleuchtung mehrfach als jeglichen selbständigen Wertes ermangelnde Fassungen von Liedern, für welche sich bessere Quellen darbieten teilweise aus früherer, teilweise aus späterer Zeit. Die frühere Fassung ist nicht immer die ursprünglichere, bisweilen mag die Reiffenbergsche Fassung den Vorzug vor einer aus früherer Zeit überlieferten verdienen, oft aber muſs sie selbst hinter einer späteren zurückstehen. Das Eigenartige, was bei Reiffenberg zu finden ist, wird auf ein Mindestmaſs zusammenschrumpfen, wenn für einen groſsen Bruchteil des Inhalts dargethan werden kann, daſs fremdes Gut dabei vorgelegt ist. Es ist lockend und lohnend genug, das seit so langer Zeit Versäumte nachzuholen, die Sammlung aufmerksam durchzugehen und die wichtigeren Nachweise zu liefern, wobei noch betont wird, daſs für diesen Zweck nur die reichen Bestände der Königlichen Bibliothek zu Berlin herangezogen sind, aus anderen Sammlungen von Handschriften und Druckwerken also noch manches wird beigebracht werden können, was hier fehlt.

Nouv. souvenirs S. 211—87 'Un des derniers Minnesänger ou Un Album de Famille au 16[e] siècle'.

S. 213 Nr. 1. *Ach Gott, ich muſs dihr dancken | Vonn gantzem Hertzenn mein | für alle deine gütte | du liebster vatter*

II 1853 S. 116; Cl. A. v. W. und deren Verwandtschaft s. Universal-Lexikon, 55. Bd. 1748 S. 558; über Frdr. v. R. den Älteren s. Allg. Deutsche Biogr., 27. Bd. 1888 S. 687 ff. S. 689 als sein Erbe Frdr. v. R. der Jüngere genannt.

Digitized by Google

mein ... acht siebenzeilige Strophen. Nachdem viel von den Kläffern die Rede gewesen ist (Str. 4—6), heifst es zum Schlufs: Dieses liedlein will ich ihr schencken, | der hertzallerliebsten mein, | gott döte die falschen zungen, | gott behütt die Liebste mein. | Kein vntrew ist ahn ihrem leibe, | dafs (l. defs) erfrewet sich mein gemütte, | ich habe sie von hertzen lieb.

S. 215 Nr. 2. *Hertzlich dhutt mich erfrewenn | die hertzallerliebste mein; | ach gott dhu mihr verleihenn, | gott weifs, dafs ich efs gutt meinn* ... zwölf achtz. Str. Ohne die dritte und vierte Strophe sowie durchgängig mit sehr bedeutenden Abweichungen im Wortlaut findet man das Lied in dem sogenannten Ambraser 'Lieder-Büchlein' 1582 (Bibl. d. litt. V. in Stuttgart, 12. 1845 S. 289): Mein hertz thut sich erfrewen, | zur hertzallerliebsten mein, :|: | ach Gott thu jrs verleihen, | das sies auch trewlich mein ... zehn achtzeilige Strophen. Aufserdem giebt es von diesem Liede eine niederdeutsche Fassung, die der ursprünglichen Gestalt am nächsten zu stehen scheint (Niederdeutsche Volkslieder. Heft I. 1883 S. 29): Myn Hert deyth sick erfröuwen, | yegen de Hertallerleueste myn, | Ach Godt dho er vorlenen, dat se ydt ock hertlyck mein ... elf achtzeilige Strophen. Davon entsprechen die fünf ersten den Reiffenbergschen; die sechste, die bei Reiffenberg fehlt, ist wahrscheinlich ein durch die im Ohr nachklingende und im Gedächtnis nachwirkende 4. Strophe veranlafstes nachträgliches Einschiebsel (4. Dat dho ick alles vorachten ... 6. Dat heffstu tho erachten ...). Die Strophen 7—9 entsprechen den Reiffenbergschen VI—VIII, doch in anderer Reihenfolge (7 = VIII, 8 = VI, 9 = VII). Die beiden letzten Strophen der niederdeutschen Fassung weichen inhaltlich von den vier letzten Reiffenbergs ab. Innerhalb des Gedichts bei Reiffenberg ist die siebente Strophe 'Solt ich mich dein entslahen' plötzlich und ganz unvermittelt der sonst angeredeten Geliebten in den Mund gelegt; in der niederdeutschen Fassung ist die entsprechende Strophe an neunter Stelle vorzufinden und giebt zusammen mit der darauf folgenden Strophe aus weiblichem Munde die Antwort auf die flehentlichen Vorstellungen des Liebhabers, woran sich dann weit weniger gewaltsam die Schlufsstrophe fügt. Übrigens schiefsen in allen diesen Liedern die Fäden so vielfach

Digitized by Google

herüber und hinüber, dafs es meist sehr schwer, oft ganz unmöglich ist, alle zu sondern und auseinanderzulegen. So laufen auch bei dieser Liedergruppe so mannigfache Fäden zusammen und durcheinander, dafs es eine schwere Geduldprobe wäre, wollte man alle entwirren. Bei Reiffenberg hat das Lied schon einen anderen Anfang; wenn es beginnt 'Herzlich thut mich erfreuen', so pflegen diese Worte den Eingang zu einem anderen sehr verbreiteten Liede zu bilden: 'Herzlich thut mich erfreuen Die fröliche Sommerzeit'. Der Anfang 'Mein Herz thut sich erfreuen', welcher der Reiffenbergschen Nr. 2 gebührt hätte, wie im Ambraser Liederbuch und in der niederdeutschen Fassung das entsprechende Lied beginnt, dieser Anfang ist bei Nr. 4 Reiffenbergs anzutreffen, und merkwürdigerweise verläuft die 6. Strophe dieses Liedes unter Nr. 4 in ganz ähnlichen Wendungen wie jene als Einschiebsel sich darstellende 6. Strophe des niederdeutschen Liedes, das der Reiffenbergschen Nr. 2 entspricht. Abirrungen und Übergänge aus einem Liede in das andere waren beim volksmäfsigen Gesange jener Zeit um so leichter möglich, als die vielen stehenden Formeln inhaltlich verwandten Gedichten eine gleichmäfsige Grundfarbe verliehen, so dafs manche Lieder leicht miteinander zu verwechseln waren und noch sind. Selten nur, aber auch am schlimmsten störend und verwirrend, treten auf die Verwechselungen und Veränderungen der Eingangsworte, dagegen herrscht am Schlufs der Lieder grofse Freiheit und Willkür, hier wird der ursprüngliche Wortlaut am wenigsten geschont, von den üblichen Schlufsformeln wird aufs Geratewohl diejenige gewählt, die dem Sänger oder Schreiber ins Gedächtnis fällt. Bei dieser Reiffenbergschen Nr. 2 verläuft der Schlufs in wesentlicher Übereinstimmung mit dem Ambraser und in vollständiger Verschiedenheit von dem Niederdeutschen Liederbuch folgendermafsen: 'Dafs liedlein thu ich singen | dihr allerliebste mein, | tzu trutzen falschen tzungen | soll mihr stetfs die liebste sein; | heimlich mihr nuhr verplicht (l. verpflicht), | wil ich dich verlafsen nicht | bifs an mein letztefs end, | wen mihr mein hert verbrihtt.' Niederdeutsch: 'Darmit wil ick beschluten, | mit truren dyth Leedtlin, | myn Ogen dohn Water geten, | fynes leeff vmme dy allein, | mit grother Schmert vnd Pyn, | scheidet sick dat Herte myn, | Ick wil balde wedderümm kamen, | in fröuwden by dy syn.'

Digitized by Google

S. 219 Nr. 3. *Grofs lieb hatt mich vmbfangen | o allerliebste mein, | nach dihr stehett mein verlangen* ... sechs neunzeilige Strophen. Auch dies Lied hat Doppelgänger und Zwillingsgeschwister, von denen es nur mühsam auseinandergehalten werden kann. Eine stark abweichende Fassung eben dieses selben Liedes findet sich in einem fliegenden Einzeldruck der Berliner Bibliothek (Yd 7850. 38): Drey schöne Lieder. Das erste, Gar lustig ist spatzieren gehn. Das ander, Grofs Lieb hat mich vmbfangen. Das dritte, Selig ist der Tag, der mir dein Lieb verkündiget hat, etc. (Gedruckt zu Nürnberg, durch Val. Fuhrmann, o. J.) Hier beginnt das Lied: Grofs lieb hat mich vmbfangen gegen einem Jungfräwlein, nach jhr steht mein verlangen ... Es verläuft in acht neunzeiligen Strophen, davon entsprechen die Strophen 1 und 3—5 den ersten vier bei Reiffenberg, von der sechsten Strophe findet sich die zweite Hälfte in Reiffenbergs fünfter. Die zweite sowie die beiden letzten Strophen und die vier ersten Zeilen der sechsten fehlen in der Reiffenbergschen Fassung, die gegen den Einzeldruck gehalten den Anfang der vorletzten und die letzte Strophe für sich besonders hat. Genauer stimmt mit der Reiffenbergschen Fassung die Nr. 104 bei Hoffmann von Fallersleben, Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts, 1. Teil, 2. Aufl. 1860 S. 148, wo die fünf Strophen des Liedes in derselben Reihenfolge, freilich bei starken Verschiedenheiten des Wortlauts, den ersten fünf Strophen Reiffenbergs entsprechen. Hoffmanns Quelle war ‘Grofs Liederbuch. Getruckt zu Franckfurt am Mayn, Bey Wolff Richter in verlegung Petri Kopffij. 1599. Nr. 275’. Die beiden ersten Strophen des Liedes giebt nach handschriftlicher Überlieferung Böhme im Liederhort II S. 211 Nr. 399. Der ursprünglichen Fassung mag diejenige bei Hoffmann wohl am nächsten kommen, die überschüssigen Strophen, die zum Schlufs bei Reiffenberg und in dem Einzeldruck sich vorfinden, bewegen sich in jenen bekannten Wendungen, die als gebräuchliche Schlufsformeln in zahlreichen Liedern jener Zeit wiederkehren, und bei denen es meist nicht möglich ist, auszumachen, ob sie diesem oder jenem Liede schon vom Verfasser zugefügt oder erst anderswoher von einem späteren Bearbeiter übertragen seien. Das Gedicht bei Reiffenberg enthält auch sonst Merkmale, welche darauf hin-

Digitized by Google

zudeuten scheinen, daſs es flüchtig aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und, wo dieses versagte, schlecht und recht mit landläufigen Wendungen zusammengeflickt ist, an einigen Stellen unter starker Abirrung nach ähnlichen Liedern. Es lassen sich mehrere gleichzeitig verbreitete Lieder mit gleichem Anfang und sonstigen Ähnlichkeiten nachweisen; eins davon gleicht in der ganzen ersten Strophe vorstehendem Liede fast vollständig, nimmt aber von der zweiten Strophe einen ganz anderen Verlauf, es befindet sich in den Bergreihen 1531 Nr. 9, 1574 Nr. 15 mit fünf neunzeiligen Strophen; verwandte Lieder trifft man auch im 'Lieder-Büchlin' 1582 Nr. 8 und 157 = Ambraser 'Lieder-Büchlein' 1582 Nr. 88 und 200; sodann enthält 'Gar ein newes Liederbüchlein' Nürnberg 1607 an 61. Stelle ein Lied gleichen Anfangs auf den Namen 'Gertraut'; wieder ein anderes Lied mit denselben Eingangsworten ist aufbewahrt in dem 1592—96 angelegten Stammbuch des Sebastian Eber von Nürnberg (Ms. germ. 4⁰. 733. Das fünfte Lied der Hauptreihe: Groſs lieb hatt mich vmbfangen | Gegn eim Jungfreuelein | Nach Ihr stehtt mein verlangen ... sieben neunzeilige Strophen). Eine Handschrift vom Niederrhein (Berlin Ms. germ. 4⁰. 612 bzw. 716) aus den Jahren 1574 ff. enthält an 26. Stelle das Lied 'Mit lieb bin ich umfangen' ... acht achtzeilige Strophen (= Liederb. 1582 Nr. 8 bzw. 88) und an 69. Stelle, datiert 'Anno 1582 den 27. Decembris' 'Groeſs liebt hat mhir vmbfangen, | Hertzalderliebste mein, | Nach ihr sthaet mein verlangenn' ... fünf neunzeilige Strophen, wovon die vier ersten den vier ersten des Reiffenbergschen Textes entsprechen, während die Schluſsstrophe lautet: 'Diſs lidtlein sei dhir gesungen, | Adde zu goder nacht | Gott straff alle falsche zungen | Die vns beiden haſsen veracht, | Ghar schon ist sei gezeret | Die Hertzalderliebste mein, | Sie hat ein freundlich wesen, | Darumb hab ich sei auſserlesen | Fuir andern Jungfreuelen fein. | Jost Degenhartt Blanckartt zu Odenhausen.' Schlieſslich ist noch die niederdeutsche Fassung zu erwähnen; die Ausgabe der niederdeutschen Liederbücher vom Jahre 1883 enthält zuerst auf S. 38 unter Nr. 60 eins der anderen Lieder mit gleichem Anfang, sodann auf S. 41 unter Nr. 65: Groth leeff hefft my vmmfangen, | yegen eim Junckfröuwlin, | darup steyth myn vorlangen ... sieben neunzeilige Strophen, die nach

Digitized by Google

Reihenfolge wie Wortlaut so genau wie möglich den sieben hochdeutschen Strophen des Einzeldrucks Yd 7850. 38 entsprechen; nur fehlen in der vierten Strophe der niederdeutschen Fassung zwei Zeilen, indem der Bearbeiter zu der fünften sonst ungereimten Zeile unwillkürlich einen sich darauf reimenden formelhaften Vers fügte, nun aber diese beiden gereimten Zeilen in der Eile für die Zeilen 7 und 8 ansah, denen jene metrisch in jeder Silbe gleichen Tonfall haben, und so unter Auslassung der Zeilen 6—8, wofür sich als Ersatz die gedankenlosen Füllworte 'vp hundert mahl dusent Stunden' eingeschlichen hatten, nach der neunten Zeile hinübersprang. Der Vergleich zwischen dem Einzeldruck und der niederdeutschen Fassung ergiebt auch wieder in Bezug auf die Schlufsformel eine sehr auffällige Verschiedenheit; im Einzeldruck lautet die vorletzte Strophe: 'Wer ist der vns das Liedlein sang, von newem gesungen hat, Das haben gethan zwen junge Knaben, zu Nürnberg in der Statt, Sie habens wol gesungen, bey Mät vnd külem Wein, Dabey da sind gesessen, Ich kan jhr nicht vergessen, drey zarter Jungfräwlein.' Niederdeutsch: 'Wol ys de vns dyth Leedtlyn sanck, | fyn wol gesungen hat, | dat hebben gedahn twe Berchgesellen, | tho Fryberch in der Stadt, | Se hebbent so wol gesungen, | by Medt vnd kölen Wyn, | darby so synt geseten, | ick kan er nicht vorgeten, dre zarte Junckfröuwlin.' Während im Nürnberger Druck zwei junge Knaben aus der alten sangesfrohen Reichsstadt sich das Lied aneignen, erheben in der niederdeutschen Fassung zwei Berggesellen aus dem sächsischen Freiberg Anspruch darauf, ob diese mit gröfserem Recht als jene, mag dahingestellt bleiben; derartige Zeilen wurden nach augenblicklicher Laune ganz willkürlich und zufällig ausgelassen, von anderen Liedern entlehnt, beibehalten, umgeändert, so dafs es nur in besonders günstigen Fällen möglich sein wird, die Urgestalt unzweifelhaft festzustellen. Auch darauf, ob ein Lied 'fein wol' oder 'von neuem' oder 'ganz neu' oder wie sonst gesungen ist, kommt es in den meisten Fällen gar nicht an. Bei diesem Liede sind wahrscheinlich die ganzen beiden Schlufsstrophen späteren Ursprungs. In Reiffenbergs Fassung sind aus ursprünglichen zwei Strophen unter Zuhilfenahme von allerlei Verlegenheitsfloskeln und Notphrasen die drei letzten kümmerlich zusammengestoppelt oder vielmehr auseinandergedehnt;

Digitized by Google

Str. IV Z. 1. 2 Efs geht gegen dise Jahre, | gegen dise sommertzeitt ... VI 1. 2 Efs gehet gegen disen meyen | gegen dise sommertzeitt ... IV 5 das krentzelein ist bewunden ... V I Dafs krentzelein ist bewunden ... IV 9 bifs auff mein hinnefart (im Reim auf 'mein'). V 9 bifs auff mein hinnefart (im Reim auf 'artt') u. s. w. So verfuhr selbst zu damaliger Zeit, wo derartige Redeblüten sich überall aufdrängten, kein selbständiger Dichter, sondern nur ein Schreiber, der die Lücken eines wenig dauerhaften Gedächtnisses auszuflicken sein armes Gehirn nicht abmartern mochte und benutzte, was ihm irgend einfiel.

S. 221 Nr. 4. *Mein hertz dhutt sich erfrewen | wen efs gedencken dhutt | an dich hertzlieb alleine* ... sieben siebenzeilige Strophen. Das Lied scheint in sehr verwahrloster Gestalt dem Reiffenbergschen Stammbuch einverleibt zu sein. In der Schlufsstrophe ist eine Zeile zu viel (die sechste). Anklänge an volkstümliche Lieder sind vorhanden, aber es fällt schwer, eine zweifellos wesensgleiche Fassung als Urbild oder Seitenstück herauszufinden.

S. 223 Nr. 5. *So wünsch ich ihr ein gutte nacht, | bey der ich war alleine* ... fünf siebenzeilige Strophen. Viel früher als bei dem Freiherrn von Reiffenberg findet sich das Lied bei Forster, Aufsbund schöner Liedlein, 3. Teil, 1552 (oder auch 1563) Nr. 17 J. V. Brant. So wünsch ich jr ein gute nacht, bey der ich war alleine ... fünf siebenzeilige Strophen (5. Teil, 1556, Nr. 19 J. V. B., d. i. Jodocus v. Brant). In der Ausgabe des dritten Teils vom Jahre 1549 ist das Lied noch nicht enthalten; die späteren Ausgaben sind sehr geändert, wobei merkwürdigerweise das Register nicht dementsprechend mit umgestaltet ist. Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein anderes ebenso beginnendes Lied, das sich bei Forster im ersten Teil, 1549 (oder auch 1552) Nr. 30 findet: Mar. Wolff. So wünsch ich jr ein gute nacht, zu hundert tausent stunden ... drei zehnzeilige Strophen. — Beide Lieder, besonders das erstere dem Reiffenbergschen entsprechende (allerdings meist um die letzte oder die beiden letzten Strophen gekürzt), sind oft wiedergedruckt, sowohl in älteren Sammlungen, wie Bergreihen, Venusgärtlein, den schon erwähnten beiden Liederbüchlein vom Jahre 1582, in Val. Hausmanns Liedern 1592 (mit

Digitized by Google

drei Strophen), in Ambr. Metzgers Venusblümlein 1612 (mit vier Strophen) u. a. m., als auch in neueren Werken, so in Nicolais Almanach, II 1778, bei Sophie Brentano (Bunte Reihe kleiner Schriften, 1805 S. 108), im Wunderhorn, ferner bei Uhland, Görres, Mittler, Erlach, Hoffmann von Fallersleben, Böhme (Altd. Liederbuch u. Liederhort III), Goedeke-Tittmann u. s. w. Besonders erwähnt zu werden verdient ein bisher noch nirgends herangezogener Einzeldruck der Berliner Bibliothek (Yd 7831. 73): Ein schön lied, von deſs Fürsten Tancredi Tochter, Sigismunda genandt Vnd eines Hertzogen Sun, Vnd ist im Fraw ehren thon, zu singen. Ein ander schön Lied, So wünsch ich jr ein gute nacht. (Sieben Blätter und ein leeres Blatt. Am Schluſs: Gedruckt zu Straubing, durch Hansen Burger. O. J.) Das erste Lied ist von Hans Sachs, das zweite, 'So wünsch ich jr ein gute nacht', fünf Strophen, ist hier wie sonst namenlos. In der bereits erwähnten niederrheinischen Handschrift (Mgq 612 bzw. 716) beginnt das Lied: 'So wunsch ich ir ein guete nacht, zu hundert thausendt stunden', verläuft indes übrigens bei allerdings nicht ganz geringen Abweichungen in fünf denjenigen Reiffenbergs entsprechenden Strophen. Beide Lieder handschriftlich Mgf 753 (1575) Nr. 39 und 41.

S. 224 Nr. 6. *Wach auff, meineſs hertzens ein schone, | hertzallerliebste mein, | ich hörte ein süſses gedone | vonn kleinen waltvögelein* ... sechs siebenzeilige Strophen. Besser als hier ist das Lied anzutreffen in den Bergreihen, Heftchen mit 15 Liedern, darunter 'Der Achte Bergkrey-[!] Wach auff meins Hertzen ... ein schöne, zart aller liebste mein. Ich hör ein ſüſs gedöne, von kleinen Walg-[!]vögelein' ... neun Strophen, wovon die ersten fünf den Reiffenbergschen, doch in anderer Reihenfolge, entsprechen (Reiff. I = Bergr. 1, II = 2, III = 4, IV = 5, V = 3), während die vier letzten Strophen mit der Schluſsstrophe Reiffenbergs nichts gemein haben. Mit acht Strophen enthält das Lied 'Eyn feyner kleyner Almanach' 2. Jahrg. 1778 Nr. 3. Daſs auch dies Lied lange vor der Eintragung in das Reiffenbergsche Stammbuch allgemein bekannt war, ergiebt sich unter anderem auch daraus, daſs Hans Sachs danach ein geistliches Gedicht verfaſste, welches anhebt: 'Wach auf, meins herzen

Digitized by Google

schöne, du christenliche schar, und hör das süſs getöne' ... neun siebenzeilige Strophen. Beide Lieder haben im Volksmunde nachhaltig fortgewirkt, das weltliche findet man mit reichen Quellenangaben z. B. im Liederhort von Erk-Böhme II S. 603 Nr. 804, das geistliche zusammen damit im Liederbuch von Goedeke und Tittmann S. 75 und 241. Eine niederdeutsche Fassung des weltlichen Liedes (1883 S. 105): 'Wack vp mynes Herten schöne, | zart allerleueste myn' ... verläuft in acht Strophen nach Reihenfolge und Wortlaut entsprechend den neun Strophen des Bergreihens unter Auslassung der siebenten Strophe. Für die Reiffenbergschen Lieder höchst bezeichnend ist wieder der von den übrigen Fassungen ganz abweichende Schluſs. Wenn dem sonderbaren Freunde des Gesanges der Faden ausgeht, so schlieſst er mit einem Ausfall auf die bösen Kläffer oder, wie es bei ihm gewöhnlich heiſst, auf die falschen Zungen. Das vorige Lied schlieſst mit der Zeile 'Gott schende alle falsche tzungen' und dies sechste Lied mit dem aus sehr bekannt anmutenden Redensarten zusammengeflickten, von besonderer Eingebung nichts bezeugenden Gesätz: Diſs lied sey dihr gesungen, | hertzallerliebste mein; | tzu trotz den falschen tzungen | sey dihr diſs lied gemacht; | sie meinen vnſs so gantz vnd gahr tzu vertreiben, | ade, ade, tzu hundert gutter nacht, | wihr beide, wihr müſsen vnſs scheiden.

S. 226 Nr. 7. *Viel gluck mann spricht hat neider viell, | daſs neiden der klepffer hat gar kein tzill* ... achtzehn sechszeilige Strophen. Das Gedicht findet sich im Venusgärtlein (1659 S. 65, v. Waldberg S. 48) mit siebzehn sechszeiligen Strophen, wobei die Fassungen nach Reihenfolge und Inhalt der Strophen bis zur sechzehnten, wenn auch unter manchen Verschiedenheiten des Wortlauts, sich entsprechen, während die beiden letzten Strophen bei Reiffenberg von der Schluſsstrophe des Venusgärtleins gänzlich abweichen. Im niederdeutschen Liederbuch (1883 S. 27) tritt das Lied mit siebzehn Strophen auf, entsprechend denjenigen des Venusgärtleins. Handschriftlich in Mgq 612 bzw. 716 (1574), ferner in Mgf 753 (1575), dort nur mit sieben, hier mit neunzehn Strophen. Auch in fliegenden Blättern, z. B. Yd 9665 hochdeutsch, Ye 437 niederdeutsch.

Digitized by Google

S. 230 Nr. 8a und b. *Nuhn wollt mihr gott mein feins lieb in zuchten vnd in ehren behütten* ... zwei fünfzeilige Strophen, sodann fortlaufend: *Vnd wenn ich tzu dem dantze gehn, | nach ihr ich mich vmbhersehe* ... acht vierzeilige Strophen. Nach einer anderen Vorlage giebt Görres S. 58 die beiden Stücke gleichermaſsen als ein zusammenhängendes Lied: 'Der liebe Gott der woll mein schönes Lieb | In Ehren und Zuchten behüten'... zwei vierzeilige Strophen, sodann 'Wollt Gott, ich sollt die halbe Nacht' ... 'Und wenn ich denn zum Tantze geh' ... 'Und springt sie vor mich an den Tantz' ... 'Vater und Mutter, die hab ich lieb' ... Aus Görres' Sammlung entlehnt findet man das Ganze u. a. bei Erlach I S. 237. Im erweiterten Liederhort (Erk-Böhme II S. 318 Nr. 497) steht eine Fassung, die jener vom Niederrhein stammenden Handschrift (Mgq 612 bzw. 716, vgl. Erk-Böhme I S. XXII unter Nr. 63 und oben unter Nr. 3 'Groſs lieb hat mich umbfangen') entnommen ist, aus fünf vierzeiligen Strophen bestehend, etwa 1574, jedenfalls früher als bei Reiffenberg niedergeschrieben: 1. Nun segen dich Gott, mein schönes Lieb ... 2. Möcht ich ein winterlange Nacht ... 3. Und wann ich dann zum Tanz soll gan ... 4. So springet sie vor mich an den Tanz ... 5. 'Möcht ich die winterlange Nacht | Bei der Hertzallerliebsten kosen, | Und wär der Schnee schon Keimes dick, [! Hs. 'Kniees thieb' d. i. knietief] | Noch blühten uns die Rosen'. Alle diese Fassungen machen einen sehr verwahrlosten Eindruck. Hier mag von Reiffenberg einige Zeilen aus eigener Erfindung hinzugefügt haben, da Wersebe, ein Wort, dessen Lesart freilich nicht unzweifelhaft festzustehen scheint, bei ihm vorkommt, worin der einzige deutliche Versuch liegen würde, seine eigenen Zustände und Angelegenheiten reimweise anzudeuten. Sonst ist alles so allgemein gehalten, daſs es auf jedermann passen würde.

S. 232 Nr. 9. *Schone, adelich vnnd from, | meines hertzenn einige kron, | du hast mein hertz vmbfangenn, | nach dihr stehett mein verlangen, | wen du es gleuben dhust* ... neun fünfzeilige Strophen. Die letzte Strophe hat sechs Zeilen, wobei die allerletzte Zeile wahrscheinlich späterer Zusatz ist. Dasselbe Lied mit acht fünfzeiligen (als vier zehnz. abget.) Strophen im Liederbuch für Ottilia Fenchlerin (1592), hrsg. v. Birlinger: Ale-

Digitized by Google

mannia 1. 1873 S. 46 'Adelich und fromm', in Wortlaut und Strophenfolge stark abweichend, unter Auslassung der zweiten Reiffenbergschen Strophe.

S. 234 Nr. 10. *Aufs frischem freyem muhtt | frew dich du edles blutt, | spring frölich ahn den reyenn | mit deinem schenklein ghutt* ... neun achtzeilige Strophen. Niederdeutsch (1883 S. 93): Dantz Megdelin dantz, | dantz du myn edles Blodt, | spring frölyck an den Reye, | mit dynem schencklin gut ... elf achtzeilige Strophen. Bei Reiffenberg ist in diesem Falle unstreitig der echte Anfang aufbewahrt, während die niederdeutsche Fassung von einem Liede Grunwalds die ersten Worte herübergenommen hat. Dem Sinne nach würde der niederdeutsche Anfang zu dem Liede ebensogut passen als der hochdeutsche; dafs aber dieser allein richtig ist, ergiebt sich daraus, dafs die beiden ersten Zeilen aller übrigen Strophen sich aufeinander reimen. Die neunte und die elfte Strophe der niederdeutschen Fassung fehlen bei Reiffenberg, die übrigen neun Strophen entsprechen sich beiderseits, doch in anderer Reihenfolge: Reiffenberg 2. So oft ich sie ahnblick ... Niederdeutsch II. So offt ick dy anblick ... R. 3 = N. V, 4 = III, 5 = IV, 6 = VII, 7 = VI, 8 = VIII, 9 = X. Ist bei Reiffenberg der richtige Anfang erhalten, so verdient die Reihenfolge der niederdeutschen Fassung den Vorzug vor der Reiffenbergschen und stellt jedenfalls die ursprüngliche dar; nach den zwei ersten Strophen wird in der dritten 'Gantz wol bistu gezyrt' zunächst die Schönheit der Geliebten im allgemeinen gepriesen, dann werden in den nächsten Strophen: 4. Se hat ein Goldtvarues Haar, twe Ogelin de synt klar ... 5. Mit twe Ermelin blanck maket my myn Hert so krank ... 6. Twe klare Wengelin hefft de Hertallerleueste myn ... die körperlichen Vorzüge gerühmt, dann in Str. 7. Gantz dögetsam van Art, ys se fründtlyck vnd zart ... ihr inneres Wesen, ihr Seelenadel hervorgehoben, schliefslich schildert der Liebhaber sein Verhältnis zu dieser Schönheit. Dabei steht alles am richtigen Platze, wogegen bei Reiffenberg alles durcheinander geworfen ist; in der dritten Strophe kommen zuerst die 'zwey ermelein blank', in der vierten folgt das Allgemeine: 'Tzartt schön ist mein lieb getzierett', daran schliefsen sich die 'eugelein klahr'

Digitized by Google

und 'ein gelb geflochtnes har', sodann preist der Liebhaber seine Schöne als 'dugentreich', hinterdrein aber erinnert er sich, dafs dieselbe auch noch 'Tzwey rotte wengeleinn' hat. Die beiden letzten Strophen Reiffenbergs sind aus dreien der niederdeutschen Fassung (8—10) zusammengezogen: R. 8 Z. 1—4 = Nd. VIII 1—4, Z. 5—8 = IX 5—8, R. 9 Z. 1—4 = Nd. X 1—4, Z. 5—8 = VIII 5—8. In diesen drei bezw. zwei Strophen den ursprünglichen Zusammenhang festzustellen, scheint nicht mehr möglich. Die niederdeutsche Schlufsstrophe hat der rheinische Edelmann ganz weggelassen, ohne von den sonst geläufigen und beliebten Formeln Gebrauch zu machen. Diese Schlufsstrophe lautet: 11. Dat Leedtlin ick dy singe, | in Leef vor fröuwden springe, | vth grother brennender Leue, | myn yunges Herte yetzundt, | wowol myn Name hyr vnbekandt, | ys ein fryer Student benandt, | dho hyrmit beuehlen fyn, | der Hertallerleuesten myn.

S. 236 Nr. 11. *Es ist wenigk trew auff erdenn, | dartzu keinn stetigkeitt* ... vier achtzeilige Strophen. Mone, Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit, 7. Jahrg. 1838, Sp. 84 Nr. 28: Es ist wenig trew auf erden, | Darzu kein einigkeit ... vier achtzeilige Strophen, offenbar dasselbe Lied, doch mit starken Abweichungen im einzelnen. Die Fassung Mones findet sich bei Mittler S. 527 wieder abgedruckt. Handschriftlich noch Berlin Mgf 752 (1568) Nr. 116 in vier entsprechenden Strophen, Mgf 753 (1575) Nr. 106 in sechs Strophen, wovon die vier ersten den anderen Fassungen entsprechen.

S. 238 Nr. 12. *Ach gott, wem solttich klagen | die vntrew in diser weltt, | darvon wehr viel tzu sagen, | den vorgangk beheltt das geltt* ... sechs siebenzeilige Strophen.

S. 239 Nr. 13. *Wafs mein gott will geschee alletzeitt, | sein will der ist ⟨der⟩ beste* ... vier zehnzeilige Strophen. Dies Lied, das schon 1550—60 mehrfach gedruckt wurde, also mehrere Jahrzehnte, bevor der Freiherr von Reiffenberg sein Liederheft anlegte, wird oft ohne zureichenden Grund dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach zugeeignet. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, III S. 1071 Nr. 1241; Erk-Böhme, Liederhort, III S. 700 Nr. 1996. Fl. Bl. z. B. Yd 7831. 14 u. 41.

Digitized by Google

S. 241 Nr. 14. *Ich reitt einn mall spatzierenn | gahr frue ahn einem morgen* ... siebzehn vierzeilige Strophen.

S. 244 Nr. 15. *Radt ist, dafs man in aller nohtt | suche tzuflucht tzu dem lieben Gott* ... acht vierzeilige Strophen. Ebenfalls mit acht Strophen, doch nur in den ersten sechs Zeilen entsprechend, im weiteren Verlauf dagegen stark abweichend, findet sich ein ähnliches Lied in Mgf 753 (1575) Nr. 136 'Recht ist' ... Harnisch, Newe Auserlesne Teutsche Lieder, Helmst. 1588, bietet in Nr. 1 'Recht ist' ... nur drei Strophen.

S. 245 Mein } Hertz.
Dein }
Ein Hertz.

Ähnlich Günther in einem Gedicht auf die Verlobung mit seiner Phillis (S. 686 d. Gesamtausg.): 'Ach, mein Hertz! seufzest du; Ist mein Hertz, fiel ich ein.'

S. 245 Nr. 16. *Ich weifs auff difser erden nichts, | ach Gott, das mich erfreudt* ... sechs achtzeilige Strophen.

S. 247 1588
Gnatt der Gott
GGGG
Hans Caspar von Berlepsch.

S. 248 Nr. 17. *'Mein hertz ist mihr mitt lieb entzundt, | ach Gott, dafs klag ich dihr, | dafs schafft ein tzart Junckfreulein fein, | wilfs gott, sie soll mein eigen sein, | ach gott, wehr ich bey ihr, | nach ihr stehet mein begihr.'* Vorstehende Zeilen bilden die Anfangsstrophe eines aus fünf fünfzeiligen Strophen bestehenden Liedes, das man im Venusgärtlein (1659 S. 216, v. Waldberg S. 158) findet, und das dort folgendermafsen anhebt: 1. Mein hertz ist mir in der liebe entzündet, Ach Gott das klag ich dir, das schaffet ein zartes Jungfräwlein, es sol und mufs mein eigen seyn, meines Bleibens ist nimmer hie ... Fl. Bl. Ye 816. 'Vier Schöne Newe Lieder' Magdeburgk, W. Ross o. J. 'Das Dritte Lied. Mein Hertz ist mir in der Liebt entzündt' ebenfalls in fünf Strophen.

Digitized by Google

S. 248 Nr. 18. *Frölich in allen ehren | bin ich so manche stundt, | wer will mirs dennoch nu wehren, | weil mirs mein Gott so gundt?* ... elf vierzeilige Strophen. Eine vollständigere und bessere Fassung enthält das Venusgärtlein (1659 S. 29, v. Waldb. S. 23) mit acht Strophen, welche achtzeilig abzuteilen wären, deren jede demnach zwei vierzeilige vertritt. In seiner Neuausgabe des Venusgärtleins (Neudrucke 86—89) S. XX hat Frh. v. Waldberg aufserdem eine handschriftliche Fassung zum Abdruck gebracht. Diese Fassung ist zu finden in einem der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin zugehörigen Bande von Voigtländers 'Allerhand Oden und Lieder', 1. Teil, Lübeck 1650. Der erste Besitzer des Bandes scheint Geo. Walther Rowe gewesen zu sein, und die handschriftlichen Aufzeichnungen am Schlufs scheinen von seiner Hand herzurühren. Anhangsweise sind auf einige beigeheftete Blätter geschrieben 'Etzliche Lieder aus des Krügers Arien'. Frh. v. Waldberg nennt diese Arien 'verschollen', es sind die bisher allerdings in keinem vollständigen Exemplar zugänglichen Arien von Adam Krieger, Leipzig 1657. (Vgl. dazu Eitner: Monatshefte f. Musikgesch. 29. 1897 S. 45—49 über A. Krieger.) Davon sind mitsamt ihren Gesangweisen abgeschrieben I 1, 6, 10; II 7; III 4, 6, 8; IV 3, 5, 6, 7, 8, 10; V 2, 3, 4, 5. Sodann folgt 'VII Ein Anders *O Rosidore* Edele Flore' ... Auf der Innenseite des Deckels liest man (ohne Noten):

1. Frölich lustig in Ehren, bin ich so manche Stund,
Wer wil mir denn solchs wehren, weil mir der lib Gott günt
Zu trotz den falschen Zungen, die mich (l. mir) drumb tragen Hafs.
Je mehr sie mich drumb neiden, treib ich es noch so bafs.

2. Alzeit ein frölich Leben, wil sich nicht schicken wol,
In allen Dingn ein Mittel, Verstand man brauchen sol.
Mancher wil gar verzagen, gehts nicht nach seinem Sinn,
Wafs mich (l. mir) nicht thut behagen, dafs las ich fahren hin.

3. Sol ich drumb allzeit trauren, wenn mirs gleich übel geht,
Mein Hertz damit bekräncken, ich viel zu schaffen hätt.
Lafs trauren immer trauren, wer gerne trauren tuht,
Ich lafs den liebn Gott walten, schaff mir ein frischen muth.

4. Hett ich gleich grofses gutte, wie manchem dafs nicht fehlt,
Und hett dabei kein muhte, wafs hilfft mir den dafs geld,
Viel liebr ist mir im hertzen, die ich mit treüen mein,
Ich kan bey kleinem gutte recht wol zufrieden seyn.

Digitized by Google

5. Offt kommen zwey zusammen von wegen grofsem gutt,
Sie habn ein grofsen Nahmen, seltn dafs gerahten tuht.
Kombts nicht von Gottes gütte, und seinem willen allein,
So kan die rechte liebe nimmer beständig sein.

6. Hett ich gleich grofsen Schmurgel, wie manchem dafs nicht fehlt,
Und hett dabey kein Gurgel, wafs hilfft mir den dafs geld,
Viel liebr ist mir die Gurgel: denn al mein hab und geld,
Ich kan bey kleinem Schmurgel frisch leben in der Weldt.

Sieht man hierbei von der letzten Strophe ab, die nur eine später entstandene plumpe Wiederholung der vierten darstellt, und dementsprechend bei Reiffenberg von Strophe 8 und 9, worin auch nur die beiden vorhergehenden Strophen und somit die der vierten Strophe der handschriftlichen Fassung entsprechenden Zeilen vermöge späterer Einschiebung ebenso matt und platt und ungeschickt, dem Wortlaut nach aber anders als in der handschriftlichen Fassung nachgebildet sind, so stimmen diese beiden Recensionen recht gut miteinander, nur dafs bei Reiffenberg der Wortlaut — hier wie durchgängig wahrscheinlich ebensosehr durch Schuld des Herausgebers als des ursprünglichen Schreibers — arg entstellt erscheint: Reiffenberg Str. 1 und 2 = Handschrift Str. I, darin Z. 7: ehe mir sie mich drumb neitten, Hs.: je mehr sie. — Str. 3 und 4 = II, darin Z. 7: was mir nicht ist geschaffen: im Reim auf vertzagen, Hs.: wafs mich (l. mir) nicht thut behagen. — Str. 5 = III Z. 3 und 4 (Z. 1 und 2 der Hs. fehlen bei Reiffenberg). — Str. 6 und 7 = IV, darin lies Z. 1 und 3 gute : mute; Z. 2 wie es manchem, dems nicht velt, Hs.: wie manchem dafs nicht fehlt; Z. 7 l. gute. — Str. 8 und 9 späteres Einschiebsel. — Str. 10 und 11 = V. — Str. VI der Hs. überflüssiger nachträglicher Zusatz.

Besser als zu der Reiffenbergschen und der handschriftlichen Fassung pafst zu derjenigen des Venusgärtleins ein alter bisher nicht beachteter Druck, der aus einem fliegenden Blatt der Berliner Bibliothek (Yd 7852. 10) hier aufgewiesen werden kann: Acht Schöne Newe Lieder. 1. Nach leid kömpt frewt, tröst ich etc. 2. Frölich in allen ehren, bin ich so etc. ... 7. Es hat sich zu mir gesellet, 8. Du hast dich gegen mir gantz freundlich wol erzeigt, GG (o. O. u. J.). Zwar ist dieser Einzeldruck verstümmelt, indem von den ursprünglichen acht Blättern die

Digitized by Google

beiden mittelsten (4 und 5) ausgerissen sind, doch ist das Lied, auf das es hier ankommt, vollständig erhalten und lautet also:

Frölich in allen Ehren, bin ich so manche stund, so lang es mag geweren, Vnd mirs mein Gott vergunt, Trotz allen falschen Zungen, die nur (l. mir) drümb tragen hafs, je mehr sie mich drümb neiden, so treib ichs desto bas.

Solt ich denn allzeit trawrig sein, wenn es mir vbel geht, vnd mich darumb bekrencken, ich viel zu schaffen het, Las trawren jmmer trawren, vnd wer gern trawren thut, ich las den lieben Gott walten, fast (l. fafs) mir ein frischen muth.

Auch allzeit frölich leben, wil sich nicht schicken wol, in allen dingen mittel, Verstand man brauchen soll, Mancher wil gar verzagen, gehets nicht nach jhrem sinn, was mir nicht ist bescheret, las jmmer fahren hin.

Mich thut offt trawren krencken, bringt leidt dem hertzen mein, wenn ich daran gedencke, Got weis wol wem ich mein, Ich schlag mirs aus dem gemüthe, weil es nicht kan gesein, Wer weis was Gott bescheret, vertraw jhm fest allein.

Ob ich gleich nicht hab Gutes, Schönheit vnd Geldes genug, wie jetzt nach tracht die Welt, bringt mir nicht trawren gros, Es wirdt mir noch wol werden, was mir das gelück vergunt, thu darauff frölich warten, bis mich erfrewt die stund.

Het ich denn nun viel Gutes, wie manchen dran nicht fehlt, vnnd het darbey kein Muth (l. nicht Muthes), was hülff mich denn das Geldt, Viel mehr geliebet mir im hertzen, die ich mit trewen mein, vnd kan bey kleinem Gute, auch gleichwol frölich sein.

Offtmahls kommen zusammen, jhr zwey von grossem Gut, sie haben ein grossen Namen, selten es geraten thut, Darnach kömpt denn zu handen, zwytracht in jhrem sinn, thut eins dem andern wünschen, der Teuffel führ dich hin.

Ich preis all junge Hertzen, die gerne frölich sein, vnd lassen sich nicht beschmertzen, vmb einen vnfall klein, Es bleibet nicht vngerochen, hoffart vnd vbermuth, das man gut arme Gesellen, so gar verachten thut.

Dis Liedlein thu ich singen, aus frischem freyem muth, ein ander hat mich verdrungen, das hat gemacht sein gut, Sie darff es niemand klagen, es weis vor jederman, was sie hat vor ein leiden, bey diesem alten Man.

Diese Fassung giebt dieselben Strophen, die das Venusgärtlein hat, in derselben Reihenfolge, nur an fünfter Stelle ist überflüssigerweise eine Strophe eingeschoben, die, nur ein wenig anders umschrieben, dasselbe zum Ausdruck bringt, was in der folgenden Strophe schon zur Genüge besagt wird. Die fünfte Strophe hat wohl ebenso als nachträgliches Einschiebsel zu gelten wie die entsprechenden Nachbildungen zu ebenderselben Strophe bei Reiffenberg und in der handschriftlichen Fassung. Man sieht

Digitized by Google

hier ein Beispiel vor Augen für jene doppelten Recensionen, die schon bei Homer und ebenso bei allen unter gleichen Bedingungen, ausschliefslich oder überwiegend in mündlicher Überlieferung fortgepflanzten Dichtungen sich beobachten lassen. Sehr merkwürdig ist übrigens in diesem Falle die Ähnlichkeit zwischen der eingeschobenen Strophe des Einzeldrucks und dem entsprechenden Abschnitt bei Reiffenberg. Zwar stehen die verdächtigen Zeilen bei Reiffenberg nach, im Einzeldruck vor dem als ursprünglich angenommenen Abschnitt, nach dem sie verfertigt sind, auch deckt sich der Wortlaut beiderseits nicht ganz, doch setzt eine Fassung die andere zweifellos voraus, eine mufs von der anderen abhängig sein, und zwar hat die Fassung des Einzeldrucks, wenn dieser auch vielleicht einige Jahre später erschienen sein mag, als das Lied in das Reiffenbergsche Stammbuch eingetragen wurde, im ganzen den ursprünglichen Bestand treuer bewahrt. Der Einzeldruck hat mit dem Venusgärtlein gemeinsam die beiden letzten als Abschlufs des ganzen Gedankenganges nicht wohl entbehrlichen Strophen mehr als Reiffenberg und die handschriftliche Fassung. Das Venusgärtlein, das allein von allen vier Gestaltungen des Liedes von jener störenden Einschiebung frei geblieben ist, mag, obschon es viel später als der Einzeldruck zum erstenmal veröffentlicht wurde, der Urform vielleicht am nächsten geblieben sein, während es im Wortlaut und in der Schreibung die neueste Fassung darstellt. Bemerkenswert ist, wie der Schlufs im Venusgärtlein aus der mifstönig individuellen Richtung des Einzeldrucks zu den im Volksgesang jener Zeit üblichen allgemeineren Wendungen hinüberlenkt, indem es dort ähnlich wie in zahlreichen anderen Liedern und auch mehrfach bei Reiffenberg heifst: 'zu trotz allen falschen Zungen, sey <dir> difs Lied gemacht, Ade du feines Mägdelein, wünsch dir viel guter Nacht'. Eine niederdeutsche Fassung (1883 S. 94) von acht Strophen stimmt genau mit dem Venusgärtlein in Reihenfolge und Wortlaut überein, auch was die Gestaltung der Schlufszeilen und das Fehlen jener Interpolation betrifft.

S. 250 Nr. 19. *Hertzlieb, ich mus mich scheiden | itzundt in dieser zeitt, | bringt meinem hertzen schwer leiden ...* sieben achtzeilige Strophen. In der zweiten und dritten Strophe stimmen

Digitized by Google

die drei ersten Zeilen Wort für Wort überein, es liegt hier wohl wieder ein Fall von doppelter Recension vor. Anklänge zu mancherlei bekannten sonst überlieferten Liedern finden sich zahlreich in diesem Liede, doch ohne dafs es möglich wäre, es einem bestimmten einzelnen gleichzusetzen. Die ersten vier Zeilen der Schlufsstrophe lauten hier, ähnlich wie die vier letzten Zeilen des Venusgärtleins im vorigen Liede: Dis liedt sey dihr gesungen | zu tausend guther nacht, | hüt dich vor falschen zungen, dis liedt sey dir gemacht ... Vgl. auch oben Nr. 6.

S. 252 Nr. 20. 1588 (vgl. S. 247). *Mir geliebt der grune meyen, | die fröliche sommertzeitt* ... sechs siebenzeilige Strophen. Dies herrliche Lied, das in seiner Lieblichkeit und Innigkeit, seiner Anmut und Frische, seiner Ehrbarkeit und Reinheit Meistern wie Uhland und Vilmar ganz besonderer Lobsprüche wert erschien, findet man in verschiedenen Fassungen bei Zangius, Stephanus, in fliegenden Drucken des 16. Jahrhunderts, ferner im Wunderhorn, bei Uhland, Mittler, Böhme (vollständig im Altd. Liederbuch, Bruchstück im Liederhort II S. 195 Nr. 383) u. a. m. Auch unter den niederdeutschen Liedern findet es sich (1883 S. 63) mit vierzehn Strophen, die nach Wortlaut und Reihenfolge der meistverbreiteten vollständigsten Fassung entsprechen. Aus dieser vierzehnstrophigen Fassung ergiebt sich, dafs das Ganze zusammengesetzt ist aus Bruchstücken eines Gedichtes von Hans Sachs und einem selbständig nicht mehr vorhandenen Gedicht seines Handwerksgenossen Georg Grunwald, jenes dichterisch begabten Schuhmachers, der 1530 als Wiedertäufer zu Kufstein verbrannt wurde. Die Anfangsbuchstaben der letzten acht von den vierzehn Strophen ergeben den Namen Grunwald, stellen also seine Verfasserschaft für den gröfseren Teil der Zusammensetzung aufser Zweifel; die drei Anfangsstrophen stimmen aber fast wörtlich mit einem von Hans Sachs, übrigens auch als Namenlied, verfafsten Hochzeitsgedichte überein (Bibl. d. litt. V. in Stuttgart, Bd. 207 = Hans Sachs, Bd. 23 S. 311). Zu der vierzehnstrophigen Fassung enthält derselbe Berliner Sammelband, welcher wiederholt im Rahmen dieser Arbeit anzuführen ist, Yd 7850 an 27. Stelle einen sonst nicht beachteten Einzeldruck: 'Zwey schöne newe Lieder, Das erst, Mir liebt im grünen Mayn ... Das ander,

Digitized by Google

Vil vntrew ist auff Erden' ... (am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg, durch Val. Fuhrmann; o. J. 4 Bl. 8⁰). Die kürzeren Fassungen stehen der Urform keineswegs näher als die vierzehnstrophigen, vielmehr sind sie daraus erst abgeleitet; sie stammen aus Liederbüchern mit Noten, die Komponisten stutzten sich aber stets die Lieder zu; von solchen, die für ihre Zwecke zu lang waren, nahmen sie gewöhnlich nur ein paar Strophen auf. Bei vielen Liedern sind zwei Gestaltungen überliefert, eine längere und eine kürzere, wobei die längere durch Drucke von bloſsen Texten, die kürzere durch Notendrucke fortgepflanzt wurde. Fälle, in denen ursprünglich kurze Lieder durch Neudichtungen und Einschiebungen ihren Umfang beträchtlich erweiterten, sind, wenn sie auch bisweilen vorkamen, doch eben vereinzelt; bei vorliegendem Gedicht trifft solch ein seltener Fall gewiſs nicht zu, die Reiffenbergsche Fassung weicht von dem ursprünglichen Bestand sicherlich weit ab, sie hat allein siebenzeilige Strophen, während die Gedichte von Hans Sachs und Grunwald, sowie die vollständigeren Texte der Zusammensetzung sechszeilige Strophen aufweisen; die siebente Zeile wird aber in der vierten und fünften Strophe nur durch Wiederholung der sechsten Zeile gebildet und hinkt in den anderen Strophen elend genug nach.

Gelegentlich des nun folgenden Reiffenbergschen Liedes läſst sich ein so lehrreiches, so bezeichnendes Beispiel für die Wandlungen, denen manche Lieder im Volksmunde unterlagen, aufstellen, daſs es nicht unangebracht erscheinen kann, den ganzen Text und ein dazu aufgefundenes Seitenstück aus einer wenig beachteten Handschrift herzusetzen:

S. 254 Nr. 21. 1588 (vgl. S. 247. 252).

Wer sein hoffnung vnd vertrawen
setz allein auff liebchens hendt,
festiglich darauff duth bawen,
sein freut nimt balt ein endt.
Also ist mir geschen
von der hertzallerliebsten mein,
ich hett michs nicht versen,
das sie mir so falsch solt sein.

Sie dat mich freundtlich ahnplicken
mit menchen seuffzern schwer,

Digitized by Google

mein hende det sie mihr drüchen,
fragt, ob sie die liebste wer;
ich hett bey meiner trew geschworen,
mein sach wer lauter heil,
ihr gab ich mich tzu eigen,
sie fürt mich ahn das narrenseil.

Den lon den sie mihr geben hatt
vor all mein trew vnd holt,
das war vorwar ein narren kapp,
ich hett es nicht verscholt;
ich laſs den lieben Gott walten
ich hab weder gelt noch gutt,
die lieb ist gahr erkaltet,
wie man befinden dhutt.

Laſs wandern, laſs wandern,
ich bin ihr viel tzu arm,
im kommen ist gut wandern,
so scheint die sonn fein warm.
Bin ich von ihr verdrunchen,
ich hoff es sey mein gluck,
ich hab noch nicht lang gesprunchen
ahn irem narrenstrick.

Diſs liedt sey dir gesungen
ahn einem morgen frue,
darbey da haben gesessen
der gutten gesellen tzwee;
ihr hoffnung vnd vertrauen
setzen sie auff Gott allein
vnd lassen sich nicht narren
wie itzunder ist gemein.

Im Notenbuch des Seb. Eber von Nürnberg, 1592 ff., lautet 'Das Vier vnd Zwantzigste Liedt. Im Thon, Jungfraw ich thue euch fragen' also:

1. Ich hett mir auſserkohren
Ein hübsches Megdelein,
An Tugend hochgebohren,
Ihr eigen woldtt ich sein.
In Züchten vnd in Ehren
Wahr ihr mein Hertz geneigt,
Ihr Treu that sich verkehren
So gar in kurtzer Zeit.

2. Sie that mich oft anblicken
Mit manchem seuftzen schwehr,
Sich freundlich zu mir schicken,
Als wenn der Liebst ich wehr.
Ich hett ein Aydtt geschwohren,
Mein Thun wehr eitel Heyl,
Sie hett mich auſserkohren,
Dacht nicht ans Narrenseil.

3. Verborgen Lieb im Hertzen
Trug ich so manchen Tag,
Viel Leid vnd groſsen Schmertzen,
Wiewohl ichs niemandt klag.

Von ihr kund ich nicht weichen
Bewiefs ihr Lieb vnd Gunst,
Ich meint, sie thet dergleichen,
So wahr es alls vmbsunst.

4. Im Sommer ist guht wandern,
Da scheint die Sonne warm,
Das Megdlein liebt ein andern,
Ich bin ihr viel zu arm.
Wer weifs, wie es sich schicket,
Wehms noch gereuen möcht,
Vielleicht mir kurtz gelücket,
Will drümb vertzagen nicht.

5. So gsegn dich Gott in Treuen,
Du stoltzes Megdelein,
Mein Treu soll mich gereuen
Bifs an das Ende mein.
Gesund woll dich Gott spahren,
Deiner ich nicht grofs acht,
Ich will dich lafsen fahren,
Ade zu gutter Nacht.

Vergleicht man die beiden Texte, so ergiebt sich, dafs die ganze zweite und die erste Hälfte der vierten Strophe beiderseits identisch sind, während im übrigen aufser der ganz allgemeinen Ähnlichkeit des Inhalts die einzelnen Teile durchaus nichts Entsprechendes finden lassen. Wie will man diese sonderbaren Thatsachen erklären? Liegen hier zwei stark voneinander abweichende Gestaltungen eines und desselben, auf demselben Grundstock beruhenden Liedes vor oder sind zwei voneinander ursprünglich ganz getrennte, nur stofflich verwandte und in der metrischen Form gleiche Lieder durch unwillkürliche Abirrung von einem in das andere zusammengeflossen? Die nähere Betrachtung drängt dazu, doch eher anzunehmen, dafs die beiden dichterischen Zwillingsblüten derselben Wurzel entsprossen sind. Zunächst läfst sich erkennen, dafs die Besonderheiten Reiffenbergs unberechtigte Abirrungen sind, dafs seine Fassung gegenüber der anderen die minderwertige, weniger glaubwürdige darstellt. In der siebenten Zeile der zweiten Strophe hat er 'ihr gab ich mich tzu eigen' im Reim auf 'geschworen' oder, wie eigentlich dasteht — man weifs nicht, ob durch einen der zahllosen Druckfehler —, 'geschweren'; es ist sonnenklar, dafs bei Reiffenberg statt des richtigen Wortlauts, den die Nürnberger Handschrift bietet, als Notbehelf jene vielgebrauchte formelhafte Redensart eingesetzt ist. In der dritten Zeile der vierten Strophe steht, wobei allerdings nur den Herausgeber in seiner grofsen Flüchtigkeit die Schuld treffen dürfte, bei Reiffenberg sinnlos 'im kommen ist gut wandern' statt 'im Sommer'. Ausschlaggebend für die Beurteilung des Reiffenbergschen Liedes ist der Umstand, dafs die drei Anfangszeilen gar nicht zu diesem Liede gehören können, da sie trochäischen Bau haben, der Gang der Verse sonst aber nur

Digitized by Google

jambisch ist. Überhaupt zeigen die Reiffenbergschen Strophen keinen gleichmäfsigen Versbau; in der dritten Strophe endigen die erste und die dritte Zeile männlich, während die entsprechenden Zeilen der anderen Strophen weiblich endigen; in der Schlufsstrophe reimen weder die erste und die dritte, noch die fünfte und die siebente Zeile, was doch entsprechend den anderen Strophen zu erwarten wäre; überhaupt liegt nur der zweiten und der vierten Strophe ein gleiches metrisches Schema zu Grunde, während ein solches für alle Strophen eines Liedes gelten sollte. Vergegenwärtigt man sich dazu die schon mehrfach erwähnte Beobachtung, dafs die Schlufsformeln am leichtesten miteinander verwechselt wurden, so wird man kaum zweifeln können, dafs das Reiffenbergsche Lied nur als eine ganz verwahrloste Fassung des bei Seb. Eber vergleichsweise gut erhaltenen Urbildes gelten darf, wobei von dem Schreiber im Stammbuch ohne feineres Gefühl für Strophentechnik und Versbau wenig zusammenpassende Bestandteile von verschiedenen Liedern zu einer bettelhaften Lappendecke zusammengeflickt wurden. Bei oberflächlicher Betrachtung freilich macht das Ganze gar keinen üblen, keinen der Einheitlichkeit und des Zusammenhanges entbehrenden Eindruck. Vielleicht ist eins oder das andere von den übrig bleibenden Liedern, deren Ursprung trotz eifrigen Nachforschens in gedruckten und handschriftlichen Quellen hier noch nicht gelungen ist klarzustellen, durch ähnliche, nur vielleicht geschicktere, nicht so grelle Mifsverhältnisse lassende Flickarbeit entstanden. Dann ist innerhalb dieser so wenig umfangreichen Liedersammlung noch manches schwere Rätsel zu lösen.

S. 255 Nr. 22. *All mein hoffnung vnd zuuersicht | hab ich allein auff Gott gericht* ... elf vierzeilige Strophen (vgl. S. 244 Nr. 15).

S. 257 Nr. 23. *Entzüntt ist mir, | schöns lieb, von dir | mein hertz durch liebesflammen* ... fünf achtzeilige Strophen. Es ist dies ein Namenlied, woran man erinnert wird, indem in der Schlufszeile jeder Strophe 'im Ernst' vorkommt. Die Anfangsbuchstaben der fünf Strophen E R N S T ergeben auch den Namen 'Ernst'; daraus folgt wohl unzweifelhaft, dafs Friedrich von Reiffenberg dies Lied nicht verfafst hat.

Digitized by Google

S. 259 Nr. 24. *Ohn vnderlafs ich dencken thu | vnd hat mein hertz doch kein ruh* ... sieben vierzeilige Strophen. Akrostichon 'Odilia N'. Da des rheinischen Freiherrn Auserkorene die Vornamen Clara Anna führte, so mufs man auch für dieses Lied einen anderen Verfasser als den Herrn von Reiffenberg voraussetzen. Auch dies Lied tritt, trotz des geschonten Akrostichons, im Versmafs und Wortlaut äufserst verwildert auf. Der wirkliche Verfasser, selbst wenn es der jämmerlichste Dichter und der liederlichste Schreiber wäre, würde niemals selbst das flüchtigste Machwerk in so fragwürdiger Gestalt irgendwann oder irgendwo niederschreiben. Ein Lied mufs bereits durch verschiedene Hände oder vielmehr Mäuler gelaufen sein, bevor es so entstellt aussieht.

S. 260 Nr. 25. *Stetiglich | nuhr an dich | gedenckt mein hertz* ... sieben siebenzeilige Strophen. 'Gar ein newes Liederbüchlein' Nürnberg 1607. Das 13. Lied . Stettiglich, nur an dich, gedenckt mein hertze ... acht siebenzeilige Strophen. — Fl. Bl. d. Berl. Bibl. (Yd. 7850. 24): Drey Schöne Newe Lieder . Das erste . Der Stängles Tantz . Das ander . Der Goldtfaden . Das dritte . Stettiglich, nur an dich. 4 Bl. 8⁰ o. O. u. J. Rückseite des zweiten Blattes: Das dritte Lied.

1. Stettiglich, nur an dich,
Gedenckt mein Hertze,
Dieweil es deinet wegen leidet schmertzen,
Mein Leib ist durch dein schönheit verwundt,
Gantz vnd gar bifs auff den grundt,
Kan auch ohn deine hülff nicht werden gesundt.

2. Tag vnd Nacht, ich betracht
Deine Geberte,
Mit dem du vorgehest auff dieser Erden
Allen andern schönen Jungkfreulein,
Jedoch will ich verachten kein,
Sags darumb weil ich dich in trewen mein.

3. Dein allein, will ich sein,
Jedoch in Ehren,
Solches soll mir kein Mensch nicht erwehren,
Drumb verzieh mit deiner Hülff nit lang,
Ach schönes Lieb bin ich so hefftig kranck,
Schaff doch dafs vnser lieb hab seinen (l. einen) Fortgang.

Digitized by Google

4. Glaube nit, ich dich bitt,
Falschen Zungen,
Laſs mich bey dir sein vnuertrungen,
Nur allein zu dir hat sich gesellt
Mein Hertz vnd Gemüth auff dieser Welt,
Weil mir dein Tugend vnnd Freundligkeit gefellt.

5. Was ich dir, liebste Zier,
Thu fürsprechen,
Das glaub mir sicherlich, will ich nit brechen,
Wie wers müglich Hertz allerliebste mein,
Daſs ich dir von Hertzen feind kündt sein,
Ach du Holdtseligs vnd süsses Mündelein.

6. Pflegen wird, dein vnverführt,
Gott der Herre,
Vnd wird dich bewahren vor aller geferte,
Darumb dein Hoffnung setz auff jhn allein,
Nechst auff Gott vnd mich, vnd sonst auff kein,
In Lieb vnd Leyd will ich stets bey dir sein.

7. Nur der Todt, sonst kein Noth,
Soll vns scheiden,
Das glaub mir sicherlich dein will ich bleiben,
Darumb schönes Lieb laſs mich nicht sein Schabab.
⟨... ... ...⟩
⟨... ... ...⟩

8. Nun wollan, weils nicht kan,
Sein vermitten,
So hör doch mich was ich dich thu bitten,
Mein gar junges leben hab ich in acht,
Ach schönes Lieb mein Trew gantz wol betracht,
Hiemit wünsch ich dir viel tausent guter Nacht.

Das Liederbüchlein vom Jahre 1607 stimmt mit diesem Einzeldruck fast wörtlich, ja selbst in auffälligen Formen wie 'erwehren', 'müglich', 'vermitten' sogar buchstäblich überein, doch ist seine Fassung in Einzelheiten besser, so Str. II Z. 3 mit 'den' du vorgehest, Str. VII die fehlenden Schluſszeilen: 'Dir befehl ich mich ⟨vnd⟩ alles was ich hab. Wenn du wilt bin ich bereit ins Grab'. Im fünften Verse (Z. 4) der achten Strophe fehlt das widersinnige 'ich', die Zeile lautet: 'Mein gar junges Leben hab in acht'. Bei Reiffenberg fehlt die sechste Strophe, im übrigen hat seine Fassung dieses Gedichtes mehrfach richtigere Lesarten als die anderen Texte. Handschriftlich findet sich das

Digitized by Google

Lied auch im Liederbuch des Prinzen Joachim Karl von Braunschweig (Einband vom Jahre 1601); Bolte, Zeitschrift f. deutsche Philologie 25, 1893, S. 29.

S. 262 Nr. 26. *Freyen ist wolgethan, | man fang es nur recht ahn* ... sieben sechszeilige Strophen. In hochdeutscher Fassung findet sich das Lied handschriftlich mit ebenfalls sieben Strophen im Notenbuch des Seb. Eber von Nürnberg (Ms. germ. 4°. 733) als Nr. 39. Eine niederdeutsche Fassung (1883, S. 101) entspricht mit sieben sechszeiligen Strophen nach Wortlaut und Reihenfolge möglichst genau der Reiffenbergschen Fassung. Fl. Bl. Ye 781 Zwey Schöne Newe Lieder. Das Erste, Wie wird mir denn geschehen ... Das Ander, Freyen ist wol gethan ... Magdeburgk, W. Rofs. Hier findet man das Lied mit sieben den anderen Fassungen entsprechenden Strophen.

S. 264 Nr. 27. *Entlaubt waren vnfs die welden, | der frische mey tratt ein* ... sechzehn siebenzeilige Strophen; vgl. Wolf, Die Freie Presse, 1840, S. 246. Eine niederdeutsche Fassung (1883, S. 76) hat die dreizehnte von siebzehn siebenzeiligen Strophen mehr als Reiffenberg, stimmt aber im übrigen mit ihm nach Reihenfolge und Wortlaut überein; die erste, die dreizehnte und die letzte Strophe lauten:

1. Entlouet weren vns de Wölde,
de frische Mey tritt herin,
de Blömlin vp dem Velde,
de stünden herrlyck vnde fyn,
Frouw Nachtegall mit schalle,
vör andern Vöglin alle,
leth hören er stemlin reyne ...

13. Vntrüw deyth sehr vplopen,
de affgunst ock än tall,
valsche Tücke mit hupen,
wassen vp hüpich vnd geyl,
darümme höde sick nouwe,
mit allen Krüdern Trüwe,
wol seker blyuen wil ...

17. De erstlyck hefft gedichtet,
vnde gesungen dyth Leedt nye,
wert offt än schuldt vornichtet,
van den valschen Tungen än schüw,

Digitized by Google

doch wil he nicht vorzagen,
sunder wil ydt Godt klagen,
welcker ys allein de Trüw.

S. 268: 1.5.9.7.
GWWME
Anna Elisabeth von schachtten
ddbVsazZh

S. 269 Nr. 28. Ein schönes lidt. *Bedrübe dich doch nicht so gar, | nim sebest* (l. *selbst*) *dein junges leben war* ... acht sechszeilige Strophen. Fl. Bl. Ye 806 'Drey Schöne Newe Lieder' Magdeburgk [W. Roſs, o. J.] 'Das Erste Lied. Betrübe dich doch nicht so gar' neun Strophen: 1 und 2 = Reiffenberg I und II, 3 = IV, 4 = III, 5 = V, 6 = VII, 7 = VI, 8 fällt in die bei Reiffenberg angedeutete Lücke, 9 = IX. — Ye 1656 'Drey Weltliche Newe Lieder' o. O. 1646. 'Das Dritte. Betrübe dich doch nicht so gar' neun Strophen entsprechend Ye 806. Die Anfangsbuchstaben der neun Strophen ergeben das bei Reiffenberg zerstörte Akrostichon 'Benedikta'.

S. 271: A la fin de cette chanson on a écrit très à la hâte ce qui suit:

Schonnebergk Spiegelt drosten zum | Desenbergk Teutsches Ordens | geschriben zu gutter gedechtniss. |

Anna von stockhusen | bin ich genant, | mein gelüch steht in Gottes hant, | alle die mich nennen vndt kennen, | den geschehe, wie sie mir günnen. |

S. 271: Ein morgengesang im thon: | Vonnöten ist, das ich [jetzt] drag gedult. | *Hilff Gott, was ist | das alle menschen kindt | zu diser frist | so gahr vermessen sindt* ... zwölf zehnzeilige Strophen, deren Anfangsbuchstaben den Namen 'Hans Reichard' ergeben, auf welche Weise sich wohl nach verbreitetem Brauch damaliger Zeit der Verfasser hat kundgeben wollen.

Hiermit schlieſst die Reihe strophisch abgeteilter Lieder, es folgen sodann zahlreiche Eintragungen aus dem Kreise der Ver-

Digitized by Google

wandten und Bekannten, lauter adliger Herren und Herrinnen, teilweise bloſse Namen, teilweise solche mit kurzen Sinnsprüchen, von 1589—1600 reichend, wobei zahlreiche, nur durch die Anfangsbuchstaben der Worte angedeutete Formeln zur Versicherung dauernder Freundschaft und Anhänglichkeit Liebhabern solcher Spielereien erwünschten Stoff zur Enträtselung bieten.

Mit Benutzung nicht nur der bekannten Sammlungen, sondern auch seltener Einzeldrucke und handschriftlicher Quellen ist es gelungen, für den gröſseren Teil der im Stammbuch enthaltenen Lieder nachzuweisen, daſs dieselben als eigener Geistesarbeit des Freiherrn entsprungene Erzeugnisse nicht gelten dürfen. Auch von den aus anderen Quellen bisher nicht ermittelten Dichtungen, den geistlichen, den akrostichisch angelegten und und den wenigen auſserdem übrig bleibenden, läſst sich als vollkommen sicher annehmen, daſs sie von anderen Verfassern herrühren, daſs auch mit ihnen fremdes Gewächs in das Reiffenbergsche Beet verpflanzt ist. Doch ist deshalb die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daſs Friedrich von Reiffenberg oder jemand aus seinem Bekanntenkreise das eine oder das andere Stück selbst gedichtet habe. Damals, wenn je, gab es eine fest ausgebildete dichterische Sprache, die für jeden, der etwas reimweise zum Ausdruck bringen wollte, die Mühe des Denkens und Dichtens gefällig übernahm. Bisweilen ist es nicht so leicht, zu bestimmen, ob ein Lied nur als Umdichtung eines früheren oder als neue Schöpfung zu gelten habe. In manchem Falle wird man gerade bei dieser Sammlung vielleicht nie zu vollständiger Sicherheit gelangen, da auch in den entlehnten Gedichten sehr starke Abweichungen von den sonst nachweisbaren Fassungen stattgefunden haben. Die meisten Gedichte sind offenbar nicht nach guten Vorlagen sorgsam niedergeschrieben, sondern verraten den Einfluſs eines unzuverlässigen Gedächtnisses, eines wenig sicheren Geschmacks, einer höchst eilfertigen Hand; Abirrungen nach ähnlichen Liedern und willkürliche Füllungen, Verstöſse gegen die metrische Form, notdürftige Flickereien und Verlegenheitsmittelchen lassen sich deutlich wahrnehmen. Eine unabweisbar auf die persönlichen Verhältnisse des rheinischen Edelmannes zu beziehende Anspielung findet sich nur an jener schon oben ausgehobenen Stelle (S. 231 in Nr. 8), wo es heiſst:

Digitized by Google

Vnd woltt ihr wissen, wer sie ist?
Ich will sie euch woll nennen:
In liebfarb hatt sie sich gekleitt,
Darbey soltt ihr sie kennen.

Vnd woltt ihr wissen, wer sie ist?
Ich will sie euch woll nennen:
Tzu Wersebe (?) geht sie aufs vnd ein,
Darbey soltt ihr sie kennen.

Man sieht, hier sind ein paar Zeilen mit ganz leichter Veränderung der einen nur wiederholt, um eine persönliche Beziehung nachträglich hineinzubringen. Dafs für solche Leistungen ein Stückchen poetischer Ader nötig sei, dafs sich darin auch nur das geringste Mafs dichterischer Begabung, Schulung oder Gewandtheit bekunde, wird schwerlich jemand zu behaupten kühn genug sein. Das ständige Formelwerk, immer wiederkehrende Wendungen in Wort, Gedanken und Reim sind in den Reiffenbergschen Gedichten so reichlich ausgenutzt, dafs man gar nicht begreift, wie Wolf dabei irgend etwas von einem individuellen Charakter herauserkennen und 'alle nur einer Brust enttönen' lassen wollte. Dieselben Warnungen vor den bösen Kläffern, welche niemandem das Glück der Liebe gönnen, aus Mifsgunst die reinsten und zartesten Beziehungen verleumden, dieselben Äufserungen schwermütiger Sehnsucht, dieselben Wünsche zu guter Nacht, dieselben Anrufungen Gottes um Heil und Segen finden sich zu damaliger Zeit in Gedichten der verschiedensten Verfasser; auch einzelne Wortverbindungen, wie 'Äuglein klar' im Reim auf 'goldgelb Haar', 'Ärmlein blank', die dem Liebenden 'das Herze krank' machen, 'Wänglein zart' einer Schönen, die dahertritt 'nach Pfauen Art', und andere derartige höchst bezeichnende Formeln finden sich bei Reiffenberg ebenso wie in anderen Liedersammlungen.

Dafs die meisten Gedichte schon vor dem Freiherrn von Reiffenberg vorhanden waren, beweisen auch die zahlreichen Seitenstücke, die merkwürdigerweise gerade die niederdeutschen Sammlungen dazu geliefert haben (s. Nr. 2, 3, 6, 7, 10, 18, 20, 26, 27). Diese gehen wohl mit dem gröfsten Teil ihres Bestandes vor das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts zurück; die Lieder sind übrigens nur in der Minderzahl schon ursprünglich

Digitized by Google

niederdeutsch verfaſst, in ihrer überwiegenden Mehrheit stellen sie Bearbeitungen und Übersetzungen nach dem Hochdeutschen dar, wie wohl auch ausnahmsweise mit den oben angeführten der Fall ist. Auch die niederdeutschen Lieder sind bisher arg vernachlässigt, Quellenangaben und sonstige Nachweise sind bisher nur äuſserst dürftig und mangelhaft geliefert worden. Schon eine gar nicht besonders tief eindringende Beschäftigung damit bietet guten Ertrag; die Veröffentlichungen de Boucks im Serapeum (1857, S. 262 ff.) und deren Wiederaufnahme in dem Buche 'Niederdeutsche Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben vom Vereine für niederdeutsche Sprachforschung. Heft I. Die niederdeutschen Liederbücher von Uhland und de Bouck. Herausgegeben von der germanistischen Sektion des Vereins für Kunst und Wissenschaft in Hamburg. Hamburg 1883' bleiben freilich selbst hinter den bescheidensten Anforderungen zurück und werden der Wichtigkeit des Gegenstandes in keiner Weise gerecht.

Berlin-Schöneberg. Arthur Kopp.

Digitized by Google

Das stabreimende ABC des Aristoteles.

Die Sammlung allitterierender Weisheitslehren, welche unter dem Titel 'ABC des Aristoteles' bekannt ist, ist uns in folgenden Handschriften erhalten, von denen vier bereits im Druck vorliegen,[1] von mir aber neu abgeschrieben worden sind:

1) H_1 = Harleian 541, fol. 213^r,
2) H_2 = „ 541, fol. 228^r,
3) H_3 = „ 1304, fol. 103^r,
4) H_4 = „ 1706, fol. 94^r,
5) H_5 = „ 5086, fol. 90^v,
6) L = Lambeth 853, fol. 30^v—31^v,
7) R = Rawlinson B. 196, fol. 110^v,
8) C = Univ. Library, Cambridge, Ff. V. 48, fol. 8^v—9^r,
9) D = Douce 384, fol. 3^r (Anfang fehlt).

Diese Papier-Handschriften sind sämtlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben; L und H_4 mit sehr sorgfältiger und darum leicht für älter gehaltener Schrift. L schreibt das Ganze fortlaufend als Prosa, ebenso H_1 die Einleitung; H_4 setzt die Halbzeilen untereinander, zuweilen falsch abgetrennt. Beschädigt sind in H_1 der Zeilenschlufs von V. 29—32 durch Abreifsen der rechten Ecke von Seite 213^r; in C der Versanfang von Z. 17 und 18 infolge Fehlens der linken Ecke von fol. 8^v.

[1] Gedruckt ist H_1 bei Strutt, Sports and Pastimes (1841) S. 398, H_5 in EETS. 32, S. 9, L ebenda S. 11, H_3 in EETS. E. S. VIII, S. 65 ff. Eine Kollation von H_4 mit L findet sich in EETS. 32, S. CXXVI.

Digitized by Google

Die Handschrift D enthält nur zwei Papierblätter, die aus einem umfangreichen Codex stammen, wie die alte Paginierung, Blatt 796 = jetzigem fol. 3, lehrt; es fehlt daher der Anfang unseres Textes bis zum K-Verse (einschl.). In H_3 ist der Schlufs des Alphabetes von V. 23 (Buchstabe L) an in einer Hand des 17. Jahrhunderts nachgetragen, worüber uns am Rande rechts Rechenschaft gegeben ist: *'M^d this was on the other leafe, but I took it out & writt it here. Peter Le Neve 1695.'* Auffallenderweise setzt nun das Fragment D genau da ein, wo die alte Hand in H_3 aufhört. Aber damit nicht genug: Le Neves Abschrift stimmt Wort für Wort, ja Buchstabe für Buchstabe mit D überein, wenn wir von folgenden geringfügigen Abweichungen, meist Modernisierungen oder Mifsverständnissen, absehen: *noyows* D *noyous* H_3, *oþus* — *opus, presyng* — *pressing, dukis* — *Dukys, but* f. H_3, *Riautous* — *Riatous, queme* — *querne, reuellyng* — *revelling, sorie* — *sorry, depe* — *deep, hatith* — *hatyth, venemous* — *venomous, all* — *alle, Explicit* f. D. Solche Abweichungen entsprechen ganz dem Grad der Genauigkeit, den wir bei Abschriften alter Texte im 16. und 17. Jahrhundert gewohnt sind. Berücksichtigt man noch, dafs der beiden gemeinsame Abschnitt etwa ein Dutzend in keiner anderen Handschrift wiederkehrender Lesarten[1] aufweist, so wird der Schlufs nahe liegen, dafs wir in dem Fragment D das 'other leafe' besitzen, aus dem Le Neve den Schlufs in H_3 nachgetragen hat.[2] H_3 enthält überdies ein zweites allitterierendes Alphabet, das zwischen Einleitung und unser Alphabet eingeschoben ist.

Abgesehen von der Zusammengehörigkeit von D und H_3 läfst der geringe Umfang des Denkmales, die Natur des Inhaltes und der lose Bau des Stabreimverses eine einigermafsen sichere Gruppierung der Handschriften nicht zu. Sehen wir zunächst von der Einleitung ab, so finden sich die eingreifendsten Unter-

[1] Vgl. besonders den neuen Vers für S (Z. 30).

[2] Da mir diese Vermutung erst nachträglich aufgestofsen ist, habe ich leider versäumt, darauf zu achten, ob Schriftzüge, Papier und Format die Annahme zulassen, dafs die beiden Blätter von D ursprünglich zur Handschrift H_3 gehörten.

Digitized by Google

schiede in den Sprüchen für V und W, für die folgende vier Typen erscheinen:

I. To venemous, to vengeable, and wast not to myche.
To wylde, to wrothfull, and wade not to depe.
$H_1 C H_5$

II. To venemous, ne violent, ne waste nat to moche.
To wylde, ne to wrathfull, ne to wyse deme the.
H_4

III. To venemose, ne to ve*n*iable, ne voide al vilonye.
To wielde, ne to wrayful, neiþ*er* waaste ne waade not to depe.
L

IV. To venomous, to ve*n*gibill, *and* waste not to moche.
$R H_2 D H_3$.

Die Form II mit neuer zweiter Halbzeile für W ist offenbar aus I entstellt, zumal dieselbe Handschrift H_4 auch sonst neue Halbverse bringt (vgl. Z. 19. 21. 24. 27. 30. 31). Nicht so klar liegt die Sache bei Typus III, der durch die vermutlich älteste Handschrift L repräsentiert wird. Auf den ersten Blick sollte man meinen, der Form von L wegen ihrer reinlichen Scheidung zwischen *V* und *W* den Vorzug vor I geben zu müssen. Bedenkt man aber, dafs die Entstehung des Typus I aus III ein bedeutend komplizierterer Vorgang wäre als umgekehrt, und berücksichtigt dabei, dafs die Allitteration von *v* mit *w* eine ganz gewöhnliche Erscheinung der nördlichen Stabreimdichtung ist, so wird man wohl sich für die Ursprünglichkeit von I entscheiden und das Nebeneinander von *waaste* und *waade* in einer Zeile von L als eigenmäfsige Änderung eines mittelländischen Schreibers auffassen, der, an der Bindung von *v* mit *w* Anstofs nehmend, das Reimwort *waste* in den W-Vers transponierte und eine neue Halbzeile für V hinzudichtete. Auch sonst finden sich in L verschiedene Fälle von starker Überarbeitung (vgl. besonders Z. 6. 8. 23. 24. 25. 28. 30. 31). Die Vierheit der Typen würde sich also auf zwei reduzieren lassen, und wir würden auf Grund dieser Stelle zwei Handschriften-Gruppen aufstellen können, nämlich $\alpha = H_1 C H_5 L H_4$ mit je einer Langzeile für V und W und $\beta = R H_2 D H_3$ mit nur einem gemeinsamen Verse für beide, wenn nicht die Auslassung der W-Zeile nach vorauf-

Digitized by Google

gehendem *waste not to moche* jedem südlich-mittelländischen Schreiber unabhängig passieren könnte, wie mir das in der That bei H_2 wegen seiner Berührung mit L (s. unten) wahrscheinlich ist. Einen sicheren Anhalt, ob die Fassung I ursprünglicher ist oder IV, vermag ich ebenfalls nicht zu gewinnen. Zwar könnte man für die Zugrundelegung des lateinisch-französischen Alphabetes (ohne w) auf das lateinische Vorbild, die unten näher zu besprechenden, alphabetisch geordneten *Auctoritates Aristotilis* verweisen oder auf Chaucers ABC, das im engen Anschlufs an eine französische Quelle nur eine Strophe für UVW enthält, ebenso wie das weiter unten mitgeteilte zweite Alphabet der Handschrift H_3. Indes habe ich auch in der Beibehaltung der W-Zeile den sonst sich als besser erweisenden Handschriften folgen zu sollen geglaubt.

Im übrigen finden sich nur noch wenige Stellen, die für eine Handschriften-Gruppierung in Frage kommen könnten, nämlich Z. 14 *large*] *brode* $H_3 H_4$ — 18 *ferd* RH_4] *fers* übr. (in C abgerissen) — 26 *þou*] *Sir thow* CH_5 — 28 *well*] *will* DH_3R — 30 *sterne* CH_2] *stiryng* L, *steryng* übr. — 31 *it hateth*] *is best* LH_2 — 34 *meane way* H_1CH_5] *mene* übr. Leider sind alle diese Stellen der Art, dafs sie nicht zwingend beweisen, weil sie teils unabhängig entstanden sein können, teils nicht erkennen lassen, auf welcher Seite der Fehler liegt. Am meisten Gewicht möchte ich noch auf das Zusammengehen von L und H_2 in Z. 31 legen, obschon auch hier ein unabhängiges Entstehen nicht gänzlich ausgeschlossen erscheint. Die Lesart *brode* (st. *large*) in Z. 14 beweist nichts, weil sie sich in einem Verse mit *b*-Allitteration findet und die Schreiber auch sonst zur Reimhäufung neigen. In Z. 18 kann zweifelhaft sein, ob man die Vulgata-Lesart *fers* 'wild' dem nur durch zwei Handschriften (R und H_4) vertretenen *ferd* 'furchtsam' opfern darf. Mich hat dazu bestimmt einmal die Thatsache, dafs die beiden Handschriften R und H_4 im übrigen auch nicht im geringsten eine Zusammengehörigkeit verraten, sondern überall scharf auseinandergehen, sodann die Erwägung, dafs die einsilbige Form *ferd* für mtl.-südl. *fered* offenbar nördlich ist, und dafs eine nördliche Form in sonst ganz mittelländischen Charakter tragenden Handschriften vermutlich nicht auf Rechnung des Schreibers zu setzen ist, sondern in der

Digitized by Google

Vorlage gestanden haben wird. Hinzu kommt, daſs *ferd* 'furchtsam, schüchtern' einen besseren Gegensatz zu *famulier* ergiebt als *fers* 'wild'. Daſs mittelländische Schreiber, unabhängig voneinander, ein ihnen unbekanntes *ferd* als *fers* gelesen hätten, ist schon paläographisch leicht erklärlich. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Z. 30, wo ebenfalls zwei Handschriften, die sonst überall auseinander gehen, eine Lesart gemeinsam haben, die mir die ursprüngliche zu sein scheint. Denn die Varianten zur Stelle, *sterne* C H_2 *steryng* $H_1 H_4 H_5$ R *stiring* L [D H_3 haben einen neuen Vers], vereinigen sich trefflich auf eine nördliche Form *steryn* 'ernst', die sich z. B. in den Wars of Alexander und im Morte Arthure findet und auch der Bedeutung wegen an unserer Stelle vorzuziehen scheint.

Noch unklarer gestaltet sich das Handschriftenverhältnis, wenn wir noch die Einleitung mit hereinziehen, die, nur in drei Handschriften ($H_1 H_3$ L) erhalten, in Zahl, Anordnung und Form der Verse starke Abweichungen aufweist. Gegenüber der sonst besten Handschrift H_1 enthalten nämlich H_3 und L drei Langzeilen mehr, von denen mindestens ein Vers (*for to myche of ony* [*on on* H_3] *þing was neuere holsum*) der Unechtheit sehr verdächtig ist, weil er 1) überhaupt keine Allitteration aufweist, sondern eher als Septenar aufgefaſst werden könnte, 2) inhaltlich nur die Schluſszeile des Alphabetes (*a mesurabull meane way is best for vs alle*) wiederholt und 3) nirgendwo in den Zusammenhang der Einleitung paſst, weshalb er denn auch in L und H_3 an ganz verschiedenen Stellen erscheint: in L hinter Z. 6, dem einzigen Orte, wo er den Zusammenhang nicht direkt stört, und in H_3 am Schluſs eines achtzeiligen, aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzten Epilogs zum zweiten, eingeschobenen Alphabet, wo er sich an ein voraufgehendes *mesure is betwene* anlehnt. Die beiden anderen Verse (Z. 7 und 8 unseres Textes) mögen dagegen wohl echt sein.

Soweit ich sehe, lieſsen sich keine ernstlichen Bedenken gegen folgende Gruppierung der Handschriften vorbringen, die natürlich nur eine Möglichkeit darstellen soll:

$$x \begin{cases} \alpha = [H_1 + (C + H_5)] + H_4 \\ \beta = (L + H_2) + (R + H_3 D). \end{cases}$$

Digitized by Google

Dem kritischen Texte habe ich H_1 zu Grunde gelegt, weil diese allein von den drei relativ fehlerfreiesten Handschriften (H_1 C H_3) die Einleitung enthält, obgleich C sonst vielleicht noch getreuer das Original bewahrt hat. Im allgemeinen habe ich den Text möglichst konservativ gestaltet und vor allem darauf verzichtet, den meiner Meinung nach nördlichen Ursprung des Denkmales durch Herübernahme nördlicher Schreibungen aus anderen Handschriften hervortreten zu lassen. Bei allen Abweichungen von H_1, abgesehen von der Regelung grofser Anfangsbuchstaben und der Interpunktion, habe ich durch ein Sternchen auf den Variantenapparat verwiesen. Letzterer enthält auch fast alle graphischen Varianten, nur kleine Schwankungen zwischen *i* und *y* u. dgl. habe ich nicht immer verzeichnet. Dafs L und H_4, die durch ihr Alter sich zu empfehlen scheinen, einen stark überarbeiteten Text aufweisen, ist schon oben erwähnt.

Who so wyll be wyse and worshyp *desireth,
Leern he on lettur and loke *on an other
3 Of the A.B.C. of Arystotle; noon argument agaynst that;
For it is counsell for clerk*es* and knyght*es* a thowsand.
And also it myght amend*e* a meane man full oft
6 The lernyng of a lettur and his lyf save.
[*Blame not *the beerne, þat the Abce made,*
But the wikkid will and the werke after.]
9 It shal not greve a good man, though gylt be amend.
Rede on this ragment and rule the theraft*er*.
[*] Who so be grevid yn his goost, govern *him bettir. [fol. 213 v]
12 Herkyn and here [*], how that I begynne.

Überschrift *Here be-gynneth Arystoles* [sic!] *ABC, made be mayster Benett* H_1 — Einleitung nur in H_1 H_3 L — 1 *who*] *wo* H_3 || *wilneþ to* L || *desiriþ* L H_3] *to wynne* H_1 — 2 *leern he*] *lett hym lerne* H_3 || *on*] *oo* L || *letter* H_3, *lettir* L || *looke* L || *on*[2] H_3 L] *vpon* H_1 || *a noþer* H_3, *anothir* L — 3 *the* f. H_3 || *abce* H_3 || *aristotil* L, *Aristotill* H_3 || *noon argument*] *argue not* L || *ageyn* H_3, *aȝen* L — 4 *For*] *and* H_3, f. L || *cowncell* H_3, *councel* L || *for*[2]] *to* H_3, *forriȝt manye* L || *clerkis* H_3 L || *knyȝtis* L — 5 *and*] *yutt* H_3 || *also*] *eek* L, f. H_3 || *myȝte* L, *myte* H_3 || *ameende* L, h. *man* H_3 || *meane*] *men* H_3, f. L || *ofte* H_3 L — 6 *the lernyng*] *for to leerne lore* L || *a*] *on* H_3, *oo* L || *letter* H_3, *lettir* L || *saue* L, *safe* H_3 — 7 u. 8 f. H_1, h. 11 L — 7 *Blame he* L || *þe*[1] L, f. H_3 || *barn* L || *the*[2]] *þis* L || *a. b. c.* L — 8 *But the*] *But wite he his* L || *wickid* L || *the*[2]] *his* L || *aftir* L — 9 *it*] *for it* H_3 || *not*] *neuere* L, f. H_3 || *þouȝ* L, *þow* H_3 || *gylt*] *gilty* H_3, *þe gilti* L || *amend*] *meendid* L, *mendyd* H_3 — 10 u. 11 v. 7 L, f. H_3 — 10 *Reede ofte* L || *ragment*] *rolle* L || *rewle þou þer aftir* L — 11 *And who* H_1 || *greued* L || *him* L] *the* H_1 — 12 *Now herkeneþ & heeriþ* L H_3 || *here euery man & child* H_1 || *that* f. L —

Digitized by Google

A. To amerous, to *auntrous, ne angre þe not to *_ymche_
B. To bold, *_ne_ to besy, and bourde not to large.
15 C. To curtes, to cruel, _and_ care not to sore.
D. To dulle, *_ne_ to dredefull, and drynk not to oft.
E. To *elenge, to excellent, ne to *ernestfull neyther.
18 F. To *fer_d_, ne to famulier, but frendely of chere.
G. To glad, *_ne_ to gloryous, _and_ gelosy þow hate.
H. To hasty, to hardy, ne to hevy yn thyn herte.
21 I. To jettyng, to janglyng, and jape not to oft.
K. To *kynd_e_, *_ne_ to keping, _and_ ware knaves tatches [*].
L. To lothe, *_ne_ to lovyng, *_ne_ to lyberall of good_es_.
24 M. To medlus, to mery, but as maner asketh.
N. To noyous, to nyce, nor [*] to newe-fangle.
O. To orpyd, to ovyrthwarte, _and_ othes þ_ou_ hate.

---

13 _To_] _Be not to_ durchgehends H_3 D || _amerows_ C H_3 R, _amerose_ L | _aunterous_ H_1 H_5, _aunterows_ C, _aunterose_ L, _auenturous_ H_1 H_3, _auentrous_ R, _auentours_ H_4 || _ne_] _and_ R H_2 || _angir_ RC, _argue_ L || _þe_ f. L H_3 || _nat_ H_5 (stets so), f. H_4 || _to m._ f. C || _moche_ H_2 H_4 R, _muche_ H_5, _myche_ L, _ofte_ H_3, Fleck in H_1 — 14 _ne to_ C H_5 L] _to_ übr. || _bisi_ L || _bold_ und _besy_ vertauscht H_2 || _and_ H_1 H_2 R] _ne_ übr. || _bourde_ H_3, _boorde_ LR, _borde thou_ H_4 || _nat_ H_4 (stets so) || _large_] _brode_ H_3 H_4 — 15 _curteis_ L H_2, _curteys_ R H_5 H_4, _curtesse_ C, _cursed_ H_3 || _crewell_ R, _crwell_ H_4 || _and_] _ne_ L H_4 H_5 C — 16 _dul_ L, _doolfull_ H_2 || _ne to_ C H_5 L H_2] _to_ übr. || _and_] _ne_ L H_4 H_5 || _drynke thow_ H_4 || _oftyn_ R, _mych_ C, _moche_ H_3, _depe_ H_2 || _to_[3]] _so_ H_2 — 17 _elyng_ C, _ellynge_ H_1, _elange_ R | _ne to exc._ L || _exulent_ R || _ne to e._] _and not e._ R || _to_[3] f. H_4 || _ernestfull_ CR H_2, _eernesful_ L, _ernstfull_ H_1, _erneful_ H_3, _curyous_ H_4, _carefulle_ H_5 | _neiþer_ L, _neythur_ H_5, _nethyr_ H_4, _nouþer_ C, _nowþer_ H_2, _noþer_ H_3, f. R — 18 _ferd_ R, _ferde_ H_4] _ferse_ H_1, _fers_ übr. (in C abgerissen) || _ne_ f. H_4 R H_3 | _familier_ H_4 _famuler_ H_5 L, _famliar_ R, _familary_ H_3 || _freendli_ L, _frendly_ R H_3, _frenfull_ H_4 _cheere_ L — 19 _gladde_ H_5 H_4, _glosynge_ H_3 || _ne_] f. H_1 H_2 R | _to_[2] f. H_4 || _gloriose_ L, _gelous gay_ H_3 || 19b _and gelous to eche_ R, _& gape not to wide_ H_3, _ne to galaunt neuer_ H_4 || _gelousy_ H_5 — 20 _to_[2]] _ne to_ L H_4 || _ne_] _& not_ R || _in thyn_] _off_ H_4 || _þine_ L, _þyne_ H_2, _þi_ C, _thy_ R, f. H_4 H_3 || _hert_ C H_2, _harte_ H_3 — 21 _iettynge_ L, _jocunde_ H_4 || _to_[2]] _ne to_ L H_4 H_5 || _janglyng_ H_1, _iangelinge_ L] _jangelyng_ übr. || _and_] _ne_ L H_3 H_4 || _iape_ L, _joye thow_ H_1 || _to_[3] f. H_1 || _ofte_ H_3 H_4 H_5 LC, _oftyn_ R, _moch_ H_2 — 22 _kynd_ und _keping_ vertauscht H_1 || _ne to_ L H_5, _ne_ H_4, _nor to_ R] _to_ übr. || _kynd_ H_1, _kende_ R | _and_] _but_ R, f. H_4 || _warre_ H_5, _be waar of_ L, _be ware of_ H_2 H_4, _be war of_ R || _knaue_ L, _kaves_ R || _tatches among_ H_1, _tacchis_ L H_2, _tacches_ H_3 H_4 H_5, _taches_ C, _techches_ R — 23 _looth_ L, _loth_ H_2 R || _lothe_ und _lov._ vertauscht R | _ne_] _for_ L, f. H_1 H_2 H_3 DR || _lovyng_] _low_ C, _leene_ L || _ne_[2]] f. H_1, _and not_ R | _liberal_ L, _liberell_ R || _goodys_ R H_3, _godis_ C, _goodis_ DL H_2, _goode_ H_5, _woordys_ H_4 — 24 _medlous_ H_5, _mellous_ D H_3 H_4, _medelus_ L, _medelous_ H_2 RC || _to_[2]] _ne to_ L H_4 || _meri_ D H_3, _myrie_ L, _mury_ H_5 || 24[b] _but as mesure wole it meeue_ L, _ne to besynesse vnleffull_ H_4 || _maner_ H_1] _gode maner_ C H_5 H_2, _good maneres_ R, _mene_ D H_4 || _askith_ C H_5 H_2 D H_3 R — 25 _noyows_ D, _nyous_ C, _noiose_ L || _to_[2]] _ne to_ L H_4 H_5 C || 25[b] _ne use no new iettis_ L || _nor yet_ H_1, _nor_ R, _ne nought_ H_4, _ne_ übr. || _newe fangill_ R, _newfangull_ C, _newfangylle_ H_2 H_5, _newfangle_ D H_3, _neffangle_ H_4 — 26 _orpyd_ H_1 H_2 C, _orped_ übr. || _to_[2]] _ne to_ L H_4 C || _overthwarte_ D H_3, _ouerþwart_ LC, _ovyrwhart_ H_2, _ouertward_ R, _overtwert_ H_5, _owertwarth_ H_4 || _and_] _ne_ H_4, f. R || _ooþis_ L, _oþus_ D (_opus_ H_3), _othex_ H_4 || _þou hate_] _to haue_ R, _to haunte_ H_4, _sir þou hate_ C H_5 —

Digitized by Google

27 P. To preysyng, to prevy *with* prynces ne with duk*es*.
Q. To queynt, **ne* to querelous, but *queme wele þ*i* maist*er*.
R. To ryetous, to revelyng, ne rage not to mech*e*.
30 S. To straunge, ne to *steryn, *n*e* stare not to *b*rode*.
T. To *t*o*ylous, to talewyse, for temp*er*aunce yt haty*th*.
V. To venemous, to vengeable, *and* wast not to my*che*.
33 W. To *wyld*e* **ne* to wrothfull *and* wade not to depe.
A mesurabull meane way is best for vs *all*e*.

Explicit.

Nach einer eigentlichen Quelle für die vorstehenden Sprüche weltlicher Weisheit ist wohl kaum zu suchen. Ich glaube jedoch, dafs der Titel 'ABC des Aristoteles', der in der Einleitung (Z. 3) überliefert ist und noch in einer vierten Handschrift (H_4) als Überschrift geboten wird, sowie möglicherweise auch die Idee der Anordnung der Sprüche nach dem Alphabet durch ein lateinisches Werk gegeben ist. Ich meine die im Mittelalter ungemein verbreiteten Sammlungen von lateinischen Aristoteles-Excerpten, die unter dem Namen 'Auctoritates Aristotelis' be-

27 *praysyng* C, *presing* LD, *pressyng* H_4H_3, *prowd to preiseng* R, *preysyng to pert* H_2 || *ne* f. H_1H_5R || *pryuy* H_4, *priue* C, *preve* H_3 || 27[b] *ne peerles* with *pryncez* H_4 || *prince* C || *ne with*] *nor with* R, *and* H_5 || *dukes*] *peris* H_2, vert. mit *princes* in R — 28 *ne* LH_1] f. übr. || *queynte* LDH_3R || *quarelose* L || 28[b] *to quesytife of questions* H_2, *but queme men all abowte* H_4 || *but*] *and* H_5, f. H_2H_3 || *quyeme* H_1, *queeme* L, *queme* H_5H_4D (*querne* H_3), *qweme* C, *whan* R || *weel* L, *well* H_5, *wol* C, *will* RDH_4 || *thy* H_5, *ȝoure* L, *þe* D (*ye* H_3) || *maistre* H_5, *maystri* DH_3, *souereyns* L — 29 *ryatous* H_2, *ryottous* R, *riotus* L, *ryotous* H_4H_5, *riautous* D, *riatous* H_3, *reatous* C || *to*[2]] *ne* H_1 || *ne*] *and* R || *rage thou* H_4, *rechelous & raye* H_2 || *to*[3]] *but* H_4 || *moche* RH_2, *ofte* CDH_3, *rudeli* L, *lyte* H_4 — 30 *Be not to sadde, to sorie* [*sorry* H_3], *ne sight not to depe* [*deep* H_3] DH_3 || *ne* f. H_2R || *sterne* C, *stern* H_2, *stirynge* L, *steryng* übr. || 30[b] *ne straungeli to stare* L || *ne*[2]] *nor* H_1, *and* H_2R || *starte* H_4 || *to brode* H_2C, *to b::::* H_1, *to prowde* R, *abroode* H_5, *abowte* H_4 — 31 *toylous* C, *taylous* H_1, *toyllous* $DH_3H_4H_5$, *toilose* L, *tolyous* R, *tulyous* H_2 || *to*[2]] *ne to* L, *ne* H_1 || *tale wise* R, *talewysse* H_4, *talevys* H_5 || 31[b] *but temperate euer* H_4 || *it hatyth*] *is best* LH_2 || *hit* C || *haty::* H_1 — 32[a] *To vengable to envious* H_5 || *venemose* L, *venomous* RH_3 || *to*[2]] *ne to* L, *ne* H_4 || *veniable* L, *vengibill* R, *violent* H_4 || 32[b] *& voide al vilonye* L || *and*] *ne* H_4DH_3 || *my:::* H_1, *miche* C, *moche* $RH_2H_3DH_4$, *muche* H_5 — 33 f. H_2DH_3R || *wylde* H_4H_5C, *wielde* L, *wyld* H_1 || *ne* LH_4] f. H_1H_5C || *wrathfull* CH_4, *wrathefull* H_5, *wraþful* L || 33[b] *ne to wyse deme the* H_4 || *and*] *neiþer* L || *wade*] *waaste ne waade* L — 34 f. R || *a*] *for a* CLH_4DH_3, *for þe feer of a fall* H_2 || *mesurable* $LH_2DH_3H_4H_5C$ || *meene* L, *mene* H DH_3H_5, *meyne* C || *wey* C, f. $H_2DH_3H_4$ || *is euere þe* L || *for vs*] *of* L || *all* $H_1H_2H_4D$] *alle* übr. — *Explicit* H_1H_3, *Yitte lerne or be lewde* H_5, *xyz xy wych esed &* per *se Tytell Tytell Tytell than Esta Amen* H_4, *Da tua dum tua sunt, post mortem tunc tua non sunt. Summa sapiencia est cotidie de morte cogitare* H_2.

kannt sind.[1] Dieselben enthalten die von der thomistischen Philosophie gern als Zeugnisse verwendeten Aussprüche des Aristoteles teils nach dem Anfangsbuchstaben des Excerptes alphabetisch geordnet, teils nicht-alphabetisch nach den Schriften gruppiert, denen sie entnommen, oder endlich innerhalb der Aristoteles-Schriften alphabetisch geordnet. Als Beispiel, aufs Geratewohl gewählt, sei geboten eine Stelle aus dem Buchstaben A: *Amicus est alter ego . Amicus debet se tenere ad amicum . Amicorum omnia sunt communia . Animal vigilans semper laborat* u. s. w. Eine solche alphabetische Sammlung oder wenigstens ein alphabetischer *Liber ethicorum* wird den Titel, vielleicht auch die Idee des Ganzen unserem englischen Poeten an die Hand gegeben haben. Wenn meine Vermutung richtig ist, wird die Ansicht Strutts, dafs das englische Alphabet als Unterhaltungsspiel gedacht sei, abzuweisen sein. Dagegen halte ich eine Verwendung beim Leseunterricht für wohl möglich.

In der Überschrift von H_4 wird ein *Mayster Benett* als Verfasser genannt. Dafs dies nicht derselbe wie jener Mayster Benett Burgh, der Verfasser der Cato-Bearbeitung, sein kann, über den ich Archiv CI S. 29 ff. gehandelt habe, steht mir aufser allem Zweifel.

Metrisch betrachtet steht unser Denkmal der Destruction of Troy und den Wars of Alexander am nächsten; nur dafs es infolge häufiger Anwendung romanischer Wörter verhältnismäfsig stark mit Nebentönen belastet ist. Freilich glaube ich, dafs die im Norden zu allen Zeiten besonders stark hervortretende Konzentration des exspiratorischen Accentes hier früher als anderswo den Verlust des Nebentones bei romanischen Wörtern veranlafst hat, wofür ich eine Bestätigung in reduzierten Formen wie *-us* statt *-ous* und *-es* statt *-eis* (Z. 15 in H_1 und C) sehen möchte. Wenn die Verse in der Einleitung etwas mannigfaltiger gebaut erscheinen als in dem eigentlichen Alphabet, so liegt die Schuld wohl nur an der Natur des Inhalts. In dem eigentlichen Alphabet ist der Typus A so stark durchgeführt, dafs unter

[1] Vgl. Prantl in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1867, S. 173 ff. Eine eingehende Behandlung derselben steht von Prof. A. Elter in Bonn zu erwarten, durch den ich auf dieselben aufmerksam gemacht worden bin.

Digitized by Google

42 Halbzeilen nur ein Beispiel für C (25^b) und zwei sichere für BC (22^b. 24^b) vorkommen; alle drei Ausnahmen also in der zweiten Halbzeile. Aus der Einleitung kommen hinzu unter 24 Halbzeilen zwei Fälle von C (nur in b-Versen: 6^b, 8^b) und vier von BC (alle in a-Versen: 1^a, 5^a, 8^a, 9^a). Weiter erscheint der Typus A im Alphabet überall mit einem Auftakte, der in den a-Versen stets einsilbig, in den b-Versen an drei Stellen zweisilbig ist (17^b, 20^b, 23^b, wo indes Zweifel[1] bestehen). In der Einleitung zeigen die b-Verse bei A regelmäſsig einsilbigen Auftakt,[2] die a-Verse dagegen sind auftaktlos in 2^a, 7^a, 10^a, 12^a gegenüber dreisilbigem Auftakt in 11^a. Die Mittelsenkung bei A ist fünfmal einsilbig in H_1 überliefert; da jedoch überall hier in den nächstverwandten Handschriften durch ein dem Sinne nach mögliches *ne* Zweisilbigkeit hergestellt ist, habe ich dieses in den Text aufnehmen zu sollen geglaubt. Mehrmals ist die Mittelsenkung dreisilbig (sicher in 3^b, 6^a, 12^b, 27^b), einmal sogar viersilbig (13^b). Sprachlicher Nebenton in dreisilbiger Mittelsenkung findet sich sowohl in a- wie in b-Versen: unzweifelhaft in 17^b *érnestfùll*, 19^b *gélosỳ*, 31^b *témperàunce*, 34^a *mésuràbull*. Erweiterung der Endsenkung kommt nur in a-Versen vor: die Form x ´ x x ´ x ` erscheint in 17$^a$ *éxcellènt*, 18$^a$ *fámulièr* (doch R *famliar*), 26$^a$ *óvyrthwàrte* (vielleicht = ´ `), mit dreisilbiger Endsenkung bei Eigennamen in 3^a *Arystòtle*; die Form x ´ x x ´ ` x in 32^a *vengeable*; andere Fälle wie 28^a und 29^a sind zweifelhaft.

Wieweit wir stumpfen Versausgang anzunehmen haben, entzieht sich näherer Bestimmung, da unser Denkmal keinen sicheren Anhalt für die Behandlung des Endsilben-*e* bietet.[3] Nehmen wir dieses als bereits verstummt an, so würden über zwei Fünftel aller Halbzeilen stumpf ausgehen. Jedenfalls finden sich un-

[1] In 23^b ist in H_1 sogar wirklich einsilbiger Auftakt überliefert; doch habe ich wegen des Zusammenstimmens sämtlicher anderer Handschriften geglaubt, das *ne* herstellen zu sollen. Bei 17^b und 20^b ist die Form BC leicht herzustellen bezw. in 17^b in einer Handschrift (H_1) überliefert.

[2] In 3^a und 7^b ist für *the ABC* Synalöphe bezw. apokopierte unbetonte Form des Artikels anzunehmen. Vgl. die Form *t'* für den Artikel im Dialekt von Windhill.

[3] An den einzigen Stellen, wo ein End-*e* im Versinnern vorkommt, ist zweifelhaft, ob *kyndë to* oder *kynd ne to* (Z. 22) bezw. *wildë to* oder *wild ne to* (Z. 33) zu lesen ist.

Digitized by Google

zweifelhafte Beispiele sowohl für klingenden wie für stumpfen Versschlufs: letzterer findet sich in 7ª *barn*, 12ª *here* (Imp.), 19ᵇ *hate* (Imp.), 25ᵇ *nyce*; ersterer sicher in 2ª, 2ᵇ, 3ᵇ, 4ᵇ, 6ª, 8ᵇ, 9ª, 10ᵇ, 14ª, 15ª, 16ª, 17ᵇ, 19ª, 21ª, 22ᵇ, 23ª, 24ª, 25ᵇ, 27ª, 28ᵇ, 31ª, 33ª. Man sieht, dafs in dem Alphabet klingender Ausgang beim a-Verse bedeutend überwiegt, während in der Einleitung das Übergewicht auf seiten der b-Verse liegt.

Über die Stellung der Stäbe ist noch zu bemerken, dafs die dreifache Allitteration, wie in der Destruction of Troy, streng durchgeführt ist, bis auf Z. 20, wo wir vierfachen, und Z. 7 und 34, wo wir im zweiten Halbvers gar keinen Stabreim haben. Die Qualität der Allitteration ist im allgemeinen rein; unter *S* (Z. 30) reimt sogar nur *st-* unter sich, ebenso unter *A, E, O* (Z. 13, 17, 26) nur der gleiche Vokal. Einen Augenreim haben wir unter *G* (Z. 19), wo der Verschlufslaut mit der Affrikata *dž* gebunden erscheint. Wichtig ist die Allitteration von *v* mit *w* (Z. 32), wozu oben S. 298 sowie Anglia I S. 140 und XI S. 586 zu vergleichen ist.

Zeit und Ort der Entstehung lassen sich nur annähernd bestimmen. Da die ältesten Handschriften L und H_4, die noch in das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts reichen mögen, bereits eine längere Überlieferung voraussetzen, wird das Denkmal spätestens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein. Ein zwingender Grund, es noch weiter ins 14. Jahrhundert hinaufzurücken, scheint mir nicht vorzuliegen; möglich wäre es jedoch sehr wohl. Den Ort der Entstehung zu bestimmen, ist noch schwieriger, da sämtliche Handschriften im wesentlichen das Gepräge der Schriftsprache zeigen, d. h. ostmittelländischen Charakter mit vereinzelten nördlichen oder südlichen Dialektspuren. Doch glaube ich, dafs wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit das Denkmal für den Norden oder Nordwesten in Anspruch nehmen können. Dafür liefse sich geltend machen: der Gebrauch des Stabreimverses, der gerade damals im Norden eine späte üppige Blüte treibt, die Übereinstimmung des Wortschatzes mit nördlichen allitterierenden Dichtungen, wie den Wars of Alexander, Destruction of Troy, Morte Arthure u. a., sowie endlich die oben von mir für das Original in Anspruch genommenen Formen *ferd* und *steryñ*.

Digitized by Google

Zum Vergleich sei auch das zweite allitterierende Alphabet hier abgedruckt, das sich, wie öfter erwähnt, in der Handschrift H_3 nach Z. 12 unseres obigen Textes eingeschoben findet. Es lautet dort folgendermafsen:

Attemp*er*aunce in alle thynge alle-myghty god loueth.
Better bowe þan breke [1]; obey to þi better*e*.
3 Care for þi conscience *and* kepe it ai clene.
Dred god and do well; þan nede þ*e* not dowte.
Ese þine euen-*cr*isten; eu*er* thynke on þine ende.
6 Fle falsnes and foli and for thi feith fight.
Gete god þi gou*er*n*our*, and grace shall the grete.
Halow þi holiday, and heuen I the hote
9 In joye with ow*re* justice, J*e*su so gentill.
Kynge, keyser*e*, and knyght ar*e* knytte for to ke*pe* [2]
Lawes of owr*e* lord god, bothe lewid and lerid.
12 Magnifie his mageste, þ*at* most is of myght*e*
Norshe nott þi natur*e* to nyceli for no thynge.
On god all onli euer*e* haue in þi thought*e*.
15 Preise p*re*stis and p*re*ch*ou*rs, þ*at* pray for the people.
Quenche fals[*e*] querel*our*[*s*] [3]; þe quene of heven þe will quite.
Rewle wel þi regalli as right is and reson.
18 See to thi sogettis and sei þem hur*e* sothes.
Temp*er* hur*e* tongis fro tellynge of talis.
Voide vices [4]; vertues shall vaunte [5] vs all*e*.

21 Þus rede we in bokys and rollis abowte. [6]
Thus god, þat is begynner*e* *and* form*e* of alle thyng;
In nomber*e*, weyght, *and* mesur*e* alle þis world wrought he;
24 And mesur*e* he taughte us in alle his wise werk*es*.
Ensample by the extremitees, þ*at* vicious arn eu*er*.
A coward and contacowr*e*, manhod is þe mene.
27 A wrecche and wast*our*, mesur*e* is be-twene.
For to moche of on*y* [7] thynge was neuer*e* holsome.

---

[1] Vgl. EETS. 32, S. 34, V. 16 *And often tyme it is betere to bow þan to berst* und V. 12 *Vnto þi betere euermore þou bowe.*

[2] Ms. *ke* — [3] Ms. *fals querel*our. Doch scheint mir der Sinn entweder obige Ergänzung oder *a fals querelour* zu verlangen — [4] Dieser Vers scheint zu kurz überliefert, falls man nicht Verwischung der Grenzen zwischen beiden Halbversen annehmen will. Ein eingeschobenes *euer* würde alles heilen; *alle* könnte übrigens fehlen. Vgl. auch Destruction of Troy Z. 527: *voidis me nought of vitius* — [5] Wohl *avaunce* gemeint — [6] Dieser Vers erscheint wie eine Nachahmung von Z. 10 der Einleitung zum ersten Alphabet; vgl. auch die Varianten daselbst — [7] Ms. *on on*. Doch vgl. denselben Vers in der Hs. L hinter Z. 6 der Einleitung: *For to myche of ony þing was neuere holsum.*

Digitized by Google

In die Augen springend ist der Unterschied des Versbaus zwischen diesem und dem vorigen Alphabete. Am nächsten dürften dem ersteren die von Luick (Anglia XI S. 602 ff.) besprochenen Stabreim-Dichtungen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stehen: Dunbars Twa merrit women sowie die anonymen schriftsprachlichen Gedichte Scottish Field und Death and Life, in zweiter Linie dann Langland und seine Schule. Wie die genannten Denkmäler zeigt unser Alphabet die starke Beschwerung durch Nebentöne (1^a, 1^b, 3^b, 4^a, 5^a, 7^a, 8^a, 11^a, 12^a, 14^a, 16^b, 20^b), die ebenso, wie in jenen späten Gedichten, öfter an der Allitteration teilnehmen (2^a, 6^a, 7^a, 10^a, 15^a). Auch die sogenannten verkürzten Verse mit einsilbiger Mittelsenkung finden sich hier mehrmal wieder (5^a, 7^a, 16^a), freilich stets zugleich mit erweitertem Versschluſs. Ebenso erscheint hier jene D-Form mit Auftakt in Z. 10^a, wo indes vielleicht der erste Stab (*kyng*) auf Rechnung des Schreibers gesetzt werden könnte, wie wir ihn schon im ersten Alphabet beim Einschub eines *gay* in Z. 19 ertappt haben. Im übrigen herrscht der Typus A nahezu ausschlieſslich: auſser D findet sich noch einmal C_1 (Z. 6^b), sowie einmal BC_1 (Z. 2^a). Auch zeigt der Typus A im allgemeinen einen verhältnismäſsig gleichförmigen Bau. Im Gegensatz zum ersten Alphabet ist hier die auftaktlose Form sehr häufig: wenigstens bei den a-Versen, wo nur 4 unter 17 Auftakt aufweisen, während umgekehrt bei den b-Versen (in 15 unter 19) Auftakt die Regel bildet. Wo Auftakt erscheint, ist er nie mehr als einsilbig. Gegenüber der stereotypen zweisilbigen Mittelsenkung des ersten Alphabets haben wir hier Schwanken zwischen ein bis vier Silben. Erweiterung der Endsenkung durch einen Nebenton zeigt sich nur bei a-Versen (Z. 20 ist unsicher abzuteilen), hier aber verhältnismäſsig häufig (7^a, 8^a, 12^a, 16^a, 17^a). Ob Fehlen der Endsenkung vorkommt, hängt von der Frage des End-*e* ab. Da abgesehen von je einmaligem, stumpf ausgehendem C_1 und BC_1 kein sicheres Beispiel für stumpfes A vorkommt, sondern in allen a-Versen und neun b-Versen überall unzweifelhaft klingender Ausgang vorliegt und die übrigbleibenden neun b-Verse alles Fälle enthalten, wo ein silbisches *-ë* historisch berechtigt ist (3^b, 4^b, 5^b, 7^b, 8^b, 10^b, 12^b, 14^b, 16^b), so ist wahrscheinlich für unser Denk-

mal noch silbische Geltung des End-*e* anzunehmen. Ganz sicher ist der Schlufs freilich nicht, da auch hier die von Luick, Anglia XI S. 613, geltend gemachten Gesichtspunkte in Betracht kommen könnten. Jedenfalls finden wir überall die Sonderstellung der b-Verse noch stark ausgeprägt, die bei dem ersten Alphabete verwischt zu werden drohte.

Die Setzung der Stäbe entfernt sich ziemlich von den alten Regeln. In Z. 4ª sind sie sogar beide tonschwächeren Wörtern zugesellt. Die Normalform aaax erscheint auffallenderweise nur zweimal: in dem recht holperigen Verse 1 sowie in V. 14. Die Regel dagegen ist vierfache Allitteration, die nur durch Z. 1 und 14 sowie die Stellung aaxa in Z. 4 unterbrochen wird. Die Qualität entspricht den alten Normen: *v* mit *v*, reines *s* mit *s*, *o* mit *e* (Z. 14), also alle Vokale noch miteinander.

Den Epilog habe ich nicht in die Betrachtung mit eingezogen, da er sich durch Form und Inhalt als ein späteres Anhängsel kundgiebt. Z. 21—23 sind noch regelrechte Stabreimverse (*nombre* in Z. 23 ist vermutlich zu streichen); Z. 24—25 sowie 28 dürften am besten als Septenare aufgefafst werden, und in Z. 26—27 haben wir endlich ein gereimtes Langzeilenpaar mit Allitteration (aabb bezw. aabx) und Reimverkettung und Cäsurreim, wenn man will, also in vier kreuzweis gereimte Kurzzeilen aufgelöst.

Für eine Datierung und Lokalisierung haben wir wenig Anhaltspunkte. Das vermutlich noch zu sprechende End-*e* im Verein mit bereits aufgelösterem Versbau dürfte für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts sprechen. Ziehen wir die theologische Färbung des Inhaltes in Betracht, so werden wir wohl nicht weit fehlgehen, wenn wir in dem Ganzen einen späten Ausläufer der Langland-Schule erblicken.

Noch mehr nämlich als der abweichende Versbau mufs jedem der Unterschied des Inhaltes auffallen: dort nüchterne bürgerliche Alltagsmoral, hier eine ganz religiös-asketische Atmosphäre. Dort, ohne jedes Pathos vorgetragen, die dem Volk am meisten am Herzen liegenden und von ihm oft zu Kernsprüchen ausgeprägten Weisheitslehren, sich nicht zu viel zu ärgern oder zu viel zu sorgen, nicht zu viel zu trinken, nicht melancholisch, eifersüchtig, zänkisch, verleumderisch, verschwenderisch zu sein,

Digitized by Google

vor allem aber, wie durch stetes Gegenüberstellen von Gegensätzen immer wieder betont wird, überall die goldene Mittelstraſse innezuhalten. Hier dagegen ein vornehmes, scheues Zurückweichen vor den gröberen Sünden der Welt und dafür der tiefe Ernst und Feuereifer des Predigers, der vor allem Gott fürchten und loben und danken und seine Gebote befolgen heiſst, den Blick stets auf das Lebensende zu richten, das Fleisch abzutöten (Z. 13) und Prediger und Priester, die für das Volk beten, zu preisen. In V. 2 hat sich zwar ein volkstümliches Sprichwort verirrt; dafür haben wir aber in V. 8 und 14 direkte Umschreibungen des ersten und dritten Gebotes des Dekalogs. Wie im ersten Alphabet wird auch im zweiten die *Attemperaunce* empfohlen; aber es ist hier nicht das schlaue Fühlungnehmen des Weltkindes gemeint, sondern jene hehre christliche Selbstbeschränkung, die von der Kirche sogar unter die Kardinaltugenden aufgenommen worden ist. Auch das ethische Princip der beiden Verfasser ist ein grundverschiedenes: nicht um, wie es im ersten Alphabet mit naiv-egoistischer Offenheit heiſst, *worship,* d. h. eine geachtete Stellung unter den Mitbürgern, zu erlangen, soll man diese Lehren befolgen, sondern weil der allmächtige Gott es so liebt und geboten hat und im Jenseits Jesus und die Himmelskönigin es belohnen werden. Dem Voraufgehenden entsprechend sind denn auch die Adressaten in ganz verschiedenen Kreisen zu suchen: die erstere Spruchsammlung wendet sich an den gemeinen Mann, den *meane man,* wie er direkt in der Einleitung genannt wird, dem auch ausdrücklich die Mahnung mit auf den Weg gegeben wird, nicht um Fürstengunst zu buhlen. Der Adressat des zweiten Alphabetes ist dagegen offenbar eine hochgestellte Persönlichkeit, ein geistlicher oder weltlicher Fürst oder Fürstensohn — an einen König braucht man wegen *regalli* nicht gleich zu denken —, dem eingeschärft wird, seine Herrschaft nach Recht und Gewissen auszuüben, für seiner Unterthanen Wohl besorgt zu sein und auch seinen moralischen Einfluſs über sie geltend zu machen. Somit dürfte denn der Schreiber von H_3 zwei sprachlich, metrisch und inhaltlich recht verschiedene Elemente miteinander verbunden haben, ohne in echt mittelalterlicher Naivität zu versuchen, die offenbaren Widersprüche zu mildern.

Würzburg. Max Förster.

Digitized by Google

Englisch *to be to* im Vergleich mit *I shall.*[1]

Was man in grammatischen Werken über *to be to* als Ausdruck der Notwendigkeit, des Sollens, besonders im Vergleich zu *I shall* findet, befriedigt nicht ganz. Die von einigen Grammatikern nicht einmal versuchte syntaktische und synonymische Unterscheidung der beiden Wendungen ist im besten Falle noch lückenhaft. In keiner einzigen der zahlreichen von mir zu Rate gezogenen Grammatiken für sich genommen findet sich eine erschöpfende Darstellung dieses Unterschiedes, wenn auch die meisten ihn in seinen Hauptzügen richtig erfafst haben. Hier und da ist auch wohl versucht worden, den weniger offen zu Tage liegenden Beziehungen zwischen den beiden Ausdrücken nachzugehen. Aus allen mir zu Gesicht gekommenen Angaben über diesen Gegenstand zusammengenommen liefse sich schon eher ein leidlich zutreffendes Bild gewinnen. Der Unterschied mag in manchen (aber nicht vielen) Fällen praktisch von geringer Bedeutung sein, er wird auch nicht selten schwer mit Sicherheit festzustellen sein wegen der leichten und fast unmerklichen Übergänge in andere Modalitäten (z. B. der Möglichkeit, des Müssens) oder in blofse Futurität; immerhin bleibt er überall fühlbar, und es lohnt sich daher wohl ein Versuch, über diese Einzelfrage einigermafsen ins klare zu kommen.

Da hier nur die Bedeutung der Anordnung, Bestimmung, des Sollens in Frage kommt, *to be to* mit folgendem passivischen Infinitiv

[1] Dieser Aufsatz bietet, zum Teil in anderer Anordnung und mit einigen Zusätzen versehen, im wesentlichen den Inhalt eines von mir am 13. März d. J. in der Gesellschaft gehaltenen Vortrages.

Digitized by Google

aber sehr oft auch bloſse Möglichkeit (*nothing is to be seen*) ausdrückt, so ist vorzugsweise *to be* mit aktivischem Infinitiv zu berücksichtigen; und da uns in den früheren Perioden der Sprachentwicklung solche Erscheinungen meist einfacher und durchsichtiger entgegentreten, empfiehlt es sich, sie nicht bloſs in ihrer heutigen, erst nach mancherlei Wandlungen erlangten Gestalt zu betrachten.

Nun findet sich schon im Ae. *to be* mit sogenanntem dativischen Inf. ganz in unserem Sinne: *hit is tô dônne* es ist zu thun (Beda, Hist. eccl. 1, 27). Vgl. Koch-Zupitza II (S. 22) und Mätzner, Engl. Gramm. III, S. 37, wo eine gröſsere Zahl ae. Beispiele gegeben sind. In allen folgt auf *to be* der aktiv. Inf., meist wohl in passiv. Bedeutung, wie in dem angeführten Satze = *it is to be done.* Aber auch aktiver Sinn begegnet: *eart þu þe tô cumenne eart?* Matth. 11, 3; *his apostolas tô farenne wǣron geond ealle eorđan* (Legg. Ælfred. 49) und später im Ormulum (10581): *þær he wass þa to fullhtnenn.* Bei dieser ursprünglichen, aktivischen Form des Infinitivs sind wir im Deutschen stehen geblieben und verbinden damit nur passive Bedeutung: es ist zu thun = es soll oder muſs gethan werden. Auch im Englischen lebt die alte aktiv. Form mit passivischer Bedeutung noch heute da fort, wo, wie Koch-Zupitza und andere Grammatiker richtig bemerken, kein Miſsverständnis möglich ist: *This house is to let; who is to blame?* Aber schon ziemlich früh im Me. tritt auch der Inf. pass. nach *to be* auf: *þey beþ to be blamede* (Rob. Manning of Brunne's Handlyng Synne [aus dem Jahre 1303], bei Murray, New E. Dict. s. v. Be), und diese genauere Unterscheidung des Aktivs und Passivs auch in der Form wird bekanntlich später zur Regel, da man in den weitaus meisten Fällen drohende Miſsverständnisse zu vermeiden trachtete. Es sei hier jedoch beiläufig bemerkt, daſs die alte aktivische Form mit passivischer Bedeutung neuerdings auch in der Schriftsprache wieder an Boden zu gewinnen, und daſs die Scheu vor Miſsverständnissen zu schwinden scheint, wie man denn in der Volkssprache auch in diesem Punkt von jeher viel weniger ängstlich und pedantisch gewesen ist.

Was bedeutet nun *to be* mit folgendem Infinitiv eigentlich? An eine Ergänzung von *obliged* (*to be obliged to do a thing*), wie sie früher öfters (so noch in Rauchs Rep. Gr. § 148) angenommen wurde, ist nicht zu denken, denn *to be obliged* heiſst müssen und nicht sollen, und ferner schlieſsen ja auch die ae. Beispiele, die schon

Digitized by Google

vorhanden waren, ehe *oblige* ins Englische aufgenommen wurde, eine solche Erklärung aus. Wir haben es hier vielmehr wohl mit der grundbegrifflichen Bedeutung von *to be* = 'da sein, existieren' zu thun. Die darauf folgende Präposition *to* deutet für die Verbindung auf einen Grundbegriff des Zweckes hin (vgl. Koch-Zup. II § 78 bb), wie wenn wir sagen: wir sind da oder existieren zum Arbeiten und zum Kämpfen. Aus diesem Zweckbegriff ergeben sich unschwer die anderen Schattierungen des Geeignetseins (es ist zum Lachen, zum Weinen, es ist zu bedauern, zu bewundern) und des Bestimmtseins (das ist zum Aufbewahren, zum Wegwerfen). Von hier gelangen wir leicht zu den weiteren Bedeutungen der Obliegenheit, Verpflichtung, Nötigung, d. h. zur Notwendigkeit, zum Sollen: *I am to stay at home.* Unsere Konstruktion bedeutet also ursprünglich: jemand oder etwas ist vorhanden (geeignet, bestimmt) zur Ausführung einer Thätigkeit (resp. zum Befinden in einem Zustande). Ist hier zur 'Ausführung' aktivisch = zum Ausführen, d. h. ist die Person oder Sache logisch das Subjekt der betreffenden Thätigkeit, so steht neuenglisch der aktivische Infinitiv; ist 'Ausführung' passivisch (dieser Entwurf ist zur Ausführung bestimmt), ist also die Person oder Sache logisch das Objekt der betreffenden Thätigkeit, so wird in der Regel im neueren Englisch der Inf. pass. verwendet (*to door is not to be left open*).

Wenn nun die eben entwickelte Auffassung von der Grundbedeutung unserer *to be to*-Konstruktion zutreffend ist, so könnte man, da im Ae. ja auch ein Verbalsubstantiv auf *-ung, -ing* bestand, erwarten, *to be to* auch mit diesem zu gleicher Verwendung verbunden zu finden. Aus dem Ae. ist mir nun allerdings kein Beleg dafür bekannt; kommen solche vor, so werden sie sicherlich nicht zahlreich sein, denn der bis ins 12. Jahrhundert lebendige sogenannte flektierte Infinitiv machte die Anwendung einer gleichbedeutenden verbalsubstantivischen Form neben sich überflüssig. Erst als im 12. und 13. Jahrhundert der Infinitiv nach *to* seine Flexion allmählich einbüfste, ergab sich für pedantischere Schriftsteller, denen der nun unflektierte Infinitiv nicht mehr klar und korrekt genug erscheinen mochte, ein Bedürfnis, zum Verbalsubstantiv resp. zum Gerundium zu greifen. In der That belegt Einenkel (Streifzüge S. 243) diese Konstruktion, freilich nur aus Wyclif. Er sagt darüber: 'W. wendet hier (in futuralem Sinne) eine eigentümliche Form des Infinitivs an,

Digitized by Google

eine Form, die äufserlich mit dem Gerundium (Verbalsubstantiv) zusammenfällt, im übrigen aber nichts mit ihm zu thun hat', und führt an: *He was to deyinge,* Luc. 7, 2 = *erat moriturus*; *who it was of hem that was to doyinge this thing,* Luc. 22, 23 = *quis esset ex iis, qui hoc facturus esset.* Im Gegensatze zu Einenkel möchte ich in diesen Formen nicht Infinitive, sondern wirkliche Gerundien erblicken. Freilich bilden ja die Wechselbeziehungen und Übergänge zwischen Infinitiv, Part. praes. und Gerundium (resp. Verbalsubstantiv) einen schwierigen und viel erörterten Punkt in der englischen Sprachgeschichte. Während einige Grammatiker, darunter Koch-Zupitza (a. a. O. II S. 77), meinen, dafs der Gang der Entwicklung vom flektierten Infinitiv auf *-anne, -enne* zu *-ande, -ende, -inde,* d. h. zur Vermengung mit dem Part. praes. und dadurch weiter zur Vermischung mit dem Verbalsubstantiv auf *-ing* geführt habe, und darauf fufsend manche neuere englische Grammatiker (vgl. darüber Rich. Morris, Hist. Outlines, ed. L. Kellner S. 259 ff.), so weit gehen, in deutlichen Gerundialkonstruktionen (*seeing is believing*) nur entstellte Infinitive zu erblicken, möchte ich eher Grein beistimmen, der in seiner Altangels. Gramm. S. 84 über den 'sogenannten flektierten Infinitiv oder das Gerundium' sagt:

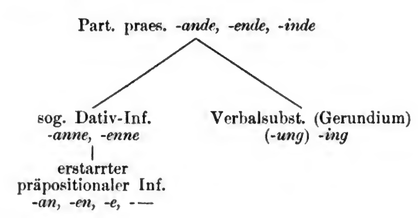
'Der sog. Dativ des Infinitivs auf *-enne* (*-nne*), von der Präp. *tô* regiert, entspricht dem lat. Gerundium mit *ad,* z. B.: *to swingenne ad flagellandum, tô bindanne ad ligandum, tô gânne ad eundum, to fleonne ad fugiendum.* Dafs jedoch diese Formen mit dem Infinitiv gar nichts zu thun haben, sondern vielmehr ursprünglich formell nichts anderes sind als passivisch gebrauchte Dative des Part. praes., indem das *nn* aus *nd* durch Einflufs eines ursprünglich folgenden j assimiliert ist, läfst sich am vollständigsten im And. nachweisen. Aber auch im Ags. finden sich hin und wieder noch Formen mit nicht assimiliertem *nd* (*to sprecende* etc.). Diese Formen finden sich freilich erst in späterer Zeit, sind aber nicht als Neubildungen zu betrachten, sondern lediglich als dialektisch aus älterer Zeit bewahrte Eigentümlichkeiten, die nur erst später mit den betreffenden Dialekten Eingang in die Schriftsprache fanden. Am besten bezeichnet man die betreffenden Formen auf *-enne, -ende* als deutsche Gerundien.'

Wie von Grein angedeutet, finden sich solche gerundiale oder gerundivische Verwendungen des Part. praes. auch in anderen alt-

Digitized by Google

germanischen Dialekten, z. B. im Altfriesischen (Heyne, Altgerm. Dial. § 299), wo *to farande* neben *to farane* vorkommt. Im Altisländischen kann das Part. praes. gerundivische Bedeutung haben (vgl. Kahle, Altisl. Elementarb. § 459): *eige er þat trúanda,* nicht ist das zu glauben; *hengiande þiofr,* ein zu hängender Dieb, Dieb, der gehängt werden soll; *á deyianda dege,* am Tage, wo man sterben soll (vgl. *one's dying day*).

Die Annahme:



entbehrt also nicht der Begründung.

Das Absterben der Flektion im Dativ-Inf. begann im 12. Jahrhundert; während desselben Jahrhunderts bahnt sich auch der Übergang von *-ende, -inde* in *-ing* an, der phonetisch nichts allzu Auffallendes hat (vgl. meine Bemerkung dazu in Herrigs Archiv XCIX S. 155). Das längere Nebeneinanderbestehen der verschiedenen Formen ermöglichte sogar eine Vermengung des Verbalsubstantivs resp. Gerundiums mit dem präpositionslosen oder reinen Infinitiv. Morris-Kellner S. 260 Anm. geben Belege, wo ohne Präposition nach *shall* und *will* solche Infinitive auf *-ing* stehen, also nicht anzuzweifeln sind. Nichts aber zwingt uns, in den oben erwähnten Wyclifschen Formen etwas anderes als G e r u n d i e n zu erblicken; im Gegenteil ergab sich das Vorkommen solcher gerundialen Parallelformen zu unserer *to be to*-Konstruktion bei dem oben gemachten Versuch einer Bedeutungsentwicklung als ein naheliegendes Postulat; und ferner liegt in der historischen Entwicklung, wie wir gesehen haben, nichts, was einer solchen Annahme widerspräche. Übrigens faſst auch Mätzner (III S. 82) solche Fälle ganz ebenso auf; er spricht dort vom Gerundium nach Präpositionen und giebt dazu als Beispiel: *and (he) is to techynge hethen men* (Wyclif, Joh. 7, 35).

Für die Annahme, daſs in unserer *to be to*-Konstruktion der

Digitized by Google

alte flektierte Infinitiv nur ein entstelltes Part. praes. sei, spricht noch ein weiterer, meines Wissens noch nicht beachteter Umstand. Diese Annahme macht es nämlich begreiflich, dafs der vermeintliche Infinitiv, der ja ursprünglich nur in aktivischer Form auftrat, doch von Anfang an in so vielen Fällen passivischen Sinn haben konnte. Da die auch passivische (gerundivische) Verwendbarkeit des Part. praes. in altgermanischen Dialekten feststeht (vgl. dazu ae. *Hî ondrêdon hine âcsigende,* sie fürchteten sich, ihn zu fragen = ihn den zu Fragenden; Marc. 9, 32, bei Mätzner III S. 39; in betreff der Flexion des Part. praes. vgl. Sievers, Ags. Gramm. [1882] § 305, Anm. 1), so liegt es gewifs näher, in den ae. sogen. flektierten Infinitiven ursprünglich Part. praes. anzunehmen, als dem aktivischen Infinitiv passivische Verwendbarkeit zuzutrauen, wofür, soviel ich weifs, sonst nichts spricht.

Im 12. Jahrhundert begannen, wie wir sahen, die in den Dialekten fortlebenden älteren Formen auf *-ende, -inde* auch in der Schriftsprache in unserer *to be to*-Konstruktion sich neben die auf *-enne* zu stellen, aber sie kamen zu spät, um der bereits eingeleiteten Verwechslung mit dem Infinitiv Einhalt zu thun, denn zu derselben Zeit vertrug sich auch schon die Präposition *to* mit unflektierten, d. h. wirklichen Infinitiven; es hatte sich eben ein Übergang aus einer korrekteren, aber als entbehrlich empfundenen in eine ungenauere, aber als hinreichend klar erachtete Konstruktion vollzogen, wie wir ähnlich später im Englischen die pedantisch korrekte Gerundialkonstruktion (*I do not object to your brother's coming here*) vor der lockeren absoluten Participialkonstruktion (*to your brother coming here*) immer mehr weichen sehen. Sicher ist, dafs später in zunehmendem Mafse die mit *to* nach *to be* angefügte infinitivähnliche Form dem Sprachgefühl der meisten Engländer als wirklicher Infinitiv erschienen sein mufs, wie das später immer häufigere Auftreten des Inf. pass. bei passivischem Sinne beweist.

Nach diesem historischen Rückblick, welcher nötig war, um uns über das Werden und Wesen unserer *to be to*-Konstruktion ein Urteil zu bilden, können wir uns ihrer jetzigen Verwendung und Bedeutung zuwenden. — Prüft man eine gröfsere Reihe von Beispielen, wie sie einem in den gebräuchlichen Grammatiken oder bei eigener Lektüre begegnen, so findet man, dafs sich nirgends ein d i r e k t gebietender, die Notwendigkeit hervorrufender Faktor zeigt; dafs zwar

Digitized by Google

überall eine Stelle (oder Umstand) zu erkennen oder herauszufühlen ist, von welcher die Anordnung, Bestimmung, Nötigung ausgeht — sei es das bloſse Geeignetsein, sei es Gott (Schicksal, Vorsehung), sei es bereits bestehende Anordnung, Bestimmung, Verbredung oder gewisse äuſsere, zur Nötigung führende Verhältnisse —, daſs aber diese bestimmende, nötigend wirkende Stelle sozusagen hinter den Coulissen bleibt oder doch als im Hintergrunde schwebend dargestellt wird. Bezeichnen wird diese mit A. Da normales menschliches Sprechen einen Sprechenden und einen Angeredeten oder Zuhörenden voraussetzt, so kommen bei *to be to* (sollen) danach drei Stellen in Betracht: die im Hintergrunde zu denkende bestimmende oder nötigende (A), die von der Bestimmung betroffene oder genötigte (B) und die gewissermaſsen das Mundstück des A bildende, übermittelnde Stelle (C).

Von *I shall* interessiert uns hier nicht seine alte selbständige Grundbedeutung des Schuldigseins, die es ja auch schon im späteren Ae. zu verlieren beginnt, sondern nur seine Bedeutung und Verwendung als modales Hilfsverb. Als solches bezeichnet es (vgl. Koch-Zupitza S. 31) die Notwendigkeit als Gebot des Gesetzes, der Sittlichkeit oder äuſserer nötigender Umstände: *ne scyle nân wîs man nǣnne mannan hatian* (Boeth. 38). Im Gegensatze zu *to be to* zeigt sich bei dem Gebote mit *shall* ein direkt nötigender oder doch als direkt nötigend aufzufassender Faktor, sei es der Wille oder eine Verheiſsung Gottes, eine Fügung des Schicksals, menschlicher Wille, ein Gesetz, eine sittliche Vorschrift, also ein Gebietendes, welches von dem Betroffenen eine Befolgung des Gebotes, eine Unterwerfung unter das Gesetz oder die Vorschrift, zum mindesten ein Hinnehmen des Verheiſsenen oder Angedrohten bestimmt erwartet. Beim Gebot kommen nur zwei Stellen in Betracht: die gebietende oder nötigende (A) und die von dem Gebot betroffene (B). Das Gebot mit *shall* ergeht aus eigener Machtvollkommenheit, sozusagen im eigenen Namen des gebietenden Faktors; es ergeht d i r e k t von A an B; bei *to be to,* wie wir sahen, von A indirekt durch C an B.

Die einfachste und unmittelbarste Form des Gebotes ist natürlich die, daſs A zu B sagt: du sollst das thun oder lassen. Sagt A zu einem C: B (oder *he*) *shall do that,* so fallen für die Auffassung des A eben B und C zusammen: A spricht über den Kopf des C hinweg, als spräche er direkt zu B, oder er betrachtet ihn höchstens

Digitized by Google

als den Stellvertreter des B. C selber aber kann hierbei eine zweifache Rolle spielen. Er kann sich im Geiste identifizieren mit dem gebietenden A, oder er kann unbeteiligter, neutraler Übermittler des Gebotes bleiben. Im ersteren Falle wird er später zu B sagen: *you shall do that.* So geschieht es z. B. bei den uns mitgeteilten göttlichen Willensäufserungen (*thou shalt not commit murder*), bei gesetzlichen oder sittlichen Vorschriften, bei Prophezeiungen und Verheifsungen, wo der Sprechende so redet, als wäre er mit dem gebietenden oder verheifsenden Faktor identisch. Zu beachten ist, dafs auch bei dieser scheinbar weniger unmittelbaren Art des Gebotes mittelst *shall* die Verwirklichung des Gewollten deutlich als sicher und unausbleiblich angenommen wird: bei Verheifsungen erscheint das Eintreffen an sich sicher; bei Geboten empfindet man, dafs eine Nichtbefolgung üble Folgen, Zwang, Strafe u. s. w. nach sich ziehen werde. So wirkt das *shall*-Gebot unmittelbarer, dringender, wohl auch drohender, jedenfalls kräftiger, ja schroffer als der Ausdruck der Anordnung durch *to be to,* den C in der zweiten der ihm möglichen Rollen wählen wird, wenn er nämlich der unbeteiligte Dritte, der neutrale Übermittler der Anordnung des A an B bleibt, dem es gleichgültig sein kann, ob B dem Befehl nachkommt oder nicht. Eine Erinnerung an die unbedingt erwartete Befolgung des Gebotes resp. an die üblen Folgen der Nichtbefolgung, wie sie in *shall* implicite enthalten ist, fällt bei *to be to* fort, so dafs eine Anordnung mit *to be to* nicht so dringend und schroff, sondern milder und freundlicher wirkt als mit *shall*: der gebietende Faktor ist ja jetzt nicht dabei, oder — er thut wenigstens so, als wäre er nicht der gebietende. Das führt uns zu dem Gegenstück des oben besprochenen Falles, wo A einen Befehl für B an C aussprach, also trotz scheinbarer Dreiheit der in Betracht kommenden Stellen *shall* angewendet wurde.

Es kann nämlich sehr wohl jemand scheinbar direkt zum anderen sagen: *you are not to do that,* wo keine dritte gebietende Person als A in Betracht zu kommen braucht. Wohl aber giebt eine solche Form scheinbar direkten Befehls mit *to be to* zu verstehen, dafs der Sprechende sich nur als Mahner an eine bereits früher ergangene Anordnung, als Wiederholer eines vielleicht von ihm selber schon vorher ausgesprochenen Befehls fühlt, oder dafs er sich doch wenigstens so stellt, als sei nicht er persönlich der Befehlende, sondern irgend ein

Digitized by Google

Drittes, das sittlich Rechte, oder sonst irgend eine höhere Instanz; er erscheint so weniger beteiligt an der Erfüllung des Gewollten: der Befehl wirkt milder, weniger drohend. Eine Engländerin, die ich fragte, ob sie einen Unterschied zwischen den Sätzen *you shan't do it* und *you are not to do it* als direkten Befehlen empfände, sagte mir nach einigem Besinnen: *Yes; you are not to do it means: it's not right; and you shan't do it means: I shall prevent you.* Das schien mir den oben ermittelten Unterschied der beiden Phrasen zu bestätigen; denn bei *to be to*: Bezugnahme auf ein Drittes (das sittlich Rechte) und Fehlen jeder Drohung; bei *shall*: Androhung von Zwang seitens A an B und deutliche Zweiheit der in Betracht kommenden Stellen. Finden wir also bei scheinbar direktem Befehl von A und B *to be to* verwendet, wo ein übermittelnder C fehlt, so müssen wir uns A geteilt denken, etwa in A_1 und A_2: A_1 möge der nötigende Wille in A sein, hinter dem der sprechende A_2 als bloſser Übermittler des Befehls an B zurücktritt. Durch solche gelegentliche Vereinigung von B und C bei *shall* und Teilung von A in A_1 und A_2 bei *to be to* lassen sich, glaube ich, auch scheinbar widerstrebende Sätze mit der Annahme in Einklang bringen, daſs in direkter Rede bei *shall* nur zwei, bei *to be to* drei Stellen in Betracht kommen. Ob unsere Wendungen in direkter oder indirekter Rede stehen (A *said that* B *should do it* für *You* (B) *shall do it* oder für B (*he*) *shall do it*; und: A *said that* B *was to do it* für *You* (B) *are to do it* oder für B [*he*] *is to do it*), macht natürlich in der Hauptsache nichts aus; der Bedeutungsunterschied bleibt derselbe, und das Gebot mit *shall* wirkt nach wie vor strenger, schroffer, die Anordnung mit *to be to* gelinder und freundlicher; nur ist zu beachten, daſs jetzt die Zahl der unterscheidbaren Stellen sich streng genommen in beiden Fällen um je zwei vermehrt: um die erzählende (D) und um die Hörer oder Leser des Berichtes (E); doch können bei der Regelfassung D und E unberücksichtigt bleiben, da die indirekte Redeform sich jederzeit auf die direkte zurückführen läſst und, wie wir sahen, ohne Einfluſs auf die Verwendung von *to be to* oder *shall* bleibt.

Die besseren Grammatiken weisen nun auch auf den Unterschied zwischen den beiden Phrasen hin; aber die einen äuſsern sich gar zu kurz und übersehen daher manches, was nach der obigen Darlegung doch nicht ohne Bedeutung ist, die anderen specialisieren zu viel, statt mit fester Hand gleichartige Erscheinungen zusammen-

Digitized by Google

zufassen; auch erscheint manche Einzelheit von dem im Vorstehenden gewonnenen Gesichtspunkte aus anfechtbar. Die Fragen *who shall decide?* und *who is to decide?*, welche nach Imm. Schmidts Grammatik (gröfs. Ausg. S. 384 f.) gleich sein sollen, unterscheiden sich, glaube ich, insofern, als die erstere von dem Gefragten die Entscheidung hervorrufen will, die letztere den Angeredeten nur fragt, wer nach seiner Ansicht unter den obwaltenden Umständen wohl entscheiden könnte. Ähnlich dürfte es sich mit zwei anderen Beispielen bei demselben Grammatiker verhalten. Er setzt *what is to become of him* = was soll aus ihm werden? *what shall become of him* = was wird aus ihm werden? Ich meine, der letztere Satz heifst auch nur: was soll aus ihm werden?, aber wieder verschieden von dem ersteren: bei *shall* ist der Gefragte für den Fragenden die entscheidende Instanz, bei *to be to* nur ein Interpret dessen, was eine höhere Gewalt oder die äufseren zwingenden Umstände dem *he* als Los vorzeichnen. Was wird aus ihm werden? kann meines Erachtens getrost mit *what will become of him?* übersetzt werden. Fälle wie diese zeigen übrigens, dafs viele Grammatiker sich nicht vorsichtig genug in ihren Regeln ausdrücken, wenn sie sagen, dafs *shall* gebraucht werde, wo es sich um den Willen des Sprechenden handelt: in den eben angeführten Sätzen kommt es gerade auf den Willen des Gefragten, also Angesprochenen an.

John Koch (Wiss. Grammatik S. 175) sagt zu dem Satze aus T. Brown's Schooldays: *this fight is not to go on!*: 'hier wird der Befehl zwar von der Autorität selbst erteilt, doch nicht direkt der Person, welche ihn ausführen soll, vielmehr einer dritten der Auftrag zur Mitteilung gegeben.' Nach Koch also hätte ein an die Raufenden direkt ergangener Befehl gelautet: *this fight shall not go on!* Ich glaube, er konnte mit *shall*, aber auch mit *to be to* ausgesprochen werden, nur wieder mit dem Unterschiede, dafs bei *shall* der Befehlende mit seiner eigenen Autorität (als A) dazwischen tritt und erkennen läfst, dafs er selbst irgendwie die weitere Schlägerei verhindern wird (vgl. oben: *I shall prevent you from doing it*), und dafs er bei *to be to* in gelinderer Form befiehlt, indem er nun nicht mehr als Autorität, sondern nur als C, d. h. als Interpret eines dritten Faktors, der Schicklichkeit, der Schulordnung u. s. w., auftritt. Ist in den vorstehenden Ausführungen das Richtige getroffen, so wird man in den Grammatiken auch sonst noch manche Beispiele anders

Digitized by Google

aufzufassen geneigt sein, als sie dort erklärt sind, doch ist eine weitere Analyse solcher Sätze hier wohl entbehrlich, da sie nichts wesentlich Neues ergeben würde und auch von jedem selber leicht vorgenommen werden kann.

Nur eins sei hier noch beleuchtet. In einem Lesestücke (Gesenius-Regel, B, Unterstufe S. 30 f.) wird erzählt, dafs der Sohn eines vom Meere nicht zurückgekehrten, also totgeglaubten Fischers den nach langer Frist doch wiederkehrenden Vater an der heimatlichen Küste aus dem Schiffbruch rettet und wiedererkennt. Er sucht nun zunächst die immer noch trauernde Mutter auf die Rückkehr des Vaters vorsichtig vorzubereiten und fragt endlich: *Are they to take him to our house?* Für die Beurteilung von Fragen ist die entsprechende Behauptungsform entscheidend; diese würde hier also lauten: *They are* (*not*) *to take him to our house.* Die Mutter spräche danach also nicht in eigenem Namen als wollende Person, sondern nur als Dolmetscherin einer dritten bestimmenden Instanz (etwa ihres Befindens, ihrer Gemütsverfassung u. s. w.); sie erscheint daher persönlich weniger interessiert oder beteiligt an der Ausführung des Gewollten. Die Fragestellung mit *to be to* wirkt also rücksichtsvoller und schonender als mit *shall,* wo die erwartete Antwort lauten würde: *they shall* (*not*) *take him to our house.* Hier würde der Mutter aus der ihr an die Hand gegebenen Antwort sofort klar werden, dafs sie als unmittelbar Interessierte zu entscheiden hat. Wir haben es also in der Frage, wie sie thatsächlich vorliegt, mit einem jener Fälle zu thun, wo A sich in A_1, den bestimmenden (sonst A), und A_2, den übermittelnden Faktor (sonst C), teilt. Nicht der Sohn, der als blofser passiver Berichterstatter ganz aus dem Spiele bleibt, sondern A_2 stellt den als beauftragt erscheinenden Interpreten des Befehles von A_1 dar, und dieser Befehl ergeht über den Kopf des Sohnes hinweg, als würde er durch A_2 selbst den auf Bescheid Wartenden erteilt. Wir sehen also, dafs es zuweilen nicht ganz leicht ist, den eigentlichen Sinn mancher Sätze dieser Art zu ermitteln, aber wenn man auf die Erfassung feinerer Schattierungen nicht von vornherein verzichten will, so wird man nicht behaupten dürfen, dafs solche Unterscheidungen belanglos seien. —

Noch in einem anderen Punkte vermifst man in den Grammatiken, trotz hier und da genommener Anläufe, die erforderliche Vollständigkeit: nirgends, soweit ich gesehen habe, ist die Verwend-

Digitized by Google

barkeit unserer beiden Ausdrucksweisen in den verschiedenen grammatischen Personen vollständig festgestellt worden.

Da die redende erste Person sich nicht selber einen Befehl erteilen wird, so kommt *shall, should* mit *I* oder *we* in der Regel nicht in der Behauptungsform vor, vielmehr bleiben diese Formen für futurale Verwendung zur Verfügung. Hat aber A dem B befohlen: *you shall stay at home,* so ist es wohl denkbar, daſs B sich einmal das Gehörte wiederholt, etwa: *so I* (*we*) *shall stay at home.* Trotz der scheinbaren Behauptungsform aber steckt darin doch wohl nur eine Frage oder vielleicht auch eine Art Echo des Gehörten, keinesfalls ein von B an sich selbst gerichteter Befehl. Will B von A einen Befehl, Wunsch, eine Entscheidung, Verheiſsung u. s. w. hervorrufen, so fragt er: *shall I stay at home? Shall we get it for you?* Oft, wenn es sich um *we* handelt (*shall we send him the money?*), wird deutsch w o l l e n statt s o l l e n gesagt. Das ist streng genommen nicht ganz passend, denn nach dem doch bei der Frage mit einbegriffenen eigenen Willen braucht der Redende doch nicht erst den Angeredeten zu fragen. Eigentlich müſste man fragen: *will you and shall I send him the money?* da das aber greulich wäre, so sündigt das Deutsche mit w o l l e n ein wenig nach einer, das Englische mit *s h a l l* ein wenig nach der anderen Seite. — In der ersten Person kann also *shall* nur in fragendem Sinne gebraucht werden.

In der zweiten Person verhält es sich umgekehrt. In der Behauptungsform ist *you shall do it* ja die Hauptform für das direkte Gebot; in der Frageform ist *shall* als s o l l e n ausgeschlossen, denn wenn C den B fragt, was er (B) thun solle, so geht die Nötigung offenbar nicht von B selbst, sondern von einer dritten (abwesend zu denkenden) Stelle A aus; d. h. von unseren beiden Ausdrucksweisen bleibt uns für s o l l e n nur *to be to* zur Verfügung (von anderen Möglichkeiten des Ausdrucks wird hier abgesehen), also: *are you to stay at home?*, so daſs *shall you stay* etc. für das Futurum verwendbar bleibt. Auch äuſsere Behauptungsform einer solchen Frage (*so you are to stay at home?*) ändert daran nichts. Für die zweite Person ist *shall* sollen also nur in Behauptungsform gebräuchlich.

In der dritten Person ist es gleichgültig, ob Frage oder Behauptung vorliegt: *shall* wird neben *to be to* verwendet, aber nicht ohne Bedeutungsveränderung vertauschbar, wie oben zu zeigen versucht worden ist. —

Digitized by Google

Eine weitere Anwendung von *to be to,* wenn auch in ganz anderem Sinne, möge hier kurz berührt werden, da sie auf die bisher noch nicht genügend festgestellte Verwendbarkeit unserer Soll-Konstruktion in den verschiedenen Temporibus einiges Licht zu werfen geeignet ist.

I have been to see him = ich bin hin gewesen, um ihn zu besuchen, ich habe ihn besucht.

Imm. Schmidt (a. a. O. S. 405) erinnert dabei zutreffend an das französische *j'ai été le voir* und hebt hervor, daſs diese Anwendung auf das Perfekt und Plusquamperfekt beschränkt sei. Das ist für das jetzige Englisch sicher richtig; früher aber, ja noch bis Mitte des 18. Jahrhunderts, kam sie auch im einfachen Präteritum (*past*) vor. So führt Murray, Dict. (s. v. be, B II, b) aus Lady Shaftesburys Briefen an (1747): *I was to see the new farce,* und aus Goldsmiths Citizen of the World (1762): *I was this morning to buy silk for a night cap.* Die Beschränkung dieses Gebrauches auf Perfekt und Plusquamperfekt ist also erst verhältnismäſsig spät durchgeführt worden, und es liegt nahe, zu vermuten, daſs die Zweideutigkeit, die Möglichkeit einer Verwechslung mit der Soll-Bedeutung von *to be to* dabei die Hauptrolle gespielt hat. In der That kommt nach meiner Beobachtung diese Soll-Bedeutung von *to be to* in dem Englisch der Jetztzeit immer nur im Präsens und Präteritum vor, so daſs sich eine reinliche Scheidung zwischen *to be to* im Präsens und Präteritum = sollen einerseits, und im Perf. und Plusquamperf. = hingehen andererseits vollzogen zu haben scheint. Das jüngste Beispiel der Verwendung von *to be to* = sollen in einem Plusquamperf. (freilich in konditionalem Sinne), das ich bei Murray (a. a. O.) finde, stammt aus Scotts Waverley: *Had he been to chuse* (sic!) *between any punishment ... and the necessity ...,* ist also auch schon nicht mehr sehr modern.

Als Ergebnis vorstehender Untersuchung läſst sich unter Beiseitelassung alles Nebensächlichen hinstellen:

Shall als Ausdruck des Sollens ist für die erste Person nur in der Frage, für die zweite Person nur in der Behauptung, in der dritten Person in beiden Formen zu verwenden und bezeichnet ein direktes oder direkt gedachtes Gebot (Gesetz, Verheiſsung, Drohung u. s. w.), wobei nur zwei Stellen in Betracht gezogen

Digitized by Google

werden: 1) die wollende, 2) die von der Willensäufserung betroffene.

to be to als Ausdruck des Sollens ist in Behauptungs- wie in Fragesätzen in allen Personen, aber nur im Präsens und Präteritum verwendbar und bezeichnet eine Anordnung als von einer dritten, im Hintergrunde bleibenden Stelle (Gott, Schicksal, Menschenwille, äufsere Umstände) ausgehend, d. h. als indirekt.

Das Gebot u. s. w. mit *shall* nimmt die Verwirklichung des Gewollten als unausbleiblich an und wirkt in seiner Direktheit strenger und schroffer; die Anordnung mit *to be to* läfst die nötigende Stelle als gleichgültiger oder weniger beteiligt erscheinen und wirkt in ihrer Indirektheit milder und freundlicher.

Berlin. G. Tanger.

Digitized by Google

Abdruck untersagt.

Jugendgedichte Friedrichs des Grofsen

aus der Rheinsberger Zeit (1736—38)

nach Manuskripten der Königlichen Archive zum erstenmal herausgegeben.

I.

Mein Interesse an Friedrichs des Grofsen Dichtungen, von dem ich bereits Zeugnis ablegte in dieser und anderen Zeitschriften, erregte, zunächst der Chronologie wegen, das Bedürfnis, die Manuskripte des Dichters einzusehen. Sie sind zum gröfsten Teile verloren infolge unverantwortlich geringschätziger Behandlung unter dem Ministerium Wöllner; ihre zum Teil noch festzustellenden Schicksale verdienen später eine besondere Abhandlung. Meine Forschungen sind jedoch nicht vergeblich gewesen, ich habe das Glück gehabt, neben vielen von der Preufsschen Ausgabe stark abweichenden Originalmanuskripten eine ganze Reihe von ungedruckten Gedichten, in Summa etwa 1200 Verse, aufzufinden, von welchen ich die Mehrzahl, aus der Rheinsberger Zeit 1736—38, nun hier mit gütiger Erlaubnis der Direktionen des Kgl. Geh. Staatsarchivs und des Kgl. Hausarchivs zum Abdruck bringe. Allen Herren, die mich dort in liebenswürdigster Weise unterstützten, sage ich hier meinen Dank, insbesondere den Herren Generaldirektor Geheimrat Professor Dr. Koser, Geheimrat Dr. Grofsmann, Archivrat Dr. Berner, Archivar Dr. Schuster, Dr. von Wurmb, Dr. Lau und Dr. Spangenberg.

Die zwei Fragmente (Nr. 11 und 12) fand ich auf dem Kgl. Hausarchiv Rep. 52, die zehn vollständigen Gedichte auf dem Geh. Staatsarchiv Rep. 94 K c 3 in einem 'Recueil de diverses pièces' der Königin Sophie Dorothea, der Mutter des Dichters, welche Sammlung ich in Kürze mit RSD bezeichne.

Digitized by Google

Dieser RSD besteht aus vier Foliobänden mit 2111 beschriebenen Seiten. Sämtliche Bände sind mit dem in Gold aufgedruckten Monogramm SD versehen, der Titel der Sammlung ist nur auf dem Rücken des III. Bandes in Gold aufgedruckt und von diesem später auch auf die anderen Bände übertragen. Der (IV.) Band, der die meisten Gedichte des Kronprinzen enthält und chronologisch der vorletzte ist, scheint ursprünglich nicht zu der Sammlung der Königin gehört zu haben oder absichtlich nicht eingereiht worden zu sein. Er trägt merkwürdigerweise auf dem Rücken des schwarzen Einbandes — die übrigen sind in braunem Leder gebunden — die jetzt goldleere blasse Inschrift: 'B. v. Cansteins Harmoni (sic!) der IV Evangelisten'. Sollte diese Inschrift auf die Täuschung des alten Königs bei etwaiger Inspektion der Bibliothek der Königin berechnet gewesen sein? Oder ist nur aus Sparsamkeit der alte Einbanddeckel verwendet worden?

Der RSD ist 1721 begonnen und 1756 geschlossen, reicht aber in Bezug auf den Inhalt bis tief ins 17. Jahrhundert zurück. Er enthält z. B. Gedichte von Théophile, Régnier, Mlle de Scudéry, Boileau, Fontenelle, Voltaire, Gresset, Piron, Chaulieu u. s. w. Er enthält Gedichte auf Molière, Racine, Fénelon, Montesquieu, auf Louis XIV., XV., Anna und Georg von England, Kaiser Karl VI., auf Friedrichs Siege, auf Minister wie Mazarin, Fleury, Brühl u. s. w., auf Generäle wie den Marschall von Sachsen, Prinz Eugen, Broglio, Belle Isle u. s. w., auf französische Schauspielerinnen; ferner eine Menge anonymer Chansons und Epigramme, eine Menge von Prosastücken über zeitgenössische Politik, Abschriften aus französischen, englischen und holländischen Zeitungen, Kopien politischer Flugblätter aller Art, dazu viele lascive Geschichtchen, Satiren auf Mitglieder des preufsischen Hofes u. s. w.

Was hiervon politisch und kulturhistorisch etwa noch von Wert sein sollte, mögen andere untersuchen. Was ich an litterarisch Wertvollem darin von genannten Verfassern gefunden habe, ist, soweit ich es bis jetzt kontrollieren konnte, meist gedruckt, von einigen Voltaire-Versen und -Varianten abgesehen, die ich demnächst publizieren werde. Die Verfasser der zahlreichen anonymen Gedichte festzustellen, mufs einer späteren

Digitized by Google

Arbeit vorbehalten werden, wie auch die etwaige Publikation von denjenigen Gedichten, die von Friedrichs Freunden oder von Mitgliedern der französischen Kolonie herrühren. Eine Anzahl von Gedichten, die möglicherweise von Friedrich verfafst sind, habe ich zwar kopiert, doch unterdrücke ich ihre Veröffentlichung vorläufig, bis ich den Beweis liefern kann, dafs sie wirklich wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach von Friedrich gedichtet sind. Ich bringe also nur solche Gedichte zum Abdruck, die unzweifelhaft von Friedrich verfafst sind, wenn auch der Name des Verfassers nicht genannt ist.

Letzteres ist nur bei Nr. 8, 9 und 10 der Fall, die übrigen Kopien sind sämtlich *Federic* oder *Frederic* unterzeichnet und Nr. 2 durch die Buchstaben (*Vers de*) *M. L. P. R.* als Verse von *Monseigneur Le Prince Royal* gekennzeichnet. Nr. 8 und 10 sind durch ihre Erwähnung und Citate in der Korrespondenz mit Voltaire über allen Zweifel erhoben und Nr. 9 durch die Datierung '*A Ruppin*' etc., sowie durch die Anrede im Innern des Gedichtes '*cher Césarion*' und den darin vorkommenden Namen '*Hermotime*' als unzweifelhaft fridericianisch gestempelt.

Die beiden Fragmente (Nr. 11 und 12) der Kgl. Hausarchivs sind von Friedrich selbst geschrieben, daher zweifellos echt.

Die dem RSD entstammenden Gedichte, also alle vollständigen Gedichte, Nr. 1—10, sind sehr sauber und deutlich von zwei Kopisten geschrieben, die kein Französisch verstanden. Die Kopien sind daher voller Fehler, zum Teil so entstellender Natur, dafs ich nicht überall eine befriedigende Konjektur zur Herstellung des Textes finden konnte. Ich bitte daher alle Leser, mir (Berlin SW., Grofsbeerenstrafse 71) etwaige Verbesserungen für die spätere definitive Ausgabe dieser Gedichte gütigst zukommen zu lassen, wie auch etwaige erklärende Bemerkungen. Als ich der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen im April 1900 den Inhalt der Gedichte mit einigen Stellen mitteilte, wurden mir bereits gute Verbesserungen von mehreren Herren vorgeschlagen, die ich in den Anmerkungen an betreffender Stelle mit bestem Dank namhaft mache.

Einen diplomatischen Text zu liefern habe ich nach reiflicher Überlegung aufgegeben; es wäre eine unnötige Überlastung des

Digitized by Google

Lesers und des Papiers gewesen. Ich glaube allen billigen Anforderungen zu genügen, wenn ich den verdorbenen Text in den Anmerkungen überall da angebe, wo mir irgend ein Zweifel an der richtigen Lesart möglich erscheint. Daher gebe ich den Text in moderner Orthographie. Ich mufs ihn auch mit meiner Interpunktion geben, da eine solche in dem Manuskript kaum vorhanden ist, wie auch die sonst bekannten Urschriften Friedrichs die Interpunktion so sehr vernachlässigen, dafs selbst der Punkt am Ende des Satzes sehr häufig fehlt.

Über die wunderbaren Schreibfehler der Kopisten meiner Manuskripte brauche ich mich nicht zu verbreiten, da die Anmerkungen ein Bild von ihnen geben. Aber von Friedrichs Orthographie aus jenen Jahren 1736—38, aus welchen die Gedichte herrühren, möchte ich doch einige charakteristische Merkmale mitteilen: Accente fehlen häufig oder stehen am falschen Platze, wie im Infinitiv auf *ér;* Doppelkonsonanten schreibt der Kronprinz oft statt einfacher und umgekehrt, z. B. *aservit, combatre, musse.* Plural-*s* fehlt oft im Plural und steht oft im Singular. Das *nt* der 3. Plural fehlt zuweilen, z. B. *Puisse ainsi mes faibles écrits* etc. (Nr. 4 V. 56); durch die Korrektur würde nun ein Versfehler entstehen, daher notieren wir in solchen Fällen die Originalorthographie. Genau so ist es mit dem *s* der 2. Singular: *tu commande et je sais obéir* (Nr. 1, V. 13), *tu regarde Émilie* (in dem Ms. der *Epître à Voltaire* 26. Nov. 1737 auf dem Kgl. Hausarchiv). *Des* steht oft statt *de* und umgekehrt, fälschlich oft vor Adjektiven, z. B. *des nobles sentiments.* Im Particip des Präsens steht *ent* ohne Unterschied neben *ant,* ähnlich *ance* statt *ence; e* oft statt *ei* oder *ai* und umgekehrt, *c* statt *s* und umgekehrt, z. B. *saice* statt *cesse, penne* statt *peine, cerait* statt *serait* u. dgl. m.

Von gröberen grammatischen Verstöfsen hebe ich hervor: *haït* statt *hait* (Nr. 1, V. 57), *jusqu'à que* statt *jusqu'à ce que* (Nr. 5, V. 59), *si ils* (Nr. 1, V. 61). *Il craint que de ses mœurs l'on vit l'impureté* zeigt eine falsche Consecutio temporum, von dem fehlenden *ne* abgesehen. Ähnliche Fehler finden sich zahlreich auch in Prosamanuskripten des Kronprinzen und später auch noch des Königs; sie sind in den Ausgaben fast alle korrigiert.

Digitized by Google

Was die metrischen Fehler des Kronprinzen betrifft, so sind die Gedichte zunächst in Bezug auf den Reim nicht fehlerfrei. Zweimal bleibt ein Vers ungehörigerweise ohne Reim, es fehlt also geradezu ein Vers, möglicherweise durch die Schuld des Abschreibers. Siebenmal ist ein dritter Reim vorhanden, so dafs eine Verszeile zu viel vorliegt und diese Gedichte zum Teil mit ungerader Versziffer endigen. Der Autor hat diese Gedichte eben nicht, wie die übrigen, noch einmal der Korrektur unterworfen. In fünf Gedichten findet ein ganz unordentlicher Wechsel von gepaarten und gekreuzten Reimen statt (4, 4, 4, 10, 4, 10 ... 44, 4, 20). Nur vier von den zehn Gedichten sind in betreff der Reimfolge tadellos.

Die von Tobler in seinem bekannten Buche 'Vom französischen Versbau' zusammengefafste Regel, dafs bei gleichlautenden, aber orthographisch verschiedenen Wortausgängen die Aussprache im Falle der Bindung mafsgebend ist, wird vom Kronprinzen vielfach aufser acht gelassen. Er reimt unbedenklich *retient* : *rien, corps* : *sort, illusions* : *s'évanouiront, affront* : *Apollon, bâton* : *front, sang* : *encens.* Freilich schreibt er in den letzten Fällen auch *front* ohne *t* und *senc, ensenc,* so dafs vom Standpunkte seiner Orthographie diese Reime korrekt wären.

Erhebliche Fehler gegen die Silbenzählung und die Hiatusregel kommen nur in dem jugendlichsten dieser Gedichte vor: *filial* zweisilbig gleich im ersten Vers, *essentiel* dreisilbig V. 30, *il y a* V. 33, *Si ils* V. 61. Sonst habe ich nur *soient, aient* zweisilbig gefunden, was Voltaire auch in der Korrespondenz rügt (Œuvres XXI S. 281), *fuient* im Innern des Verses Nr. 8 V. 2, *-ions* (Conditionnel) zweisilbig Nr. 9 V. 86, *-ion* (Substantivendung) gelegentlich einsilbig Nr. 9 V. 90 und ähnliche kleinere Verstöfse. Im ganzen kann man die verhältnismäfsig grofse Korrektheit der Verse des 24—26jährigen Kronprinzen und seine Fortschritte im Vergleich mit den früheren Gedichten 1731—34 nur bewundern.

Oft fragt es sich, ob die Fehler vom Dichter oder vom Kopisten herrühren, besonders wo es sich um Silbenzählung handelt. Mehrmals fehlt eine Silbe, mehrmals hat ein Vers eine Silbe zu viel. Leider finden sich auch in der Preufsschen Aus-

Digitized by Google

gabe mehrere Fehler dieser Art, die von dem Herausgeber oder seinem Mitarbeiter De la Harpe herrühren und, wie ich durch Vergleichung konstatieren konnte, in den Urschriften Friedrichs nicht vorhanden sind. So fehlt dort *et* in dem Achtsilber *Ta douceur et ta fermeté* (Œuvres XIV S. 43 Z. 7), *que* in dem Alexandriner *Ah! que si tu savais les peines qu'on endure* (Œuvres XIV S. 33 Z. 13). In dem Temple de l'Amour (Œuvres XIV S. 393 Z. 2), steht fälschlich *destinées,* im Original (Geh. Staatsarchiv Rep. 92) richtig *destins.* Œuvres XIII S. 190 Z. 22 hat der Herausgeber statt eines zweiten Halbverses den ersten des Originals abgeschrieben, wodurch Sinn und Reim gestört werden. Das Gedicht 'Parallèle' etc., Œuvres XIV S. 21, in lauter achtsilbigen Versen beginnt bei Preufs: *Dans la retraite, Voltaire,* während in einer mir vorliegenden Kopie des RSD richtig steht: *Dans la retraite volontaire.* Aus seiner falschen Lesart zieht Preufs die falsche Anmerkung, das Gedicht sei an Voltaire gerichtet.

Diese Beispiele werden genügen, um die Notwendigkeit einer Revision der Preufsschen Ausgabe mit Hilfe der noch vorhandenen Manuskripte zu beweisen, wie die von Koser, Arnheim und anderen neuerdings aufgefundenen, bis dahin ungedruckten Gedichte,[1] in Verbindung mit den hier und demnächst zur Veröffentlichung gelangenden Poesien und den von mir kopierten und später zu veröffentlichenden stark abweichenden Originaltexten, eine Neuausgabe der poetischen Werke des grofsen Königs wünschenswert machen, in welcher mit Hilfe des von Voltaire korrigierten Exemplars der *Œuvres du philosophe de Sans-Souci* auch dessen Korrekturen von den ersten Gedanken des Autors geschieden werden dürften.

[1] Koser, Friedrich der Grofse als Kronprinz. Stuttgart, Cotta, 1886. S. 264, Beilage B. — Koser, Briefwechsel Friedrichs des Grofsen mit Grumbkow und Maupertuis 1731—1759. Leipzig, Hirzel, 1898. (Publ. aus den Kgl. Preufs. Staatsarchiven 72.) S. 9 und 327. — Arnheim, Ein Gedicht des Kronprinzen Friedrich an Voltaire, in den Forschungen zur brandenburgisch-preufsischen Geschichte II, 1889, S. 199.

Digitized by Google

1. Epistel [an die Königin].

[1736.]

Diese Epistel ist, soweit ich sehe, nirgends in Friedrichs Briefwechsel erwähnt. Sie steht in dem schwarzen Bande (S. 668) des RSD mit der Unterschrift '*Frederic*' undatiert zwischen dem Gedicht an *Caesarion* vom 19. Mai 1738 und der *Epître sur l'humanité* vom 10. Oktober 1738. Da jedoch die Sammlung nicht immer in der chronologischen Folge vorgeht und der Dichter in den ersten Versen (3—4) ausdrücklich sagt, dafs dies die ersten Verse seien, die er seiner Mutter auf ihr Geheifs darbringt, so mufs angenommen werden, dafs das Gedicht vor dem ersten sonst bekannten Gedicht an die Königin verfafst ist, also vor dem 1. Januar 1737. Daher gehe ich wohl nicht fehl, wenn ich es spätestens für 1736 ansetze. Auch die darin enthaltenen metrischen Verstöfse, wie sie später nicht mehr vorkommen, sprechen dafür, dafs es das früheste unserer Gedichte ist.

Das Gedicht enthält mehrere satirische Porträts verschiedener Gattungen von Höflingen, die wohl lebendigen Urbildern nachgebildet sind, aus der Umgebung des Königs und des Kronprinzen.

Der erfindungsreiche, schlaue Politiker, der sich demütig ergeben und dabei plump und bäurisch zeigt, ist offenbar Grumbkow, den Koser (Briefwechsel Friedrichs d. Gr. mit G. u. s. w. S. XI) also charakterisiert: 'Er wufste sich durch die verderbte Welt unter der Maske pommerscher Offenheit und Derbheit mit Glück hindurchzufinden.'

Der andere, der gegen seine Überzeugung spricht, um für seine Familie Reichtum zu erwerben, der kriechende Schmeichler, der im Trüben fischt, der Wolf im Schafskleid, der geistreiche Mann, der Hofnarrenspäfse macht, alle diese Gestalten gehören wohl dem Hofe Friedrich Wilhelms I. an, auch wenn wir die Originale nicht feststellen können.

2. [Epigramm auf La Croze.]

[1736?]

Im Februar 1737 schreibt Voltaire an Friedrich von Amsterdam (Œuvres XXI S. 42): 'Es cirkulieren unter den Gebildeten reizende Verse, die man Augustus-Virgil-Friedrich zuschreibt: *Quand Tournemine dit* ....

Il avouera, voyant cette figure immense,
Que la matière pense.

Nicht E. K. H. hat mir dies geschickt; woher kenne ich es? Glauben Sie mir, Königl. Hoheit, dafs jeder fremde Geschäftsträger, mag er Ihnen noch so ergeben und noch so liebenswürdig sein, alles opfert, wenn er seinem Vorgesetzten Neuigkeiten erzählen kann.'

Der Kronprinz antwortet von Rheinsberg am 6. März 1737 (Œuvres XXI S. 45): 'Die fremden Geschäftsträger, das weifs ich recht gut, sind privilegierte Hofspione. Mein Vertrauen ist weder blind noch unvorsichtig in dieser Beziehung. Wo in aller Welt können Sie nur das Epigramm her haben, das ich auf Herrn La Croze gemacht habe? Ich habe es nur

Digitized by Google

ihm gegeben. Der gute dicke Gelehrte hat diesen Scherz veranlafst; es war ein Einfall, dessen Pointe in einem ziemlich abgedroschenen Wortspiel besteht, das unter den Umständen seiner Entstehung sich noch hören liefs, sonst aber ziemlich witzlos ist. Die Abhandlung des Pater Tournemine steht in der *Bibliothèque française* [wie Preufs richtig bemerkt, ein Irrtum statt *Mémoires de Trévoux*, Oktober 1735, S. 1913]. Herr La Croze hat sie gelesen. Er hafst die Jesuiten wie die Christen den Teufel hassen, und schätzt keine anderen Mönche als die von der Mauriner Kongregation, in deren Orden er war.'

Aus dieser Stelle ging hervor, dafs jenes Citat Voltaires sich also auf La Croze bezog, und so hat es auch Koser (Friedrich der Grofse als Kronprinz S. 138) seiner Charakteristik des alten Bibliothekars La Croze einverleibt, dem Friedrich nächst Duhan weitere Förderung in der Einführung in das cartesianische System verdankte. 'La Croze, sagt Koser, der aus seinem Kloster entflohene Pariser Benediktiner,

> Defs massige Gestalt auf die Erkenntnis lenkt,
> Dafs die Materie denkt —

hatte den Kronprinzen, der dieses Epigramm auf ihn gemacht, zunächst durch sein erstaunliches Gedächtnis und durch seine unübertroffene Gabe, interessante Geschichten zu erzählen, persönlich angezogen: Friedrich entdeckte in ihm "Das Repertorium des gesamten gelehrten Deutschlands, ein wahres Magazin der Wissenschaften".'

Von La Croze ist öfters im Briefwechsel Friedrichs die Rede; eine Biographie des Gelehrten hat Friedrichs intimer Freund, der gelehrte Jordan, verfafst.

Was nun den Streit zwischen Voltaire und Tournemine betrifft, so geht dessen wesentlicher Punkt schon aus dem ausführlichen Titel unseres Epigramms hervor, wenn man nicht zu spitzfindig sein und mit Voltaire behaupten will (ed. Moland 33, S. 559, Cirey 30. Nov. 1735), die Frage sei nicht, ob die Materie selbst denken könne, sondern: ob es Gott möglich sei, der Materie das Denken zu verleihen. Tournemines citierte Schrift ist betitelt: *'Lettre sur l'immortalité de l'âme et les sources de l'incrédulité'*. Voltaires Entgegnung folgt in dem soeben citierten Brief, den Friedrich mit Zustimmung las, wie aus seinem Brief an Voltaire vom 3. Dezember 1736 hervorgeht: 'Ich habe Ihre Abhandlung über die Seele an den Pater Tournemine gelesen', schreibt er. 'Jeder vernünftige Mensch, der nur glauben kann, was er begreifen kann, und nicht leichtsinnig über Dinge urteilt, die unsere schwache Vernunft nicht zu ergründen vermag, wird stets Ihrer Meinung sein. Sicherlich kommt man niemals zur Erkenntnis des Urgrundes der Dinge (des premières causes). Wie können wir, die wir die Ursache des Feuers zweier aufeinander schlagender Steine nicht begreifen können, behaupten, dafs Gott den Gedanken mit der Materie nicht zu verbinden vermag? Sicher ist jedenfalls, dafs ich Materie bin und zugleich denke. Dieser Umstand beweist mir die Wahrheit Ihres Satzes.'

Digitized by Google

Es sei nicht verschwiegen, dafs Voltaire, charakterlos wie er war, im Dezember 1738 (ed. Moland 35 S. 87) an Tournemine schrieb: wenn seine Ansicht sich nicht mit der Unsterblichkeit vertrage und deshalb gefährlich sei, 'so gebe er sie für immer von ganzem Herzen auf'.

Wahrscheinlich ist unser Epigramm ungefähr um dieselbe Zeit entstanden, als Friedrich vorstehende Zeilen schrieb. Wir dürfen es daher getrost in das Jahr 1736 einreihen, obwohl es in der Sammlung der Königin erst zwischen den beiden Geburtstagsgedichten von 1737 und 1738 eingeschrieben ist.

3. Über das wahre Glück.

5. Dezember 1736.

Dies Gedicht ist durch die Unterschrift als unzweifelhaft von Friedrich verfafst gekennzeichnet. Datiert Ruppin, den 5. Dezember 1736, ist es der reinste Ausdruck des Glückes der Tage, die der Kronprinz dort und in Rheinsberg genofs. Von seinem Einzug in Rheinsberg, Herbst 1736, hat er ja den Beginn seines Lebens datiert (Koser, Friedrich der Grofse als Kronprinz S. 120). Deutlich ist Friedrich Wilhelm I. in den Versen 78—91 gezeichnet, wie er sich erhitzt und wütend wird, da Österreich und Frankreich ihn verrät. Die zu Grunde liegenden Thatsachen sind bekannt genug. Man vergleiche dazu nur Koser (Kronprinz S. 163 ff.), wo von der wachsenden Verstimmung des Königs die Rede ist infolge der Kränkungen, die er von Österreich erdulden mufste, insbesondere die Stelle aus Friedrich Wilhelms Brief an den Kronprinzen vom 6. Februar 1736 (S. 169), in dem er sich direkt über den Verrat des Kaisers beschwert, und Friedrichs Worte an Grumbkow vom 15. November 1735 (S. 173), in welchen er seinem Zorn und seiner Verachtung über Frankreichs Hinterlist Ausdruck giebt.

4. An die Königin.

1. Januar 1737.

Dies Neujahrsgedicht Friedrichs an seine Mutter (S. 396 des Ms.) ist durch die Unterschrift genügend beglaubigt. Es wird, soweit ich sehe, im Briefwechsel nirgends erwähnt und bedarf keiner weiteren Erklärung.

5. Epistel [an Saintfart].

27. Februar 1737.

Diese '*Frederic*' unterzeichnete Epistel (Ms. S. 408) ist jedenfalls in Rheinsberg entstanden und laut Vers 41 an *Saintfart* (wie das Ms. schreibt) gerichtet. Alle meine Bemühungen, diese Persönlichkeit festzustellen, sind vergeblich gewesen. Aus dem Gedicht selbst (Vers 41) geht nur hervor, dafs es ein junger Mann ist; jedenfalls hat er zu Friedrich in intimem Verhältnis gestanden. Unter den in Fouqués Memoiren (I S. 6 und II S. 259—270) erwähnten Namen einiger Mitglieder des Rheinsberger Bayard-Ordens ist nicht ein einziger, der auch nur ähnlich lautet, und im Briefwechsel konnte ich Saintfart nirgends entdecken.

Digitized by Google

Auch das Gedicht selbst ist im Briefwechsel nicht erwähnt und daher wohl auch niemandem als vielleicht dem Adressaten jemals mitgeteilt worden.

6. An die Königin

zu ihrem Geburtstag, 27. März 1737.

Auch dies Gedicht (Ms. S. 406) ist in der Korrespondenz nirgends erwähnt. Es zeigt deutliche Spuren des Studiums von Boileaus *Art poétique*; es zeigt, wie der Kronprinz bemüht war, den metrischen Gesetzen gerecht zu werden. Seit dem 8. August 1736 mit Voltaire in Korrespondenz, hatte Friedrich diesem am 13. November 1736 zum erstenmal ein eigenes Gedicht zu schicken gewagt, die 32 Alexandriner, in welchen er Voltaire verherrlicht (Œuvres XXI S. 19). Im Februar 1737 bittet er bei der Sendung der *Ode sur l'oubli* den neuen Freund um strenge Kritik seiner Verse, eine Bitte, die er mehrmals wiederholen mufs, bis Voltaire sie am 17. April 1737 endlich gewährt. In der Zwischenzeit des Wartens, in der Friedrich besonders von der Unzulänglichkeit seiner Dichtung durchdrungen gewesen sein mufs, ist das vorliegende Gedicht entstanden. Deshalb fingiert er wohl, sein Censor erinnere ihn an die Sage von Ikarus. An diese Sage knüpft er in seinem Briefe vom 7. April an Voltaire wieder an. Er glaubt da als Ikarus von Voltaire geleitet zu werden, 'doch nein, Ikarus fällt und ertrinkt im Meer'. In unserem Gedicht dagegen wird Friedrich durch die Erinnerung an Ikarus vom Fall gerettet. In dem erwähnten 'Censor' haben wir gewifs Voltaire zu erkennen.

7. An die Königin.

[Zu ihrem Geburtstag, 27. März 1738.]

Nur der zweite Teil dieses Gedichtes (Ms. S. 727) ist bei Preufs, Œuvres XIV S. 43, abgedruckt nach *Vie de Frédéric II* (*par de la Veaux*), Strasbourg 1787, t. IV p. 165, und zwar von unserem Vers 48 an bis zum Schlufs. Obwohl der zweite Teil in unserer Lesart nur unbedeutende Varianten ergiebt, glaubte ich doch, das ganze Gedicht hier wiedergeben zu müssen.

Das Gedicht ist, wie die Unterschrift lehrt, am 23. verfafst oder wenigstens beendigt worden, vermutlich in Rheinsberg, von wo Friedrich am 22. an Wilhelmine schreibt: *'Nous nous préparons à célébrer le jour de la naissance de la Reine'*.

Voltaire schreibt über unsere Verse aus Cirey im April 1738: 'Die Ode an Ihre Majestät die Königin Ihre Mutter scheint mir Ihr schönstes Werk. Wenn Ihr Herz sich mit Ihrem Geiste vereint, mufs wohl ein Meisterwerk entstehen. Ich finde nur einige Ausdrücke zu tadeln, die nicht exaktes Französisch sind. Wir sagen nicht *des encens* im Plural; wir sagen auch nicht, wie man, glaube ich, deutsch sagt, *encenser à quelqu'un*. Dieser Ausdruck ist nur bei einigen Geistlichen der Réfugiés gebräuchlich, die alle die Reinheit unserer französischen Sprache etwas

Digitized by Google

verdorben haben. Das ist ungefähr alles, was meine grammatikalische Pedanterie in dem reizenden Gedicht kritisieren kann, das ich lieb habe als Mensch, als Dichter und als Ihrer erhabenen Person herzlichst ergebener Diener.

Wie bin ich entzückt, wenn ich einen zum Herrschen geborenen Prinzen sagen höre:

Ta justice et ton équité,
Les limites de ta puissance. (V. 58 f.)

Das sind zwei Verse, die ich bei dem besten Dichter bewundern würde und die mich bei einem Prinzen hinreifsen. Sie spotten, wie Mark Aurel, über die Höfe durch Ihr Beispiel und Ihre Schriften, und Sie haben vor ihm das Verdienst voraus, in schönen Versen und in einer fremden Sprache zu sagen, was er recht trocken in seiner eigenen Sprache gesagt hat.'

Die beiden von Voltaire getadelten Ausdrücke sind in unserem durch den Kopisten verdorbenen Text nicht zu lesen, aber offenbar in dem Original vorhanden gewesen und gestatten uns daher, unseren Text zu korrigieren.

8. Frühlingsgedicht.

[1738.]

Friedrichs Autorschaft der *Epître sur le printemps* ist in dem Manuskript (S. 648) nirgends kenntlich gemacht, weder durch Unterschrift, noch durch Datum, aber dennoch ist sie nicht zweifelhaft, da Voltaire drei Verse daraus in einem Brief vom April 1738 citiert und sich darüber verbreitet (Preufs XXI S. 195 ff.):

'Der *"Printemps"*, schreibt Voltaire an den König, ist in ganz anderem Geschmack geschrieben [nämlich als die Geburtstagsode an die Königin, von welcher er vorher gesprochen hat]; das ist ein Gemälde von Claude Lorrain. Es giebt einen englischen Dichter, einen verdienstvollen Mann Namens Thomson, der die "Vier Jahreszeiten" in reimlosen Blankversen in demselben Geschmack beschrieben hat. Es scheint, derselbe Gott hat Sie beide inspiriert.' [Die erste Gesamtausgabe der '*Seasons*' war 1730 erschienen.]

Und nun fährt Voltaire fort:

'Gestatten Ew. Königliche Hoheit über dies Gedicht eine Bemerkung, die kaum poetisch ist?

Et dans le vaste cours de ses longs mouvements,
La terre, gravitant et roulant sur ses flancs,
Approchant du soleil, en sa carrière immense ...

Das sind philosophische Verse, folglich haben sie die Pflicht, wahr zu sein und recht zu haben. Hier spricht kein Josua, der sich als gewöhnlicher Mensch dem Volksirrtum anbequemt, hier spricht ein fürstlicher Kopernikaner, ein Fürst, in dessen Staat Kopernikus geboren ist; denn ich denke doch, er ist in Thorn geboren und Ihr königliches Haus könnte wohl Rechte auf Thorn haben.'

(Thorn ist bekanntlich erst 1793 bei der zweiten polnischen Teilung

Digitized by Google

zu Preufsen gekommen, also erst 45 Jahre nach diesem merkwürdig prophetischen Hinweis von Voltaire. Frauenberg, wo Kopernikus lebte, war dagegen schon seit 1660 in hohenzollernschem Besitz.)

Und nun macht Voltaire dem Kronprinzen klar, dafs Sommer und Winter mit Sonnennähe und Sonnenferne nichts zu thun haben, wie Friedrich noch zu glauben scheint. Aber in seinen folgenden Auseinandersetzungen der Gründe verschiedener Jahreszeiten macht Voltaire nun auch einen Fehler, indem er die gröfsere oder geringere Sonnenstrahlenmenge von ihrer Brechung in der Atmosphäre abhängig macht, während vielmehr der Winkel mafsgebend ist, in dem die Strahlen die Erde treffen.

Ganz originell und für den preufsischen Frühling höchst charakteristisch ist, dafs das Exerzieren der Soldaten dazu gehört, wie es der Dichter so eigenartig und drastisch schildert.

9. [An Cäsarion.]
19. Mai 1738.

Drei Gedichte an Cäsarion sind aus den Werken Friedrichs bekannt: *A Césarion* XIV S. 53 vom Juni 1738, *Épître à Césarion* XI S. 89 von 1741 und *Aux mânes de Césarion* XI S. 92 von 1745. Zu diesen kommt das vorliegende (Manuskript S. 641) als viertes, der Zeit nach als erstes. Ob *'une petite pièce adressée à Césarion'*, das Friedrich am 19. April 1738 an Voltaire schickte (Œuvres XXI S. 187), unser Gedicht ist, läfst sich mit Sicherheit nicht feststellen. Doch möchte man fast ein Verschreiben des Monatsnamens vermuten, da der 19. übereinstimmt.

Dietrich von Keyserlingk, vom Kronprinzen Cäsarion genannt, der vierzehn Jahre ältere kurländische Edelmann, war bekanntlich der bevorzugte Liebling Friedrichs in Rheinsberg. Seine ausgezeichnete Bildung, seine hervorragenden Talente, sein sprudelndes Wesen werden von Koser (Friedrich der Grofse als Kronprinz S. 129) in lebhaften Farben geschildert. Die schwärmerische Liebe, mit der Friedrich an ihm hing, tritt in unserem Gedichte deutlich hervor, das in horazisch-epikuräischem Geiste geschrieben ist.

Als dritter im engeren Rheinsberger Freundesbunde wird in unserem Gedicht *'Hermotime'* erwähnt (V. 101), dessen Identität ich bis jetzt vergeblich festzustellen suchte.

Friedrich hat diesen ihm sehr nahestehenden Hermotime 1748 die lange *'Épître à Hermotime'* gewidmet (Œuvres X 63), *'Sur l'avantage des lettres'*, aus der hervorgeht, dafs der Adressat ein reicher, ahnenstolzer Jüngling ist, den der Dichter mahnt, sein leichtsinniges Leben aufzugeben und die Leere seiner Seele durch Studium auszufüllen. Preufs wirft nicht einmal die Frage auf, wer es sein könne.

In dem Briefwechsel Friedrichs mit seinem Bruder Heinrich findet sich ein Briefchen von 1741, in dem der König sich freut, dafs Heinrich, nachdem er sich vergessen habe, wieder auf guten Wegen sei und sich den Studien hingebe. Aber Heinrich war 1738 erst zwölf Jahre alt, also

Digitized by Google

wohl noch zu jung, um die Abende mit Friedrich und seinen Freunden zu verbringen.

Dann käme ein junger Adliger, von Münchow, in Betracht (Koser, Kronprinz S. 134, 240, 253), den Friedrich sich zur Erziehung erbeten hatte und dem er 1739 in Rheinsberg ein Kolleg über Metaphysik las. Aber es ist nicht erwiesen, dafs von Münchow schon 1738 in Rheinsberg war.

Auch die flüchtige Erwähnung Hermotimes in Friedrichs Lustspiel L'École du monde (Œuvres XIV S. 351) bringt keine Aufklärung. Ebensowenig kann ich im Lucianschen Dialog Hermotimus Beziehungen zu Friedrichs 'Hermotime' entdecken. Den Namen hat Friedrich möglicherweise der ersten Lesart von Voltaires '*Premier discours sur l'homme*' (ed. Moland IX S. 385) entnommen.

Ich bedaure, diese Frage ebensowenig wie die nach der Persönlichkeit Saintfarts lösen zu können.

10. Epistel über die Humanität.

10. Oktober 1738.

In der '*Table chronologique*' (1857), die der Preufsschen Ausgabe beigefügt ist, ist diese Épître (S. 7) als '*inédite*' bezeichnet, mit der Bemerkung, dafs eine Kopie derselben mit dem Anfange '*Le bonheur des humains dépend de la vertu*' sich auf dem Staatsarchiv befände. Warum Preufs sie nicht noch nachträglich veröffentlicht hat, wird nicht gesagt. Schwerlich hat er meine Kopie (S. 672 des Manuskripts) in dem RSD gesehen, sonst müfste er auch die übrigen Gedichte gefunden haben. Bis jetzt konnte ich eine zweite Kopie jedoch nicht auffinden. Die Notiz auf S. 328 seines 1837 veröffentlichten Buches 'Friedrich der Grofse als Schriftsteller', die besagt, die *Épître sur l'humanité* sei nachher *Épître à mon frère de Prusse* überschrieben worden, wird Preufs selbst, schon 1857, für hinfällig gehalten haben.

Wenn in unserer Kopie auch nirgends der Name des Autors genannt ist, so ist doch kein Zweifel an Friedrichs Urheberschaft möglich. Unser Anfang stimmt mit dem von Preufs citierten überein. Voltaire spricht ausführlich von unserem Gedicht, dem reifsten und bedeutendsten unserer Sammlung.

Die Epistel über die Humanität ist vom 10. Oktober 1738 datiert. Bis zum 9. November schwankt der Dichter, wie er sagt, ehe er es wagt, seine 'schlechten Verse' dem Freunde nach Cirey zu schicken; aber er mufs diesem doch seine Huldigung darbringen, Belehrung und Korrektur dort suchen.

Voltaire antwortet alsbald überschwenglich: Der Titel schon genüge, um dem Dichter alle Herzen zu gewinnen. Ein Prinz, der an die Menschen denkt, in ihrem Glück sein eigenes findet! Es ist kein romanhaftes Phantasiegebilde, es ist ein lebendiges Wesen, vom Himmel der Erde geschenkt und Friedrich genannt. Wenn die Menschen es wüfsten, was er

Digitized by Google

geschrieben, sie würden ihm danken, aber alles wird geheim gehalten, nur Cirey darf es wissen — 162 Jahre lang ist es in der That Geheimnis geblieben, und man wufste nur unbestimmt, worauf sich die brieflichen Worte Voltaires bezogen. Eine wunderbare Sympathie oder prästabilierte Harmonie, fährt er fort, habe gewollt, dafs auch er gerade sich mit einer Humanitätsepistel getragen. Sein Rheinsberger Heinzelmännchen (génie qui aidait les gens dans leurs grandes entreprises) habe sie ihm nun gemacht. Nur ihm, dem grofsen Prinzen, komme es zu, von Humanität zu sprechen.

Trotz aller dieser mehr dem Inhalt als der Form geltenden Schmeicheleien blieben die vom Kronprinzen erbetenen Korrekturen aus, so dafs dieser am 8. Januar 1739 Voltaire an die Kritik des Stils und der Verse mahnt: er möge sich aus Freundschaft doch dazu herablassen, den strengen Grammatiker zu spielen. Er, der Dichter, wolle gern 'das Stück' umarbeiten. Sein Gedicht solle der Vorläufer, die Morgenröte für Voltaires Humanitätsgedicht sein; er habe seine Gedanken gestammelt, die jener nun entwickeln müsse, das Thema sei unerschöpflich.

Und nun ergeht sich Friedrich noch einmal über die Humanität in begeisterten Ausführungen, die Herder 1793 im siebenten 'Brief zur Beförderung der Humanität' (Suphan XVII S. 32) so schwungvoll bewundernd übersetzt hat. In beredten Worten erklärt der Kronprinz, dafs gerade der Fürst von Humanität, dieser Kardinaltugend, erfüllt sein müsse; denn er habe das menschliche Elend zu lindern, er habe auf die Klagen der Elenden und Unterdrückten zu hören und Mitleid zu bethätigen. Er sei das Herz des Volkes, das Treue und Gehorsam empfange und Ruhe und Gedeihen den Gliedern zuführe. Mitleid sei zwar dem Menschen angeboren, aber Tyrannen sehen alles zu sehr von ihrem hoch über die Menschen erhabenen Standpunkt an und kennen die Natur des Übels nicht, das sie anrichten. Kurz, der ganze Haushalt des Menschengeschlechts, ja sogar unsere Selbsterhaltung müsse zur Humanität führen, die uns täglich von neuem glücklich mache.

Im Anschlufs an die ausführliche Übersetzung dieser hier nur angedeuteten Gedanken ruft Herder nun begeistert aus: 'Wenn Friedrich immer so gefühlt und gethan hat, als er hier schreibt (und es war gewifs sein Ernst, da er es schrieb; auch wurden ihm in den unhumansten Situationen seines Lebens diese Gesinnungen nie ganz fremde), so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, dafs er uns seinesgleichen humane Denker, väterliche Regenten, Ärzte und Herzen des Volks erbitten helfe. Auch wollen wir wünschen, dafs alle Fürsten und Prinzen die meisten seiner Werke (sie sind ja französisch geschrieben) lesen mögen, und zwar als ob sie den grofsen König selbst hörten.'

In Vers 64 ff. macht der Kronprinz eine sehr deutliche Anspielung auf seinen Vater als Beispiel der Inhumanität. Bei den jedermann zur Genüge bekannten Vorfällen darf dies nicht allzusehr verwundern. Kann Koser, der das Verhältnis zum Vater in der Rheinsberger Zeit (Kronprinz S. 195—218) eingehend schildert, auch, von 1736 an, eine Wendung zum Besseren konstatieren, so konstatiert er doch auch neue heftige Verstim-

Digitized by Google

mungen, wie z. B. im Januar 1739, also noch nach der Abfassung unseres Gedichts, wo Friedrich vom Vater schreibt: 'ich mufs ihn als meinen grimmsten Feind betrachten, der unablässig den Augenblick erspäht, dafs er mir den Verräterstofs geben kann.' In demselben Januar spricht Friedrich in einem Brief an seine Schwester Wilhelmine geradezu von der Inhumanität des Vaters: 'Ich bin sechs Wochen lang der Gegenstand der bitteren Scherze des Königs gewesen und das Stichblatt seines Zornes. Es ist sehr inhuman, sich an Leuten zu vergreifen, denen Furcht und Achtung die Freiheit rauben, sich zu verteidigen und sich zu beklagen.' Er beklagt sich nicht öffentlich, sondern nur im geheimen, in seiner Poesie, die nur für die intimsten Freunde geschrieben ist, zur Erleichterung seines Herzens, und diese Klage über den Vater verleiht unserem grofsartig angelegten Gedichte voll hoher Gedanken noch ein besonderes persönliches Interesse.

11. Schlufsfragment eines Liebesgedichts.

Dieses Fragment in Friedrichs Urschrift befindet sich auf dem Kgl. Hausarchiv Rep. 52. Es ist nicht erkennbar, an wen die Verse gerichtet sind. Sollten sie an Frau von Wreech gerichtet sein, welcher der Kronprinz 1731—32 mehrere in den Œuvres XVI (S. 12, 14, 19) abgedruckte Liebesgedichte widmete, so müfsten sie in diese Zeit, Sommer 1731 bis Februar 1732, fallen.

12. Eine zwölfte Strophe der Ode 'Toi dont la sagesse adorable'.

1. Dezember 1737.

Diese Ode liegt in den Œuvres XIV S. 7 ff. in drei Fassungen, a, b, c, vor. Wir haben es mit einem Originalmanuskript der Fassung a zu thun, das sich auf dem Kgl. Hausarchiv befindet und von diesem 1885 aus der Sammlung des Abbé Martin angekauft wurde. Preufs hat kein Manuskript dieser Ode a gekannt, sondern den Druck in der Correspondance de Frédéric avec U.-F. de Suhm benutzen müssen. Aufser dem genannten Manuskript liegt uns noch ein zweites, seither nicht bekanntes Manuskript der Ode a vor in der Hauptquelle unserer abgedruckten Gedichte, dem Recueil de diverses pièces der Königin Sophie Dorothea, III S. 91. Dieser Kopie fehlt, wie bei Preufs, die hier zum erstenmal zum Druck gelangende interessante letzte Strophe: im übrigen ist diese Kopie, von unbedeutenden Änderungen, zum Teil Schreibfehlern abgesehen, mit unserem Originalmanuskript, jedoch nicht mit Preufs, gleichlautend; auch deuten die Schreibfehler darauf hin, dafs dem Kopisten dieses oder ein anderes Original des Kronprinzen vorgelegen hat. Wenn dieses, dann hat der Kopist die letzte Strophe aus eigenem Antrieb oder auf Befehl der Königin weggelassen; wenn jenes, dann hat der Kronprinz die hier zum Abdruck gelangende Strophe eben nur für Voltaire bestimmt oder erst später hinzugedichtet.

Digitized by Google

Wie dem auch sei, die Ode ist von Anfang bis zu Ende unzweifelhaft in Friedrichs charakteristischer Hand geschrieben, und zwar auffallend schön, klar und leserlich und in ungewöhnlich guter Orthographie. Sie ist Remusberg, 1. December 1737 datiert, während die Preufssche Redaktion von a: 26. Nov. 1737 datiert ist, was durchaus nicht angefochten werden soll, da offenbar verschiedene Redaktionen vorliegen.

Friedrich hatte Voltaire noch nicht gesehen, er kannte ihn nur aus den Werken. Die ganze jugendliche ideale Begeisterung liegt in der Vergötterung Voltaires. Im Hinblick auf die uns näher liegenden späteren Äufserungen Friedrichs über Voltaire brach die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in schallendes Gelächter aus, als ich dort die Strophe vorlas. Voltaire — ein Ebenbild Gottes! König Friedrich selbst würde lächeln.

---

1. Épître.

Illustre et digne objet de mon amour filial,[1]
Princesse, dont l'esprit et le cœur est royal,
Si ma muse, craintive à t'offrir ces prémices,
Ne te vient qu'aujourd'hui présenter ses services,
5 Ne crois pas qu'oubliant les devoirs de mon sang,[2]
Je puisse négliger de t'offrir mon encens.
Apprends que, convaincu de mon insuffisance,
Mes vers auraient toujours su[3] garder le silence,
Et que jusques aux temps de leur maturité
10 Ils auraient évité de t'être présentés,
Te consacrant pourtant leur étude et leurs veilles,
Pour mieux chanter un jour tes divines merveilles.
A présent tu commande[4] et je sais obéir;
Car ton seul 'Je le veux!' me doit assez suffir.[5]
15 Allez vous présenter, mais écoutez, mes rimes,
Avant que de partir, recevez ces maximes:
De votre peu d'aloi ne tirez point d'orgueil
Et fuyez la louange, évitez-en l'écueil!
Vous n'avez pas encore ni force, ni haleine,
20 Et vous allez pourtant vous montrer à la Reine,
De qui l'œil pénétrant saura trop dévoiler
Tous les défauts qu'en vain vous voudrez lui celer.
Elle découvre tout par son esprit sublime,
Mais elle a du support;[6] sans son cœur magnanime
25 Vous devriez trembler et d'effroi et de peur,
Mais la Reine ne veut que le zèle et le cœur,

---

[1] Fälschlich zweisilbig gebraucht. [2] senc. [3] sa. [4] Wir behalten in diesem Falle Friedrichs Orthographie bei, um den Vers nicht zu zerstören. [5] safir. [6] Veraltet = Nachsicht.

Digitized by Google

Et, vous envisageant comme une tendre mère,
Elle ne fera pas comme un censeur sévère,
Dont l'esprit bilieux, pour répandre son fiel,
30 Ne cherche que critique, oubliant l'essentiel.[7]
Allez vous donc montrer sans changer de figure!
Produisez-vous plutôt par la simple nature!
Car c'est ce qu'il y a[8] de rare dans les cours
De voir un homme franc jusque dans ses discours.
35 Tel, pour cacher son jeu par fine politique,
Paraît humble, soumis, grossier[7] et rustique,
Qui[9] pourtant, en effet, pour finir ses desseins,
Puise dans son esprit de tout nouveaux chemins.
Un autre, pour aider sa maison, son ménage,
40 Vend jusqu'à[10] ses discours, son honneur, son suffrage;
L'argent parle par lui, se servant de sa voix,
Restreint sa liberté dans une[11] étroite loi.
Là paraît un flatteur rampant, soumis et souple,
Qui jette[12] en tapinois pour pêcher en eau[13] trouble;
45 De la peau de brebis l'on voit couvert le loup,
L'homme spirituel bouffonne[14] comme un fou;
Tout est enfin caché sous de différents masques,
Chacun veut éviter l'orage et ses bourrasques;
Personne ne sait[15] plus qui c'est que son prochain,
50 Et chacun veut jouer[16] qui sera le plus fin.
L'honneur ... mais halte-là! Pardonne, grande Reine,
Tu vois que, malgré moi, [saute sans frein][17] ma veine,
Qui s'égare souvent dans les digressions;
Car son libre babil méprise mes leçons.
55 Si[18] vous venez, mes vers, poursuivre[19] la satire,
L'on vous fera, je crains, payer cher votre rire.
Le monde corrompu hait[20] la vérité,
Il craint que de ses mœurs l'on vît[21] l'impureté,
Il veut qu'humble et soumis, on l'honore, l'admire,
60 Et malheur à celui qui en ose médire!
Si tous ils imitaient[22] l'exemple vertueux
D'un modèle parfait, grand et majestueux,
Enfin s'ils étaient tous tels[23] que l'est notre Reine,
Ma muse irait d'abord[24] puiser à l'Hippocrène,
65 Implorant, pour louer, le secours d'Apollon,
Et ferait[25] retentir tout le sacré vallon.

---

[7] Fälschlich dreisilbig. [8] sic! [9] Que. [10] jusque. [11] un. [12] gete. [13] en̄eaux. [14] boufonér. [15] fait. [16] joeur. [17] Für die Lesung des Ms. *c'estoicnfrein* habe ich nichts Besseres finden können. [18] A. [19] poursuivez. [20] Offenbar zweisilbig gebraucht und haït zu lesen, wie Friedrich der Grofse noch in späteren Jahren schreibt. [21] vit im Ms. Müfste ne voie heifsen, das den Vers zerstören würde. [22] Ci ils imitoit tous. [23] Enfeincyl etoit tetel. [24] croit d'abobt. [25] seroit.

Digitized by Google

Mais pour toi, grande Reine, je languis[26] qu'avec l'âge
Mes vers soient[27] mûris[28] pour te rendre hommage.[29]
Craignant de succomber sous le poids de ce faix,
70 Indigne, mais zélé, je t'admire et me tais.

Frederic.

2. Vers de M. L. P. R.

Sur la dispute qui est entre le père Tournemine et Mr Voltaire, savoir si la matière pense, le P. Tournemine soutient la négative.

Quand Tournemine dit dans sa docte fureur,
Nous parlant de longueur, figure et d'épaisseur,
Que notre esprit n'est pas l'effet de la matière,
Il n'aura pas compris, l'aveugle téméraire,
5 Qu'il combat le pouvoir de l'être créateur;
Mais qu'il vienne à Berlin: malgré son ignorance,
De l'esprit de la Croze admirant la grandeur,
Il avouera, voyant cette figure immense,
Que la matière pense.

[26] l'engis. [27] Dieser zweisilbige Gebrauch von soient, aient u. s. w. findet sich öfters und wird von Voltaire in seinem Briefe vom 15. April 1739 (Œuvres XXI S. 281) gerügt. [28] meuris. [29] Fehlt eine Silbe.

Berlin. Wilhelm Mangold.

(Schlufs folgt.)

Digitized by Google

Die 'comédie rosse' in Frankreich.[1]

Die folgende Darstellung will versuchen, die Anregung zum Studium eines Genres französischer Dramatik zu geben, das selbst den litterarisch gebildeten Franzosen seinem Wesen und seiner Bezeichnung nach im allgemeinen noch wenig bekannt, von der deutschen Litteraturforschung meines Wissens eine Behandlung bisher überhaupt noch nicht erfahren hat. Dieser immerhin doch Beachtung verdienende Litteraturzweig gehört zur Gattung des modernen französischen Sittendramas und pflegt in Frankreich mit dem etwas häfslich klingenden Namen *comédie rosse* bezeichnet zu werden.

Suchen wir uns zunächst über das Wort *rosse* einige Klarheit zu verschaffen, um daraus vielleicht einen Anhalt über das Wesen der Gattung zu gewinnen.

Das Wort *rosse* hat seine Heimat entweder in Spanien oder in Deutschland. Man bezeichnete damit ursprünglich einen elenden Gaul ohne jede Frische und Kraft, und in dieser Bedeutung findet sich das Wort in der Litteratursprache des 17. Jahrhunderts. Allmählich aber erweitert sich sein Sinn. Man versteht darunter auch starke und feurige Pferde, die ohne sichtlichen Grund plötzlich stehen bleiben oder ihre Reiter abwerfen, anscheinend lediglich aus natürlicher Bosheit und Freude am Schadenthun. Noch später wendet man die Bezeichnung *rosse*,

[1] Die Arbeit ist im vorigen Jahre gelegentlich eines Studienaufenthaltes in Paris auf Veranlassung des Herrn Prof. Koschwitz in Marburg entstanden. Vgl. dazu im allgemeinen Filon, De Dumas à Rostand und Sarcey in den Annal. polit. et littér. 1899.

Digitized by Google

die sowohl substantivisch wie adjektivisch auftritt, auf Personen an, die eine Art von diabolischem Vergnügen daran zu finden scheinen, anderen Übles zuzufügen und Leuten von normaler Denkungsart Anstofs zu geben. Danach wäre die *comédie rosse* ein dramatisches Genre, in dem die Autoren das Publikum gleichsam vor den Kopf stofsen wollen dadurch, dafs sie ihm auf der Bühne Dinge zeigen, die ihm Mifsbehagen erregen. Man kann das Beiwort *rosse* auch auf die in den *comédies rosses* auftretenden Personen beziehen und würde dann in ihnen Stücke zu sehen haben, deren Personen gewissermafsen ein Vergnügen daran finden, in ihrem Reden und Thun eine niedrige, gemeine Gesinnung an den Tag zu legen, die den Zuschauern Widerwillen einflöfst.

Nach allem wären also die *comédies rosses* sociale Satiren in dramatischer Form, in denen die Autoren durch den Charakter, die Redeweise und die Handlungen der auftretenden Personen derartige Dinge auf der Bühne darstellen, dafs dadurch die an die traditionelle Art der Bühnendichtung gewöhnten Zuschauer in ihren sittlichen und ästhetischen Gefühlen verletzt werden.

In der That giebt es einen Zweig der dramatischen Litteratur in Frankreich, von dem man sagen kann, dafs er diesem auf theoretischem Wege gefundenen Bilde entspricht. Er umfafst die Stücke einer Reihe sich um H. Becque scharenden Dichter, die bei ihrem Auftreten den Anspruch erhoben, die dramatische Kunst von Grund aus umzugestalten. Man pflegt sie nach dem Vorgange Lemaîtres als Vertreter der *comédie rosse* zu bezeichnen. Um nun eine feste Basis zur Untersuchung dieser Dramen zu gewinnen, habe ich mich persönlich an den auch in weiteren Kreisen wohlbekannten Direktor des Théâtre Antoine, den ehemaligen Leiter des Théâtre Libre, der das *genre rosse* zuerst auf die Bühne gebracht und mit unverkennbarer Vorliebe gepflegt hat, mit der Bitte gewandt, mir die Titel einiger für das Wesen der Gattung besonders charakteristischer Stücke anzugeben, und Herr Antoine hat mit gröfster Liebenswürdigkeit, für die ich ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche, meinen Wunsch erfüllt. Folgende von Herrn Antoine mir namhaft gemachte Stücke, deren Auswahl von einem anderen

Digitized by Google

Kenner des *genre rosse,* Herrn Narsy (zur Zeit Bibliothekar im Institut catholique von Paris) gebilligt worden ist, werde ich also meiner Untersuchung zu Grunde legen: Becque, *les Corbeaux, la Parisienne, la Navette*; Ancey, *l'École des veufs, l'Avenir, la Dupe*; Jullien, *la Sérénade, le Maître, la Mer*; Boniface-Bodin, *la Tante Léontine*; E. de Goncourt, *Germinie Lacerteux*; Gramont, *Rolande*; Méténier, *En Famille, Monsieur Betsy*; Courteline, *Boubouroche*;[1] Lemaître, *L'âge difficile.*[2]

Bevor ich nunmehr dazu übergehe, die unterscheidenden Züge der *c. r.* im einzelnen festzustellen, möchte ich noch vorausschicken, daſs alle diese Stücke zwar derselben Richtung angehören, immerhin aber doch die Produkte verschiedener Individualitäten sind. Man wird also nicht erwarten, daſs die charakteristischen Merkmale der Gattung in jedem Stücke gleich deutlich ausgeprägt seien. Eine unrichtige Verallgemeinerung individueller Züge habe ich selbstverständlich dabei nach Kräften zu meiden gesucht.

I. Die charakteristischen Züge der *comédie rosse.*

Als Unterart des modernen Sittendramas macht es sich die *c. r.* zur Aufgabe, der zeitgenössischen Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten, indem sie das Leben aller Gesellschaftskreise, insbesondere das des mittleren Bürgertums, in seinen Erscheinungsformen zur Darstellung bringt. Doch worin liegt nun das Charakteristische der *c. r.,* wodurch hebt sie sich von den sonstigen Sittendramen ab? — Wir werden sehen, daſs alle unterscheidenden Züge derselben sich auf zweierlei zurückführen lassen, einmal auf die pessimistische Lebensauffassung, die wir in diesen Stücken ausgedrückt finden, und sodann auf die Absicht der Autoren,

[1] Dies Stück habe ich im Buchhandel nicht bekommen können, doch war es mir möglich, einer Aufführung desselben im Théâtre Antoine beizuwohnen.

[2] Es ist interessant, daſs Herr Antoine unter den Haupttypen der *comédie rosse* auch ein Stück von Lemaître anführte, der doch diesem Genre seinen wenig schmeichelhaften Namen, wie es scheint, zuerst gegeben hat.

Digitized by Google

mit rücksichtsloser Treue darzustellen. In diesen zwei Punkten ist zugleich auch das satirische Element der Stücke mit enthalten, die Absicht der Karikatur liegt den Autoren in den meisten Fällen fern.

Man versteht das *Théâtre rosse* nicht, wenn man sich nicht dessen bewufst bleibt, dafs es ein Oppositionstheater ist. Bis dahin hatte nämlich das französische Drama im allgemeinen einen optimistischen Charakter getragen. Die Lösung der Stücke war regelmäfsig eine glückliche gewesen, selbst wenn die Handlung und die Charaktere einen derartigen Ausgang nicht hatten vermuten lassen. Diesem übertriebenen Optimismus setzten nun die Vertreter der *c. r.* einen nicht weniger übertriebenen Pessimismus entgegen und bestätigten hierdurch die Regel, dafs eine an und für sich gesunde Reaktion in vielen Fällen zum entgegengesetzten Extrem führt. Sie waren ferner der Ansicht, dafs diese pessimistische Lebensauffassung auf keine Weise verschleiert werden dürfe, sondern dafs man wahrheitsgetreu darstellen müsse ohne die geringste Rücksicht auf Herkommen und Moral, selbst auf die Gefahr hin, den Geschmack des Publikums und die bisher üblichen Regeln der Bühnentechnik empfindlich zu verletzen. Sehen wir uns nun einmal die Personen etwas genauer an, die in den *c. r.* eine wesentliche Rolle spielen.

In *Rolande* werden wir zu Beginn des Stückes an das Sterbelager der Gräfin von Montmorin versetzt, welcher der Kummer über den Lebenswandel ihres Gatten das Herz gebrochen hat. Montmorin, die eigentliche Hauptperson des Stückes, hat nämlich eine krankhafte Leidenschaft für die Frauen. Il les aime toutes, comme un joueur aime les cartes, comme un buveur les alcools (S. 11). Nachdem er die Nacht bei Mme Rixdal verbracht, kommt er endlich heim, um nach seiner todkranken Frau zu sehen. Er versichert ihr hoch und heilig, dafs er nur sie liebe, doch wenige Augenblicke später entlockt ihm die eben eintretende Kammerzofe Rosalie den Ruf: 'Tiens, elle est gentille, la nouvelle femme de chambre', und bald beginnt er ihr gegenüber den galanten Liebhaber zu spielen — alles am Totenbette seiner Frau. Diese ist inzwischen etwas eingeschlafen, sie wacht auf, eben als ihr Mann dem Kammermädchen seine 'Kundschaft'

Digitized by Google

verspricht, und sinkt entseelt in ihr Bett zurück in dem Augenblick, als Montmorin und Rosalie sich in die Arme fallen. Wir finden dann Montmorin in der Gesellschaft der M[me] Mitaine, die er selbst bezeichnet als 'vieille marchande de chair humaine'. Sie bietet ihm Zizine an, ein durch und durch verdorbenes Geschöpf von vierzehn Jahren, 'une primeur', wie sie sich geschmackvoll ausdrückt. Bald darauf treffen wir Montmorin und Zizine zusammen in einer Art von möbliertem Zimmer an. Dort zwingt man Montmorin durch ein geschickt vorbereitetes Komplott, Wechsel im Werte von 60 000 Franken zu Gunsten des Vaters der Zizine zu unterzeichnen. Da er sie nicht bezahlen kann, zeigt man ihn bei der Polizei an, weil er das erst vierzehn Jahre alte Mädchen, das er für älter gehalten hat, verführt habe; doch noch vor Ankunft des Polizeikommissars schiefst sich Montmorin eine Kugel durch den Kopf mit dem Revolver, den seine Tochter Rolande selbst ihm darreicht. Man sieht, Montmorin ist ein Frauen- und Mädchenjäger, toujours prêt à tout quitter, tout oublier pour suivre la première coquine rencontrée (Rol. S. 12), der weder die Kraft noch den Willen hat, seinen ungesunden Trieben irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen.

Diese Figur des verliebten, schon bejahrten oder gar alten Mannes ist geradezu ein charakteristischer Typus der *c. r.* Man denke z. B. an die fast Widerwillen erregende Gestalt des alten, gichtgeplagten, griesgrämigen und dabei doch sinnlichen Masson in *l'Avenir,* der noch viel unausstehlicher ist, wenn er mit seiner jungen Frau schäkert, als wenn er sie durch seine beständigen Rücksichtslosigkeiten quält, oder an den alten Vaneuse in *l'Age Difficile,* der die Ausschweifungen seiner Tochter dazu benutzt, um sich die nötigen Mittel für seinen eigenen wüsten Lebenswandel zu schaffen, und der der Ansicht ist, dafs man niemals besser das Leben geniefst als im Alter, parce qu'on a l'expérience du plaisir, et qu'on le goûte savamment, minutieusement, lentement. Auch der alte Teissier in den *Corbeaux* und der Vater Mirelet in der *École des veufs* gehören hierher.

Charakteristisch für die *c. r.* ist auch die Zeichnung des jungen Liebhabers oder des jungen Ehemannes, beides Figuren, die bisher fast ausnahmslos Gestalten von sympathischem Charakter gewesen waren. In den *c. r.* zeichnen sich nämlich diese

Digitized by Google

Personen durch eine auffallende Charakterschwäche aus (wie übrigens die meisten Personen in diesen Stücken überhaupt), ja zuweilen sind es sogar Canaillen schlimmster Sorte. Von dieser letzteren, besonders charakteristischen Art möchte ich zwei Beispiele geben. In *la Dupe* verheiratet sich Albert Bonnet mit Adèle Viot, um die Schulden seines Junggesellenlebens bezahlen und seine Maitresse noch weiter unterhalten zu können. Infolge seiner Lebensweise gerät er in finanzielle Schwierigkeiten, denen er sich dadurch zu entziehen sucht, daſs er der Versicherungskasse, deren Direktor er ist, eine bedeutende Summe entnimmt. Seine Schwiegermutter, die er dadurch in guter Laune zu erhalten sucht, daſs er ihr zuweilen kleine Schmeicheleien sagt und sie gelegentlich auch mal kitzelt, leiht ihm, wenn auch widerwillig, eine Geldsumme, Adèle aber verkauft ihre Schmucksachen und befleiſsigt sich von da ab der gröſsten Sparsamkeit. Gleichwohl wird sie von ihrem Manne auf die brutalste Weise geschlagen, als sie ihn daran erinnert, der Mutter das geliehene Geld zurückzugeben. Der Charakter Alberts zeigt sich in seiner ganzen Gemeinheit vor allem noch darin, daſs dieser Adèle, die seit der eben erwähnten Scene allein von einer sehr geringen Pension lebt, noch um Geld bittet, um seine Maitresse bezahlen zu können.

Ihm steht würdig zur Seite der Charakter jenes Zuhälters Jupillon in *Germinie Lacerteux,* der die aufrichtige Liebe Germinies zu unaufhörlichen Geldforderungen ausnutzt und es schlieſslich dahin bringt, daſs dies ursprünglich anständige und seiner Herrin treu ergebene Mädchen diese bestiehlt, zur öffentlichen Dirne wird und schlieſslich elend und ehrlos im Hospital stirbt, nachdem es noch bis zum letzten Atemzuge von seinen Gläubigern gequält worden ist.

Den Typus des schwachen Pantoffelhelden, der von seiner Frau mit einem oder mehreren Liebhabern getäuscht wird (vgl. *la Parisienne, la Sérénade*) streife ich hier nur kurz, weil wir ihn auch sonst finden. Bezeichnender für das *Théâtre rosse* ist der Typus der Mutter mit ihrem bis zur äuſsersten Härte gegen das Kind ausartendem Egoismus. Am deutlichsten ist derselbe ausgeprägt in *la Dupe.* M[me] Viot will ihre Tochter Adèle gegen deren Willen mit Albert Bonnet verheiraten, weil dieser eine ausgezeichnete Partie scheint und weil sie selbst durch diese

Digitized by Google

Heirat wertvolle Beziehungen zu erhalten hofft. Aufserdem ist sie es müde, sich noch länger für ihre Tochter Zwang anzuthun, indem sie diese in die Gesellschaften führt, sie will den Rest ihres Lebens nun endlich für sich allein haben. Die Hochzeit soll nun aber sofort stattfinden; denn da der Hausbesitzer Mme Viot zu steigern droht, in der neuen Wohnung aber für Adèle kein Platz vorgesehen ist, mufs diese unbedingt bereits Ende März verheiratet sein. Bis dahin könnte man noch glauben, dafs man es einfach mit einem vaudevilleartigen Charakter zu thun habe. Doch sehen wir weiter. Adèle und Albert heiraten sich; doch schon bald sieht sich Adèle gezwungen, sich von ihrem Mann, der sich als ein richtiger Lump herausstellt, zu trennen. Jetzt aber schiebt die liebevolle Mutter alle Schuld auf ihre unglückliche Tochter. C'est toi qui l'as gâté, c'est toi qui l'as perdu, avec ton incomparable faiblesse. Tu l'approuvais! tu trouvais ça distingué! Sensuelle, avec ça! Quand je pense que j'ai eu une fille sensuelle, moi Mme Viot. Auf den verzweiflungsvollen Ausruf Adèles: Pourquoi ne suis-je pas morte autrefois, quand j'étais encore toute petite? hat Mme Viot nichts anderes zu erwidern als: Ma foi! il y a des jours où je me demande, si, décidément, ça n'aurait pas mieux valu pour tout le monde! Es erstaunt uns also nicht, dafs Mme Viot sich weigert, Adèle nach der Trennung von ihrem Mann zu sich zu nehmen; sie müfste sich ja sonst in ihren kleinen Gewohnheiten stören lassen. Immerhin heifst es aber doch den Schein wahren, Adèle mufs der Leute wegen auf einem anständigen Fufse leben. Mme Viot glaubt also noch besonders edelmütig zu sein, wenn sie ihrer Tochter eine kleine Rente bewilligt, die sie ihr wie ein Gnadenbrot hinwirft. Sie vergifst jedoch nicht, mahnend hinzuzufügen, dafs Adèle diese bescheidene Pension ja nicht etwa zu ihrem Vergnügen brauchen soll: c'est pour que tu puisses faire encore figure et que nous n'ayons pas à rougir de toi.

Man wird zugeben, dafs auch Mme Viot ein Typus ist, der im traditionellen Theater kaum seinesgleichen hat, und man sieht, dafs die *auteurs rosses*[1] mit Vorliebe häfsliche Charaktere gemalt haben.

---

[1] Man gestatte mir der Kürze wegen diesen Ausdruck.

Digitized by Google

Dazu stimmt denn auch die Thatsache sehr gut, dafs die Handlung in diesen Stücken sich vielfach in einem so niedrigen Milieu abspielt. Ich brauche wohl nicht die ganze Reihe von Courtisanen, Kunstreiterinnen, Voyous, Zuhältern und öffentlichen Dirnen im einzelnen aufmarschieren zu lassen, die sich schon in den wenigen von mir behandelten Dramen finden; ich erinnere nur kurz an die Scenen Montmorins mit Zizine und Mme Mitaine in *Rolande,* an den Ball der Boule Noire und die Scene im Vincenner Wäldchen in *Germinie Lacerteux,* an den zweiten Akt von *La Prose* und endlich an jene vulgäre Spitzbubenfamilie, die uns Méténier in seinem Stück *En Famille* so naturwahr darstellt.

Nicht weniger anstöfsig als die bisher berührten Eigentümlichkeiten der *comédie rosse* mufs es dem an das konventionelle Theater gewöhnten Publikum erscheinen, dafs, ganz abgesehen vom Auftreten so vulgärer Personen und gewissen abstofsenden Einzelheiten, die Handlung selbst in ihrer Gesamtheit sich nicht selten durch einen mafslos gesteigerten Cynismus kennzeichnet; und bisweilen müssen wir uns zweifelnd fragen, ob wohl thatsächlich die Wirklichkeit dem entspricht, was uns da gezeigt wird, und ob nicht vielmehr die Autoren in übertriebener Befolgung ihres Princips, vor der Forderung naturwahrer Darstellung alle anderen Rücksichten schweigen zu lassen, nicht selbst von der Wahrheit abgewichen sind und so gegen ihr eigenes Gebot gesündigt haben. Ein Beispiel finden wir in *Monsieur Betsy.* Die Kunstreiterin Betsy Ludinar hat ein Verhältnis mit Gilbert Laroque. Dieser ist noch verheiratet; denn der zwischen ihm und seiner Frau schwebende Scheidungsprozefs ist noch nicht erledigt. Um nun Gilbert vor der Gefahr zu schützen, wegen Unterhaltung einer Konkubine in Konflikt mit dem Strafgesetzbuch zu kommen, bietet sich Betsy selbst einem Kaffeehauskellner Namens Francis zur Frau an. Dieser nimmt an, und der Haushalt zu dreien wird eingerichtet. Weder Francis noch Gilbert lassen sich übrigens dadurch davon abhalten, ihre sonstigen Beziehungen zu Frauen fortzusetzen, ja sie treffen einmal sogar als Rivalen der Kunstreiterin Angèle gegenüber zusammen. Noch weiter geht der Verfasser von *la Sérénade,* der den Hauslehrer Maxime zu gleicher Zeit mit Mutter und Tochter Umgang pflegen

Digitized by Google

läfst. Den Höhepunkt des Cynismus aber bildet *l'École des Veufs;* denn der hier geschilderte *ménage à trois* besteht aus Vater, Sohn und einer Maitresse, in die sich jene beiden mit vollem Bewufstsein teilen. Übrigens ist diese Art von Camaraderie, die darin besteht, dafs der Vater der Vertraute, wenn nicht der Teilnehmer an den Ausschweifungen seines Kindes ist, ein im *Théâtre rosse* nicht ungewöhnlicher Zug. Wir finden ihn z. B. wieder in *Monsieur Betsy* und in *l'Age difficile.* Aus allem bisher Gesagten läfst sich auch schon deutlich genug erkennen, welche Auffassung der Liebe in diesen Stücken vorherrscht. Es ist nicht die Aphrodite Urania, sondern die Aphrodite Pandemos, die brutale, sinnliche Liebe, wie man sie in derartiger Unverhülltheit auf dem Theater noch nicht gesehen hatte.

Nachdem so auf die Haupttypen der *comédie rosse,* auf das Milieu, in dem sich diese Stücke abspielen, und auf einige charakteristische Handlungen und Situationen hingewiesen ist, möge nunmehr ein kurzer Blick auf dies merkwürdige dramatische Genre vom dramaturgischen Gesichtspunkte aus geworfen werden. Die Charaktere bleiben im allgemeinen das ganze Stück hindurch dieselben, die sie im Anfang sind, von einer Entwickelung oder gar Änderung des Charakters, von einem Kampfe des Individuums gegen sich selbst ist nichts zu spüren. Die Worte Montmorins *Que veux-tu, je suis ainsi fait* passen nicht nur auf ihn, sondern nicht minder auf Germinie in Goncourts gleichnamigem Stück oder auf Étienne in *l'Avenir,* auf den Vater Mirelet in *l'École des Veufs* und auf viele andere noch. Die Sprache, die die Personen reden, entspricht durchaus ihrer socialen Stellung. Die Landleute sprechen wie Landleute, die Seeleute wie Seeleute, die Gassendirne Zizine spricht anders als die Gräfin von Montmorin, und Méténier hat recht gehabt, sein Stück *En Famille* vollständig in einem, wenn auch wohl etwas gehobenen Argot abzufassen. Wenn wir auf der Bühne Personen zulassen, die den niederen Gesellschaftsklassen angehören, müssen wir notwendigerweise auch die Sprache dieser Personen dulden, und es ist lehrreich, zu beobachten, dafs in *la Prose* die Lösung der Handlung vollständig von der Art abhängt, in der der Autor seine Personen reden läfst; denn nur deshalb entschliefst sich in diesem Stück Bertha, auf Pierre zu verzichten, weil sie sich als

Digitized by Google

Dame der feinen Gesellschaft abgestoſsen fühlt von der Roheit und Niedrigkeit der Denkungsart und Sprechweise, die sie bei den Verwandten ihres Liebhabers gefunden hat. Zwei Eigentümlichkeiten kann man als besonders bezeichnend für den Dialog der *comédie rosse* hinstellen, einmal den 'Naturalismus' der Darstellung, der alles in unverhüllter Nacktheit zum Ausdruck bringt und selbst vor dem Häſslichsten nicht zurückschreckt, und zweitens das *mot naturel.* Geschlechtliche Verhältnisse pflegten in den traditionellen Bühnenstücken meist nur angedeutet oder umschrieben zu werden. In *la Dupe* fragt Adèle ganz ungeniert ihren Mann: Tu as couché ailleurs, oui, tu as couché avec une autre! und dieser antwortet cynisch: Eh bien! oui, là! ... et puis ... flûte.

Der konventionelle Dichter beschränkt sich in der Darstellung des Häſslichen und Gemeinen auf das unumgänglich Notwendige, der *auteur rosse* scheint sich förmlich ein Vergnügen daraus zu machen, es breit auszumalen, und bethätigt so die echte 'Rosserie'. Albert begnügt sich nicht damit, eine Maitresse neben seiner Frau zu haben, er erzählt dieser noch mit einer gewissen Wohlgefälligkeit von derselben (z. B. p. 76, 83), er beschränkt sich nicht auf einen Hieb, sondern schlägt seine Frau auf die brutalste Weise zu Boden, steckt sich dann eine Cigarette an und sagt mit gröſster Ruhe: Ça m'a fait du bien. Der konventionelle Dichter zieht sich gewisse Schranken, die er nicht überschreitet, der *auteur rosse* macht nicht einmal vor der Religion Halt. Vgl. die Worte Alberts: Je n'ai jamais rencontré de femme aussi bête que toi, avec ton amour de pleurnicheuse, avec tes prières, avec tes simagrées, avec tes curés et avec ton bon Dieu! Ton bon Dieu! ... Couche donc avec, puisque tu l'aimes tant! Il te fera peut-être un enfant, lui!

Das zweite für den Dialog der *comédie rosse* charakteristische Element ist das *mot naturel.* Nicht immer sind es nämlich brutale, grobe Äuſserungen, durch die sich ein niedriger Charakter kennzeichnet. Daher bedienen sich die *auteurs rosses* mit Vorliebe der sogenannten *mots naturels,* d. h. solcher leichthin ausgesprochener Worte, durch die der Redende sich selbst malt, ohne ein Bewuſstsein von ihrer Tragweite zu haben. Doch geben wir einige Beispiele: In *l'École des Veufs* hat der Vater

Digitized by Google

Mirelet seiner und seines Sohnes Maitresse soeben auseinandergesetzt, man müsse jetzt endlich mit dem Haushalt zu dreien aufhören. Sie antwortet ihm: Je ne comprends pas. Je n'ai pas été élevée dans ces idées-là. Je les ai plus larges, heureusement pour moi. Diese wenigen Worte malen die tiefe moralische Verkommenheit Marguerites besser als lange Tiraden oder mit Bewufstsein ausgesprochene Grobheiten. Das sittliche Niveau, auf dem die drei Hauptpersonen dieses Stückes stehen, wird in erschreckender Weise gemalt durch folgende, ganz harmlos klingende Unterhaltung zwischen dem Witwer Mirelet und seiner Maitresse Marguerite:

Marguerite: Il[1] ne serait peut-être pas très content de savoir que tu reçois des petites femmes.

Mirelet: Henri? ... Pas content? Il le sait et ça lui est bien égal; il trouve même cela tout simple, dans ma position.

Marguerite: Vraiment? Il est donc tout à fait gentil, ton fils?

Mirelet: Tout à fait gentil! Autrefois même ... nous sortions de temps en temps, le soir, ensemble, et nous ne nous gênions ni l'un ni l'autre.

Marguerite: Tiens; c'est mignon, cette camaraderie entre père et fils!

Eine bestimmte Gruppe dieser *mots naturels* oder *mots inconscients* möchte ich noch hervorheben. Nicht selten lassen nämlich die *auteurs rosses* ganz verkommene, schlechte Geschöpfe Äufserungen von sich geben, nach denen man die Redenden für Muster von Tugend halten müfste. Es wird dadurch eine bitterkomische Wirkung erzielt, ohne dafs dabei gegen die Wahrscheinlichkeit verstofsen würde; denn wie oft kann man nicht im Leben diese Erfahrung machen! Viele Leute haben eben so wenig Feingefühl, dafs sie gar nicht merken, wie wenig passend gewisse Äufserungen sich gerade in ihrem Munde ausnehmen. Hierher gehört es z. B., wenn in *les Corbeaux* Teissier, der mehr als alle anderen das Elend der Familie Vigneron verschuldet hat, zu Marie Vigneron sagt: Vous êtes entourées de fripons, mon enfant, depuis la mort de votre père.

Bei näherer Prüfung wird man nun allerdings finden, dafs

---

[1] Mirelets Sohn Henri.

doch viele der in den *c. r.* auftauchenden *mots naturels* nichts weniger als 'natürlich' sind, und man wird auch hier konstatieren müssen, dafs die Autoren durch Übertreibung der Wirklichkeit vielfach in Unwahrheit verfallen sind. Dafür ein Beispiel. Anceys *l'École des Veufs* beginnt — geschmackvoll genug für eine Komödie — mit der Leichenfeier der M[me] Mirelet. Zwei Freunde des jungen Henri Mirelet treten ein, um an der Ceremonie teilzunehmen. Der trauernde Sohn Henri begrüfst sie mit den Worten: Tiens, Marcel! Comment vas-tu? Et toi, Léon? Auf die Gegenfrage des ersten Freundes: C'est à nous à te faire cette question, mon pauvre ami, antwortet er: Merci. Ça ne va pas mal. Auf die weitere Bemerkung: Tout cela a dû être très dur pour toi, erwidert er folgendes: Si ça a été dur! ... Ah! mes pauvres amis, vous ne savez pas ce que c'est que de perdre sa mère! ... Il a fallu que je fasse tout, moi. Mon père ... une cinquième roue à un carosse ... Il pleurait ... Aussi ce que j'ai eu à trimer depuis trois jours! J'ai été coup sur coup à la mairie, chez l'imprimeur etc. En résumé, voyez-vous, tout cela vous cause beaucoup de dépenses et beaucoup d'embêtement (se reprenant) ... et beaucoup de tristesse! Diese cynische Gleichgültigkeit, mit der Henri vom Tode seiner Mutter spricht, verstöfst gegen alle Wahrscheinlichkeit; denn der Verfasser hat dabei einen im bürgerlichen Leben sehr gewöhnlichen und auch sonst in den *c. r.* wohlbeachteten Zug nicht berücksichtigt, nämlich die Heuchelei. Ebenso wie in der *École des Veufs* die übrigen zur Trauerfeier erschienenen Leidtragenden ihre Teilnahme wenigstens äufserlich zur Schau tragen, wenn sie sie auch innerlich gar nicht empfinden, so würde im wirklichen Leben an Henris Stelle selbst der gemütsroheste Mensch — sofern er zur guten Gesellschaft gehört — den äufseren Schein gewahrt haben, allein mit Rücksicht auf den 'guten Ton'. Das *mot naturel* ist also hier verfehlt, weil unwahr und unnatürlich, und diesen selben Eindruck haben wir auch, wenn die *mots naturels* zu oft kommen, wie es in manchen Stücken geschieht. Von feiner Beobachtung der Wirklichkeit zeugt es hingegen, wenn die *auteurs rosses* nicht immerfort und bei jeder Gelegenheit gerade die hervorstechendsten Charakterzüge bei ihren Personen hervortreten lassen. Auch der gröfste Schuft ist nicht

Digitized by Google

unaufhörlich damit beschäftigt, böse Pläne zu schmieden, sondern er hat Augenblicke, wo er ganz 'gemütlich' sein kann. So erklärt es sich, wenn zu Beginn des dritten Aktes von *la Dupe* der oben schon genügend charakterisierte Albert Bonnet es bedauert, daſs sein kleiner Neffe nicht gekommen ist, um mit ihm Soldaten zu spielen, und so haben wir die uns von Méténier in seinem Stück *En Famille* vorgeführte amüsante Scene zu verstehen, die sich in einer sittlich total korrumpierten Familie abspielt.

Was die Handlungen der dem *genre rosse* zugehörigen Stücke anlangt, so bemerken wir zunächst darin die Mischung von Tragik und Komik. Wie schon bemerkt, wollen die *auteurs rosses* das Leben mit photographischer Treue darstellen. Da aber das Leben nicht ausschlieſslich tragisch oder komisch ist, protestieren sie gegen die Specialisierung der Arten. In Anceys *l'Avenir,* das sich als *comédie* ankündigt, giebt es eigentlich so gut wie nichts zu lachen; denn der alte Masson erregt mehr unseren Widerwillen, als daſs er uns amüsierte, und der Ausblick in die Zukunft, den wir am Schluſs des Stückes bekommen, ist nichts weniger als lichtvoll: Jeanne wird einem schlechten Subjekt, einem Spieler und *noceur,* der schon im Alter von zwanzig Jahren mit Schulden überhäuft gewesen ist, ihre Hand reichen, um von ihm unglücklich gemacht zu werden. Ebenso flöſst uns der Ausgang von *la Dupe* — ebenfalls eine *comédie* — vielmehr ein tragisches als komisches Gefühl ein, nämlich ein tiefes Mitleid für die unglückliche Adèle; man denke auch an die vorhin erwähnte Beerdigungsscene in *l'École des Veufs,* die den ganzen ersten Akt ausfüllt. Eine reine Komik ohne einen gewissen herben Beigeschmack wird uns in den *c. r.* überhaupt nicht geboten. Aus diesem Grunde haben die *auteurs rosses* vielfach eine allgemeinere Etikette für ihre Stücke vorgezogen, z. B. *pièce* oder *étude.*

Und in der That, alle diese Stücke sind mehr auf der Bühne dargestellte Sittenstudien als eigentliche Theaterstücke. Charaktere wie der von Montmorin in *Rolande,* von Germinie in *Germinie Lacerteux* und von Étienne in *l'Avenir* sind keine dramatischen Charaktere, weil sie sich einfach gehen lassen, und ebensowenig wie die Charaktere ist die Handlung in diesen

Digitized by Google

Stücken bühnenmäfsig; denn da es den Autoren vorzugsweise darauf ankommt, Charakter- und Sittenbilder zu geben, fehlt bei den meisten Stücken ein fester Plan, auf Grund dessen sich eins aus dem anderen entwickelt, die Stücke sind keine Organismen, sondern meist nur blofse, locker miteinander verbundene Scenen aus dem täglichen Leben, die zuweilen weder eine Exposition noch eine Entwickelung, noch eine dramatische Lösung haben. Nach dem ersten Akte von *la Dupe* ahnt man nicht im entferntesten auch nur die Möglichkeit dessen, was später eintritt, von einer 'Vorbereitung' ist nicht die Rede, in *Germinie* und *Rolande* haben wir statt einer dramatischen Entwickelung nur eine Reihe von Bildern, die einzig und allein durch die Hauptpersonen zusammengehalten werden. Immerhin kann man in diesen Stücken noch von einer gewissen Lösung sprechen. Sie besteht in *Rolande* und *Germinie* im Tode der Hauptpersonen, in *la Dupe* in der, wenn auch unvollkommenen Trennung der Ehegatten. Nehmen wir aber z. B. Becques *la Parisienne* oder *la Navette,* so müssen wir sagen, dafs am Schlufs dieser Stücke die Dinge genau so liegen wie im Anfang. Offenbar hat hier das Bestreben des Dichters, die Sitten möglichst treu zu malen, keine rechte Handlung aufkommen lassen und bewirkt, dafs sich eine Reihe von Scenen mit einer etwas ermüdenden Einförmigkeit einfach reproduziert. Unter diesen Umständen kann es nicht wunderbar erscheinen, dafs in *Germinie Lacerteux* die Aktteilung überhaupt aufgegeben und durch die Teilung in 'Tableaux' ersetzt ist, und nichts ist charakteristischer für den Mangel einer wirklichen Handlung in einem Theaterstück als folgender Titel, den man vor zwei Jahren auf den Pariser Anschlagsäulen lesen konnte: *Le coupable,* pièce nouvelle en deux parties, quatre actes et neuf tableaux par M. Jules de Marthold. Die letzte Konsequenz dieses Verfahrens ist die Form des dialogisierten Romans, von dem uns Lavedan ein Beispiel giebt in *Le Nouveau Jeu.* Man würde jedoch sehr irren, wenn man diesen Mangel einer geschlossenen Handlung lediglich dem künstlerischen Ungeschick der Verfasser zur Last legen wollte. Wir haben darin vielmehr eine bewufste Opposition gegen das traditionelle Theater zu erblicken, das immer noch unter der Herrschaft Scribes steht. Es ist die praktische Folge

Digitized by Google

der neuerdings von einem *auteur rosse* vertretenen Theorie, nach der das Theater keineswegs die 'Kunst der Vorbereitung' ist, und welche im schärfsten Gegensatze zu den üblichen Intriguenstücken verlangt, dafs man auf die Folge der Scenen und den Fortschritt der Handlung so wenig wie möglich vorbereiten soll. Vgl. Jullien, *Le Théâtre Vivant,* Paris 1892: Ce n'est donc qu'une tranche de la vie que nous pouvons mettre en scène, l'exposition en sera faite par l'action même, et le dénouement ne sera qu'un arrêt facultatif de l'action qui laissera par-delà la pièce le champ libre aux réflexions du spectateur.

Hiermit glaube ich im wesentlichen die unterscheidenden Züge der *c. r.* aufgeführt zu haben. Ein vollkommenes Bild dieses Litteraturzweiges kann man sich allerdings erst dann machen, wenn man diese Stücke auch einmal im Théâtre Antoine darstellen sieht. In der That wird man bei einer solchen Aufführung den Eindruck gewinnen, dafs gerade hier die Natürlichkeit des Spiels sowohl wie die Inscenierung der Absicht der Autoren durchaus entsprechen, und dafs in dieser Hinsicht die übrigen Pariser Bühnen vom Theater Antoine noch manches lernen können. Wollen wir nunmehr auf Grund unserer Untersuchung die charakteristischen Züge der *c. r.,* die wir festgestellt haben, noch einmal kurz zusammenfassen, so können wir ungefähr folgende Definition aufstellen: Die *c. r.* sind dramatische Bilder aus dem täglichen Leben, die in mehr oder weniger ernster Weise das Treiben der heutigen Gesellschaft, insbesondere das der bürgerlichen Kreise, in ihren verschiedensten Erscheinungsformen so zum Ausdruck bringen, wie es sich den Autoren darstellt, nämlich in seiner ganzen Häfslichkeit und Gemeinheit, mit der ausschliefslichen Tendenz photographisch treuer Nachbildung und mit Ablehnung jeder Rücksicht auf das ästhetische und sittliche Empfinden des Theaterpublikums oder auf die Bühnentradition.

II. Der litterarische Ursprung der *com. rosse* und ihre Stellung in der heutigen französischen Litteratur.

Man wäre zunächst geneigt, die Wiege der *c. r.* auf dem Montmartre in dem bekannten *cabaret du chat noir* zu suchen; denn hier haben bekanntlich jene *chansons rosses* ihren Ausgang

Digitized by Google

genommen, die noch heute in den Künstlerkneipen dieses Viertels fortleben. Eine Sammlung solcher Lieder, die ich zur Hand habe, enthält eine ziemlich grofse Zahl von *chansons rosses,* die Fursy im Tréteau de Tabarin in der rue Pigalle gesungen hat. Es sind zum gröfsten Teil Gelegenheitsgedichte, die mit lachendem Munde die Wahrheit sagen, und die in heiterer Weise an der Pariser Gesellschaft — vom Präsidenten der Republik herab bis zum Concierge — alles verspotten, was es da überhaupt Belachenswertes giebt. Die Poesie Fursys, wie man sie im Tréteau de Tabarin immer noch hören kann, ist nichts als ein launiger Kommentar der aktuellen Ereignisse und Zustände, ohne jede Bitterkeit, dessen einziger Zweck es ist, die Zeitgenossen gegenseitig über sich lachen zu lassen. Man kann darüber nicht im Zweifel sein, dafs diese Art Lieder mit der *c. r.* nichts zu thun hat. Wie die *c. r.* sind die *chansons rosses* sociale Satiren, die zuweilen wie jene mit pikanten Anspielungen gewürzt sind, aber diese Ähnlichkeit ist ebenso wie die Gemeinsamkeit des Beiwortes *rosse* lediglich eine zufällige Übereinstimmung, und es wird niemandem einfallen, daraus auf ein Abhängigkeitsverhältnis beider Arten zu schliefsen. Die wirklichen Vorläufer der *c. r.* werden wir also anderswo suchen müssen. Man kann nun im Aufspüren derartiger Vorläufer der *c. r.* recht weit zurückgehen, und ich bin überzeugt, dafs sich im Sittendrama früherer Jahrhunderte wirklich manches finden läfst, was uns an Eigentümlichkeiten der *c. r.* erinnert. Die nähere Untersuchung hiervon möge jedoch anderen überlassen werden. Ich selbst will nur noch den einen Punkt betonen, dafs die *auteurs rosses* den Anspruch erheben, uns direkt wieder auf den Meister der französischen Komödie, auf Molière, zurückzuführen. Und wirklich können sie sich mit ihrer Opposition gegen die Meinung, dafs Sitten- und Charakterschilderung künstlich verwickelte Intriguen nötig hätten, in gewissem Sinne auf den Verfasser des *Malade Imaginaire* und des *Avare* berufen, wo die Intrigue nur eine sekundäre Rolle spielt und gegenüber der Entfaltung der Charaktere völlig zurücktritt. Wenn ferner für die *c. r.* die naturalistische Behandlungsweise charakteristisch ist, so dürfen wir nicht vergessen, dafs auch Molière schon seine Landleute im Patois sprechen läfst, und dafs kein Naturalist die Heuchelei und Sinnlichkeit Tartuffes

Digitized by Google

natürlicher hätte darstellen können als es in Molières Stück geschieht. Die Komik des Tartuffe aber ist von derselben Bitterkeit wie die Komik in den *c. r.*, die uns oft so seltsam gemischte Gefühle erregt, und nicht mit Unrecht konnte Sarcey den Satz aussprechen, dafs *George Dandin est plus rosse que les comédies les plus rosses du Théâtre Libre.*[1] Trotz aller dieser Beziehungen müssen wir aber doch auf der anderen Seite die *c. r.* als ein echtes Produkt des 19. Jahrhunderts betrachten, und wir werden ihr demgemäfs nunmehr ihren Platz in der modernen Litteraturentwickelung anzuweisen haben.

Allerdings haben zu allen Zeiten Prosaiker wie Dichter in Frankreich den Anspruch erhoben, naturgetreu das wiederzugeben, was sie im Leben beobachteten, mochten sie es in Wirklichkeit auch noch so unvollkommen thun, aber alle früheren Vorläufer des Naturalismus haben doch nur eine vorübergehende Bedeutung gehabt. Ganz anders war der Einflufs Balzacs. Es ist unbestreitbar, dafs von ihm aus die naturalistische Strömung datiert, die wir im modernen Roman und Theater Frankreichs konstatieren. Von dem ihm eigenen feinen Beobachtungssinn, von der rücksichtslosen Treue, mit der er selbst das Häfslichste darstellte, von seiner peinlichen Genauigkeit in der Schilderung des Milieus haben auch die *auteurs rosses* gelernt, und selbst stofflich sind sie vom Vater der *comédie humaine* zu ihren Arbeiten angeregt worden. So ist die Geschichte vom Baron Hulot von Gramont in *Rolande* dramatisiert worden. Das Werk Balzacs wird fortgesetzt durch den naturalistischen Roman der Gegenwart, der direkt zur *c. r.* führt. Das Bestreben dieser Romanciers, die Natur rücksichtslos zu reproduzieren, ohne die geringste Neigung, zu gefallen, die brutal-sinnliche Auffassung der Liebe in ihren Werken, ihre Vorliebe für das Häfsliche in den Charakteren und Situationen sowohl wie in dem Milieu, das alles sind Konsequenzen einer pessimistischen Lebensauffassung und der Absicht, diese Auffassung auch mit schonungsloser Treue zum Ausdruck zu bringen, d. h. gerade der beiden Punkte, aus denen alle

[1] Annales polit. et littér. 1899. Übrigens scheint mir Adèle in Boubouroche mit Angélique in G. D. eine gewisse Charakterverwandtschaft zu besitzen.

Digitized by Google

charakteristischen Züge auch der *c. r.* sich ergaben. Gramonts Zizine und Zolas Nana sind einander nahe verwandt, und wenn wir in den *c. r.* oft nur mehr oder weniger locker miteinander verbundene Bilder erblicken können, so müssen wir eben konstatieren, dafs die *auteurs rosses* damit einfach die Technik des Romanschreibers auf die Anfertigung von Theaterstücken übertragen haben. Die *c. r.* ist im wesentlichen nichts anderes als der auf die Bühne verpflanzte naturalistische Roman,[1] und wenn *Germinie Lacerteux* auf dem Theater keinen Erfolg zu erringen vermochte, so lag es wohl hauptsächlich daran, dafs der Autor den gleichnamigen Roman nicht den Forderungen der Bühne entsprechend umgestaltet hatte.

Doch es giebt noch eine zweite Linie, die, ebenfalls von Balzac ausgehend, direkt zum *théâtre rosse* führt. Denn nicht nur der naturalistische Roman der Gegenwart, sondern auch das moderne Sittendrama mit seinen Hauptvertretern Augier und Dumas geht im letzten Grunde auf Balzac zurück. Auch Dumas' Cameliendame und seine übrigen Stücke dieses Genres zeigen uns mit feiner Beobachtung des wirklichen Lebens die verderbte moderne Gesellschaft. Es sind sociale Satiren wie die *c. r.*, wir finden in ihnen zum erstenmal die Halbwelt und die Prostitution auf die Bühne gebracht, und manche Scenen sind wohl geeignet, beim Zuschauer Anstofs zu erregen. Auch eine eigentümliche Mischung tragischer und komischer Elemente ist für diese Stücke charakteristisch. Sie unterscheiden sich von den *c. r.* nur durch ihren gemäfsigteren Charakter, durch gröfsere Rücksichtnahme auf die Bühnentradition und durch ihre moralische Tendenz, so dafs wir jene in gewissem Sinne als eine Weiterbildung des Theaters von A. Dumas betrachten dürfen.

---

[1] Ähnlichkeiten in Einzelzügen lassen sich mehrfach zwischen den *c. r.* und naturalistischen Erzählungen aufweisen, wenn sie auch vielfach auf Zufall beruhen mögen. So spielt z. B. in Maupassants *Bel ami* sowohl wie in Julliens *Sérénade* die auf ihre Tochter eifersüchtige Mutter eine Rolle. Beide Werke schliefsen mit der Heirat der Tochter, und in beiden Werken hat man am Ende den Eindruck, dafs die neugeschlossene Ehe den jungen Gatten nicht daran hindern wird, gewisse frühere Beziehungen wieder aufzunehmen; ein endgültiger Abschlufs liegt also weder bei dem Novellisten noch bei dem Dramatiker vor.

Digitized by Google

Dies sind jedoch nicht die einzigen Quellen, die die *c. r.* hervorgebracht haben. Nicht zu unterschätzen für die Entstehung des neuen Genres ist nämlich der Einfluſs des Vaudevilles, das in manchen *c. r.* eine hervorragende Stelle einnimmt. Wenn uns z. B. Courteline in *Boubouroche* glauben machen will, daſs der zweite Liebhaber Adelens seit acht Jahren seine Abende in einem Schrank zugebracht hat, so entfernt er sich augenscheinlich von der Wirklichkeit, indem er in das Vaudeville fällt. Doch verlieren wir uns nicht in Einzelheiten. Schon eine flüchtige Lektüre der von mir behandelten Stücke zeigt, daſs nicht alle denselben Charakter haben. Wir haben eine tieftraurige Satire in Becques *Corbeaux,* auf der anderen Seite finden wir ganz amüsante Satiren von einem fast heiteren Pessimismus in *la tante Léontine,* in *Boubouroche* und in *en Famille.* Diese letzteren Stücke sind dem Vaudeville eng verwandt, doch nicht so eng, daſs man nicht noch den Unterschied der beiden Arten fühlte. Auch Labiche, der Meister des Vaudevilles, ist ein feiner Sittenbeobachter, und er kennt sehr wohl die Schwächen und Laster der Gesellschaft. Trotzdem ist er kein Menschenfeind, er nimmt die Dinge so, wie sie nun einmal sind, und hält es für am richtigsten, uns über unsere Fehler lachen zu lassen. Anders steht es mit den *c. r.* Selbst in den scheinbar lustigsten Stücken fühlen wir uns von dem kalten Hauch einer düsteren Lebensauffassung getroffen, das Lachen der *c. r.* klingt mehr grell als heiter, kurz wir haben in ihnen keine harmlosen Vaudevilles, sondern wirkliche Sittenstudien und satirische Zeitbilder zu erblicken.

Über die Rolle, die das *Théâtre rosse* in der zeitgenössischen Litteratur spielt, habe ich nur noch wenig hinzuzufügen. Ich sagte bereits, daſs die *c. r.,* auf Balzac fuſsend, sich aus dem naturalistischen Roman, aus dem gleichzeitigen Sittendrama und dem Vaudeville heraus entwickelt hat. Hervorheben möchte ich noch, daſs sie das naturgemäſse Produkt der Strömungen ist, die seit etwa 25—30 Jahren die dramatische Litteratur in Frankreich eine Art von Krisis durchmachen lassen. Unbestreitbar ist, daſs man seit dieser Zeit der 'regelmäſsig', d. h. schematisch gebauten traditionellen Bühnenstücke herzlich satt geworden war. Man konnte sich nicht mehr so wie früher für die verlorenen

Digitized by Google

und wiedergefundenen Briefe, die Quiproquos und den unwahren Optimismus des konventionellen Theaters begeistern. Bezeichnend dafür ist die bedeutend gesteigerte Aufmerksamkeit, die man neuen dramatischen Versuchen entgegenbrachte, und mit der man sich den besonders durch Antoine in Frankreich eingeführten Schöpfungen des ausländischen Theaters zuwandte. Man fing an, dunkel den Wunsch nach einer Reform zu empfinden, ohne indes diesen Wunsch schon näher präzisieren zu können. Unterdessen hatte die naturalistische Bewegung beharrliche Fortschritte gemacht. Den Roman hatte sie bereits vollkommen ergriffen und war nur noch nicht auf die Bühne gedrungen. Nichts natürlicher daher als die Entstehung eines Genres, das den Anspruch erhob, mit allen Konventionen zu brechen und den Naturalismus nunmehr auch auf die Bühne zu verpflanzen. So ist die *c. r.* entstanden, die sich nunmehr auf schon fast allen Pariser Theatern den Zutritt erobert hat. Man mufs sich indessen fragen, ob die *c. r.* wirklich alles das erfüllt hat, was man von ihr erwartete. Ist sie wirklich die allerseits so ersehnte neue Kunst? Ich glaube es nicht, und es scheint mir vielmehr, dafs die Blütezeit der *c. r.* bereits vorüber ist, ganz abgesehen von der Reaktion, die sich in letzter Zeit immer deutlicher auf allen Litteraturgebieten gegen den Naturalismus erhebt. Entweder wird die *c. r.* einen gemäfsigteren Charakter annehmen und sich mehr der althergebrachten Bühnentradition fügen (dann verdient sie aber ihren Namen nicht mehr), oder sie wird untergehen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, dafs dies dramatische Genre, das nur ein falsches Extrem durch ein anderes ersetzt hat, sich mit allen seinen genügend von mir hervorgehobenen Schwächen und Übertreibungen für länger halten sollte. Boileau führt bekanntlich den Satz aus, dafs nur das Wahre schön ist, dafs aber das Wahre mit der Natur identisch ist. Man darf jedoch nicht vergessen, dafs auf der Bühne die wahre Natur nur eine Natur sein kann, die durch Kunst interpretiert ist. In einem Theaterstück kann man nur insoweit naturalistisch sein, als man vor gewissen Grenzen Halt macht. Vor allem erfordern die Theaterstücke aber auch eine wirkliche, systematisch fortschreitende Handlung, und auf die Dauer würde das Publikum der undramatischen Dramen, die ihm die *auteurs rosses* so oft vorsetzen, doch bald müde werden.

Digitized by Google

Nichtsdestoweniger werden alle diejenigen, die nicht von vornherein über alle neuen Versuche den Stab brechen, nur weil sie neu sind, d. h. weil sie über den engen Horizont der herrschenden Vorurteile hinausgehen, den *auteurs rosses* gewisse Verdienste nicht vorenthalten. Unleugbar haben sie gegen gewisse Schwächen des traditionellen Theaters, gegen wirklich veraltete und überlebte Konventionen [1] mit Recht Front gemacht und bewirkt, dafs das Publikum anspruchsvoller in der Forderung von Wahrscheinlichkeit des Charakters und der Handlung geworden ist.

Auf keinen Fall dürfen wir annehmen, dafs das sociale Drama mit der Richtung der *c. r.*, die ihre sehr beachtenswerten Analogien übrigens auch in anderen Litteraturen hat, seinen Höhepunkt erreicht habe. Die Gesellschaft verändert sich unablässig, und auch die künstlerischen Mittel, um den socialen Problemen litterarischen Ausdruck zu verleihen, bleiben nicht immer dieselben. Hoffen wir, dafs die französischen Dramatiker künftig glücklichere Wege finden mögen, um sie auf der Bühne zur Darstellung zu bringen, als dies bisher den Vertretern der *comédie rosse* gelungen ist.

[1] Z. B. Willkürlichkeit in der Verbindung der Ereignisse, äufsere Theatercoups, unwahrscheinliche Rollen, wie besonders die untadelige, sympathische Persönlichkeit, unwahren Optimismus der Handlung, Dialogpartien, die an das Publikum gerichtet sind statt an die Bühnenpersonen, u. dgl.

Lüneburg. Heinrich Weber.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Ein schwedischer Lobspruch auf die deutsche Sprache aus dem Jahre 1726.

In dem schönen neuesten Buche des deutschen Sprachvereins: 'Deutscher Sprache Ehrenkranz' (Berlin 1898) stehen auch einige nicht gerade sehr schmeichelhafte Zeilen E. Tegnérs über die deutsche Sprache. Aber schon ein Jahrhundert früher hat sich ein anderer, weniger berühmter Schwede, Carl Eldh, über denselben Gegenstand vernehmen lassen, und seine Verse möchte ich hier mitteilen, damit sie in einer Neuauflage des 'Ehrenkranzes' ihre Stelle finden. Sie stehen unter der Überschrift: *'Til Herr Autorn Af Genwägen till det Tyska Språket'* hinter der 'Zuschrift' (= Vorrede) einer kleinen deutschen Sprachlehre für Schweden, die den Titel führt: *'Grammatica Germanica Svethizans, Eller Den båste Genwågen Till Tyska Språket, För En Swänsk, Wist af Andreas Heldmann. Cura Cens. & Approb. Ampl. Facult. Phil. Upsaliensis. Stockholm och Upsala Uplagdt af Joh. Hinrich Russworm. Anno 1726.' [16 + 112 S. kl. 8°.]* Ein Exemplar befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Gotenburg.

Nachdem Eldh über die Sprachen der Völker im allgemeinen, ihren Wert, ihre Entwicklung und Ausbildung seit der babylonischen Verwirrung gesprochen, geht er zu einem Lobe der lateinischen Sprache über — wenigstens möchte ich seine Worte auf diese beziehen — und knüpft daran einen Lobspruch auf die deutsche. Die betreffenden Verse lauten:

Det Folk, som Åran har til Wishet ammat opp,
Har brackt sitt egit Språk uti ett sådant Wärde,
Att det til Moders mål af alla Tiders Lårde
Med Nöje tagitz an, och lemnat såkert Hopp
5 Att genom Wettenskap i späda Sinnen planta
Den Wåg, som leder dem på Dygdens Stigar branta:
Ett slikt år ock som tals i Tuiskos Ädla Land,
Där mångt lärdt Hufwud sig om sådan Sak beflitat,
De gamlas Wettenskap med Tyska Stafwar ritat,
10 Och mycket ökt uppå med egen wittran Hand,
Att man, för Tiden, kan med Tysker Tunga låsa,
De ting, hwar af Athen och Rom så mycket giäsa.[1]

Kiel. F. Holthausen.

[1] Jetzt *jäsa*.

Digitized by Google

Kegel und Verwandtes.

Das Wort *Kegel,* das in der häufigen Wendung *'mit Kind und Kegel'* jedem Deutschen geläufig ist, bedeutet ja eigentlich 'uneheliches Kind' und wird daher von den Lexikographen (z. B. von Kluge und Paul) als ein von dem gewöhnlichen *Kegel* 'conus' verschiedenes Wort aufgefafst. Ich glaube, dafs dies nicht nötig ist, wenn wir uns nur erinnern, wie häufig Namen von leblosen Gegenständen oder von Tieren für Menschen gebraucht werden. Gerade zu der Anwendung von *Kegel* für 'Kind' lassen sich leicht zahlreiche Parallelen finden. Ich erinnere zunächst an westfäl. *på̆k* 'kleines Kind' = schwed. *påk,* dän. *paag* 'Prügel, Knittel', an nhd. *Stift* 'Piccolo' (kleiner Kellner) oder *Stöpsel,* scherzhaft für 'kleiner Junge'. Auch *Bengel* und *Flegel* dürften in diesem Zusammenhange zu erwähnen sein. Interessant ist *Knebel,* das auch von Personen gebraucht wird, vgl. westf. *kniəvəl* 'Knebel'; 'derber, grober Kerl', schwed. *knäfvel* 'Teufel', 'Henker'; deshalb hätte Kluge auch *Knabe* (unter *Knebel*) ruhig zu *Knebel* stellen dürfen, zumal ersteres im Hessischen auch 'Stift', 'Bolzen' bedeutet. Ich nenne weiter dän. *knast* 'Knoten', 'Knorren', *en gammal, rig knast* 'ein alter, reicher Kauz'. Ein langer, dürrer Mensch wird scherzhaft wohl eine *'lange Latte'* genannt, was nicht weit von dem 'groben Klotz' und dem 'Knirps' abliegt (vgl. Kluge s. v.), den die Niederländer einen *dreumes* oder ein *dreumesje,* ein 'Trümchen', nennen. Letzterem entspricht wieder schwed. *stumpa* 'kleines Mädchen', eigentlich 'Stumpf', was im Niederdeutschen in der Form *stump, stümpken, stumpaks* 'kleines Kind' bedeutet. Auf *stump* reimt *Lump,* dessen Anwendung bekannt ist, und daher darf die Erklärung von schwed. *flicka* 'Mädchen' als identisch mit niederd. *flicke* 'Stück, Lappen', die Tamm vorschlägt, wohl für richtig gelten.[1] Lidén stellt westf. *blăʒə* 'Kind' ansprechend zu mhd. *blahe* 'grobes Leintuch'. Eine Person, die immer in Bewegung ist, heifst in Holland eine *schommel* 'Schaukel'. — Die Beispiele für derartige Verwendung von Namen von leblosen Gegenständen liefsen sich bei längerem Sammeln gewifs leicht vermehren.

Dürfte es nach dem Gesagten nun zu kühn sein, anzunehmen, dafs engl. *boy* 'Knabe', 'Diener', früher 'Schurke', 'Schuft', dasselbe ist wie *boie* 'Henker' und wie *boy* 'Fessel', *buoy* 'Boje'? Vgl. über diese Wörter die betreffenden Artikel im New English Dictionary. Schon Diez hatte für *boie* auf lat. *boia* 'Fessel' verwiesen — nach Georges bedeutet es 'Halsband, Halseisen für Sklaven und Verbrecher' und kommt von gr. *βόειος* 'rindern' —, von dem *buoy* ohne Zweifel herstammt. In ndd. *kniəvəl* 'Knebel', 'Grobian' und schwed. *knäfvel* 'Teufel', 'Henker' hätten wir eine genaue Entsprechung dieser Bedeutungsübertragung.

---

[1] Vgl. auch ital. *ragazzo* 'Knabe' und *ragazza* 'Mädchen' zu *ῥάκη* 'Lumpenrock'.

Digitized by Google

Das Femininum zu *boy* ist *girl,* das man allgemein mit ndd. *göre* zusammenstellt. Ein Etymon für letzteres scheint aber noch nicht gefunden zu sein, weshalb ich an mhd. *gurre* 'schlechte Stute' anknüpfen möchte. Es giebt ja eine Menge Bezeichnungen für Frau und Mädchen, die dem Tierreiche entlehnt sind, z. B. *Backfisch, Drache, Gans, Goldfisch, Kammerkätzchen, Eule* (hessisch), *Schnepfe* 'meretrix' u. a., engl. *colt* und *filly.* Darf man vielleicht norweg. *pika,* schwed. *piga,* dän. *pige* als Lehnwort aus lat. *pica* 'Elster' ansehen? Die Riesin, nach der ein Eddalied den Namen *Hyndlulióð* trägt, hiefs ja *Hyndla* 'Hündin'. Wenn wir Parallelen vom männlichen Geschlecht beibringen wollen, so darf etwa an aisl. *iǫfurr* 'Fürst' = ae. *eofor* 'Eber' erinnert werden, desgleichen an nhd. *Affe, Brummbär, Dachs, Esel, Fuchs, Hund, Kalb, Kamel, Ochs, Rofs, Schwein(igel),* dialektisch *Krott* (hess., eigtl. 'Kröte'), *Lork* (niederd. in Göttingen = 'Lurch') und Soester *Hitte* (= 'Ziege', in der Schelte *bange Hitte* 'Feigling'), die ja meist allbekannte Bezeichnungen für verschiedene Menschenklassen sind.

Kiel. F. Holthausen.

Zum Beowulf.

1. V. 497 f. lauten bei Holder in der zweiten Auflage:

hâdor on Heorote; þǽr wæs hæleða dréam,
duguð unlŷtel Dena ond Wedera.

Die letzte Zeile enthält unleugbar eine grofse stilistische Härte, denn man erwartet darin eine Variation des vorhergehenden *hæleða dréam,* was doch *duguð unlŷtel* nicht sein kann. Alles aber kommt in schönste Ordnung, wenn wir *duguð* in den Gen. *duguðe* verbessern, denn dann erhalten wir in *duguðe Dena ond Wedera* die Variation und nähere Bestimmung von *hæleða,* während *unlŷtel* die Ergänzung zu *dréam* bildet. Metrisch macht diese Besserung keine Schwierigkeit.

2. Beowulf sagt V. 565 ff. von den durch ihn getöteten Meerungeheuern, mit denen er bei seinem Wettschwimmen mit Breca zu kämpfen hatte:

ac on mergenne mêcum wunde
be ŷð-lâfe ûppe lǽgon,
sweordum âswefede, þæt syðþan nâ
ymb brontne ford brim-lîðende
lâde ne-letton.

Vor *syðþan* V. 567 ist offenbar *hie* zu ergänzen, aber auch *brontne* giebt keinen Sinn. Es bedeutet ja 'steil abfallend' oder 'jäh ansteigend', 'steil' (vgl. aisl. *brattr,* schwed. *brant,* dän. *brat*[1]), was auf eine Furt durchaus nicht pafst. Der erste Herausgeber des Gedichtes, der Isländer Thorkelin, hat es mit *æstuans* übersetzt, wobei er wohl an deutsch *Brandung* gedacht hat, und daher stammen die

[1] Ob german. **branta-* nicht mit lat. *front-* 'Stirn' auf eine idg. Wurzel **bhrond* — **bhront* zurückzuführen ist?

Digitized by Google

Übersetzungen wie 'schäumend', 'brandend' und ähnliche, die immer noch in Glossaren und Übertragungen des Beowulf-Epos zu finden sind! Ich glaube, dafs *brontne* einfach ein Schreibfehler für *brâdne* ist, denn *brâd* ist ein häufiges Beiwort des Meeres. Die Entstehung des Fehlers haben wir uns wohl so zu denken, dafs zuerst *bradne* mit Vorwegnahme des folgenden *n* zu *brandne* entstellt wurde,[1] woraus dann ein zweiter Abschreiber *brantne* machte, das schliefslich in *brontne* umgesetzt wurde.

Kiel. F. Holthausen.

Zur Cynewulf-Frage

Cynewulfs *lond flôdum bilocen* deutet Trautmann (*Kynewulf der Bischof* 94. 119) auf Lindisfarne und hält für möglich, dafs der Dichter abstamme von den Fürsten *Lindisfarorum,* deren *Genealogia* den Annalen des Florenz von Worcester angehängt ist. Aber das heifst Lindsey! Ein deutlich bischöflicher Ton bei Cynewulf ist von Trautmann nicht nachgewiesen, ein lokaler nicht einmal gesucht worden; Lindisfarnes Lateiner, ein lokaler Annalist und ein Dichter hätten von ihres Bischofs Dichterruhm nichts gewufst? Die Bücher dieses Sprengels sind voll vom hl. Cuthbert, und nur Cynewulf, angeblich sein Nachfolger, gedächte seiner nie? Zur Biographie des Bischofs (101) klingt wenig wahrscheinlich, dafs der König ihn gefangen setzte, weil Lindisfarnes Asyl gebrochen war; Hinde (*Symeon* p. xvij) bevorzugt die umgekehrte Erklärung, der Bischof habe einem Königsfeinde Asyl gewährt.

Berlin. F. Liebermann.

Die allitterierende Vorrede zur altenglischen Übersetzung von Gregors Dialogen.

[Rinca ǽghwelc] sé đe mé rǽdan đ*æ*nce,
hé in mé findan mæg, gif hine feola lysteđ,
gástlices lífes góde b*ý*sne,
þæt hé ful éaþe mæg upp gestígan
5 tó đ*ǽ*m heofonlican hám, þ*ǽ*r biđ á hyht ond wyn,
b[lis] on burgum þ*ǽ*m þe bearn Godes
sielfes hiora éagum geséon mót*o*n.
Mæg [híe] sé mon beg*ie*tan sé þe his módgeđ*o*nc
ælt*æ*we bi*þ* *ond* þonne þurh his ingehygd
10 tó þissa háligra helpe gelíefeđ
ond hiora b*ý*sne f*o*lgađ, swá þéos bóc sagađ.
Mé awrítan hét W[ǽrferđ] bisceop,
þéow *ond* þearfa þæs [þe e]alne þrym a[h]óf

1 dance. 3 godre biesene. 5 đam || hame þar byd. 6 þam. 7 motan. 8 begytan || gedanc. 9 æltowe byþ. 11 bisene fulgađ. 12 Wærferd *K.*] Wulfstan. 13 þe *erg. K.* || ahof *K.*

[1] Vgl. *mtoten* für *môten,* Waldere II, 30 a.

Digitized by Google

ond éac W[e]alden[d] is wiht[a] gehwelcre,
15 án éce God ealra gesceafta.
Bideþ þé sé bisceop sé þe đás bóc begeat,
þe þú on þínum h*o*ndum nú hafast ond scéawast,
þæt þú him tó þ*i*ossum hálgum helpe bidde,
þe h*i*ora gemynd hér on gemearcude siendon,
20 *ond* þæt him God ællmihtig forg*ief*e þá gyltas
þe hé [on eorđan hér ǽr] geworhte,
ond éac resđe mid him sé đe áh ealles ríces geweald,
ond éac swá his béahgi[e]fan þe him đás býsne forgeaf.
þæt is sé sélesđa sinc[es] brytta,
25 Ælfr*e*d mid Englum, ealra cyninga
þára þe hé síđ ođđe ǽr forsecgan h*ie*rde,
ođđe hé *eo*rđ-cyninga ǽr ǽnigne gefrugne.

14 waldend *K.* || wihta *K.* 17 handum. 18 þeossum. 19 heora. 20 forgyue. 23 bysene. 25 Ælfryd. 26 hyrde. 27 hiorđ.

Diese von Krebs in der Anglia III, 70 f. gedruckte, in der Cotton-Hs. der ae. Übersetzung von Gregors Dialogen erhaltene Vorrede ist neuerdings von W. Keller in seinem Buche: Die litterarischen Bestrebungen von Worcester (Q. u. F. 84) S. 6 f. und 92 f. eingehender besprochen worden. Er hat sogar seinen Bemerkungen eine wörtliche Übersetzung beigefügt und Verbesserungen mehrerer Stellen des Originals vorgeschlagen. Bereits Krebs — oder vielmehr Skeat nach S. 72 — hatte erkannt, dafs die Vorrede einen poetischen Charakter trägt und sich 'fast durchgängig' in allitterierende Verszeilen zerlegen läfst. Bisher hat aber meines Wissens noch niemand diesen Versuch gemacht, und ich möchte daher den oben gedruckten Text als eine Wiederherstellung des Originals hiermit vorlegen. Die altwestsächsischen Formen schimmern noch an mehreren Stellen deutlich durch und sind daher von mir durchgeführt, soweit nicht einzelne merkisch-poetische Formen wie *sagađ* V. 11 vom Metrum gefordert werden. Ergänzungen sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht, Änderungen der Überlieferung durch Kursivdruck (*ond* ist 7). Die Lesarten der Hs. stehen unter dem Text; *K.* bedeutet, dafs die Besserung von Keller herrührt. Einzelheiten sollen jetzt in Form von Anmerkungen besprochen werden.

V. 3. Ich halte den Gen. *gódre biesene* der Hs. für einen Irrtum des Abschreibers, der zur Setzung dieser Form durch das vorhergehende *gástlices lífes* verleitet wurde. Zu *findan* V. 2 gehört offenbar ein Objekt (das man aber nicht als Gen. partitivus erwartet!), und darum kann ich mich Keller nicht anschliefsen, der *gódre biesene* von *lysteđ* abhängen läfst.

V. 6. Krebs ergänzt: *wynl(ust),* was aber metrisch undenkbar ist. Das *l* kann ja recht wohl der Anfang eines bis auf den Hauptstab verschwundenen *b* gewesen sein!

Digitized by Google

V. 8. *híe* beziehe ich auf *hyht, wyn* und *blis* V. 5 f. Keller ergänzt in seiner Übersetzung: *'sie'*.

V. 14. *gehwelcre* ist der G. sgl. f. und braucht nicht mit Keller in den Gen. pl. verwandelt zu werden.

V. 24. *sinces brytta* kommt häufig im Beowulf vor.

V. 27. Ergänze mit Keller *sélra þonne* in Gedanken vor *hé*. — Vgl. *eorðcyninges* Beowulf 1156.

Da der Dichter offenbar die alte Technik nicht mehr beherrschte (vgl. besonders V. 20), so mufste natürlich von metrischen Korrekturen Abstand genommen werden. Nur V. 24b glaubte ich ändern zu dürfen, da ein *sinc-brytta,* wie schon Krebs bemerkt, sonst nicht überliefert ist.

Kiel. F. Holthausen.

Winchestersche Grundstücksgrenzen,

þæs hagan gemære, þe Ealhswið hæfð æt Wintanceastre, zehn Zeilen, woraus das Wörterbuch *þone mylengear, þæs mylegeares* notiere, sind im 10. Jahrhundert eingetragen in 'An ancient ms. of the 8. or 9. cent., formerly belonging to ... Nunnaminster, Winchester', ed. W. de G. Birch (1889) p. 96, übersetzt p. 32. Ealhswith, König Ælfreds Gemahlin, war Stifterin oder Gönnerin dieser Marienabtei. Der sonst lateinische Codex, Harley 2965, gesammelt für eine vornehme Nonne, ist wichtig für Hymnologie, Evangelienübersetzung, Volkskunde (mehrere Beschwörungen) und Paläographie des 8. Jahrhunderts, nicht blofs Britanniens. Die Orthographie verwechselt wie damalige Urkunden *f, b, v.* Die Schrift des schönen Faksimile ähnelt scotischer. [Vielleicht kam die Hs. mit Ealhswith aus Mercien?] — In Anhängen beschreibt Birch (mit lat. Proben) die verwandte Hs. Regius 2A XX mit zahlreichen angelsächsischen Glossen und den von einem Scoten um 800 geschriebenen Codex (Harley 7653; er notiert alsdann Codices des Lorica-Hymnus, deren angelsächsische Glossen Cockayne *Leechdoms* I, LXVI und Sweet *Oldest texts* 171 edierten [vgl. Westwood *Miniatures* pl. 24; p. 43 und *Catal. of ancient mss. in the Brit. Mus. II*].

Berlin. F. Liebermann.

Zur ae. und me. Handschriftenkunde.

M. R. James *The Western mss. in ... Trinity coll., Cambridge, a descript. catal., I: class B* (Cambr. 1900. 4) beschreibt an Angelsächsischem nur n. 369 Homilien (Wanley p. 166) und n. 241 (Amalar, *Liber officialis Rom. eccl.* vom 11. Jahrhundert): *Das boc gif* [?] *Leofric b. into scē Petres minstre on Exanceastre, þær his biscopstol is, his æfterfilgendum to nitweorðnysse; and gif hig hwa ut ætbrede, hæbbe he ece geniðerunge mid eallum deoflum. Amen.*

n. 323 im 13. Jahrhundert von einem Normannen geschrieben, benutzt in Hickes *Thes.* I 144. 224—31, Wright *S. Patrick* p. 11;

Digitized by Google

W. Map 346; *Reliq. antiq.* I 48. 170: *Vid word 7 wrid ic warne þe sire ode Dele al þi goid povere, þat hawit neode.* Dann 'St Margaret' (ed. Cockayne) und Proverbs of Alfred.

n. 335 Poems and sermons, ed. Morris *Old Engl. homil.* 1873.

n. 353 *Piers Plowman,* benutzt von Skeat.

n. 171 Hampole's *Sauter,* Anf. 15. Jahrh.

n. 61 *Alle þat willen of wisdom lere:* Horstmann *Altengl. Leg.* 511.

n. 50, 51 *Apocalips,* Pentateuch benutzt von Forshall *Wycliff. versions*; ferner 218. 231 Neues Testament 14./15. Jahrh.

n. 36. 134 'Exposition' über N. Testament um 1400.

n. 301 *Doctrine of the hert, a tretice made to religious wommen* um 1425; 336 *Tretiis 'þe pore caitif': The ground of al goodnes is stidfast feiþ*; 333 Lollard tracts, 15. Jahrh.; 329 Reg. Pecock 'Book of Faith', beschr. von Babington *Pecock's Repressor* I LXVI; 374 Tract on sacraments, Life of Virgin, Seven sins; n. 354 Walter Hilton († 1395) *Scala perfectionis: That þe ynner havyng of mannys sowle*; 305 *Stimulus amoris,* kopiert von Brandeis; 337 Creed etc., 15. Jahrh.; 366 *Nowe the lawe ys layde be clere concience | Ful sylde: covetyse hath dominacion | In every place: Ryȝth hath residence | In town nor fylde*; 61. 223 Bonaventura's Life of Christ, 15. Jahrh.; 367. 352 Mirror of life of Christ, 15. Jahrh., endet *to confusyon of alle false Lollardes,* 1410 von Erzb. Arundel approbiert; n. 43. 60. 322 Predigten 14./15. Jahrh., 322 'by Wickliffe, as I believe'.

n. 181 *Councelis of seynt Ysodre to enforme man, how he schulde fle vicis*; 15. Jahrh. Dahinter Poem; address at a pageant of a Lord Mayor (?) spoken by Apollo (?): *By hym that all dothe embrase | And nothing his presence may compase*; 16. Jahrh.

Berlin. F. Liebermann.

Die Aussprache von ne. *father* und *rather*.

In seinem Aufsatz 'Zur englischen Wortbildungslehre' in dieser Zeitschrift Bd. CIV behandelt Koeppel S. 35 f. auch die Aussprache von ne. *father* und *rather* und erklärt S. 36 das jetzt herrschende [ā] in der Stammsilbe beider Wörter als ein Mischprodukt von [ă] und [ę̄], da das Mittelenglische hier Doppelformen mit [ă] und [ā] besaſs. Dabei hat er jedoch übersehen, daſs ne. [*rāđər*] sehr wohl Anlehnung an das jetzt veraltete *rath* [d. i. *rāþ*[1]] zeigen, also eine Bildung wie *later* zu *late* — neben *latter* — sein kann. Man wird

[1] Die Aussprache wird verschieden angegeben: das neben [*rāþ*] erscheinende [*rād*] ist offenbar durch die Nebenform *rathe* [d. i. *rēd*] beeinfluſst. Vgl. dazu *scath* neben *scathe* [d. i. *skāþ* neben *skēd*]. Wenn die Wörterbücher hier auch neben [ā] noch [æ] als Lautwert angeben, so sind dies wohl nordenglisch-amerikanische Aussprachen, da nicht einzusehen ist, warum *rath* und *scath* anders als z. B. *path* ausgesprochen werden sollten. Wenn *hath* aber meist [æ] hat, so ist daran natürlich die unbetonte Satzform schuld, vgl. *as, has, hast* u. ä. neben *glass, mast.*

Digitized by Google

eben früher, als die Grundformen der heutigen Lautgeltung entstanden, *rather* noch als Komparativ von *rath(e)* empfunden haben!

Doch kann neben dieser Umbildung von *rather* durch den Positiv *rath* sehr wohl die von Koeppel angenommene gegenseitige Beeinflussung der früh-ne. Formen [*rēđər*] und [*rǎđər*] zu Recht bestehen. Es kommt ja öfters vor, dafs die Entstehung einer Form durch mehrere Faktoren zugleich hervorgerufen wird. Und zwar dürfte jene Mischform auf den Einflufs der Doppelformen [*pǣþ*] und [*pǣþ*], die im 18. Jahrhundert noch nebeneinander bestanden und in dem heutigen [*pǣþ*] neben [*pāþ*], [*glǣs*] neben [*glās*] ihre Entsprechung haben, zurückzuführen sein. Ein [*fēđər*] neben [*fǣđər*] konnte offenbar eher durch die Kompromifsform [*fæđər*] ersetzt werden, wenn dabei dem Sprachgefühl solche Paare wie [*pǣþ* — *pæþ*] vorschwebten; eine Zeitlang werden dann die drei Formen [*fēđer* — *fæđer* — *fǣđer*] nebeneinander bestanden haben, bis schliefslich die erste in der Sprache der Gebildeten ausgeschieden wurde und zu einem Provinzialismus herabsank.

Bei *rather* gilt natürlich dasselbe, nur kommt hier noch der von mir angenommene Einflufs von *rath* hinzu. Sollte, wie zu erwarten, bei letztgenanntem Worte die Neubildung [*ræđər*] eher eingetreten sein als bei *father*, so könnte es sogar auf dieses noch einen rein lautlichen Analogieeinflufs ausgeübt und die Entstehung der Form [*fæđər*] beschleunigt haben. Denn darüber besteht doch heutzutage wohl kein Zweifel mehr, dafs die sogenannten 'Lautgesetze' schliefslich auch auf Analogiebildungen mit beruhen, und dafs erst durch das kräftige Wirken der Analogie jene grofsen Gruppen zu stande kommen, die als 'lautgesetzliche Entwicklungen' bezeichnet zu werden pflegen. Es ist gewifs kein Zufall, dafs *flood* und *blood*, die beide mit Labial + *l* beginnen, allein unter den Wörtern auf me. -*ǭd* die stärkste lautliche Entwicklung[1] von *ǭ* > *ū* > *ŭ* > *v* zeigen!

Gotenburg — Kiel. F. Holthausen.

---

[1] Die oft hervorgehobene Ungleichheit in der Entwicklung von me. -*ǭd*, die sich z. B. in *blood* neben *good* und *mood* zeigt, möchte ich auf sociale Einflüsse zurückführen. Wie man heute in derselben Londoner Familie [*rŭm*] neben [*rūm*] und [*plei*] neben [*plai*] als Aussprache von *room* und *play* hören kann, so wird schon im 16. und 17. Jahrhundert die von Grammatikern oft bezeugte konservativere und feinere Sprache des Hofes und der Gebildeten gegenüber der fortschrittlicheren Sprechweise des niederen Volkes gerade in der Wiedergabe des me. *ǭ* vor Konsonanten das ältere [*ū*] festzuhalten gesucht haben, während die grofse Masse dies schon verkürzte. Man hatte somit [*blūd*] neben [*blŭd*], [*gūd*] neben [*gŭd*] u. s. w. Warum einige dieser Neuerungen früh zur allgemeinen Annahme gelangten, andere nicht, entzieht sich unserer Erkenntnis und wird wohl immer dunkel bleiben. Genug, *blood* und *flood* mit der Aussprache [-*ŭd*] kamen so zeitig in Aufnahme, um die Entrundung von [*ŭ*] zu [*v*] mitzumachen, *good* etc. jedoch erst später, als dies Lautgesetz zu wirken aufgehört hatte. *Mood, food* und *rood* endlich behaupteten ihre [*ū*] im wesentlichen bis heute.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Jakob Bächtold, Kleine Schriften. Mit einem Lebensbilde von W. von Arx. Herausgegeben von Theodor Vetter. Mit Porträt und Bibliographie. Frauenfeld, J. Huber, 1899. 330 S. 8.

Am 8. August 1897 starb in Zürich Dr. Jakob Bächtold, Professor der deutschen Litteratur an der Universität und dem Polytechnikum. Ein Herzleiden hatte ihn bestimmt, zwei Jahre vorher die glänzende Berufung nach Leipzig abzulehnen; nun rief ein rascher Tod ihn aus allem Schaffen und von seiner Familie und seinen Freunden ab. Durch eine schwere Jugend hatte er sich durchringen müssen, und bis gegen sein Ende hin waren die äufseren Verhältnisse eng und knapp gewesen. Aber tüchtig und voll Lebenskraft, behaglich und mild, unermüdlich in der Arbeit wie ein froher Geselle nach dem Tageswerk, war er getrost seinen Weg gegangen, den Weg des Schulmannes und des Gelehrten, und als seine Sonne zur Rüste ging, leuchtete sie über ein reiches Erntefeld. Die Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz (1887 bis 1892. S. 687. 244) und Gottfried Kellers Leben (1894 bis 1897) ragen als Bächtolds bedeutendste Arbeiten empor. Jene eine gründliche, quellenmäfsige, anschauliche, fein und mafsvoll urteilende wie darstellende Geschichte des reichen Anteils der Schweiz am deutschen litterarischen Leben. Diese eine schlichte, einfache, aber dabei warmherzige, an die Briefe und Tagebücher G. Kellers sich anlehnende und durch selbst gefundene Thatsachen und reiche Erinnerungen sie ergänzende Lebensgeschichte des grofsen Züricher Poeten. Die volle Beherrschung des Stoffes spricht überall aus dem Text der Litteraturgeschichte. Die Beweise des tiefen Quellenstudiums liegen lehrreich aufgespeichert im Bande der Anmerkungen, aufserdem in einer Reihe einzelner Abhandlungen, die in der trefflichen Bibliographie verzeichnet sind, bei der Frau Rosalie Bächtold, die fleifsige Helferin ihres Gatten, mitgethan, am Schlufs des vorliegenden Gedenkbuches; und nicht zum mindesten in seiner stattlichen Ausgabe des Niklaus Manuel (1878) und in den drei Bänden der

Digitized by Google

Schweizerischen Schauspiele des sechzehnten Jahrhunderts (1890. 91. 93), die er von den Mitgliedern seines deutschen Seminars bearbeiten liefs. Was Bächtold in dem Vorwort zu dem Anmerkungsbande schrieb: 'ich wollte ein lesbares, manchmal sogar ein kurzweiliges Buch schreiben', wird man gern bestätigen. Einen Vorläufer schickte er in den Litterarischen Bildern aus Zürichs Vergangenheit voraus (1883), die aus zwanzig Nummern der Neuen Züricher Zeitung im vorliegenden Buche zusammengestellt sind und des Interesses der Leser sicher sein dürfen.

Das Werk über und von Keller würde, wenn dem rastlosen Arbeiter ein längeres Leben vergönnt gewesen, von einem ähnlichen über Ed. Mörike gefolgt worden sein, dem Bächtold durch die Herausgabe des Briefwechsels mit Hermann Kurz und anderer Inedita treuen Dienst geleistet. Der schöne Artikel Eduard Mörike in der Allgemeinen Deutschen Biographie (1885) zeigt das tiefe Verständnis Bächtolds für den ausgezeichneten Dichter. Auch seine Bemühungen um den unglücklichen Heinrich Leuthold seien nicht vergessen.

Besonders unrecht aber wäre, seines Deutschen Lesebuches für höhere Lehranstalten der Schweiz (Obere Stufen, 1880) nicht zu erwähnen, das mit feinstem pädagogischen Takt, und aus dem vollsten Schatze der Litteratur schöpfend, aus dem gewöhnlichen Geleise der Schullesebücher heraustritt, das deutsche und deutschschweizerische Leben von alter bis zur neuesten Zeit in auserwählten, meist der gemeinen Strafse abliegenden Lesestücken abspiegelt und, alles in allem gesagt, das vorzüglichste Buch jener Gattung ist, deshalb aber auch keine zweite Auflage bis jetzt erlebte. G. Keller nahm an der Entstehung dieses Lesebuches, das wir lieber eine Chrestomathie für das deutsche Volk nennen möchten, lebhaften Anteil.

Kehren wir zu dem Buche, das wir besprechen sollen, zurück, so enthält dasselbe ein warmes, gut ausgeführtes Lebensbild Bächtolds durch einen seiner nächsten Freunde, Walther von Arx, und dann eine Auswahl von Aufsätzen teils litterarhistorischen Inhalts, teils Reiseskizzen, darunter seine Berichte aus dem Französischen Kriege.

Ein gutes Bild Bächtolds, das eine Ahnung giebt von der mächtigen Leiblichkeit des wackeren Mannes, schmückt das saubere Buch.

K. Weinhold.

Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts von Friedrich Seiler. II. Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit. Halle, Waisenhaus, 1900. 223 S.

Als der durch seine litterarischen, insbesondere germanistischen Arbeiten bekannte Verfasser, Professor am Gymnasium zu Wernigerode, im Jahre 1895 mit dem ersten Teile seiner Arbeit hervortrat, welcher die deutschen Lehnwörter bis zur Einführung des Christentums (99 S., 1,50 M.) behandelte, wurde das Werk allseitig mit Freuden begrüfst und günstig beurteilt. Nunmehr endlich vollendet, rechtfertigt es die darauf gesetzten Hoffnungen durchaus. Mit der Stärkung unseres Nationalbewufstseins

Digitized by Google

ist erfreulicherweise ein Wachsen des Interesses für unsere Sprache Hand in Hand gegangen und in weitere Kreise gedrungen. Auch auf den Schulen hat die Pflege der Muttersprache zugenommen und sich vertieft, und es ist anzunehmen, dafs wir auf diesem Wege fortschreiten werden. Dem kommt nun das hübsche Büchlein Seilers entgegen. Denn es trägt nicht in erster Linie einen gelehrten Charakter und wendet sich nicht in erster Linie an Fachleute, sondern es macht durch eine geschmackvolle, allgemein verständliche, fliefsende Darstellung den zunächst etwas spröden Stoff der deutschen Wortforschung, aus dem es ein wertvolles Kapitel auswählt, dem Gebildeten überhaupt mundgerecht, erweitert seinen Gesichtskreis und vertieft sein Verständnis der Muttersprache. Insofern eignet es sich also vortrefflich zur Lektüre für unsere Primaner und Studenten und sollte in keiner Gymnasialbibliothek fehlen. Aber auch jeder Lehrer, selbst der Fachmann wird es mit Genufs und Förderung lesen, weil er den Gegenstand sonst nirgends so bequem und unterhaltend an seinem Geiste vorüberführen kann.

Mehr denn achthundert Wörter hat der Verfasser aus unserem Sprachschatz aufgelesen (ein Verzeichnis am Schlufs erleichtert die Auffindung des einzelnen), welche ihm ursprünglich nicht angehören, sondern, von Ost und Süd und West entlehnt, durch Umgestaltung, Verarbeitung und Neuprägung ihm einverleibt worden sind. Der Verfasser hat sie bis zu ihrem Ursprung verfolgt und ihr erstes Auftauchen festzustellen versucht, was natürlich nicht selten mit grofsen Schwierigkeiten verbunden und nicht immer ganz zweifellos auszumachen war. Der Gesichtspunkt aber, unter dem er sie ordnete, war ihm die Kulturgeschichte, von der sie Zeugnis ablegen. So weit wir sehen, hat er sich alle wichtigen Vorarbeiten und Hilfsmittel zu nutze gemacht, so dafs man sagen mufs, dafs das Werk auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung steht. Der Boden ist freilich glatt; trotz der vielen in letzter Zeit herausgekommenen deutschen Wörterbücher, welche Fachleute zu Verfassern haben, bleibt hier noch manches Fragezeichen. Seiler läfst sich mit Recht in keine Polemik ein, wenn er auch hier und da auf abweichende Ansichten hindeutet. Bisweilen möchte man freilich gern sehen, was ihn bewogen hat, von der landläufigen Auffassung abzuweichen, z. B. Fibel zu Bibel und nicht zu fibula zu stellen. Aber er mufste sich eben seinem Zweck entsprechend beschränken. Vielleicht fügt er bei einer neuen Auflage Anmerkungen hinzu, in denen er sich mit anderen Meinungen auseinandersetzt.

Wir befinden uns bekanntlich jetzt wieder einmal in einer Periode der Sprachreinigung. Gewifs ist das Bestreben berechtigt, entbehrliche Fremdwörter, d. h. solche, für die wir einen guten Ausdruck haben, zu vermeiden, auch etwa ein eingebürgertes Fremdwort durch eine gute Neubildung zu ersetzen. Allein blinder Eifer schadet auch hier. Die lebendige Sprache kann des fremden Gutes nicht durchaus entraten, und wenn wir sehen, wie sie sich in den Jahrhunderten bereichert hat, wie viele fremde Worte sie sich völlig zu eigen gemacht hat, oder umgekehrt anschaut, wie viele gute deutsche Wörter, denen heute niemand mehr den

Digitized by Google

fremden Ursprung ansieht, wie Butter, Bier, Stiefel, Speise, nüchtern u. a., ursprünglich nicht auf heimischem Boden gewachsen sind, so wird man eben durch solche Vertiefung des Verständnisses vorsichtiger werden. Seiler sagt daher mit Recht: 'Die jetzt herrschende Richtung auf möglichste Ablehnung alles fremden Sprachgutes ist der Grund, warum es mir gerade heutzutage zeitgemäfs scheint, die deutschen Lehnwörter in ihrem kulturgeschichtlichen Zusammenhange vorzuführen und so wieder einmal darauf hinzuweisen, wie wenig spröde wir uns seit den ältesten Zeiten fremdem Kultur- und Sprachgute gegenüber verhalten haben, welch ungeheure, nicht hoch genug zu schätzende Bereicherung unsere Sprache durch die Aufnahme fremder Ausdrücke erfahren hat, und endlich, welche Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis diese Lehnwörter zugleich für den Kulturhistoriker bilden.'

Der Stoff ist in vier Kapitel gegliedert. Das erste behandelt die kirchliche und gelehrte Bildung, und zwar die Übersetzung kirchlicher Ausdrücke, kirchlicher Amtsbezeichnungen, Gebäude (zu S. 13 *Kápelli* erinnere ich an das *Käpelle* bei Würzburg. *Altar* mit dem Ton auf der ersten Silbe scheint mir neue Entlehnung und Verdeutschung, da es mhd. schon *alter* heifst), Geräte etc. Ferner Lesen und Schreiben, Schule, Urkunden, Blumen, Kräuter, Öl und Butter, Kuchen, Fische und Geflügel, Bier, Küche und Keller, Baukunst, Bekleidung, eingeführte Waren, Tiere; biblische, musikalische, medizinische Ausdrücke, Verwaltung, Recht und Verkehr. Es wird überall gezeigt, wie die einzelnen Dinge und Begriffe zu uns gekommen und mit ihnen das Wort, das alsbald ergriffen und, je nach der Verbreitung des Gegenstandes selbst schneller oder langsamer, zum deutschen Eigentum gemacht und der deutschen Zunge entsprechend umgestaltet wird. Bald ist es volkstümliche Entlehnung des gehörten Wortes, also durch das Ohr, bald gelehrte, durch Schrift und Auge. Merkwürdig sind die Fälle, wo das fremde Wort aufgenommen wird, obwohl ein einheimisches vorhanden ist, wie bei Butter, Bier. Als Gründe vermutet Verf. in meist einleuchtender Weise die gleichzeitige Einführung einer Verbesserung in der Herstellung oder eine bis dahin in Deutschland unbekannte kulturelle Verwendung des Gegenstandes. Wo auch dies nicht nachweisbar, wie bei der Aufnahme des Fremdworts *Insel* neben *Werder* und *Aue*, sieht er die Ursache in dem Bedürfnis schärferer Unterscheidung der Begriffe, welche bei steigender Kultur notwendig wurde. 'Liegt es doch im Wesen der Sprachentwickelung, aus dem Allgemeinen und Unbestimmten zu immer genauerer Begriffssonderung und gröfserer Bestimmtheit vorzuschreiten. Daher entlehnten die Germanen, vielleicht ebenfalls schon in vorchristlicher Zeit, von den romanischen Nachbarn, welche zwischen Insel, Halbinsel, Strand, Wiesenland, Wasser u. s. w. auch in der Sprache längst scharf unterschieden, das Wort Insel. Diese Entlehnung dürfte am Niederrhein erfolgt sein, wo ja die Wasser- und Inselverhältnisse von besonderer Wichtigkeit für die Bewohner des Landes sind.'

Das II. Kapitel führt uns die Lehnworte vor, welche durch das Rittertum und den Verkehr mit dem Orient aufgenommen worden sind.

Digitized by Google

Hier treten wir zunächst auf bekannteren Boden und lassen alles, was wir dem ersten französischen Einflufs verdanken, in buntem Wechsel an uns vorüberziehen, die Ausdrücke des höfischen Lebens mit seinen Kampfspielen, mit Jagd und Tanz, Festen und Kriegen. Es folgen die italienischen Entlehnungen in Küchen- und Gewerksworten, griechische Handelsausdrücke und Orientwaren. Wir nehmen wahr, dafs die Deutschen die orientalischen Kulturgüter fast ausschliefslich durch romanische Vermittelung kennen lernten; denn 'von keinem einzigen Lehnworte dieser Periode (arabischem, persischem u. a.) läfst sich nachweisen oder auch nur wahrscheinlich machen, dafs es unmittelbar aus einer orientalischen Sprache ins Deutsche gelangt sei.' Am Schlufs dieses Kapitels wird dann die deutsche Seemannssprache im Zusammenhange behandelt.

Das folgende betrachtet das angehende Mittelalter, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert, in denen zwar noch manche weiteren Wörter aufgenommen, neue Quellen der Kultur aber nicht erschlossen worden sind. Das IV. Kapitel endlich wirft den Blick auf die Schätze, welche uns von den halbcivilisierten Völkern des Ostens, Slaven und Magyaren, gekommen sind, wie Kürschner, Dolmetsch, allerlei was mit Fuhrwesen und Pferden zusammenhängt, auch einige Tiere, Blumen und wenige Nahrungsmittel.

So kehren wir endlich nicht nur unterrichtet, sondern auch erbaut und erfreut von dem Spaziergang zurück, den wir an der Hand des kundigen Verfassers durch den wilden Hag der Lehnwörter gemacht haben. Selbstverständlich ist da manche Unterweisung zweifelhaft und anfechtbar. Aber wir enthalten uns hier der Polemik, wo es uns besonders darauf ankam, das nützliche Werk dem Deutsch- und Geschichtslehrer zu empfehlen, für den es der Verf. eigens bestimmt hat.

Friedenau. Karl Kinzel.

Richard M. Meyer. Die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. (A. u. d. T. Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung. Herausgegeben von Paul Schlenther. Band III.) Berlin, Georg Bondi, 1900. XX u. 966 S. gr. 8. M. 10,—; geb. M. 12,50.

Kaum ein anderes wissenschaftliches Buch aus der jüngsten Vergangenheit hat eine so verschiedenartige Aufnahme und Beurteilung gefunden wie das vorliegende. Von der lobpreisenden Anzeige in der 'Neuen Deutschen Rundschau' bis zu den grimmig scharfen Angriffen von Ad. Bartels in der 'Heimat' dürften so ziemlich alle möglichen Zwischenstufen von Lob und Tadel in den bisherigen Besprechungen — und deren sind nicht wenige — vertreten sein. Da eine erhebliche Zahl der Kritiker ernste, kenntnisreiche Vertreter der Wissenschaft sind und selbst da sich grelle Widersprüche in der Auffassung finden, so wird man den Grund für diese merkwürdige Erscheinung wohl etwas tiefer als an der Oberfläche zu suchen haben. Er dürfte darin liegen, dafs hier wie in den übrigen Bänden des grofsen Sammelwerkes der Versuch unternommen ist, Ent-

Digitized by Google

wickelungen geschichtlich zu betrachten, die noch nicht geschichtlich geworden sind, in denen vielmehr die Gegenwart noch mitten inne steht, an deren Strömungen und verschiedenen Richtungen sie noch den hervorragendsten persönlichen Anteil nimmt. Selbstverständlich ist es bei solchem Versuche, daſs der Unternehmer nicht kalte, strenge Objektivität beobachten kann; geschähe es, so ergäbe sich wahrscheinlich nicht viel mehr als eine langweilige, bedeutungslose Aufzählung von einzelnen Thatsachen. Daſs also der betreffende Verfasser subjektiv vorgeht, daſs er einer bestimmten Richtung angehört und diese demgemäſs verficht, wobei ja entgegengesetzte Ansichten keineswegs einfach totgeschwiegen zu werden brauchen, ist nur natürlich und notwendig; ebenso natürlich ist die Folge, daſs die Anhänger derselben Richtung sein Werk anerkennen, die Gegner aber je nach dem mehr oder minder scharfen Gegensatze, in dem sie zu ihm stehen, bald mehr bald weniger heftig dagegen sprechen. Mit dieser Lage der Dinge hängt es auch in unserem Falle zusammen, daſs die Urteile der Zeitungen und Zeitschriften, die bestimmten Bestrebungen dienen, in der Regel einseitig verfahren, während wissenschaftliche Blätter, für die allerdings möglichste Unbefangenheit und Sachlichkeit der Kritik erste Pflicht ist, vorsichtiger zu Werke gehen und im genaueren und einzelnen wirkliche Vorzüge und Nachteile abzuwägen versuchen. Auf diesen letzteren Standpunkt wollen sich auch die folgenden Ausführungen stellen, die sich weniger mit der allgemeinen Tendenz des Buches als mit seinem Aufbau, der künstlerischen Form und den dargebotenen Thatsachen beschäftigen werden.

Nicht bloſs Wustmann hat die Forderung aufgestellt, daſs bei einem Buche ebensosehr der Form wie dem Inhalt gebührende Beachtung zu widmen sei; R. M. Meyer vertritt in seinem vorliegenden Werke selbst höchst entschieden den Satz vom harmonischen Verhältnis zwischen Inhalt und Form, und das Fehlen dagegen tadelt er mehrfach scharf. Um so mehr ist es daher zu verwundern, daſs er ihn bei der Anordnung und Verteilung des Stoffes so ganz auſser acht gelassen hat. Mag man immerhin des neunzehnte Jahrhundert — trotz der Bedenken, die sich gerade in litterargeschichtlicher Hinsicht dagegen erheben können — für sich als Einheit auffassen. Das ist noch zu begreifen und obendrein ja durch den Plan der Sammlung gegeben; aber die von Meyer eingeschlagene Kapiteleinteilung nach Jahrzehnten erscheint geradezu unverständlich und als eine grausame Willkür gegenüber der thatsächlichen geschichtlichen Entwickelung. Im einzelnen das darzulegen ist nicht notwendig; es genügt die Bemerkung, daſs der Verfasser selbst das Gewaltsame und Peinliche seines Verfahrens empfunden und gelegentlich, z. B. im Eingange des zweiten Kapitels darauf aufmerksam gemacht hat. Hätte er nun das Kunststück fertig gebracht, diese wenn auch verfehlte Einteilung streng einzuhalten, so wäre das jedenfalls anzuerkennen; in der Einleitung zwar heiſst es, es sollen ‘die jedesmal frisch auf den Plan tretenden Kämpfer und Eroberer der Reihe nach’ betrachtet werden, und für die Besprechung der Autoren selbst solle die Chronologie ihrer Geburtstage maſsgebend

Digitized by Google

sein (S. 6). Doch in der Ausführung ist dieser schöne Grundsatz leider nicht durchgehends befolgt. Beweise dafür sind zahlreich; hier nur wenige: Gerstäcker, der erst in den vierziger Jahren hervortritt, steht im dritten Kapitel, wie auch Alexis, der erst 1832 mit 'Cabanis' seine Laufbahn beginnt. Im fünften Kapitel (1840 bis 1850) finden wir z. B. F. W. Weber, dessen 'Dreizehnlinden' und 'Gedichte' doch erst sehr viel später erschienen, und von Fontane erzählt Meyer selbst, dafs er in jener Zeit noch ganz unbekannt war. Im sechsten Kapitel sind bei der Besprechung des historischen Romans eine ganze Anzahl viel jüngerer Schriftsteller angereiht, und ebenso begegnet man da (S. 579) den Gelehrten Ratzel, Adolf Harnack, K. Lamprecht, von denen die beiden letzten in jenem Jahrzehnt erst geboren wurden. (Für mehr Belege hierfür vgl. die lange Liste von Ad. Bartels in der 'Heimat' I, 2, S. 75—77.) Ein weiterer Mifsstand ergiebt sich aus diesem Verfahren. Während bei den weitaus meisten Autoren die Behandlung zusammenhängend dort geboten ist, wo sie zum erstenmal begegnen, wie z. B. Grillparzers vollständig im zweiten Kapitel, ist bei einigen, so etwa bei Sudermann und Hartleben, eine nach den Dichtungsgattungen sich richtende Teilung eingetreten, die zwar erklärlich, aber nicht schön ist. Endlich führt die gewählte Anordnung oder vielmehr noch ihre Verletzung oder allzu lockere Anwendung zu einer bedenklichen Ungleichmäfsigkeit. Nach Meyers Buch müfste man glauben, das Jahrzehnt von 1840 bis 1850 sei das bedeutendste oder zum mindesten das fruchtbarste in der Litteratur unseres Jahrhunderts; es ist mit 264 Seiten das umfangreichste des ganzen Werkes. Andererseits erscheint das erste Kapitel mit 32 Seiten äufserst dürftig. Dieses Verhältnis ist nicht richtig; es kommt aber dadurch heraus, dafs in dem fünften Kapitel eine Menge von Dichtern untergebracht sind, die, wenn auch das eine oder andere Werk von ihnen bereits in diesem Zeitraum erschien, doch im eigentlichen Sinne einer anderen Epoche angehören, und dafs das für unsere Litteratur so hochbedeutende erste Jahrzehnt mehr als Abschlufs der Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts aufgefafst und darum absichtlich kürzer behandelt ist. Ad. Bartels nennt diese Thatsache schlechthin eine geschichtliche Fälschung; das ist sicherlich zu scharf und hart ausgedrückt; aber dafs man dadurch ein schiefes und in manchen Punkten verzeichnetes Bild unserer Litteraturentwickelung erhält, wird sich nicht abstreiten lassen.

Jede andere Anordnung hätte m. E. vor der nach Jahrzehnten den Vorzug verdient, mochte sie sich nun nach natürlichen Gruppen richten oder nach der politischen und socialen Geschichte — ein Princip übrigens, dessen Wichtigkeit und Richtigkeit Meyer selbst erkannt und sogar unter der Hand in Vermischung mit dem seinigen angewandt hat — oder nach führenden Geistern oder allenfalls auch nach Landschaften.

Für die Schönheit eines Buches ist der Stil von gröfster Bedeutung; sind doch glücklicherweise die Zeiten vorbei, wo es ein Vorrecht der Gelehrten war, ein möglichst verworrenes Kauderwelsch zu schreiben, und wo es ihnen fast als Schmach galt, für Laien verständlich zu sein. Meyer hat seine bekannte stilistische Gewandtheit, seine Herrschaft über die

Digitized by Google

Sprache auch in diesem Buche mit vollem Erfolge zur Geltung gebracht. Indessen sind doch einige Wendungen und Fügungen stehen geblieben, die man lieber nicht sähe. Wenn manches davon hier angeführt wird, so geschieht dies nicht aus Nergelei, sondern in Vertretung der Überzeugung, dafs gerade bei solch hervorragenden Werken, die auf gröfste Verbreitung rechnen und Geschmack und Belehrung in die weitesten Kreise zu tragen bestimmt sind, alles, auch Einzelheiten und Äufserlichkeiten, richtig, schön und gut sein sollte. — Mehr oder weniger verunglückte oder unschöne bildliche Ausdrucksweisen: der Vergleich der jüngeren romantischen Schule mit dem 'locker gefügten Sternhaufen' (S. 11) leidet vor allem darunter, dafs das Bild nicht festgehalten wird. — S. 45 heifst Prinz Pückler 'der leibhafte Weltdurchbummler mit den litterarischen Siebenmeilenstiefeln'. — S. 153. Dafs 'die emancipierte Frau der dreifsiger Jahre in langem Reitkleid, die Cigarette im Mund, auf stolzem Rofs, ein schmerzlich-blasiertes Lächeln um den Mund, durch die Romane von Gutzkow und Laube sprengt', klingt etwas kühn. — S. 293 werden Bühnenmenschen 'Fernrohre in der Welt der Geheimnisse' genannt. — S. 349 steht: 'In der Luft, die die württembergische Verfassungsfrage erfüllte, wuchs er auf.' — S. 553: 'So weist Nero in gemütlichster Anatomie seine Eingeweide vor; und ebenso behaglich viviseciert Ahasver sich selbst.' — S. 765 wird die schon vorher einmal gebrauchte Formel, dafs ein Mensch selber mehr 'Gedicht' als 'Dichter' sei, in unerträglicher Weise weiter ausgeführt: Hermann Bahr ist 'eine formgewandte Elegie mit witzigen eingelegten Pointen, ein immer von neuem überraschendes Gedicht von Heine.' — Sprachliche Härten: S. 112 ist Gutzkows Anekdote in einer indirekten Rede mit unmöglicher Wortstellung wiedergegeben. — S. 335 ist 'trotz' gleichzeitig mit einem Dativ und einem Genitiv konstruiert. — S. 348: Die Wendung 'auf kurz' statt 'auf kurze Zeit' ist ganz ungebräuchlich. — S. 827 und 828: 'Die um (Arent und) Bleibtreu'; diese Nachbildung der griechischen Konstruktion οἱ μετά τινος ist nicht zu billigen. — S. 867 ist in dem Satze 'Johannes verkündet ... die Hoffnung der neuen Zeit — Ibsens, Nietzsches, so vieler unter den Besten Messiasglauben' Sinn und grammatische Beziehung des letzten Teils erst nach einigem Nachdenken herauszubekommen. — Nicht schriftgemäfs erscheinen folgende Wendungen: 'Unerlaubt papierner Stil' (S. 191), 'unsinnig dicke Bücher' (S. 524), ein 'fürchterlich Lindauscher Schlufseffekt' (S. 859). — — Geziert klingt S. 485 '... bis sein Tod ein Trauertag für Deutschland wurde.' — — Wiederholungen: 'Die ungeborenen Kinder' der Autoren des jungen Deutschland finden wir S. 214 und 223, den 'glänzenden Essay' von G. Brandes über Heyse S. 610 und 611. — — Der Gebrauch unnötiger Fremdwörter, wie Ambition, Versatilität, Affektation, debütieren u. a. konnte eingeschränkt werden, und die Erläuterung einer schon genau beschriebenen Bühnenfigur durch den selbst der Erklärung bedürftigen und in Deutschland gewifs herzlich wenig bekannten Pariser Theaterausdruck 'rastaquouère' nimmt sich gar etwas merkwürdig aus.

Digitized by Google

Zu dem sachlichen Inhalt des Buches sei auch noch einiges bemerkt. Auf die Knappheit des ersten Kapitels wurde schon hingewiesen; bei der Fülle des verfügbaren Raumes und mit Rücksicht auf die gegebene zahlenmäfsige Einheit des Jahrhunderts wäre es gewifs wünschenswert gewesen, Schillers letzte Dramen im Zusammenhange, Goethe ausführlicher zu behandeln, wenngleich auch beide Dichter tief im achtzehnten Jahrhundert wurzeln. Auch die Romantik hätte vielleicht noch eingehender betrachtet werden können. So wäre etwa, wie wir es später bei modernen Bestrebungen finden, eine unmittelbare, eigene Definition des Begriffes 'Romantik' hübsch und lehrreich gewesen, und nähere Ausführungen über das merkwürdige Nebeneinandergehen nationaler und internationaler Gesinnung, über die Vertiefung in die altgermanische, über die Eröffnung der romanischen Litteratur, über die bis zum höchsten gesteigerte Freude an eigener Individualität, wie dies letztere Riccarda Huch so treffend geschildert hat, vermifst man nicht gern. Von Arndt hätten noch andere Prosaschriften Erwähnung verdient. Görres wird gut, aber allzu kurz und allgemein charakterisiert; keines seiner Werke wird genannt, und doch haben sie ihre eigene Bedeutung, wie 'die teutschen Volksbücher', 'Lohengrin', die gewaltige Streitschrift 'Athanasius', 'der rheinische Mercur'. Bei Kleist fehlt wieder die genügende Betonung des Nationalitätsgefühls in ihm, wie es aufser in den Dramen auch in der Lyrik und den politischen Aufsätzen sich ausprägt. Fouqués 'Held des Nordens' war erwähnenswert als erstes Nibelungendrama nach Hans Sachs. Bei Rückert fehlen die 'Geharnischten Sonette'. Kopisch ist mit vier Zeilen abgethan, und statt 'Anekdotendichter' dürfte man ihn wohl besser einen wirklichen Dichter des Volkslebens, des heimischen wie fremden, nennen. Zu scharf und absprechend scheinen mir u. a. beurteilt Gutzkows Lustspiele, Jordan, Scheffel, Schack. Bei manchen Personen finden sich Bemerkungen, die, gleichviel ob sie Tote oder Lebende betreffen, wie beleidigend klingen, so wenn von W. von Humboldts 'geistreichem Altweibergesicht' gesprochen wird (S. 46), oder die Auslassungen über Stahr (S. 237), Bodenstedt (und Geibel) S. 508, Greif S. 520. Auch der Ausdruck 'Meiningerei' (S. 537) erscheint wegen seines verächtlichen Sinnes ungerecht. — Endlich seien noch ein paar Versehen berichtigt. S. 21: Arndts 'Geist der Zeit' erschien nicht 1807, sondern 1805 [richtig in den Annalen]; S. 538: Dahn stammt aus Hamburg, nicht aus München; S. 546: H. Lorms eigentlicher Name steht nur im Register, nicht im Text; S. 558: O. Linke ist im Text, nicht im Register, fälschlich mit *ck* gedruckt, geboren ist er 1854 (nach Kürschner), nicht 1853; S. 738: J. Harts 'Homo sum' erschien 1890, nicht 1888. — Über die Auswahl und Beurteilung der Schriftsteller der Gegenwart und ihrer Werke — etwa über die ungemeine Hochschätzung von H. Böhlaus 'Rangierbahnhof' — werden und können die Meinungen sehr auseinandergehen; für Meyers Verhältnis zur jüngsten dramatischen Dichtung, als deren glänzendsten Vertreter er G. Hauptmann hinstellt, dürfte wohl schon das Erscheinen seines Werkes in der von P. Schlenther herausgegebenen Sammlung einen Richtpunkt angeben.

Digitized by Google

Doch ehe wir schliefsen, ist es noch unsere Pflicht, nach diesen fast allzu reichlich ausgefallenen Ausstellungen — um nicht eine falsche Vorstellung von dem wirklichen Werte des Buches zu erwecken — seine unleugbaren, zahlreichen und hervorragenden Vorzüge zwar kürzer, aber um so nachdrücklicher hervorzuheben; denn diese überwiegen die hier angeführten, aufser der Anordnung doch meist nur Kleinigkeiten und Einzelheiten betreffenden Mängel entschieden und bedeutend. Da ist zunächst die ungemeine, ja reichlich bekannte Belesenheit und Gelehrsamkeit des Verfassers zu rühmen, deren Spuren man allenthalben wahrnehmen kann. Dazu kommt der im allgemeinen durchaus glatte und ansprechende, ja zum Teil glänzende Stil, und die ausgesprochenen Urteile und ihre Begründung, die dargebotenen Analysen von Dichtungen und Charakteren wird man immer mit Anteilnahme lesen, auch wenn man nicht in der Lage ist, ihnen beizustimmen. Ferner ist es sehr zweckmäfsig, dafs Meyer in den Eingängen der Kapitel, gelegentlich auch im Innern, den allgemeinen politisch-, social- und kulturgeschichtlichen Charakter der behandelten Abschnitte in grofsen Zügen skizziert, daneben auf die bildende Kunst, Musik und Wissenschaft lehrreiche Blicke wirft, öfter auch vergleichend auf bedeutende Erscheinungen des Auslandes hinweist. Auch die zusammenfassenden Rückblicke am Schlufs der Kapitel sind meist ausgezeichnet. Einzelne Dichter sind in ganz musterhafter, fast monographischer Form behandelt, so vor allem seine ausgesprochenen Lieblinge Keller und Fontane, doch auch sonst sind wohlgelungene Darstellungen nicht selten, so besonders bei E. Th. A. Hoffmann, Heine, Platen, Grillparzer, Raimund, Auerbach, H. Böhlau u. v. a.

Als Gesamturteil möchte ich folgendes aussprechen: Das Buch schlechthin als gut oder nicht gut zu bezeichnen, ist unmöglich. Es enthält eine Fülle von trefflichen, geistvollen, zutreffenden Ausführungen und Urteilen, denen auf der anderen Seite auch einige Mängel und Einseitigkeiten gegenüberstehen. Es ist ein höchst beachtenswertes, anregendes, belehrendes und um so wertvolleres Werk, als es aus unmittelbarem, lebendigem Zusammenhange mit der Gegenwart hervorgegangen ist. Stets wird man sich mit ihm abzufinden haben, doch darf man es nicht bedingungslos und ohne Kritik als Führer und Vorbild hinnehmen.

Breslau. H. Jantzen.

Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, mit Anmerkungen und Glossar herausgeg. von Elis Wadstein. Norden und Leipzig, Soltau, 1899. (Niederdeutsche Denkmäler, herausgeg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung, 6.) XV, 250 S.

Es war ein dringendes Bedürfnis der Wissenschaft, jedem Forscher auf dem Gebiete der niederdeutschen Sprachgeschichte stärker und stärker fühlbar, die seit Heynes dankenswerter Sammlung erheblich vermehrten kleineren Sprachdenkmäler des Altsächsischen aufs neue in gesicherten und zuverlässigen Texten mit den notwendigen kritischen und lexika-

Digitized by Google

lischen Beigaben in einer bequemen Ausgabe zu vereinigen. Als 1894 Gallées Edition erschien, zwar ohne Lexikon, jedoch durch einen Atlas mit Faksimilenachbildungen der wichtigsten Handschriften bereichert, durfte man zunächst glauben, dafs hierdurch dem besagten Bedürfnis abgeholfen sei. Es stellte sich indessen heraus, dafs seine Texte gänzlich unbrauchbar waren, indem nicht nur Druckfehler wie Sand am Meere sie entstellen, sondern, was noch schlimmer ist, falsche Lesungen in grofser Zahl durch die Schuld des Herausgebers in sie hineingekommen sind, und dafs diese Thatsache eine neue Vergleichung der Handschriften und einen neuen korrekteren Abdruck derselben nötig machte; das hat eingehend Steinmeyer in seiner ausführlichen Recension des Buches (Anz. f. d. Altert. 22, 266) dargethan, und es wurde jedem deutlich, der mit Gallées Texten arbeitete und auch nur auf die beigegebenen Faksimilia und frühere Abdrücke zurückging. Die vollständige Liste dieser Fehler Gallées übersieht man jetzt am besten in den kritischen Noten, die der neueste Herausgeber seinen Texten beigegeben und in denen er alle Abweichungen der älteren Ausgaben sorgsam verzeichnet hat. Diesem peinlichen Zustande einer gänzlich unzulänglichen Lösung jener dringenden Aufgabe hat Wadsteins Edition nun ein definitives Ende gemacht. Sie darf im ganzen als eine musterhafte Leistung philologischer Akribie im engeren Sinne bezeichnet werden. Da es sich bei der Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Denkmäler um Glossen, also um mehr oder weniger isoliert überlieferte Worte handelt, so war naturgemäfs peinlichste Genauigkeit und nüchterne, vorurteilsfreie Betrachtung des rein Textlichen das erste und Haupterfordernis ihres Herausgebers; beide Eigenschaften besitzt Wadstein, wie sein Buch zeigt, in hervorragendem Grade. Weniger dagegen scheinen seine Begabung und Schulung in der Richtung auf litterarhistorische Fragen ausgebildet, wie sie sich an die wenigen zusammenhängenden Denkmäler anknüpfen lassen, die wir in altsächsischer Sprache haben; hier begnügt er sich mit einer knappen und klaren Wiedergabe der bisher vorgetragenen Anschauungen und führt diese nur in den Fällen selbständig weiter, wo das durch textkritische Erwägungen oder Beobachtungen nahegelegt wurde, während er eine selbständige kritische Besprechung jenen älteren Ansichten auch da nicht zu teil werden läfst, wo dieselbe notwendig war. Auf diesem Gebiete sind seine Anmerkungen zu den Texten mannigfacher Ergänzung fähig und bedürftig, soweit zusammenhängende Stücke in Betracht kommen. Vortrefflich und wertvoll ist dann wieder das am Schlufs beigefügte ausführliche Glossar, das, wie ich mich durch Stichproben überzeugt habe, nicht nur sehr vollständig, sondern auch von Zahlenfehlern frei ist.

Ich gehe im folgenden die einzelnen Denkmäler der Reihe nach durch, indem ich wichtigere neue Resultate Wadsteins bespreche und eine Anzahl eigener Bemerkungen anknüpfe; am Schlufs füge ich dann noch eine kurze kritische Betrachtung über das Glossar an. Meine drei im folgenden ein paarmal citierten Aufsätze mit dem Titel 'Saxonica' bilden die ersten Nummern einer längeren Reihe altsächsischer Einzelstudien und

Digitized by Google

werden demnächst in den Beiträgen von Paul und Braune den Fachgenossen vorgelegt werden.

Die erste Gruppe wird von den zusammenhängenden Denkmälern gebildet. 1) Taufgelöbnis. Mit ihm beschäftigt sich der erste Artikel meiner 'Saxonica'. Kirchenhistorische Erwägungen führen ebenso wie die Geschichte des Codex auf Mainz als Heimatsort des Denkmals, wo es für das ingwäonische Ostfalen im dortigen Dialekt aufgezeichnet wurde; so erklärt sich der Sprachcharakter, während andererseits der ingwäonische Südostwinkel Sachsens zum Mainzer Missionssprengel gehörte. Zeitlich hat man das Denkmal wohl etliche Decennien zu hoch hinaufgerückt. Die Interpolation in der dritten Antwort der Abschwörungsformel war ursprünglich eine Randglosse zur ersten und wurde vom Schreiber mifsverständlich und durch einen Fehler entstellt der dritten angehängt. Scherers Hypothesen über das Alter und die Fuldaer Heimat sind abzulehnen. Die Konzilienzahlen hätte Wadstein nach Hauck geben sollen, wie überhaupt ein Hinweis auf dessen Kirchengeschichte erwünscht gewesen wäre. — 2) Gernroder Psalmenkommentar. Die stark verstümmelten Überreste dieses wichtigen Denkmals haben durch Wadsteins neue Kollation entschieden ein authentischeres Gesicht erhalten, und auch in seiner Rekonstruktion beweist er hervorragendes Geschick, so dafs es kaum möglich sein wird, über das hier Gewonnene hinauszugelangen. In der Heimatsfrage scheint der Herausgeber Koegel beizustimmen, der die Fragmente im äufsersten Westen des sächsischen Sprachgebietes lokalisiert; schon Heyne hatte sie nach Werden verlegt. Ich suche im zweiten Artikel meiner 'Saxonica' Koegels sprachliche Argumente sämtlich als nichtig zurückzuweisen; meiner Ansicht nach ist Halberstadt die Heimat des Denkmals, eine Annahme, zu der sowohl der Dialekt, soweit er überhaupt Verwertbares bietet, als die litterarischen Verhältnisse des dortigen Bistums stimmen. Was ich an Wadsteins Rekonstruktion des Textes im einzelnen auszusetzen habe, ist ebenfalls dort ausgeführt. Die Quellenfrage ist über Heynes und Steinmeyers Nachweise hinaus noch nicht weiter vorgedrungen: vielleicht haben wir es doch mit einer originellen Kompilation und nicht mit einer direkten Übersetzung einer lateinischen Vorlage zu thun. — 3) Essener Beichtspiegel. Anknüpfend an Koegels Nachweis, dafs die Handschrift in ihrem vordersten Teile aus Essen stammt, zeigt Wadstein auch für den letzten, der unser Denkmal enthält, dafs dabei an ein Frauenkloster gedacht worden, also auch er in Essen geschrieben ist. Jostes' Versuch, die Essener Handschriften in Hildesheim zu lokalisieren, wird mit Recht als mifslungen zurückgewiesen, während seine sachlichen Erläuterungen dankenswert und wichtig sind. Mit der Erklärung einer Anzahl von Stellen beschäftigt sich der dritte Artikel meiner 'Saxonica', in dem ich zugleich gegen einzelne lexikalische Behauptungen Koegels polemisiere. In der Litteraturübersicht hätte noch auf Jakob Grimms Kleinere Schriften 5, 125 und auf Wilmanns' wichtige Bemerkungen in den Gött. Gel. Anz. 1893 S. 539 hingewiesen werden sollen. Neben Wasserschlebens älterem Werke über die Poenitentialien

Digitized by Google

ist jetzt auch Schmitz, Die Bufsbücher und das kanonische Bufsverfahren (Düsseldorf 1898), zu berücksichtigen. — 4) Homilie Bedas. Auch dies Denkmal gehört, wie Koegel gezeigt hat, nach Essen und nicht nach Hildesheim; vgl. im übrigen den dritten Artikel meiner 'Saxonica'. — 5) Segen gegen *spurihelti* und Würmer. Gallées Annahme, dafs der erste Segensspruch wegen der Form *hers* in die Gegend von Münster gehöre, jedenfalls aber in die Nachbarschaft des Friesischen (vgl. Richthofen, Altfries. Wörterb. S. 797 a), könnte eine Stütze auch an den Oxforder Vergilglossen finden, die gleichfalls *wîhhers* bieten; denn auch diese Handschrift stammt aus Münster (vgl. Wadstein S. 151). — 6) Abecedarium nordmannicum. Durch die neue Lesung *is themo* statt *ist himo* ist die sprachliche Auffassung des Denkmals wesentlich vereinfacht. Jostes' Hinweis auf einen nach Ostfalen weisenden Kalender in der Handschrift ist wertlos, da sie aus ursprünglich getrennten Teilen besteht und dieser Kalender einem anderen Teile als unsere Merkverse angehört. Für Wilhelm Grimms Runenabhandlung war der Neudruck in den Kleineren Schriften 3, 111 mit zu citieren. — 7) Essener Heberegister. — 8) Werdener Heberegister. Nur das kurze rein deutsche Stück ist abgedruckt, eine neue Ausgabe des Ganzen von Dr. Kötzschke wird als in Vorbereitung befindlich angekündigt. — 9) Freckenhorster Heberegister. Unsere Münstersche Handschrift dürfte trotz Jostes' Verdacht, dafs die Urkunde Erphos von Münster von 1090 eine Fälschung sei (der diplomatische Nachweis dafür ist noch nicht geliefert), in das Ende des elften Jahrhunderts gehören. Die verschollene Handschrift Kindlingers soll nach einer Vermutung Ilgens gar nicht existiert haben, Fischers Abdruck vielmehr auf der Münsterschen beruhen: demgegenüber weist Wadstein aus den Varianten nach, dafs wir doch wohl das ehemalige Vorhandensein einer zweiten, altertümlicheren Niederschrift anzuerkennen haben. Vielleicht kommt sie durch einen glücklichen Zufall doch noch einmal wieder ans Tageslicht.

Die zweite Gruppe bilden die Glossen. 10) Eltener Glossen zu Matthäus. — 11) Essener Evangeliarglossen. 51, 34 *tuîtho mî* 'erhöre mich' möchte ich lieber von *twîthon*, mnd. *twîden* (Mnd. Wörterb. 4, 645 b) als mit Wadstein von dem im Monacensis des Heliand 2752 überlieferten *tugithon* ableiten, das entweder fehlerhaft (der Cottonianus hat *twîthon*) oder ein ganz anderes Wort ist. 54, 15 und 55, 9 *giwrohtid* 'divisum' leitet Wadstein von *wrôgian* 'aufhetzen, entzweien' ab, was schon rein lautlich nicht möglich ist, da die betreffende Form nur *giwrôgid* heifsen könnte, abgesehen davon, dafs *wrôgian* im Heliand (vgl. Schmeller, Glossar. saxon. S. 139 a) sonst nur 'anklagen, beschuldigen' bedeutet: entweder das Wort ist als *wrôhtian* anzusetzen und an das Substantiv *wrôht* 'Aufstand' (Hel. 4477. 4483) als sein nächstes Etymon anzuknüpfen oder es gehört als *wrohtian* zu dem mnd. *wrechte, wrochte* 'Zaun, Einfriedigung' (Mnd. Wörterb. 5, 778 a), was mir allerdings der frühen Metathesis wegen bedenklicher scheint (der Glossator hätte dann das 'divisum' seines Textes etwas allzu wörtlich als 'durch Zäune zerteilt' gefafst). 56, 17 *suli thes giwâdias* 'tractatus vestis' will Wadstein mit Steinmeyer (Ahd. Glossen

Digitized by Google

4, 298, 24) in *sulîches* bessern, wobei mir der Genitiv der Phrase unverständlich bleibt: ich möchte *suli* als Nominativ und Nebenform zu dem gewöhnlichen *sola* 'Sohle' mit einem aus lat. *solea* erhaltenen *i* fassen und an unserer Stelle als 'Saum des Gewandes' erklären, wodurch der Sinn erheblich gewinnen würde. — 12) Essener Gregorglossen. Hier mufsten eine Reihe der in Gallées Ausgabe verzeichneten Glossen gestrichen werden, da sie sich als Abdrücke von schlecht getrockneten Wörtern der Nebenseiten erwiesen. Bemerkenswert ist, worauf Wadstein hinweist, dafs die überwiegende Mehrzahl dieser Glossen zu einer einzigen Homilie Gregors (Nr. 38 über Matth. 22, 1—13) gehört, während sich sonst nur in langen Zwischenräumen vereinzelte Eintragungen finden. — 13) Indiculus superstitionum. Ich behandle ihn ausführlich im ersten Artikel meiner 'Saxonica', wo ich auch das rätselhafte *yrias* plausibler als bisher zu erklären versuche; seine Entstehung setze ich in eine dem Friesischen benachbarte Gegend; mit dem in der Handschrift unmittelbar davor stehenden Taufgelöbnis (oben Nr. 1) hat er weder örtlich noch zeitlich etwas zu thun. Die Kapitularien Karls hätten nach Boretius citiert und benannt werden sollen; ferner war für die inhaltliche Erklärung der einzelnen Punkte dieser Instruktion für kaiserliche Verhandlungen auf die Schrift von Saupe (Programm des Leipziger Realgymnasiums 1891) zu verweisen. — 14) Lamspringer Glossen. — 15) Leidener Vegetiusglossen. 68, 3 scheint mir die in der Note wiedergegebene Überlieferung darauf zu deuten, dafs eins der *n* durch *g* ersetzt, also wohl *wagneros*, nicht *wanngeros*, wie Wadstein in den Text setzt, gelesen werden soll. — 16) Merseburger Glossen. Hier giebt Wadstein eine Reihe interessanter, von den früheren Herausgebern übersehener Federproben wieder, meist Namen, deren Sprachcharakter zu den sonstigen Merseburger Namen stimmt; plausibel ist die Vermutung, dafs auch das früher immer als Glossem von 'necessaria pulmenta' gedeutete Wort *haerdrad* (71, 18) nichts anderes ist als ein mit dem Texte in keinem Zusammenhang stehender, zwischen die Zeilen gekritzelter Name. Den Dialekt der Glossen betreffend schliefst sich Wadstein an Bremers bekannte Ansicht an, die dieser selbst allerdings neuerlich (in Pauls Grundr. d. Germ. Philol.[2] 3, 863) limitieren möchte, um die Glossen nicht aus dem Zusammenhang mit den übrigen altsächsischen Denkmälern herauszureifsen. Das von ihm beanstandete *stân* ist nach Wadstein vielmehr *..scot.* (71, 17) zu lesen, das eine Form von *skiotan* sein könnte und dann wohl eher als Glossem zu 'intulimus' als zu 'occasionem' gefafst werden müfste; allerdings ist diese Deutung ganz unsicher. Rätselhaft ist auch die Adverbialendung *-luca* (71, 1), wenn nicht doch *-lîica* dafür zu lesen ist; denn an ähnliche jüngere ags. Schwächungen (vgl. Sievers, Ags. Gramm.[3] § 43, 3) darf man natürlich nicht denken. — 17) 18) St. Petrier Bibel- und Mischglossen; Pariser Prudentiusglossen. — 19) Werdener Prudentiusglossen. 100, 2 *erthagat* 'terrulentum' vergleicht sich mit seiner saxonisierten hochdeutschen Neutralendung dem bekannten *suâsat* im Hildebrandsliede. — 20) 21) Werdener Prudentiusglossen (Fragment); Strafsburger Glossen. —

Digitized by Google

22) Oxforder Vergilglossen. Eine neue Kollation derselben durch Napier und Wadstein selbst hat nach derjenigen von Madan und Kluge noch korrektere Lesungen in einzelnen Fällen ergeben. 113, 7 *unbardhaht* 'impubis' möchte ich nicht mit Wadstein als *unbardoht*, sondern lieber als *unbardhaft* deuten; die Bildung ist sonst nicht belegt, würde aber aus der sonst bekannten reichen Masse ähnlicher Zusammensetzungen (Grimm, Gramm.[2] 2, 550) nicht herausfallen. — 23) 24) Wiener Vergilglossen; Gandersheimer Glossen.

Zum Glossar möchte ich folgendes nachtragen oder bessern. Gänzlich zu streichen sind folgende Worte: *andflîtan* (die Stelle 14, 9 im Gernroder Psalmenkommentar ist anders aufzufassen, vgl. 'Saxonica' 2), *elkor* (*heccor* 92, 8 ist wohl mit *ekir* 63, 15 identisch), *etto* (ist wohl mit *efto*, *ehto* identisch), *himillîk* (*himilik* 14, 25 wird in *himilisk* zu bessern sein, vgl. 'Saxonica' 2), *invrâgon* (eine unmögliche Zusammensetzung; *inurragant* 67, 25 ist mit Korn als *interrogant* zu lesen), *midi* (20, 12 ist das Wort sicher Präpositionaladverb und nicht Adjektiv, vgl. schon Müllenhoff, Zeitschr. f. d. Altert. 14, 132), *undâd* (das Schlufs-*t* verbietet 14, 14 diese Ergänzung von ...*at;* statt dessen ist *that* zu lesen, vgl. 'Saxonica' 2), *farwurdi* (14, 9 ist *ferwerdi* zu ergänzen, vgl. 'Saxonica' 2); ebenso nach den obigen Bemerkungen die Worte *sulîch*, *tugithon*, *wrôgian*. — Mehrfach scheinen mir die Fragezeichen, die Wadstein setzt, wo es unsicher sei, ob das Wort in den Denkmälern wirklich vorkomme (S. IX), zu unrecht zu stehen: so bei *askman*, *desamo*, *juktâm* (hier bezieht sich das Fragezeichen auf die Bedeutung, die aber doch nach dem ganz analogen *jukvak* im Werdener Heberegister sicher scheint; vgl. Heyne, Klein. and. Denkm.[2] S. 141 a), *sîthon*, *thurhslaht*, *fitilvôt*. — Von Quantitäten sind folgende zu bessern: *agenga* in *âgenga*, *orlôf* in *orlof*, *râdo* in *rado*, *skrîkon* in *skrikon*. — Die Angabe der Bedeutung ist mangelhaft in folgenden Fällen: *disk* 'Gericht' (vielmehr 'Tisch'; der Glossator hat sich, wenn er Vergils 'adorea liba' durch *brâdîne diski* wiedergab, wohl nicht an die eigentliche Bedeutung von 'liba', sondern mehr an den Wortlaut der Orakelprophezeiung gehalten), *girekon* 'hinleiten, hinführen' (vielmehr 'zubereiten', vgl. 'Saxonica' 2). — Bei *lok* 'Locke, Haar' wird fälschlich auf *hôvidlok* verwiesen, während ein Artikel *lok* 'Loch' ganz fehlt. — *gilendi* (23, 5) und *uurie* (113, 6) fehlen im Glossar. Die Worte *dîk* und *hêtha* im Freckenhorster Heberegister sollten, da sie an den betreffenden Stellen Appellativa sind, nicht im Register der Eigennamen stehen (vgl. auch Jakob Grimm, Kleinere Schriften 4, 209).

Jena. Albert Leitzmann.

William Hunt, The English church from its foundation to the Norman conquest (597—1066). London, Macmillan, 1899. XX, 444 S. 8.

W. R. W. Stephens und Hunt werden *A history of the English church* in 7 Bänden herausgeben. Dem vorliegenden I. Band wird

Digitized by Google

Stephens 'II.: 1066—1300' folgen lassen; die späteren Bände, bis 1800 reichend, werden Capes, Gairdner, Frere, Hutton und Overton liefern. Wesentlich als Faktor im Leben der englischen Nation tritt hier die Kirche auf; sie harrt noch einer Darstellung als Glied der Lateinischen Christenheit. Der Standpunkt ist hochkirchlich; als Schüler von Stubbs, dem der Band gewidmet ist, verschmäht es der Verfasser, die Gegenwart durchs Altertum oder gar durch Parteilichkeit zu verteidigen. Die Vorrede bekennt sich zum Wunderglauben, einmal weil Verfasser die Wunder des Neuen Testaments glaubt — aber scheinen ihm denn die Wunderthäter des Mittelalters in gleicher Weise göttlich, die Zeugen ebenso klassisch? —, sodann wegen der Unvollkommenheit heutiger Psycho- und Physiologie. Zugegeben, dafs manches Unerklärte im Menschenleben vor künftigem Blicke aus dem Mirakelland ins Gebiet seltener Naturvorgänge entschwinden werde: ein ungeheurer Rest von Mirakeln bleibt. Jeder Kulturhistoriker scheint mir verpflichtet, warnend auf dies Meer des Wahns zu deuten, ohne welches sein Leser die Einzelwelle falsch beurteilt. Und nirgends, wo Wunderglaube als Erklärungsgrund versagt, würde ihm das Mirakel weiter helfen.

Der Verfasser erzählt klar, lebhaft und leicht, dem populären Zweck gemäfs ohne Belege oder Einzelforschung. Eine reiche Fülle genauer Einzelheiten wird geschickt angeordnet, zumeist chronologisch und gern am Faden der Biographien, die den Glanzpunkt des Buches bilden. Die hauptsächlichen Ereignisse und Strebungen der englischen Kirche treten scharf hervor; aber über dem vielen Staatlichen, ja Kriegerischen, das Verfasser, vermutlich Anfängern zuliebe, aufnimmt, kommt er nicht zur zusammenhängenden Entwickelung einzelner Zweige kirchlichen Lebens, etwa der hierarchischen Verfassung, des Kirchenrechts, der Zucht und Sitte, des Aberglaubens, des Kultus, der Volksbildung, der Kunst und Litteratur. Weite Teilnahme für all dies verrät freilich mancher gelegentliche Satz. Der Leser, der von *Peter's pence* etwas wissen will, mag im Index Hilfe suchen, der neben Namen einige wenige Sachen nennt — nicht 'Heiligendienst, Reliquien, Heidentum' —; er findet auch in Marginalien und Seitenkopf Inhaltsangaben; die zwanzig Kapitel aber tragen unverständlich allgemeine Überschriften: *Activities — Recovery — Energy — Exhaustion.* Listen der Hauptereignisse, der Sprengel, der Erzbischöfe sind angehängt. — Was neuere englische Litteratur und unter den Quellen die Historiographie boten, scheint vollständig verwertet. Dagegen angelsächsische Homilien und Kanones hätten besser benutzt werden können; und gewifs könnte dieser gelehrte Theolog über den christlichen Geist in der so stark kirchlichen Dichtung seiner Ahnen uns neue Gesichtspunkte offenbaren. Die wissenschaftliche Litteratur selbständig beurteilt zu sehen, kann man nicht in einem kurzen Abrifs verlangen. Allein hier hätte deutsche Litteratur leicht geholfen, wenn sich nicht Verfasser, mit einer in Oxford längst unmodernen Enge, insular gegen sie verschlösse. Unter den *Authorities* am Schlusse jedes Kapitels fehlt Deutsches fast ganz; für englische Anfänger mögen sie genügen. — Wie eng die Kirchen-

Digitized by Google

reform von Aelfred bis Dunstan vom Festlande abhängt, wird infolge eben dieser Insularität nicht deutlich; das Ordal, bei welchem das des kalten Wassers vergessen ist, erborgte seine Formeln dorther; über Cluny und Fleury war mehr, über Theodulf und Halitgar wenigstens etwas zu sagen. Aber auch über 'a certain Wulfstan' bleibt neuere Forschung unberücksichtigt; und die Identifikation des *Lupus episcopus* mit dem Yorker Erzbischof sollte bezweifeln nur, wer Besseres vorzuschlagen wüfste. Nicht hervorgehoben wird, dafs — im Gegensatz zum achten und zum endenden elften Jahrhundert — in den Menschenaltern vor der normannischen Eroberung die englische Kirche trotz litterarischen Lebens und monastischer Bewegung gegenüber der festländischen in der Theologie wie in der gesamten Entwickelung rückständig war. Harolds II. römische Politik war unglücklicher, aber nicht mehr 'selfish' als die Wilhelms. — Deutsche Philologen mögen Hunt[1] getrost zur allgemeinen Einführung benutzen, dann aber für Einzelfragen oder Sondergebiete Specialwerke heranziehen.

Berlin. F. Liebermann.

J. R. Green, The conquest of England. With portrait and maps. London, Macmillan & Co., 1899. 2 vols. XXVII, 332 and XII, 363 S. à 5 sh.

Gern meldet man, dafs ein gutes Buch billig geworden ist. Indem Greens Werk in die Eversley Series aufgenommen wurde, hat es an Zugänglichkeit sehr gewonnen. Im übrigen ist es seit der ersten Ausgabe von 1883 so gut wie unverändert geblieben; nur die beigegebenen Karten sind jetzt übersichtlicher. Wäre wirklich nichts zu bessern? In erster Linie wohl der Titel; das Buch ist thatsächlich eine Geschichte der Angelsachsen in der Zeit der Wikingereinfälle; die Eroberung des Landes durch die Germanen liegt voraus, und die durch die Normannen bricht mit der Schlacht bei Hastings ab. Unter 'conquest' mufs man nach der älteren Seite weniger, nach der neueren mehr erwarten. Aber andererseits ist es begreiflich, dafs man die Titelworte bewahrt, wie sie Green schrieb, bevor ihm der frühe Tod die Feder nahm. Die Charakteristiken von Stigand und Harold, die als Anhang beigegeben sind, zeigen, dafs er mehr zu geben beabsichtigte, und als Ausdruck dieser Absicht kann der Titel bestehen. Schwerer zu erklären ist es, warum im einzelnen, speciell in den litterarischen Angaben, nicht eine bessernde Hand eingriff. Sie würden es entschieden bedürfen. Als Beispiel hebe ich nur heraus, was über Alfred da steht. Vor ihm, sagt Green I, 179, gab es zwar eine englische Poesie: 'verses of Northumbrian singers (wo sind sie, abgesehen von denen Cædmons, der daneben separat genannt wird?), battle-songs and ballads (wo?); English prose hardly existed': zeigen aber nicht etwa die Gesetze von Aethelbert, deren alte Sprachformen noch in der späten Abschrift

[1] Auf nur 77 Seiten behandelte denselben Stoff Hunt: *The English church in the Middle ages* (bis 1377). 1888.

Digitized by Google

im Textus Roffensis hervorstechen, eine ganz klare, wohlentwickelte Prosa? 'The charters anterior to Alfred are invariably in Latin', citiert Green aus Palgrave; aber ein Blick in Kembles Codex dipl. hätte Green zeigen können, dafs schon seit Anfang des 9. Jahrhunderts eine Reihe Urkunden mit fliefsenden ags. Vollsätzen vorhanden ist. Die Annalen sind 'meagre', bis Alfred sich ihrer annahm: aber z. B. die zu 755 zeigt bereits einen recht guten Prosastil eines ohne Zweifel älteren Annalisten. Alfred selbst 'gave a West-Saxon (!) form to his selections from Baeda' (S. 182). Dieser Beda war 'among his earliest undertakings', sein letztes Werk aber die Übersetzung der 'Cura pastoralis': wie stimmt dazu die Vorrede Alfreds zur C. p., die sich als der Beginn seiner Übersetzungsthätigkeit giebt? Green hat immer gern verfolgt, was auf dem Gebiete der ae. Litteraturgeschichte geleistet wurde; er liefs sich von Earle belehren und von ten Brink; es würde ihn auch im Grabe nicht kränken, wenn er mit dem Fortschritt der Philologie auf dem laufenden erhalten würde, und sein schönes, materialreiches und frisch geschriebenes Buch würde solche Modernisierung verdienen.

Berlin. A. Brandl.

Fritz Roeder, Die Familie bei den Angelsachsen. Eine kultur- und litterarhistorische Studie auf Grund gleichzeitiger Quellen. Erster Hauptteil: Mann und Frau. Mit 1 Abbildung. Halle 1899. 8°. (Studien zur engl. Philologie herausgegeben von L. Morsbach, IV. Heft.)

Der Verfasser hat mit Fleifs das weitschichtige Material gesammelt und im allgemeinen auch richtig verarbeitet. Da die vorliegende Schrift jedoch, wie schon der Titel zeigt, nur ein Teil einer gröfseren Arbeit ist, so dürfte es vorläufig noch nicht angebracht sein, ein abschliefsendes Urteil über Wert oder Unwert derselben zu fällen. Ich will deshalb im folgenden nur auf einige Punkte hinweisen, die mir besserungsbedürftig erscheinen. So kann ich mich gleich der Ansicht, dafs Liebe vor der Verlobung und aufserhalb der Ehe bei den Angelsachsen keine Rolle gespielt habe (s. S. 16), nicht ohne weiteres anschliefsen. Denn abgesehen von der geringen Wahrscheinlichkeit, die für einen derartigen Zustand spricht, sind doch auch die vom Verfasser angezogenen Beweise nicht stichhaltig. Wozu rät denn der Spruchdichter der Jungfrau, ihren Geliebten durch einen Zaubertrank an sich zu fesseln, wenn Liebe keine Rolle spielt? Und soweit ich sehen kann, ist es doch nicht die reiche Mitgift, die Heliseus bewegt, um Juliana anzuhalten. Wenn der Verfasser auf S. 56 meint, dafs die dort angezogenen Verse der Sachsenchronik ihn an ein ahd. Verslein (Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler, Nr. XXVIII b) erinnern, so kann ich nicht einsehen, worin hier die grofse Ähnlichkeit zu finden sei. Ob das letzte Citat auf S. 57 wirklich eine Begründung der Forderung, an gewissen Tagen nicht zu heiraten, ist, dürfte doch fraglich sein. Auch kann ich aus den blofsen Worten *hlâford* und *hlǣfdige* nicht er-

Digitized by Google

kennen, dafs der Wirkungskreis des Mannes im Gegensatz zu dem der Frau aufserhalb des Hauses liege (vgl. S. 90). Auf S. 102 sagt der Verfasser von Wealhpêow, dafs die Weichheit ihres Gemüts ihr nicht verboten habe, an der 'Prahlrede' Beowulfs (632—38) Gefallen zu finden. Wie sollte dem aber anders sein? Mufste nicht ihr für ihr Volk besorgtes Herz sich erleichtert fühlen, wenn ein Held wie Beowulf sich anheischig machte, den Unhold Grendel mit Einsatz seines Lebens zu bekämpfen? Die Ausführung, ob die 'Klage der Frau' und die 'Botschaft des Gemahls' besser der epischen oder der lyrischen Poesie zuzurechnen seien (s. S. 124 bis 125), fällt aus dem Rahmen der vorliegenden Arbeit. Schliefslich möchte ich noch auf eine Eigentümlichkeit hinweisen, die sich durch die ganze Schrift hinzieht: den allzu ausgiebigen Abdruck der Belegstellen. So z. B. bei der Zusammenstellung der Ausdrücke für 'Ehe', 'Ehegatten', 'Ehemann', 'Ehefrau' u. s. w. auf S. 61—68. Auch die Verstärkung des Begriffes *â* durch das Adjektiv *riht* dürfte wohl eher in ein Wörterbuch als in eine kulturhistorische Abhandlung gehören. Wir würden über die thatsächlichen Verhältnisse gerade soviel wissen, wenn uns der Verfasser nur die einzelnen Ausdrücke mit Angabe ihrer Belegstellen aufgezählt hätte. Auch die auf S. 27—30 abgedruckten Ehekontrakte bleiben unverarbeitetes Material. Ähnliches liefse sich noch von einer Reihe anderer Stellen sagen.

Unbeschadet dieser Einzelheiten wird man sich jedoch im allgemeinen mit den Resultaten des Verfassers einverstanden erklären und den Fleifs anerkennen müssen, mit dem er sich seiner Aufgabe entledigt hat. Sicherlich wird uns Roeders Schrift nach ihrer Vollendung eine willkommene Quelle der Belehrung über die Verhältnisse des angelsächsischen Familienlebens sein.

Oxford. A. Hahn.

The complete works of John Gower. Edited from the manuscripts with introductions, notes, and glossaries, by G. C. Macaulay, M.A. (Vol. 1.) The French works. Oxford 1899. Pp. LXXXVII, 564.

It is a curious and notable circumstance that the poems of Gower — the friend of Chaucer, the learned and serious writer, upholder of Henry IV. and his new régime — should not have been collected and printed together till five hundred years after his death (he died in 1408). His long English allegory, the *Confessio Amantis*, was printed by Caxton during the author's life-time and twice again in the 16th century, till in this 19th century, there have been several editions, of which the best known is that by Dr. Pauli. The *Vox Clamantis*, a lengthy political work in Latin, long lay in obscurity, only seeing the light of print in 1850; other smaller poems have come out by degrees, at various recent dates, while the large French poem with which his name has always been credited has till now been lost. A careful and accurate edition of the English

Digitized by Google

Confessio Amantis, which should fulfil the requirements of modern scholars, especially of philologists, has become a necessity; and, while studying the poet and examining mss. with this end in view, Mr. Macaulay had the acumen and the good fortune to recognize Gower's long-missing French work in a ms. bought about 1895 and presented to the Cambridge University Library by Mr. Jenkinson, the librarian.

The materials were therefore now available for a full view of Gower's work such as we have never had before, and the scope of Mr. Macaulay's edition was wisely enlarged. The *Confessio Amantis* was the first object of his book, but the newly-discovered text to be printed, and the new light that his writings in different languages and at different dates were found to throw upon one another, and upon the life of the author, left no doubt that a complete edition should be made, and the Oxford University Press requested Mr. Macaulay to undertake the whole. There will be four volumes, the first — before us — containing all the French poems; the second and third will contain the English works, for which a correct text of *Confessio Amantis* is promised; while the Latin works *Vox Clamantis* and *Cronica Tripertita* will occupy the fourth, together with such facts as can be gathered relating to the author's life and new conclusions as to his political development. It is a big task, but if the remaining volumes are executed up to the standard of excellence reached by the first we shall have at last a worthy record of the poet, ranking in the highest class.

How it was that so considerable a work of a well known poet as the *Mirour de l'Omme* became lost to sight the editor does not attempt to explain; the fact that it was written in French, the familiar use of which so entirely decayed in England within the next century may suffice to account for the disappearance of a work that can hardly have been popular; one or two copies in a language that became almost obsolete might easily be laid aside and forgotten. Thus it was with the Chronicle-poem on William Marshall of the thirteenth century, also with the writings, poetry and prose, of Nicolas Bozon of the earlier part of Gower's century; both Anglo-French, their very existence was forgotten till unearthed by M. Paul Meyer but a few years ago. The remarkable correctness of the text of the present ms. — only about thirty trifling corrections being required in the poem of nearly 30000 lines — tends to the conclusion not only that this copy was written under the direction of the author, as Mr. Macaulay suggests, but that it may have been the only fair copy made. The date of the ms. is not indicated; the date of composition of the book is assigned from internal evidence to the years 1376—1379. It is thus the earliest of the poet's three chief works. Hitherto this French work has been known by the name *Speculum Meditantis,* a title which appears in Gower's own Latin description of his books, found in some mss. of the *Confessio Amantis.* But the editor points out that this description had undergone revision, and that in an earlier form the book was called *Speculum Hominis;* hence on finding

Digitized by Google

an Anglo-French poem entitled *Mirour de l'Omme,* the contents of which tallied with Gower's description, came a probability of the identification, afterwards converted into a certainty by many points of confirmation on comparison with Gower's known works.

The present volume contains the *Mirour de l'Omme; Cinkante Balades,* from the Duke of Sutherland's ms. at Trentham; and *Traitié pour essampler les amantz marietz* (a series of eighteen balades) from the Fairfax ms. (Oxford), collated with others; the whole edited with extraordinary care and fullness; no Anglo-French text has been yet issued in England with such masterly breadth of treatment and wealth of scholarship. A large body of notes discuss details of language, explain allusions, point out sources of stories, quotations, and sayings, and make illustrative references to other lines in Gower's poems. The editor has shown himself fully aware of 'the help which is to be derived from the French works in dealing with the Romance element in the English not only of Gower, but also of Chaucer and other writers of the time', and in the early portion of his Introduction (pp. XVI—XXXIV) he discusses in detail the questions of language, phonology and versification to be found in these poems by Gower. The student will be grateful also for a very full glossary 'intended to be a complete vocabulary of the language used by Gower in his French works, recording as far as possible every word and every form of spelling'. The value of this record is evident in taking stock of the language itself for that late period, as well as in its bearing on the history of English, as to which the Introduction further supplies us with a special list of words which are of interest for English etymology. Taking all this work together we gain also a very interesting estimate of the state to which the later Anglo-French had come through various sound-changes, shown by comparison with some other texts as Angier, Bozon, and the *Vie de St. Auban;* as well as a detail of the points which characterize Gower's personal use of it.

The reader will turn with interest to the editor's account of the *Speculum Hominis,* and will not be disappointed to find a careful digest of the subject-matter and notices of its literary form and character. Comparing the poem with the mediaeval treatises for the confessional, the *Somme des Vices et des Vertus* and the *Manual des Pechiez,* about two-thirds of the whole is found to consist of a kind of manual of vices and virtues classified and arranged, like these, but with more literary care and symmetry; this first part is in fact 'not a manual of devotion, but rather a religious allegory'. The second part attacks the vices of society and the errors of each class, and consequently the descriptions of the estates of man from the highest to the lowest will yield some interesting facts for the history of social manners; the last and smallest division contains a life of the Virgin as mediator, with praises and prayers addressed to her. These three parts follow consecutively, forming an harmonious whole, although the effect of unity is destroyed by the tedious and inordinate length of the descriptions of vices and virtues.

Digitized by Google

Mr. Macaulay sums up by saying 'our author has little sense of proportion and no dramatic powers'. He is however to be credited with some originality in the formation of his allegory out of existing materials, and with a respectable though monotonous style, relieved only here and there by passages of poetic beauty or imagination. The key to the dullness of the work appears to be that with the ideas of repentance of past folly, and of doing good to others he repressed his poetic talent of set purpose, and became a preacher, — 'not a very good one after all', says the editor, — ideas which he altered when somewhat later in life he wrote the *Confessio Amantis.* This is one of the points where the French and English works help the understanding of one another; and in truth several additions are made by the *Mirour* to the meagre details known of the poet's life and personality. He appears to have been a well-read man of his day, judging by his numerous quotations, though (like the moderns) it does not follow that he read the whole book in every case; the Bible however he seems to have known particularly well. The proverbial sayings embodied in the *Mirour* are very curious, and Mr. Macaulay does well to gather these together in his Introduction; in dealing with the illustrations from natural history, equally interesting as 'part of the literary baggage' of the time, he fails to note that probably much of it originated in Bartholomew the Englishman's *De Proprietatibus Rerum.* Finally, the evils and frauds depicted in London and in the country of which a summary is given, are worthy to be placed beside Langland's complaints before and Stubbes' (Anatomie of abuses) after Gower's day.

After describing the ms., the rest of the Introduction deals with the *Cinkante Balades* and with the *Traité* in the same thorough manner, though as they are already known the same novelty does not attach to these poems. Their literary and poetic merit however is rated high, especially the *Balades* are said to be 'probably the best things of the kind that have been produced by English writers of French'; and as the first were probably and the second were certainly composed later in the poet's life than most of his other work they represent a different stage of personal power, and are thus on all accounts worthy of study. One word as to the editor's own style, which is direct and straight to the mark, he does not indulge in fine writing, but he gives us the benefit of a sure and informed criticism which has hardly left any side of his subject unnoted. The volumes containing the rest of Gower's work will be eagerly welcomed.

Oxford. L. Toulmin Smith.

J. E. Spingarn, A history of literary criticism in the renaissance with special reference to the influence of Italy in the formation and development of modern classicism. New York u. London, Macmillan, 1899. XI, 330 S.

Spingarn hat eine gelungene Rekognoszierung gemacht, einen Husarenritt durch die weiten Lande der italienischen, französischen und eng-

Digitized by Google

lischen Kunstkritik im sechzehnten Jahrhundert. Die Zeittafel der Werke, die er durchzugehen hatte, steht als Anfang auf S. 312 f. und flöfst Respekt ein vor seiner Belesenheit. Er hat erkannt und nach der Erkenntnis gehandelt, dafs solche Kunstfragen in der Renaissancezeit nicht von den germanischen Völkern, sondern von den Nachkommen der Lateiner ausgingen; dafs sie auch auf der englischen Insel nicht in nationaler Abgeschlossenheit, sondern in engstem Zusammenhang mit romanischen Mustern behandelt wurden; dafs sie daher ein internationales Studium erheischen. Hiebei ist es ihm freilich passiert, dafs er über der grofsen Masse des Materials wenig Raum und Intensität für die einzelnen Autoren übrig behielt. Aber Bahn hat er gebrochen; man wird z. B. fortan nicht mehr Sidney durchforschen, ohne Minturno und Scaliger mit in Betracht zu ziehen. Wer nach ihm die englische Kunstkritik der Shakespeare-Zeit abermals vornimmt, wird das zu vergleichende Material leichter und das Ende der Quellenfragen schwerer finden als bisher.

Den italienischen und französischen Partien von Spingarns gelehrtem Buche stehe ich lediglich als ein Lernender gegenüber. Zu nachträglicher Benutzung für die Bibliographie möchte ich empfehlen Fr. Klein, 'Der Chor in den wichtigsten Tragödien der franz. Renaissance', 1897.

Auf dem englischen Gebiete nimmt Sidney weitaus am meisten die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Theoretiker vor ihm sehen im Poeten nur die Technik, das Handwerk, nicht das Genie. Da sind die Rhetorik-Verfasser Cox 1524 und Wilson 1553, die Spingarn mit Recht als die älteste Klasse ansieht; allenfalls könnte man noch die Aussprüche der Chaucer-Schüler über die 'süfsen Rhetorikblumen' ihres Meisters mit hieher rechnen, sowie Skeltons Selbstverherrlichung als Rhetoriker im 'Garland of laurel'. Da sind ferner als zweite Klasse die Tadler des Reims und Verfechter antiker Versmafse: Ascham, Gascoigne und ihr Kreis; die praktischen Dichter hatten ihnen vorangeleuchtet, Surrey mit dem Blankvers, Thomas Watson mit dem Hexameter, in gewisser Art auch der allitterierende Langland, der ja gerade durch die Reformation eine bemerkenswerte Auferstehung gefeiert hatte. Dann setzt, als Führer der dritten Klasse, Sidney ein, und indem er den Dichter verteidigt, stellt er an ihn auch höhere Ansprüche, verlangt Bedeutsamkeit des Inhalts und Harmonie der Form. Nur der unmittelbare Anstofs kam ihm von puritanischen Eiferern wie Stephen Gosson. Innerlich war in England schon längst das Bedürfnis nach einer Schützung und zugleich Hebung der Poesie gefühlt worden. Es wäre zu weit ausgeholt, wollte man auf die 'Vindicatio' der Poesie im 'Philobiblon' des Richard of Bury († 1345) zurückgreifen. Aber die Oktober-Ekloge des Spenser, die im selben Jahre wie Gossons Kapuzinerpredigt auf den Schreibtisch Sidneys fiel, ist da mit Nachdruck zu nennen: 'Abandon then the base and viler clown, Lift up thyself out of the lowly dust, And sing of bloody Mars, of wars, of giusts!' Und knapp ein Jahr vorher hatte Whetstone in der Vorrede zu 'Promos and Cassandra' erklärt, der Dramatiker solle Tugend lehren und einen natürlichen gewählten Stil pflegen (1578). Sidneys Programm lag

Digitized by Google

also bereits in der Luft. Zugleich war ihm die Art, wie er es ausführte, vorgezeichnet durch die Romanen; Spingarn weist auf eine Reihe Parallelen zwischen seiner 'Apology'[1] und Minturno, Scaliger, Trissino, Castelvetro hin; die Hinweise laden zu einer noch eindringlicheren Nachprüfung ein. — Von den Kritikern, die nach Sidney schrieben, doch vor seiner 'Apology' noch im Druck erschienen, ist Webbe 1586 erst auf dem Wege, ihn zu verstehen; und vom einsichtigeren, ausführlicheren Puttenham bemerkt schon der Ariost-Übersetzer Harrington, 'he doth prove nothing more plainly than that which M. Sidney and all the learneder sort that have written of it do pronounce' (1591). Die Vermutung, daſs die beiden Männer Sidneys glänzende Verteidigungsrede handschriftlich gekannt hätten, wird leider von Spingarn nicht näher untersucht, eher abgelehnt als geglaubt; die vollständige Vergleichung mit den gemeinsamen Quellen müſste hier zu entscheiden erlauben, ob sie wirklich ohne Anleihe bei Sidney gearbeitet haben. — Die Kunstkritiker der letzten Elisabeth-Jahre sind bloſse Nachzügler, die keine neuen Fragen aufwerfen, und selbst Bacon im 'Advancement of Learning' 1605 geht nicht wesentlich über Sidney hinaus.

Mehr hungrig gemacht als befriedigt hat mich am Schluſs von Spingarns Buch das Kapitel 'Romantic elements in Elizabethan criticism' (S. 296 f.). Auf zwei Seiten wird uns da gesagt, daſs keine Periode der englischen Litteratur 'is more distinctly romantic'; daſs gleiche Romantik auch für die Kritiker der Elisabeth-Zeit zu erwarten sei, und daſs in der That Wilson, Sidneys Lehrer Mulcaster, Daniel und Ben Jonson die englischen Traditionen gegen die klassicistischen Neuerer verteidigt hätten. Sollte demnach das Romantische lediglich im Nationalen bestehen? In diesem Falle stände es schlecht um Sidneys Romantik; denn was ihm an englischer Poesie gefällt, beschränkt sich auf Sackville, Surrey, Spenser und die Chevy-Chase-Ballade. Der Begriff wird anders zu fassen sein; ungefähr — er ist ja kein feststehender — als eine Vorliebe für das Phantasiereizende, Interessespornende, Gemütprickelnde, Schwärmereiweckende, oft in direktem Gegensatze zum Heimischen und Alltäglichen, nicht immer im Gegensatz zum Klassischen. Was von den Romantikern immer und überall bekämpft wurde, ist nicht die Antike — diese haben sie regelmäſsig gesucht —, sondern das Hausbackene und Schulmäſsige, die Engherzigkeit und die Philisterei. Romantisch ist entschieden die Auswahl, die Sidney unter den klassischen Autoren trifft: er liebt Pindar, Quintus Curtius und Apulejus; nicht bloſs Sophokles, sondern eher noch mehr Euripides, an dem ihm besonders die abenteuerliche Polydoros-Geschichte in der 'Hecuba' Eindruck gemacht hat; er bewundert an

[1] Indem ich Cooks Ausgabe der 'Apology' in dieser Zeitschrift CIII, 383 ff. besprach, stand ich, verführt durch die deutlich gedruckte Bemerkung '1898' auf dem Titelblatt meines Rezensionsexemplars, unter dem Eindruck, Cook habe die Ausgabe von Stuckburgh 1891 verwerten können. Nach brieflicher Mitteilung von Cook ist aber seine Ausgabe nach wie vor als Produkt von 1890 anzusehen, daher als eine Vorlage für Stuckburgh. B.

Digitized by Google

Plautus die ans Tragische streifende Komödie 'Amphytruo' und an Plutarch die mystischen Partien über die Agypter, die Orakel und die Vorsehung. Romantisch ist es, dafs er darüber noch Sinn behielt für David und Arthur, für Petrarca und Boccaz, für Ariost und Sannazzero. Romantisch ist auch seine Betonung des Seherhaften und Überirdischen im Dichter, sowie sein schwungvoller, begeisternder und dabei doch mit realistischen Anekdoten gespickter Stil. Obwohl in der Theorie durchaus für klassische Geschlossenheit und Vornehmheit der Form, ist er praktisch doch ein Romantiker in Stoffwahl und Gefühlsweise, und gerade dadurch hat er diesen englischen Schulmeistern der Poesie Gedanken und eine gewisse Bedeutung geliehen — ohne ihn ständen sie ganz im Schatten der Litteraturgeschichte. Darum hätte ich ihn in Spingarns lesenswertem Buche gern noch mehr hervorgehoben und namentlich im Kapitel 'Romantic elements' direkt beachtet gesehen. Aber auch so dürfte Spingarns Arbeit hauptsächlich ihm zu gute kommen und ihm neue Forscher zuführen.

Berlin. A. Brandl.

A Life of William Shakespeare by Sidney Lee. With Portraits and Facsimiles. Third Edition. London (Smith, Elder & Co.) 1898.

Sidney Lees Shakespearebiographie wird den meisten Lesern des Archivs bereits aus eigener Anschauung oder aus einer der Besprechungen von Brandl, Conrad, Schröer u. a. (vgl. Shakespearejahrbuch XXXV, 303; XXXVI, 330 f.) bekannt sein. Der litterarische Ruf des Verfassers und das Fehlen eines gleichwertigen englischen Gegenstücks zu den verschiedenen deutschen Shakespearebiographien hat dem Buch von vornherein eine günstige Aufnahme gesichert. Binnen anderthalb Jahren sind bereits fünf Auflagen erschienen, ein Beweis dafür, dafs die Klagen der Gelehrten und Theaterdirektoren über das mangelnde Interesse des englischen Publikums für Shakespeare denn doch nicht so ganz berechtigt sind.

Lees Werk ist im wesentlichen ein Sonderabdruck aus dem Dictionary of National Biography; doch hat im einzelnen manche Änderung Platz gegriffen; hinzugetreten sind Anmerkungen aller Art und Exkurse über Bibliographie, die Grafen Southampton und Pembroke, den Buchhändler Thorpe, eine interessante Geschichte des elisabethischen Sonetts u. a. m. Nachbildungen des Droeshoutporträts und der Davenantbüste, ein Bildnis des Grafen Southampton, ferner allerhand Faksimilia von Originalunterschriften Shakespeares schmücken das schön gedruckte und auch sonst vorzüglich ausgestattete Buch.

Die neue Shakespearebiographie zeichnet sich in charakteristischer Weise von allen Vorgängerinnen aus. Lee ist bestrebt, sich streng auf Thatsachen zu beschränken, keine subjektiven Meinungen vorzubringen. Er giebt eine umfangreiche Sammlung von Zahlen, Namen und Fakten; die Schlüsse daraus überläfst er zum gröfsten Teil seinen Lesern. Über

Digitized by Google

eine Entwickelung Shakespeares von 'Verlorener Liebesmüh' und 'Heinrich VI.' bis hinauf zum 'Lear' und 'Sturm' erfahren wir so gut wie gar nichts. An neuen Thatsachen fehlt es aber keineswegs. Anspielungen auf Shakespeares Heimat werden aus verschiedenen Dramen, namentlich der 'Widerspenstigen Zähmung', nachgewiesen, seine Bewerbung um ein Wappen aufs eingehendste dargestellt, seine Einnahmen als Dichter, Schauspieler und Theateraktionär sorgfältig abgeschätzt, wobei sich ergiebt, daſs der arme Komödiant auch ohne Baconische Schweigegelder und ähnliche Ausgeburten moderner Phantasie sich sehr wohl zum reichen Grundbesitzer aufschwingen konnte. Ferner sind die Exkurse des Anhangs sämtlich wertvolle Bereicherungen unserer Kenntnis. Auch allerhand Nebenfragen der Shakespearekritik werden ausführlich besprochen: wir erfahren einiges Neue über die Verbreitung der Shakespeares in England und die Nachkommen des Dichters; die Frage nach der Echtheit der Bildnisse wird zu Gunsten des Droeshoutporträts entschieden; Denkmäler, Übersetzungen und Ausgaben werden gewissenhaft gebucht, eine besondere kleine Abhandlung ist der Folio von 1623 gewidmet. Nützlich ist ferner eine Zusammenstellung der wichtigsten Fälschungen in der Shakespearelitteratur, deren Wirkungen auch jetzt noch nicht völlig überwunden sind. Freunde kleinlicher Genauigkeit mögen schlieſslich noch erfahren, daſs die wichtige Frage nach der Schreibung des Namens, ob Shakespeare oder Shakspere, nicht ganz sicher zu entscheiden ist.

Was Lee über Entstehungszeit und Quellen von Shakespeares Werken sagt, schlieſst sich zum groſsen Teil an Bekanntes an. Wo er auf diesem Gebiet Neues bringt, ist er nicht immer glücklich; es finden sich öfters Behauptungen, die bei eingehenderem Quellenstudium wohl unterblieben wären. Die Amme in 'Romeo und Julia' soll Shakespeares Erfindung sein; thatsächlich ist sie schon bei Bandello vorhanden. Auch die Geschichte von Bianca, der Kontrastfigur zur widerspenstigen Käthe, soll des Dichters Zuthat sein; doch schon das alte Stück kennt die zuckersüſse Schwester, die nach der Hochzeit sofort ihren Eigenwillen herauskehrt. Jagos Frau Emilia soll erst Shakespeare in die Othellofabel aufgenommen haben; aber schon Cinthio erzählt von Desdemonas Vertrauter, der Frau des Fähnrichs. Daſs 'Romeo und Julia' zum Teil auf Painters Novelle beruht, wie Lee auf S. 163 im Gegensatz zu S. 55 behauptet, müſste doch auch erst bewiesen werden; was bisher bekannt ist, deutet nur auf Brookes epische Darstellung als Quelle. Beim 'Sommernachtstraum' fällt die Datierung auf — Winter 1594/5 —: zwei Hochzeiten werden als mögliche Veranlassungen aufgeführt; Sarrazins Untersuchungen, die den 2. Mai 1594 und die Vermählung der verwitweten Gräfin Southampton auſserordentlich wahrscheinlich gemacht haben, werden nicht berücksichtigt, wie überhaupt deutsche Vorarbeiten nur zum geringen Teile ausgebeutet sind; auch die deutlichen Beziehungen zwischen dem Pyramusspiel und Romeo und Julia hätten wohl eine Erwähnung verdient. Daſs Richard II. im Jahre 1601 zur Ermutigung von Essex und seinen Mitverschworenen wieder aufgeführt wurde, wird Lee auch wohl

Digitized by Google

nur wenigen glaublich machen; die gerichtliche Aussage des Schauspielers Phillips schliefst Shakespeares Stück doch ziemlich deutlich aus. Als Quelle für Troilus und Cressida vermifst man neben Chaucer und Lydgate vor allem den Roman Caxtons; auf diesen hatten deutsche Untersuchungen schon längst aufmerksam gemacht, wenn auch die beste Arbeit hierüber (Smalls 'Stage-Quarrel', vgl. Shakespeare-Jahrbuch XXXVI, 311) erst nach Lees Biographie erschienen ist. Dafs die Stelle in der Widmung von Venus und Adonis 'The first heir of my invention' eine verläfsliche Altersbestimmung ermöglicht, erscheint mir zweifelhaft; nur dafs dies Gedicht das früheste unter den nicht-dramatischen Werken des Dichters ist, möchte ich daraus erschliefsen. Auffällig ist ferner Lees Charakterisierung der Jugenddramen (S. 49); in ihnen sollen Tragik oder Komik unvermischt herrschen, während doch schon in der 'Komödie der Irrungen' tragische und schon in 'Romeo und Julia' komische Elemente sich finden.

Von einigen Versehen und Auslassungen, die mit den stets aufs Thatsächliche gehenden Bestrebungen des Verfassers schlecht im Einklang stehen, ist das Buch also nicht frei. Ferner wundert man sich, dafs Lee oft genug unsicheren Gewährsmännern traut und überraschend kühne Behauptungen aufstellt. Macbeth soll im Jahre 1605 begonnen, im nächsten Jahre vollendet worden sein. Eine so überaus genaue Datierung hätte doch wohl eine begründende Zeile verdient, zumal Lee sonst doch auch für Kleinigkeiten Raum übrig hat, z. B. den Weg ermittelt, auf dem Shakespeare von Stratford nach London reiste; oder bilden hier (wie auch an anderen Stellen?) Fleays unbestimmte Vermutungen die Quelle? 'Othello' soll am 1. November 1605 bei Hofe gespielt worden sein, 'Mafs für Mafs' am 26. Dezember desselben Jahres, das 'Wintermärchen' am 5. November 1611 (am 15. Mai 1611 sah es übrigens Dr. Forman); der 'Sturm' wird dem Sommer desselben Jahres zugewiesen. All diese Ansätze beruhen auf Mitteilungen Cunninghams, die an anderer Stelle unter den Fälschungen mit aufgeführt werden! *'Though these entries are fictitious, the information they offer may be true'* (S. 254), denn Malone war derselben Meinung und wird unzweifelhaft (!) echte Papiere vor sich gehabt haben, die jetzt leider verschwunden sind! Ähnliche unbestimmte Vermutungen führen Lee dazu, nach der herrschenden englischen Mode eine Reihe von Stücken zum grofsen Teil für nichtshakespearisch zu erklären. Bei 'Heinrich VI.' hat Shakespeare (vielleicht noch mit Hilfe eines anderen!) nur revidiert, verbessert und einzelnes hinzugefügt — *criticism has proved it beyond doubt!* Dann erfolgte eine endgültige Bearbeitung der drei Stücke, die von Marlowe begonnen, von Shakespeare vollendet wurde. Bei 'Titus Andronicus' hat letzterer nur einige 'Meisterzüge' angebracht, wie Eduard Ravenscroft (1678!) berichtet. Auch 'Der Widerspenstigen Zähmung' wird in zwei Teile zerlegt, von denen Shakespeare nur einen geschrieben hat; ähnlich geht es dem 'Timon', wo George Wilkins mitwirkte, und 'Heinrich VIII.', wo gar drei Verfasser anzunehmen sind: Shakespeare, Fletcher und Massinger; dafür wirkte ersterer wieder beim 'Perikles' und den 'Beiden edlen Vettern' mit. Gewifs ist ein solches

Digitized by Google

Zusammenarbeiten nicht unmöglich; aber in Shakespeares Falle sprechen denn doch zu viele Erwägungen dagegen, und als Gründe dafür lassen sich nur subjektive ästhetische Eindrücke verwerten, sowie die beliebten metrical tests; letztere sind aber schon deshalb verdächtig, weil sie ständig beweisen wollen, daſs die verschiedenen Mitarbeiter Akte und Scenen unter sich verteilt haben; solch ein mechanisches Zurechtschneidern von Dramen ist aber doch einem Manne wie Shakespeare schwerlich zuzutrauen. Bei 'Heinrich VIII.' zeigt sich der geringe Wert dieser ästhetisch-metrischen Kritik im vollsten Lichte. Ein Teil des Stückes soll sicher von Shakespeare herrühren, ein anderer ebenso sicher von Fletcher; nur eine Stelle macht Schwierigkeiten: das Metrum deutet auf Fletcher; aber die Scene ist zu groſsartig, um nicht von Shakespeare zu sein; folglich hat Shakespeare hier den Stil Fletchers nachgeahmt! Das heiſst denn doch subjektivste Vermutungen an Stelle wissenschaftlicher Untersuchung setzen.

Interessant ist Lees Haltung gegenüber einigen in letzter Zeit häufig erörterten Einzelfragen. Carters Theorie, daſs Shakespeares Vater Puritaner gewesen sein soll, wird abgelehnt; auf eine genauere Erörterung der immerhin beachtenswerten Rekusantenliste von 1592 geht er nicht ein. Auch die Annahme einer italienischen Reise des Dichters weist er (mit bekannten Gründen) zurück. Sehr merkwürdig ist aber seine Auffassung von Shakespeares Eingreifen in den Theaterstreit am Ende des Jahrhunderts. Daſs er sich mit Marston und Dekker gegen Jonson verbündet habe, hält Lee mit Recht für ausgeschlossen; aber auch in der Charakteristik des Ajax in 'Troilus und Cressida' will er keine Anspielung auf diesen sehen; die bekannte Stelle von der Pille, die Shakespeare ihm verabreicht habe (Lee verlegt sie in das Jahr 1601), wird dahin gedeutet, daſs Jonson durch den jüngst veröffentlichten 'Julius Cäsar' auf seinem eigensten Gebiet (also der Römertragödie?) in Schatten gestellt worden sei! Eine überaus gewagte Erklärung, wenn man bedenkt, daſs die ersten erhaltenen Römerdramen Jonsons erst nach jener Stelle entstanden sind, und daſs unter seinen verlorenen Tragödien keine einen klassischen Titel trägt. Und selbst wenn Lee hier nicht an Jonsons Römertragödien denken sollte, so ist seine Annahme hinfällig; ich wüſste nicht, wie man zu dieser Zeit Jonson in erster Linie als Trauerspieldichter hätte betrachten können!

Den wichtigsten Teil des ganzen Buches bilden unzweifelhaft die Abschnitte über die Sonettenfrage. Hier giebt Lee eine eingehende Übersicht über die Sammlungen englischer Sonette aus dem letzten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts. Mit einer bewundernswerten Beherrschung des Stoffes weist er nach, daſs all diese Sonettisten mittelbar oder unmittelbar bei Petrarca in die Schule gegangen sind, und daſs Wiederholung und Variierung derselben Motive für die ganze Dichtungsart geradezu typisch ist, ein autobiographischer Gehalt daher nicht anzunehmen sein wird. Shakespeares Sonette sollen nun zum gröſsten Teil im Jahre 1593/4 entstanden sein, als die Sonettsammlungen wie Pilze aus der Erde wuchsen und sich in nichts Wesentlichem von den

Digitized by Google

Dichtungen der Zeitgenossen unterscheiden, so daſs auch sie nicht viel mehr sein werden als poetische Stilübungen. Die dunkle Geschichte von der schwarzen Dame ist dann nichts Erlebtes, höchstens eine aufs äuſserste gesteigerte poetische Übertreibung einer flüchtigen Liebschaft, die dem Dichter niemals wirklichen Schmerz bereitet hat; die Anspielung in Willobies 'Avisa' wird zu dieser Deutung benutzt. Für autobiographisch hält Lee nur einige — nicht ohne Willkür ausgewählte — Gedichte, in denen Shakespeare sich an einen hochstehenden Freund wendet, und dieser Gönner soll Graf Southampton sein; die Pembroke-Fytton-Theorie wird scharf abgewiesen — wohl mit Recht. Die berühmte Widmung der Sonette an *Mr. W. H., the onelie begetter of these ensuing sonnets*, soll sich aber nicht auf den 'Erzeuger' der Gedichte, d. h. denjenigen, der sie angeregt hat, beziehen, sondern — in höchst prosaischer Weise — auf einen kleinen Buchhändler, William Hall, der dem Verleger Thorpe auf mehr oder minder krummen Wegen die Handschrift verschafft hatte (ae. *begietan* = verschaffen); alle tiefen Schlüsse und geistreichen Folgerungen aus dieser Widmung zerflieſsen also in nichts. Es ist schwer, ohne Lees umfassende Belesenheit in den entferntesten Winkeln der Renaissancelitteratur seine Theorie voll anzunehmen oder bestimmt abzulehnen. Aber wenn man auch seine Datierung der Sonette annimmt, seine Deutung des Wortes *begetter* für möglich hält und glaubt, daſs einem Manne wie Hall der Titel 'Mr.' gebührte, so bleiben doch immer noch genug Schwierigkeiten übrig. Es ist sehr befremdlich, worauf schon Schröer aufmerksam gemacht hat, daſs mit den Worten der Widmung *'that eternitie promised by our ever-living poet'* die Unsterblichkeit gemeint sein soll, die Shakespeare sich selbst (und nicht dem Freund der Sonette!) geweissagt hat. Was Lee ferner an Übereinstimmungen mit zeitgenössischen Sonettsammlungen anführt, ist trotz seiner Fülle ziemlich wenig; es sind unerhebliche Ausschmückungen des eigentlichen Inhalts; daſs eine Geliebte als brünett besungen wird, weiſs er nur von einem Falle zu berichten (Sidneys Stella), und für den eigentlichen Kern unserer Gedichte, den Kampf zwischen Liebe und Freundschaft, führt er kein einziges Gegenstück an; er hätte wohl auch über die Sonettlitteratur hinaus zu Lylys 'Euphues' gehen müssen, um ein solches zu finden. Wenn er aber für diesen Kampf einen, wenn auch noch so dürftigen, autobiographischen Kern annimmt und aus anderen Sonetten Huldigungen für Southampton herausliest, obgleich die Gedichte beider Gruppen allerhand geborgte Motive enthalten, so ist doch kein Grund vorhanden, den übrigen Liebessonetten um gleichartiger, nebensächlicher Entlehnungen willen allen realen Inhalt abzusprechen. Gewiſs dürfen wir in Shakespeares Poesie nicht in demselben Grade poetische Beichten vermuten wie etwa in den Werken Goethes; sehen doch die meisten Renaissancedichter in der Poesie eine höhere, von aller Realität geschiedene Wahrheit — die eine Stelle von Sidneys 'Apology for Poetry' beweist hier mehr als alle Listen von entlehnten Motiven —; aber trotz der theoretischen Trennung von Leben und Dichten dringt doch bei den gröſseren Geistern des Zeitalters immer wieder das innerste persönliche

Digitized by Google

Empfinden ans Tageslicht; schon ein Mann wie Sidney verlangt für seine Sonette gröfsere Glaubwürdigkeit als für die Seufzer petrarchischer Reimschmiede; und kein Leser oder Hörer des 'Hamlet' oder 'Lear' wird sich des Eindruckes erwehren können, dafs hier bittere persönliche Leiden des Dichters Verse gestalten, mag auch die Darstellung im einzelnen durch allerhand fremde Elemente beeinflufst worden sein. Und haben wir ein Recht, die erschütterndsten von Shakespeares lyrischen Erzeugnissen anders zu beurteilen als seine Dramen? Gewifs hat sich Lee um die Deutung der Sonette ein bleibendes Verdienst erworben; er hat zuerst von allen englischen Erklärern darauf aufmerksam gemacht, dafs lange nicht jede Anspielung wörtlich zu nehmen ist, dafs man z. B. aus den Klagen über das nahende Alter noch keine Schlüsse auf die Entstehungszeit ziehen kann; aber weiter möchte ich ihm hier nicht folgen. Meines Erachtens hat er durch seinen Vergleich von Shakespeares Dichtungen mit der zeitgenössischen Lyrik gerade bewiesen, dafs Shakespeare einer der ersten gewesen ist, die der modischen Form einen seelischen Inhalt gaben, und wenn er daher die schwarze Dame möglichst verflüchtigen oder ganz ins Reich der Fabel verbannen möchte, so scheint mir eine solche Hypothese allem, was wir von Shakespeare wissen und mit guten Gründen vermuten können, zu widersprechen; dies würde eine so scharfe Scheidung zwischen Leben und Dichten voraussetzen, wie wir sie selbst einem Renaissancedichter schwer zutrauen können. Diese irrige Auffassung beherrscht aber Lees ganzes Werk. So grofs soll Shakespeares Objektivität sein, dafs wir sein persönliches Empfinden aus seinen Dichtungen nicht herauslesen können. Der Übergang von Komödie und Historie zur schweren Tragödie und von dieser zur Romanze soll keine Wandlungen in des Dichters Seele enthüllen, die Abschiedsworte Prosperos im 'Sturm' nicht persönlich zu verstehen sein. Auch deshalb nicht, weil eine solche autobiographische Deutung die Annahme voraussetzen würde, dafs Shakespeare in erster Linie ein begnadeter Dichter war, dem ein Gott zu sagen gab, was er litt und fühlte; für Lee dagegen ist er vor allem ein tüchtiger Geschäftsmann, der durch seine litterarischen Erfolge für sich und seine Kinder ein Vermögen erwerben wollte und dessen höchster Ehrgeiz (!!) sich darauf richtete, den alten, durch des Vaters Bankerott gefährdeten Ruf der Familie unter seinen Mitbürgern wiederherzustellen (S. 279). Eine solche Auffassung vom Wesen des Genius ist lehrreich, insofern als sie von einem litterarisch hervorragenden Landsmann des Dichters herrührt; aber ihre Berechtigung ist doch wohl nur sehr relativ: sie bildet das äufserste Extrem, auf dem die 'realistische' Shakespearekritik nach so viel wilder Roman- und Mythenbildung auf der anderen Seite nunmehr angelangt ist. Es ist aber ein interessantes Zusammentreffen, dafs auch ein Buch, das alle subjektive Kritik vermeiden will, nicht nur in Einzelheiten immer wieder von diesem Grundsatze abweicht, sondern trotz aller scheinbaren Realistik einer Auffassung huldigt, wie sie sich subjektiver schwer denken läfst — lehrreich für die Methodik litterarischer Arbeit überhaupt.

Grofs-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

Digitized by Google

Walter C. Bronson, A short history of American literature designed primarily for use in schools and colleges. Boston, U. S. A., Heath & Co., 1900. X, 374 S.

Bronson hatte sich bereits durch eine kritische Ausgabe von W. Collins (Athenaeum press series 1898) hervorgethan, als er die schwere Aufgabe übernahm. die ganze Litteratur der Vereinigten Staaten in einem historisch geordneten Katalog zu verzeichnen und knapp zu charakterisieren. Ein schmächtiges Büchlein ist es geworden, aber eins von denen, woraus man ungemein viel lernt. Bei allem Respekt vor dem zweibändigen Werk von C. F. Richardson, 'American literature 1607—1885' (1887/9), kann ich nicht umhin, Bronsons Katechismus als die wissenschaftlich bessere Einführung in diesen immer wichtiger werdenden Teil der englischen Philologie zu empfehlen.

Zunächst ist die Gruppierung ebenso klar wie organisch. In der ersten Periode (Colonial period, 1607—1785) haben wir die örtlichen Unterabteilungen Virginien, Neu-England, andere Kolonien; in der zweiten, die die Revolutionszeit umspannt, tritt zunächst die politische Litteratur hervor, dann die Persönlichkeit Franklins, dann erst das bifschen Poesie; eine dritte bilden die unruhigen Jahrzehnte 1789—1815 — viel war darüber nicht zu sagen; die vierte, 1815—1900, zerfällt wieder nach örtlichen Gesichtspunkten in die New York writers, Southern writers, New England writers, writers of the middle states, Western writers. Die Charakteristik der einzelnen Erzeugnisse wird durch solch geographische Gruppierung wesentlich erleichtert. Auch die biographischen Angaben dienen diesem Zweck, sowie die Andeutungen über die steten Einflüsse aus England, die häufigen aus Deutschland, die selteneren aus Frankreich. Sobald dann Bronson zum Gesamturteil über einen Autor sich anschickt, weist er jede Überschwänglichkeit so weit von sich, dafs er manchmal fast ernüchternd wirkt. In Edgar Poe z. B. findet er bei aller Kühnheit der Phantasie einen geradezu analytischen Verstand. Longfellow ist ihm kein grofser Dichter — er besafs poetic vision and melodious song, ergab sich aber zu leicht der Sentimentalität des damaligen Zeitgeschmacks und der Lehrhaftigkeit seiner puritanischen Sphäre; er begnügte sich zu wenig to let incident, character, and scenery produce their own effect. Hawthorne erntet mehr Lob, aber auch er hatte und kannte seine Grenzen: the limitations of idealism. Bronson ist sich offenbar der zwei Seiten, die jedes Ding hat, immerfort bewufst, und das macht ihn kritisch. Ist es nicht auch ein bifschen Aufgabe des Litterarhistorikers, zum Lesen anzueifern? Nur wer selbst Chauvinist ist, würde darin Chauvinismus sehen. Trotz dieser kühlen Farbenwahl wirken Bronsons Bilder deutlich und oft bedeutungsvoll; obwohl sein Stil an das Telegramm streift, weifs er doch darzustellen. Über die Vollständigkeit, mit der er die Denkmäler verzeichnet, wage ich keine feste Meinung; zu viele Autoren, die er behandelt, habe ich nie gelesen. Unter denen, die ich kenne, hat mir allerdings Bret Harte als Lyriker — z. B. mit 'San Francisco', 'Grizzly',

Digitized by Google

'Jim' — so viel Eindruck gemacht, dafs es mir leid thut, ihn nur als Romanschriftsteller erwähnt zu finden. Viele von seinen Versen gehören zu jener für den Europäer gewifs reizenderen Hälfte der amerikanischen Litteratur, die nur drüben, nicht irgendwo in der gebildeten Welt entstehen konnten. Auch misse ich im Negerkapitel ungern die Tiergeschichten und -lieder des Uncle Remus, von J. G. Harris, die mir in a new and revised edition by A. B. Frost, 1899, vorliegen (dank der Liebenswürdigkeit einer amerikanischen Hörerin, Miss Frank Miller); sie sind eigenartiger als O'Bryan, Whittier und noch ein Dutzend anderer Kunstdichter.

Einen besonderen Wert gewinnt das Büchlein durch die ausführliche Biographie am Schlufs. Was an Ausgaben, Lebensbeschreibungen und Studien jedes nordamerikanischen Autors vorhanden ist, dazu die kulturhistorischen Werke über jede Periode, die Chrestomathien, die Memoiren, die Gründungsjahre der Universitäten u. dgl. ist hier mit Fleifs und Geschick zusammengestellt. Von seltenen Werken der älteren Zeit sind sogar Proben mitgeteilt. Möchten unsere Bibliothekare diesem Anhang von 28 enggedruckten Seiten ein recht fruchtbares Studium zuwenden!

Berlin. A. Brandl.

Robert Burns' Beziehungen zur Litteratur. Von Dr. Heinrich Molenaar (Heft XVII der Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgeg. von H. Breymann und J. Schick). Erlangen und Leipzig 1899. XII und 132 Seiten.

Carlyles seltsam fehlgreifende Ansicht über Robert Burns' 'Beziehungen zur Litteratur' gilt noch heutigestags in weiten Kreisen als tabu. 'He found himself in deepest obscurity, without help, without instruction, without model, or with models only of the meanest sort' — 'with no furtherance but such knowledge as dwells in a poor man's hut, and the rhymes of a Ferguson or Ramsay for his standard of beauty' —: vergeblich fragt man sich, wie es möglich war, dafs solche Behauptungen Carlyle aus der Feder fliefsen konnten. Dafs er damit den stärksten Anklang gefunden hat, begreift man eher.

Unter diesen Umständen ist das Erscheinen der vorliegenden Schrift, die sozusagen das Material aus den Akten beibringt, mit Freuden zu begrüfsen.

Wesentlich in Form einer bibliographischen Zusammenstellung belehrt sie über die — verhältnismäfsig sehr bedeutende — Belesenheit des Dichters, giebt sie Aufschlufs über seine litterarischen Sympathien und Antipathien. Oft kann sie sich auf direkte Angaben des Dichters, seiner Freunde, Korrespondenten, Biographen u. s. w. stützen; oft bieten ihr auch Anspielungen in seinen Gedichten und Briefen, bieten ihr jene Citate, von denen seine Korrespondenz geradezu durchsetzt ist, eine willkommene Handhabe.

Digitized by Google

Was Herausgeber, Biographen und Kritiker des Dichters an Quellennachweisen geliefert haben, verzeichnet Molenaar mit großem Fleiße und annähernder Vollständigkeit (der wichtige J. Logie Robertson ist leider unberücksichtigt geblieben); was er selber giebt, befriedigt nicht in gleichem Maße. —

Ich lasse die Ergebnisse einer genauen Durchsicht des Buches folgen — Berichtigungen, Zusätze, Nachträge —, wobei ich bemerke, daſs ich Nachträge an Quellennachweisen im allgemeinen nur insoweit gebe, als ich nicht Gelegenheit haben werde, sie in den von mir vorbereiteten Burns-Studien zur Sprache zu bringen.

S. 1. Burns' charakteristischste Äuſserung über seine Vorliebe für Citate findet sich in dem Briefe an 'Clarinda' vom 14. Januar '88: 'I like to have quotations for every occasion. They give one's ideas so pat, and save one the trouble of finding expression adequate to one's feelings,' *etc.*

S. 4. Wenn Burns Jakob V. als den Verfasser von *Christis Kirk of the Grene* und *The Gaberlunzie Man* betrachtete, so folgte er darin nur der Tradition; vgl. Childs *Ballads* V. 109.

S. 5. Über 'Burns' copy of Blind Harry's "Wallace"' vgl. *Notes and Queries* 4th S. IX, 236, 392. — Wie kam Burns zu dem Citat aus Gavin Douglas? Lag ihm etwa die 1710 erschienene Ausgabe der Äneis-Übersetzung von Thomas Ruddiman vor?

S. 6. Über Nichol Burn vgl. Chambers' *Songs of Scotland,* 1829, S. 305, oder besser Ebsworth's *Roxburghe Ballads* VI, 607. Das Lied *Leader-haughs and Yarrow* hatte Allan Ramsay in seinem *Tea-Table Miscellany* (1725) abgedruckt. — Aus Ramsays erster Antwort-Epistel an Hamilton citiert Burns in dem Briefe an Brown vom 30. Dezember '87 die Verse: 'And faith I hope we'll not sit dumb, Nor yet cast out.' — Die Verse 'A false usurper sinks in every foe, And liberty returns with ev'ry blow' stammen in der That aus Hamiltons Neubearbeitung von Blind Harrys *Wallace*; sie stehen Buch VI, Kap. II, S. 122. Ein weiteres Citat daraus, das Molenaar nicht verzeichnet, findet sich Buch II, Kap. I, S. 21: 'Then to the *Laigland*-Wood when it grew late, To make a silent and a soft retreat', — von Burns (nicht ganz wörtlich) angezogen in einem bekannten Briefe an Mrs. Dunlop (ChW[1] I, 442). Ein anderer Brief an Mrs. Dunlop (6. Sept. '89) bringt eine Anspielung auf Buch VII, Kap. IV, S. 170 des *Wallace*:

> Then he from Jop did take the Horn, and blow
> So loud, and shrill; he warned good John Wright,
> Who soon struck out the Roller with great Slight.
> Then all went down, when the Pin was got out, *etc.*

Durch den *Wallace* wurde Burns mit dem Schlachtrufe *Let us do, or die* vertraut, der denn auch in dem Kampfliede *Scots, wha hae wi' Wallace*

[1] Mit ChW bezeichne ich Wallaces Neubearbeitung von Robert Chambers' *Life and Works of Robert Burns,* mit HH den *Centenary Burns* von Henley und Henderson.

Digitized by Google

bled seine Stelle gefunden hat. Im *Wallace* las der Dichter von dem tapferen Sir John the Graham, dessen er in seinem Reisetagebuch vom 26. August '87 gedenkt, und den er in einem Briefe vom selben Tage an Robert Muir erwähnt. Und in der folgenden Stelle aus dem *Wallace* (Buch V, S. 67) wurzelt wohl der Schlufs seiner *Ode for Washington's Birthday*:

> But massie Armour, and deffensive Shield,
> Must to the *nervous Arm* of Wallace yield.

S. 8. Der Ausdruck *'Hale and weel and living'* stammt aus Ramsays Epistel 'To his Friends in Ireland who, on a Report of his Death, made and published several Elegies,' *etc.* Die fragliche Ramsaystelle hat Burns übrigens bei *Tam Samson's Elegy: Per Contra* (HH I, 225) vor Augen gehabt.

S. 10. Zwei kleine Ramsay-Reminiscenzen seien hier notiert: die Burnssche Zeile 'When fevers burn, or agues freeze us' (*Address to the Toothache,* III, 1) beruht auf dem Verse 'When agues shake, or fevers raise a flame' (*Health: Poems* 1751, II, 16), und Burns' 'her pauky een That gart my heart-strings tingle' (HH II, 105) ist ein Echo von *Christ's Kirk on the Green* II, 53 f. 'Meg.. wi' *her pinky een Gart* Lawrie's *heart-strings dirle.'*[1]

S. 14 ff. handelt Molenaar über die Autorschaft des vielumstrittenen Poem on Pastoral Poetry. Wie Chambers, Scott Douglas und andere glaubt er es Burns absprechen zu müssen; doch sind seine Argumente nicht gleichmäfsig überzeugend. Welchen Anlafs Burns gehabt haben sollte, den Stadtdichter Fergusson in einem Gedichte über pastorale Dichtung lobend zu erwähnen, leuchtet nicht ein.[2] Ferner: die Zeilen 3—6 von Str. VII ('Nae gowden stream thro' myrtles twines, Where Philomel,' *etc.*) liefsen sich mit der von Molenaar angezogenen Briefstelle sehr wohl vereinigen; sind sie doch ganz in spöttischem, ironischem Tone gehalten! Molenaars Behauptung, die Namen 'Sappho,

---

[1] Die Stelle aus dem Burnsschen Entwurf eines Liebesbriefes (ChW IV, 181), 'The lover who is certain of an equal return of affection is surely the happiest of men; but he who is a prey to the horrors of anxiety and dreaded disappointment is a being whose situation is by no means enviable' — *t* würde ich für eine Erinnerung an den Eingang des Ramsayschen Liedes *Mary Scot* halten:

> Happy's the love which meets return,
> When in soft flames souls equal burn;
> But words are wanting to discover
> The torments of a hopeless lover,

wenn der fragliche Gedanke nicht zu verbreitet wäre. — Auch im *Tea-Table Miscellany* (Vol. III) fand Burns jenes englische Liedchen, dessen Anfangsverse er fast wörtlich an einer Stelle seiner *Autobiography* (ChW I, 13; vgl. S. 319) reproduziert hat:

> Love, thou art the best of human joys,
> Our chiefest happiness below.

[2] Molenaar hält es für undenkbar, dafs Burns 'in den Besitz eines ungedruckten Manuskriptes' von Fergusson gelangt wäre: durch die Vermittelung von David Herd wäre das aber ganz wohl möglich gewesen.

Digitized by Google

Eschylus, Theocritus, Maro' seien sonst nirgends bei Burns zu finden, trifft auch nur für den Zweitgenannten und allenfalls noch für den letzten zu: bezüglich der Sappho kann ich Molenaar auf seine eigene Arbeit (S. 39 f.) verweisen, will aber aufserdem noch bemerken, dafs Burns einmal von einigen Versen Clarindas sagt, sie seien 'worthy of Sappho' (ChW II, 239), und ein anderes Mal an Mrs. Dunlop schreibt (März 1790): 'I would rather have such another sheet of your Prose, than a second Poem on Achilles by Homer, or an Ode on Love by Sappho'; — Theokrit andererseits erscheint neben Virgil in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Gedichte (Kilmarnock 1786). Und dafs Burns zwar den Namen 'Virgil', nicht aber den Namen 'Maro' gekannt habe, das darf als völlig ausgeschlossen gelten.[1]

Fergusson kann als Verfasser des Gedichtes, so wie es uns jetzt vorliegt, d. h. mit der Anspielung auf Mrs. Barbauld in Str. III, ganz einfach deshalb nicht in Betracht kommen, weil er 1774 'after a period of insanity' starb und Miss Aikin, deren Gedichte 1773 erschienen, erst im Jahre 1774 den Rev. Rochemont Barbauld geheiratet hat.

Molenaar stellt — soweit ich sehe, als erster — die Hypothese auf, John Skinner habe das Gedicht geschrieben. Er stützt seinen Einfall auf eine Reihe von Gründen, von denen mir aber keiner zwingende Beweiskraft zu haben scheint. 'Skinner schrieb in dem Metrum des Gedichtes Episteln'; — allein in eben diesem Metrum schrieben hundert andere: 'by Fergusson's time ... it had become the common inheritance of all such Scotsmen as could rhyme' (H H I, 341). Sodann hätte Burns 'Gedichte' von Skinner erhalten, 'von denen einige in Johnsons Museum Aufnahme fanden'. Aber was Burns thatsächlich von Skinner erhielt, waren ein paar Liederbrocken und die bekannte gereimte Epistel 'O happy hour for evermair,' *etc.* Davon, dafs er sonst noch irgendwelche 'rhyming ware' von Skinner empfangen habe, ist absolut nichts bekannt. Auch ist es nicht richtig, dafs jene 'Gedichte' in Johnsons *Museum* aufgenommen wurden. Die Skinnerschen Lieder, die sich im *Museum* finden, sind nicht durch die Vermittelung ihres Verfassers dahin gelangt. — 'Ist unsere Hypothese begründet,' schliefst Molenaar, 'so mufs das Gedicht um 1770 entstanden sein, nachdem Barbauld und ehe Fergusson bekannt geworden waren.' Aber Mrs. Barbauld oder richtiger Miss Aikin ist erst 1773 mit ihren ersten Gedichten an die Öffentlichkeit getreten, während Fergusson bereits 1771/2 als der würdige Nachfolger Allan Ramsays gefeiert worden war!

S. 17. Darf man Beattie als 'Dichter schottischer Lieder' bezeichnen? Meines Wissens rühren von ihm her nur Str. VI in *There's nae luck about the house* und die ersten drei Verse von *The ewie wi' the crookit horn.*

S. 18. Andrew Erskine hat u. a. 'Town Eclogues' verfafst. — Lord

[1] Vom *'immortal Maro'* las Burns, um nur ein Beispiel anzuführen, in der fünften der von ihm so bewunderten Shenstoneschen Elegien.

Digitized by Google

Newbattle wäre besser nicht aufzuführen gewesen; vgl. HH III, 430. — Über Alexander Cunningham s. HH II, 371 und ChW III, 265.

S. 19. Genaueres über William Dudgeon im Dict. of Nat. Biogr.; vgl. auch Rogers' *Modern Scot. Minstrel* S. 46. Dudgeon ist der Dichter des bekannten Liedes *The Maid that tends the Goats*: s. ChW IV, 379. — John Geddes ist nicht 'unbekannt', vgl. das D. N. Biogr. XXI, 102. Der Verfasser von *Lewis Gordon* war aber gar nicht John, sondern Alexander Geddes (1737—1802), über den das DNBiogr. gleichfalls Auskunft giebt. Ein paar Verse dieses Alexander G. über Burns findet man in D. Irvings *Lives of the Scotish Poets* (1804) II, 408 f. abgedruckt.

S. 20. Die Angaben über Lapraik und sein Lied *When I upon thy bosom lean* sind nach HH I, 380 richtig zu stellen. Burns' seltsame Überschätzung der Lapraik und Genossen hat übrigens Walter Scott in einem Briefe an Lockhart (4. März 1828) geistreich zu erklären versucht. — Im Verzeichnis derjenigen von 'Burns' Zeitgenossen', die als Liederdichter hervortraten, vermisse ich John Clunie (s. HH III, 351), John Ewen, Dougald Graham (s. Henry G. Bohns *Burns* S. 528), Richard Hewit (s. ChW IV, 372), Hector Macneill, James Morehead (s. Bohns *Burns* S. 519), John Tait (Verf. von *The Banks of the Dee*; vgl. ChW III, 410). Vorher schon wäre Lord Yester anzuführen gewesen; s. ChW IV, 378 f. — 'His bonnet stood ance fu' fair on his brow' beginnt die achte Strophe der Ballade *Were na my heart light, I wad dee* von Lady Grizzel Baillie.

S. 21. Das Lied *Craigieburn Wood* rührt nicht von Mrs. Grant of Carron her. Der wirkliche Verfasser ist mir unbekannt.[1]

S. 22. Watsons *Collection* gehört nicht unter die 'Liedersammlungen'. — Über Pinkerton war eine genauere Angabe erwünscht; auf welche seiner Sammlungen beziehen sich Burns' Anspielungen?[2] — Airds *Selection of Scots Airs*, etc. (ca. 1784) citiert auch Burns einmal; s. ChW IV, 408 und dazu eine Notiz Cromeks, abgedruckt in Henry G. Bohns *Burns* S. 576. Das Lied *Where Cart rins rowin' to the sea* verfaſste Burns zu einer Melodie, die er im ersten Buche von Airds Sammlung unter dem Titel *The Weavers' March* fand; vgl. NQ 4th S. V. 261. — Robert Bremner (über den auch das Dict. of Nat. Biogr. einige Auskunft giebt) arrangierte mehrere Sammlungen schottischer Lieder 'for Voice and Harpsichord' (1749—64); er legte besonderes Gewicht darauf, möglichst gute Versionen der Melodien zu geben. — Der Titel des Cummingschen Werkes lautet: 'A Collection of Strathspeys or Old Highland Reells, with a Bass for the Violincello, Harpsichord, or Pianoforte. By Angus Cumming, at Granton. Strathspey. 1780.' — Ob Burns die erste Ausgabe von Herds

[1] Sollte Burns an der fraglichen Stelle (ChW IV, 43) sein eigenes Lied 'Craigieburn Wood' gemeint haben? Wir hätten dann anzunehmen, daſs sich seine lobenden Äuſserungen nicht auf den Text, sondern auf die Melodie des Liedes beziehen.

[2] Daſs Burns die *Ancient Scotish Poems* (1786) gekannt hat, darf als sicher gelten.

Digitized by Google

Scots Songs (1769) besessen hat, kann fraglich erscheinen. Jedenfalls citiert er in dem Briefe an G. Thomson vom Sept. '93 (ChW IV, 41) nicht nach der ersten, sondern entweder nach der zweiten oder nach der dritten Auflage. — Sir David Dalrymple, Lord Hailes veröffentlichte 1770: '*Ancient Scottish Poems*, published from the manuscripts of George Bannatyne, 1568.' — Des Rev. Patrick Macdonald († 1824) Sammlung von 'Highland Airs' erschien 1781.[1]

S. 23. Über Corri s. DNB XII, 250. — Zu den Lieder- oder richtiger Melodiensammlungen nachzutragen ist eine Publikation von Neil Gow, auf die Burns in einem Briefe an Thomson (ChW IV, 173) anspielt (vermutlich 'A Collection of Strathspey Reels, with a Bass for the Violoncello or Harpsichord'. Dunkeld). Auch hätten solche 'chap-books' Erwähnung verdient wie 'The Bachelor's Garland, containing five excellent new songs' (ChW III, 130) oder 'Six Excellent New Songs' (eb. 286).

S. 24. Das Donne-Citat 'Her pure and eloquent blood' etc. hat Burns offenbar aus Nr. 41 des *Spectator*, den er ja früh kennen gelernt hatte.

S. 25. Einige Abschnitte aus dem *Paradise Lost* fand Burns in Arthur Massons *Collection of English Prose and Verse for the Use of Schools*, seinem Schullesebuche. S. darüber Hugh Haliburton, *Furth in Field* (1894) S. 228.

S. 26. In dem Briefe an John Arnot (ChW I, 319) ist sicherlich zu lesen 'Fairest of God's creation, last and best! *How* art thou lost' — nicht '*Now* art thou lost', was Scott Douglas (IV, 116) bietet. An eine Parodierung Miltons hat Burns gewifs nicht dabei gedacht. — '(*Love*) ... *Reigns and revels*' aus *Par. Lost* IV 765 auch ChW II, 235, 253.

S. 27. Ich trage ein paar Milton-Reminiscenzen nach. Der Schlufsvers des *Allegro* hat in der Zeile 'Give me with gay Folly to live' (HH II, 250) ein Echo gefunden. Die 'iron tears' aus dem *Penseroso* V. 107 erscheinen in zwei handschriftlichen Versionen der *Ode to the Departed Regency Bill* (HH II, 390). Die *Lycidas*-Wendung (V. 9) 'and hath not left his peer' ist in das *Sonnet on the Death of Robert Riddell of Glenriddell* übernommen worden. Das berühmte Wort 'Licence they mean when they cry Liberty' (*Son.* XII, 11) klingt matt nach in der Burnsschen Zeile 'Nor Insolence assumes fair Freedom's name' (HH II, 145). An Miltons Gedicht *On Shakespeare* Z. 7—8 scheinen sich Burns' *Additional Stanzas to Fergusson* (II, 3—4) anzulehnen (HH II, 269).

S. 29. Burns' Prologe sind keineswegs 'dem direkten Einflufs Shaksperes zuzuschreiben'; vielmehr folgen sie in der Technik durchaus den 'traditional lines originally laid down by Dryden' (HH II, 382).

S. 30. Auf Shaksperes 'O, for a muse of fire', etc. (Heinr. V., Prol. 1) spielt Burns an in einem Briefe an Mrs. Dunlop (*Correspondence*, ed. W. Wallace, S. 134): 'O for a muse, not of heroic fire but satiric aquafortis' etc. — 'As you like it': ChW III, 55. — Zu dem Burnsschen Verse

[1] S. auch Groves *Dictionary of Music* III, 446 f., 450.

Digitized by Google

'A lambkin in peace, but a lion in war' (HH IV, 29) vgl. Richard II. II 1, 173 '*In war* was never *lion* rag'd more fierce, *In peace* was never gentle *lamb* more mild'; zu 'his meddling vanity, a busy fiend' (HH II, 235) vgl. Heinrich VI. 2, III 3, 21 'O, beat away the *busy meddling fiend*'. — Aus Heinrich VIII. (III 2) citiert er die Worte 'he falls like Lucifer, never to hope again' in einem Briefe an Nicol (ChW II, 124).

S. 31. Romeo and Juliet II 2 76 f. ('*Tybalt's* death Was woe enough, *if* it had ended there') citiert Burns unkorrekt in einem Briefe an Peter Stuart (ChW III, 55). — Die 'milk of human kindness' aus Macbeth I 5, 18 erscheint in Burns' Briefe an Archibald Lawrie vom 14. 8. '87 (ChW II, 147). Eine weitere (parodistische) Anspielung auf Macbeth ist in der Epistel *From Esopus to Maria* enthalten: 'we'll ... dare the war with all *of woman born*' (HH II, 69); vgl. Macbeth IV 1, 80; V 3, 4. 6; 7, 3. 11; 8, 13. Dafs auch Davenants Macbeth-Bearbeitung Burns nicht unbekannt geblieben ist, beweist das folgende, nicht ganz genaue Citat in dem Briefe an Mrs. Dunlop vom 26. 3. '88:

> 'Speak, sister, is the deed done?'
> 'Long ago, long ago, long ago;
> Above twelve glasses since have run.'

S. Davenants *Macbeth*, Akt II. Ebenda singen die Hexen 'A round, a round, a round dance we', was Burns auch einmal — nur sagt er, soviel ich mich erinnere, 'they go' statt 'dance we' — in einem Briefe citiert. — Hamlet-Citate begegnen häufiger als Molenaar glauben läfst. Ich trage nach: I 2, 142 'Heaven and earth! Must I remember?': ChW I, 320; III, 373; I 2, 185 'In my mind's eye': ChW II, 241; I 5, 15 'I could a tale unfold,' etc.: ChW III, 21; II 2, 321 'Man delights not me, — nor woman neither': ChW IV, 63, 273; III 1, 63 'a consummation devoutly to be wished': ChW III, 238, IV, 179; III 1, 78 'But that the dread of something after death': ChW II, 117; III 1, 79 'The undiscover'd country, from whose bourn no traveller returns': ChW IV, 279; vgl. *Notes and Queries*, 5th S. III, 121; III 2, 78 'In my heart's core,' etc.: ChW II, 241; III 2, 406 'the witching time of night': ChW III, 325. — *Hamlet* I 5, 77 citiert Burns auch in dem Briefe an Mrs. Dunlop vom 2. August '88 (ChW II, 360). 'Unanointed' ist Popes (unnötige) Emendation für das überlieferte 'disappointed'.[1]

S. 33. Othello I 3, 81—85, 88 f. finden sich, ungenau citiert, auch in einem Briefe an James Sibbald (ChW II, 32). V. 136 derselben Scene ('hairbreadth 'scapes i' the imminent deadly breach') steht auch in dem Briefe an Murdoch vom 16. Juli '90 (ChW III, 188); die 'hairbreadth 'scapes' erscheinen aufserdem in einem Briefe an Clarinda (ChW II, 247). Auf Othello III 3, 161 scheint eine Stelle in Burns' Brief an seinen Bruder Gilbert vom 10. Juli '96 anzuspielen: 'If I am taken from their head, they will be *poor indeed*' (ChW IV, 278).

[1] 'False as dicers' oaths' (Hamlet III 4, 45) citiert Burns auch einmal; leider habe ich die betreffende Stelle verloren.

Digitized by Google

S. 34. Die Wendung 'more knave than fool' kannte Burns gewiſs nicht aus dem *Jew of Malta*, sondern aus *King Lear* I 4, 337. — Otway neben Shakspere zu stellen, war dem 18. Jahrhundert geläufig. Vgl. Popes Nachahmung von Horaz Epist. II 1, Z. 277 '[the tragic spirit] full in Shakspeare, fair in Otway shone.'

S. 36. Die Phrase *'all that'* findet sich doch nicht allein in der ersten Scene, sondern in allen fünf Akten von *The Rehearsal!* — Die Verse 'Hope, thou nurse of young Desire,' etc. bilden ursprünglich Air V. in Charles Johnsons *Village Opera* (1729). — Die Bickerstaff zugeschriebene Farce *The Spoiled Child* hat mit dem *Enfant Gâté* der Mme de Genlis nichts zu thun. S. auch Genest, *Some Account of the English Stage,* VI, 465 u. 591.

S. 37. Aus Homes *Douglas* (Akt II) stammt das folgende Citat, das sich in einem Briefe an Miss Dunlop (13. 11. '88) findet: 'what Glenalvon calls "The shallow fool of coward conscience".' Burns erwähnt Homes Tragödie in einer Notiz zu *Gill Morice,* s. ChW IV, 398. — Über die Huldigung, die ihm Burns in einem Prologe darbrachte, hat Home gewiſs nicht 'gelächelt'. Meiner Überzeugung nach hat er sie als etwas Selbstverständliches hingenommen. Man erinnere sich, daſs der groſse Hume 1757 nach der Aufführung des *Douglas* unserem Home zuerkannt hatte 'the true theatric genius of Shakespeare and Otway, refined from the unhappy barbarism of the one and licentiousness of the other!' Hatte doch sogar der Engländer Gray erklärt, das Stück habe 'retrieved the true language of the stage, which had been lost for two hundred years!'

S. 38. Die — übrigens nicht erst von Pope aufgebrachte — 'ruling passion' erscheint bei diesem Schriftsteller noch an anderen als den von Molenaar verzeichneten Stellen; vgl. EMan II, 138; Mor. Ess. I, 174, 181; II, 207.[1] — Ein zweiter Ausdruck aus Popes Pseudometaphysik, die *'lights and shades,* whose well-accorded strife Gives all the strength and colour of our life' (EMan II, 121), figuriert in Burns' *Autobiography:* s. ChW I, 20. — An *Essay on Man* II, 212 ff.:

> ... vice or virtue there is none at all.
> If white and black blend, soften, and unite
> A thousand ways, is there no black or white?

erinnern lebhaft die Anfangsverse der *Sketch in Verse* (HH II, 165); und aus Popes 'Lockenraub' oder 'Dunciade' mag auch der epische Eingang dieses Gedichtes mit dem nachfolgenden *'I sing'* geborgt sein. — Zu *Sketch in Verse* V. 35 (vgl. ChW III, 86) hätte auch herangezogen werden können Young, *The Complaint,* I, 68: 'How complicate, how wonderful, is man!'

S. 39. Das Citat aus dem *Essay on Man* (I, 14) 'catching the manners living as they rise' figuriert bereits in dem Briefe an Murdoch vom

---

[1] Mit dem Begriff der 'ruling passions' arbeitet Burns auch in seiner Charakteristik des Buchhändlers Creech, s. ChW II, 87.

Digitized by Google

15. Januar '83 (ChW I, 87).[1] — Der Titel 'Sappho Redivivus' (sic!) in Scott Douglas' *Burns* II, 194 rührt anscheinend von dem Herausgeber, nicht von dem Dichter selbst her.

S. 40. Der Anfang der *Epistle from Esopus to Maria* ist kein ungenaues Citat von Pope, *Eloisa to Abelard* 1—2, sondern eine Parodie darauf. — Wiederholt citiert Burns die Worte '(to) wipe away all tears from all eyes': — offenbar eine Kontamination von Revel. 7, 17 mit Pope, *Epilogue to the Satires*, V. 102: 'All tears are wiped for ever from *all* eyes.' — Pope, *Imit. of Horace*, Epist. I 1, 36 ff. darf vielleicht als Quelle für Burns' *New Year's Day, 1791*, V. 7—8 angesprochen werden. Der von Burns in einem Briefe gebrauchte Ausdruck 'the mob of mankind, that *many-headed beast*' (ChW II, 203) scheint auf V. 121 derselben Epistel anzuspielen.

S. 41. Pope, *Temple of Fame* 410 findet sich citiert in dem Briefe an Johnston vom 13. November '92 (ChW III, 375). — 'Give me to feel "another's wo"' (Burns an Clarinda, 6. März '88) ist sicherlich eine Anspielung auf Pope, *The Universal Prayer*, V. 37: 'Teach me to feel another's wo'. — Mit *Essay on Criticism* III, 689 'Much was believed, but little understood' vgl. Burns' Zeile '*Much* specious lore, *but little understood*' (HH II, 235).

S. 42. 'Life's cares are comforts' steht *Night-Thoughts* II, 168.

S. 43. Der Name *Clarinda*, meint Molenaar, 'scheint von Young zu stammen'. Diese Annahme hat sehr wenig für sich. Der fragliche Name ist unter den 'arkadischen' der beliebtesten einer. Man begegnet ihm in Hunderten von Liedern;[2] auch in Schauspielen ist er nichts weniger als selten. Burns las ihn wiederholt bei Ramsay (Epist. an Gay); er las ihn in der *Faerie Queen* (Buch V), die genauer kennen zu lernen er gerade im Frühjahr 1787 Gelegenheit erhielt (s. ChW II, 96); er fand ihn in Fergussons Gedicht 'Fashion', im *Tatler*, im *Spectator* u. s. w. — Youngs Metapher 'the dark postern of time long elapsed' steht *Night* I, 223.

S. 44. 'Against the day of battle and war' liest man Hiob 38, 23. — Mehrmals citiert Burns die Maxime 'reverence thyself': ChW II, 183, 249, 340. Sicherlich schwebte ihm dabei Young vor. 'Revere thyself' heifst es *Night* VI, 128; 'highly reverence thy own nature' in *The Centaur not fabulous* VI; 'reverence thyself' in *Conjectures on Original Composition*.[3] — 'Day follows night, and night comes after day' schreibt Burns in einem Briefe an Mrs. Dunlop (ChW III, 133); vielleicht in Erinnerung an *Night* VI, 678 'Day follows night; and night the dying day'. — *Notes and Queries*

[1] Nicht sowohl aus dem *Essay on Man*, als vielmehr aus dem Gedichte *Eloisa to Abelard* (V. 91—92) stammt das Citat 'O happy state! when souls each other draw,' etc.

[2] Ich benutze diese Gelegenheit, um einen Irrtum des *Centenary Burns* zu berichtigen. Das früher nicht selten Burns zugeschriebene Lied *Before I saw Clarinda's face* kann nicht von Peter Buchan herrühren (HH IV, 76); es erscheint bereits im *Vocal Magazine* 1784, S. 186, als Nr. 713.

[3] 'While even the peasant ... learns *to venerate himself as man*' (Goldsmith, *The Traveller* 333).

Digitized by Google

4th S. VII. 449 wird erzählt, Burns habe einer gewissen Kirsty Flint ein Exemplar der Night-Thoughts ('18mo plainly bound in sheep-skin, Glasgow 1764') zum Geschenk gemacht mit der Bemerkung: 'Tak that, Kirsty; I hae got more sentimentalism from that book than from any work o' the kind I ever read'. — Burns' Verse *The Toadeater* (HH II, 249) erinnern stark an *Night* VI, 309 'Pigmies are pigmies still, tho' percht on Alps' und dürften in der That von dieser Zeile inspiriert sein. Nicht selten hat sich Burns Youngsche Phrasen zu eigen gemacht; ich weise hier nur auf die 'luxury of tears' aus *Night* VIII, 565, die in der *Inscription to Miss Graham of Fintry* (HH II, 136) auftritt, und auf 'Fate! drop the curtain' aus *Night* I, 27, welche Wendung in Z. 43 des *Prologue Spoken by Mr. Woods* (HH II, 145) eingeflossen ist.

S. 45. Die 'Eolian strains' in der *Address to the Shade of Thomson* sind vielleicht eher mit der 'Æolian lyre' in Grays *Progress of Poesy*, V. 1 in Verbindung zu bringen. 'No *lyre Æolian I awake*' hat Burns in seiner *Ode for General Washington's Birthday*, V. 2. — 'Join grief with grief, and echo sighs to thine' ist sicher ein wirkliches Citat, keine Parodie.[1] — 'To soothe the throbbing passions into peace' ist, *verbatim et litteratim*, citiert aus Thomsons *Autumn*, V. 968.[2] Man vergleiche hierzu auch die folgende Stelle aus Burns' *Autobiography*: 'My *passions* ... *raged* ... till they got vent in rhyme; and then conning over my verses, like a spell, *soothed all into quiet*' (ChW I, 17).

S. 46. Der Ausdruck '"*holding high converse*" with the Muses' (ChW IV, 224) braucht nicht von Thomson geborgt zu sein. Vgl. Malloch, *A Fragment* 66 'He *holds high converse* with the dead'; Shenstone, *Rural Elegance* 217 'With Nature here *high converse hold*'; Beattie, *The Minstrel* I. XL, 7 '[I] *held high converse* with the godlike few'; u. s. w.

S. 47 '*unhappy Wallace* ... *great* patriot hero' liest man *Autumn* 900 f. Vgl. auch Burns' Brief an Mrs. Dunlop vom November 1786 (ChW I, 442), worin der Dichter *Autumn* 901 vollständig citiert:

Great patriot hero! ill-requited chief!

Die Worte 'One well-spent hour', etc. sind ungenau wiedergegeben aus *The Masque of Alfred*, Akt I, Scene 6 (Thomsons *Works* 1757, III, 229):

One well-*sav'd* hour,
In such a tender circumstance *to lovers*,
Is better than an age of common time.

S. 48. Der Ausdruck 'philosophic Melancholy' steht *Autumn* 1005, 'virtue sole survives' *Winter* 1039. — *Summer* 1485 'Names dear to fame', etc. citiert Burns in zwei Briefen: ChW II, 20, 62. Vgl. auch *Additional Stanzas to Fergusson* II, 3 'But *dear to fame* thy Song immortal lives'. — Thomsons Lied *For ever, Fortune, wilt thou prove* nennt Burns einmal

---

[1] 'Sigh'd back his sighs, and groan'd to ev'ry groan' finde ich bei Addison (Übers. von Ovid, *Metam.* III, 608); 'I'll number groan for groan, and tear for tear' in *The Fair Penitent*, Akt V.

[2] Ich citiere die *Seasons* nach der Ausgabe von Robertson, Oxford 1891.

Digitized by Google

'a charming song' (ChW III, 409). — Im folgenden gebe ich einige Notizen über Burns' Verhältnis zu Thomson, da mir Molenaars Darstellung gerade in diesem Punkte gar zu lückenhaft erscheint.

Für seine Naturschilderungen (Wasserfälle, Überschwemmungen u. dgl.), seine Landschaftsskizzen hat Burns nicht selten einzelne Züge von dem Verfasser der *Seasons* geborgt. Überhaupt hat er von diesem für sein Naturempfinden gelernt; ich erinnere an die besondere Art der ästhetischen Bewertung einer stürmischen Winterlandschaft, wie sie sich in ganz gleicher Weise bei Thomson (*Autumn* 1327 ff., *Winter* 5 ff.) und bei Burns[1] dokumentiert.

Thomson kennt — ein Vorklang der Sentimentalitätsperiode! — die *χάρις γόων*:

> Sweet source of every virtue,
> O sacred sorrow! He who knows not thee,
> Knows not the best emotions of the heart,
> Those tender tears that humanize the soul,
> The sigh that charms, the pang that gives delight
> (*Agamemnon* V, 3),

er kennt die

> *finer feelings*, that ne'er *vex*
> The common mass of mortals, dully happy[2]
> In blest *insensibility*, etc.
> (*Tancred and Sigismunda* II, 8).

Ganz so Burns in dem Liede *Sensibility how charming:*

> *Dearly bought* the hidden treasure
> *Finer feelings* can bestow, etc.

Schon bei Thomson begegnet uns etwas Ähnliches wie jene 'universal sympathy with man', jene 'generous all-embracing Love', jenes 'warm, all-comprehending fellow-feeling', die nach Carlyle den Grundzug in Burns' Wesen bilden. Beiden Dichtern eignet neben der glühenden Freiheitsliebe ein brennendes, nur bei Burns sehr viel intensiveres Gefühl des Hasses gegen jede politische oder sociale Bedrückung; beide reden einer humanen Behandlung der Strafgefangenen das Wort; beide erstrecken ihr Mitleid auch auf die Tiere und geben z. B. ihrem Abscheu gegen die Jagd unverhohlen Ausdruck. Thomson wie Burns betonen stark den Wert des 'social life', der 'social joy';[3] sie sind sich einig in der Verurteilung der 'false joys which Luxury prepares'. Bei beiden erscheint ein scharf ausgeprägter Widerwille gegen materiell-niedriges Thun, gegen 'every *low pursuit*'.[4] Beide ergehen sich in heftigen Invektiven gegen die 'lawyers';

[1] S. p. 27 f. meiner Dissert. 'Quellenstudien zu Robert Burns für die Jahre 1773—1783', Halle 1899. — Für beide Dichter war übrigens, wie schon Robertson hervorgehoben hat, der Herbst diejenige Jahreszeit, in der sie sich am stärksten dichterisch angeregt fühlten.

[2] 'Welch ein verhängnisvolles Geschenk des Himmels ist eine empfindsame Seele!' (St. Preux in der *Nouvelle Héloïse* I, XXVI.).

[3] S. *Summer* 939 f.; *Autumn* 1347; *Agamemnon* III, 1; u. s. w.

[4] Vgl. *Winter* 220; *Sophonisba* IV, 2; — HH I, 190; ChW II, 183.

Digitized by Google

Thomson spricht von 'legal outrage' (*Autumn* 1288), 'legal furies' (*Liberty* V, 617), Burns von 'legal rage' (HH I, 228), 'legal thieving' (ib. 149).

> Grant me, indulgent Heaven, that I may live
> To see the miscreants feel the pains they give!

ruft Burns einmal aus (HH II, 252). Die Verse sind vollkommen aus Thomsons Fühlen und Denken heraus gesprochen:

> Ye sons of mercy! ...
> ... bid the cruel feel the pains they give
> (*Winter* 381),

> Oh is there not
> A time, a righteous time, reserv'd in fate,
> When these oppressors of mankind shall feel
> The miseries they give, etc.
> (*Sophonisba* I, 2).

Ich füge ein paar weitere Einzelheiten an. *Liberty* I, 26 ff.:

> the fair majestic Power
> Of Liberty appear'd. Not, as of old,
> Extended in her hand the cap, and rod, ...
> But, etc.

hat Burns offenbar bei dem Eingange seines Gedichtes *On Glenriddell's Fox* (HH II, 168) vorgeschwebt. *Liberty* IV, 1166 'Make a whole glorious people sing for joy' klingt nach in der *Ode for General Washington's Birthday* (HH II, 171); der Passus über Alfred in derselben war Burns durch *The Masque of Alfred* nahegelegt.[1] — In der *Address to the Unco Guid* geht der Vers 'Then gently scan your brother man' zurück auf *Summer* 1551 f.:

> The generous Ashley ... the friend of man,
> Who scanned his nature with a brother's eye,

allerdings erst auf dem Umwege über die folgende Notiz des *Commonplace Book* (März '84: ChW I, 105): 'I say any man who can thus think, will *scan* the failings, nay the faults and crimes of mankind around him, *with a brother's eye*'. — Die Zeilen (HH II, 218):

> Mark Scotia's fond-returning eye —
> It dwells upon Glencairn

sind *Autumn* 929, 32 nachgebildet:

> And full on thee, Argyle, ...
> Thy fond-imploring country turns her eye.

Aus *The Castle of Indolence* II, IV, 3 ('Dragging the *lazy languid line along*') übernahm Burns die *l*-Allitteration zum Malen des Schwerfällig-Trägen: 'They *loiter, lounging, lank* an' *lazy*' (*The Twa Dogs* 207). — Von Thomsonschen Wendungen hat Burns vielfach Gebrauch gemacht. Hier

---

[1] Z. 19—21 der *Ode* erinnern an die Stelle in *Alfred* II, 3:

> vile Servility that crouch'd and kiss'd
> The whip he trembled at.

Digitized by Google

nur der Hinweis auf 'haughty Gaul' (*Summer* 1486, vgl. HH III, 195), 'the enlightened few' (eb. 1714, vgl. I, 184), 'the mighty dead' (*Winter* 432, vgl. II, 157, 173).

Von den Shenstone-Citaten, deren Identificierung Molenaar nicht gelungen ist, stehen die ersten drei in den *Essays on Men and Manners* (London 1776, p. 11, 120, 132); das vierte Citat 'when one is confined idle within doors', etc. mag in Shenstones Briefen zu finden sein. Aus Burns' Briefe an Miss Chalmers vom 21. Nov. '87 (ChW II, 206) ist ein weiteres Prosacitat aus Shenstone nachzutragen: 'those who ... retire because they have made a good speech': s. Shenstone a. a. O. p. 38.[1] Über Shenstones Ballade *Jemmy Dawson* spricht Burns in einem Briefe an George Thomson, ChW IV, 42, No. 6. — Aus desselben Gedichte *The Poet and the Dun*, Z. 24, borgt Burns einmal die Wendung 'bid the critics go whistle' (HH II, 165).

S. 50. *To an Old Sweetheart* (HH II, 93) II, 1—2 wohl nach Grays *Elegy* XX, 3—4. Auch in Burns' *Epitaph for the Author's Father* meine ich die getragenen Töne der Kirchhofselegie nachzittern zu hören. — Wohl die erste Erwähnung Ossians ist in dem Briefe an Murdoch vom 15. Januar '83 enthalten. Danach wäre Burns spätestens im Jahre 1782 mit Macpherson-Ossian bekannt geworden. Aber schon ein Lied aus dem Jahre 1780 weist, wie ich in meiner Dissertation (S. 23 f.) gezeigt habe, deutliche Spuren Ossianischen Einflusses auf. — Cuthullins Hund 'Luath' wird auch im 1. und im 6. Buche von *Fingal* erwähnt, außerdem in *Death of Cuthullin* und *Temora* I. — Zur 'Ossianfrage' waren auch *Twa Dogs* 27—8 heranzuziehen.

S. 51. Die Wendung 'the last of his fields' findet sich *Temora*, Book VIII (Abschn. 7): 'If there my standard shall float on wind, over Lubar's gleaming stream, then has not Fingal failed in *the last of his fields*'. — Die 'voice of Cona' kommt doch nicht nur an einer Stelle bei Macpherson vor! — Daſs Burns in der *Epistle from Esopus to Maria* 23 f. auf Ossian anspiele, ist mir sehr unwahrscheinlich. Nimmt er nicht auf ein Drama Bezug?[2] — Der Ossianische Ausdruck 'the narrow house' bebegegnet auch in Burns' Gedichten zweimal: HH I, 270; II, 231.[3] Das vollere 'the dark and narrow house' hätte Molenaar aus Ossian belegen sollen (z. B. aus *Fingal*, Book I). — 'Lowly laid' finde ich auch *Temora* II (Abschn. 28 u. 36), III (Abschn. 16), IV (Abschn. 19), etc. — Am 6. Dezember '92 schreibt Burns an Mrs. Dunlop: 'A few years ago, I could have lain down in the dust, careless, as the book of Job elegantly says,

---

[1] Auch Mrs. M'Lehose, die ja gleich Burns in Citaten zu schwelgen liebte, hat gelegentlich Shenstone angezogen; so figurieren die Schluſsverse von Shenstones 3. Elegie in ihrem Briefe an Burns vom 20. 1. '88 (ChW II, 260): 'Would ye the purple should your limbs adorn, Go wash the conscious blemish with a tear'.

[2] Die Biographia Dramatica verzeichnet (III, 12) eine Tragödie '*Malvina* 1786. Anon. Printed at Glasgow'.

[3] Zu dieser letzteren Stelle vgl. namentlich *Temora* IV 'Shall Cathmor soon be *low? Darkly* laid *in his narrow house?*' Dazu Grays *Elegy* IV, 3.

Digitized by Google

"careless of the voice of the morning".'[1] Aber er hatte diese Wendung nicht im Buche Hiob, sondern bei Ossian gelesen: 'O sun! ... thou art perhaps, like me, for a season, thy years will have an end. Thou shalt sleep in thy clouds, *careless of the voice of the morning*' (*Carthon*, letzter Abschnitt).

S. 52. Zu 'Edwins *simple tale*' war zu bemerken, dafs dies eine Anspielung auf *The Minstrel* I, Str. 2, Z. 9 ist.

S. 53. Die angeblich von Beattie herrührenden Zeilen 'The present moment is our ain, The neist we never saw' citiert Burns auch in einem Briefe an Brown, vgl. ChW II, 305.

S. 54. Über 'Burns und Cowper' vgl. ferner Egerton Brydges' *Censura Literaria* II, 42 ff. (1806); *Quarterly Review* XXXII, 217 ff., CXII, 177 ff. — In den *Notes and Queries*, 4th S. II, 400 ist eine Bemerkung wiedergegeben, die der jüngere Robert Burns einmal über seine von seinem Vater geleitete Lektüre gemacht hat: 'He encouraged me ... to study the works of the great English poets, and I had, under his tutorage, read Milton, Pope, *Cowper*, and many others', etc. — Eine deutliche Reminiscenz an *The Task* II, 29 ff. sehe ich in der Aufschrift *For an Altar of Independence* (1795), Z. 4 'Who wilt not be, nor *have a slave.*' — Robert Falconer ist nicht 1790, sondern bereits 1769 gestorben oder richtiger verschollen. Wenn Burns im Januar 1790 an Mrs. Dunlop schreibt: 'Falconer, the unfortunate author of the "Shipwreck" ... *is no more*', etc., so ist natürlich ein Irrtum von seiner Seite anzunehmen.

S. 55. Blair, *The Grave* 30 '... buried 'midst the wreck of things which were' citiert Burns auch in der Vorrede zu *The Scots Musical Museum*, Vol. II (ChW II, 290). — Die mir vorliegende Blairausgabe liest, in voller Übereinstimmung mit dem Burnsschen Citat (*Grave* 432): 'To those you left behind, *disclose* the secret'. — *Grave* 445 f. 'A very little time will clear up all, And make us learn'd as you are, and as close' erscheint unvollständig und ungenau wiedergegeben, ChW II, 345 (vgl. Scott Douglas V, 129) und III, 133. Weiterhin ist [aus *The Grave* 394] nachzutragen das Citat 'Death's thousand doors stand open' (ChW III, 380). — Der Ausdruck 'son of the morning' ist ursprünglich biblisch, vgl. Jesaj. 14. 12.

S. 59. Das Lied *On a Bank of Flowers* rührt von dem Shakspereherausgeber Theobald her; es steht in dem — übrigens zum gröfsten Teil von Elkanah Settle verfafsten — Stück *The Lady's Triumph* (1718). — Poe dürfte zu streichen sein. Das Lied *Grammachree Molly* (besser bekannt als *Molly Astore)* ist von George Ogle (1742—1814), über den das Dict. of Nat. Biogr. Auskunft giebt. Es wurde veröffentlicht in *The Ladies' Magazine*, No. 35 (ca. 1785—92). S. auch *The Universal Songster* II, 364.[2] — Das Lied *Love is the cause of my Mourning* wurde zum ersten-

[1] Robert Burns and Mrs. Dunlop .... By William Wallace, Lond. 1898, S. 367.

[2] Über die Melodie, zu der Ogle sein Lied *Banna's Banks* ('Shepherds, I have lost my love') gedichtet hatte, spricht Burns in dem Briefe an Thomson, 7. 4. '93 (ChW III, 410).

Digitized by Google

mal im *Tea-Table Miscellany* (1724) veröffentlicht. Ramsay fügte die Signatur 'X.' bei, um anzudeuten, daſs ihm der Verfasser unbekannt sei. Vgl. Ebsworths *Roxburghe Ballads* VI, 232. — Das sog. *Fragment on Maria* ist nicht ein Citat aus Hurdis' *Village Curate*, sondern aus dessen *Adriano, or the first of June* (Hurdis, *The Village Curate, and other Poems*, etc. London 1810, S. 214). Einige Auszüge aus dem Village Curate hatte Burns im *Scots Magazine*, Bd. 51 (1789), S. 488 ff. gelesen.

S. 60. Die 'gentle Jean' (ChW IV, 387) dürfte identisch sein mit der 'lovely Jeanie Stewart' in Hamiltons *Interview of Miss Dalrymple and Miss Suttie*, V. 43. — Über George Pickering und seinen Anspruch auf die Autorschaft des Liedes *Keen blaws the wind o'er Donocht Head* vgl. Whitelaws *Book of Scottish Song* (1843) S. 373. Über Austin ib. 120.

S. 61. Burns' Notiz zu dem Liede *Polwart on the Green* hat starken Widerspruch erfahren. 'This is one of the songs', schreibt Cunningham, 'of which Sir Walter Scott says the authorship ascribed by Burns might be questioned. In the traditions of the muse, Scott will generally be found correct: his decisions were the result of many enquiries, and, as he had a memory which never deceived him, and a sagacity that rarely erred, he may be safely followed in all matters connected with song. Chalmers says, "Polwart on the Green" was written by Allan Ramsay: and in this he is followed by all authorities of any value, with the single exception of Burns. The internal evidence of the song is in favour of Ramsay'. Diese Ausführungen beziehen sich augenscheinlich auf die im ersten Teile des *Tea-Table Miscellany* unter dem Titel *Polwart on the Green* erscheinenden drei Strophen, deren erste mit den Worten beginnt 'At Polwart on the green, If you'll meet me the morn'. Wenn wir von den — offenbar älteren und deshalb kursiv gedruckten — Eingangs- und Schluſsversen absehen, mögen jene Strophen in der That von Ramsay herrühren. Aber David Herd giebt in seinen *Scots Songs* (1776, I, 274) drei weitere Strophen zu derselben Melodie ('Tho' beauty, like the rose, That smiles on Polwart green', etc.), ohne einen Verfasser zu nennen, und ich halte die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daſs Burns diese späteren Zusatzstrophen gemeint hat. Sonst freilich wäre der 'Captain John Drummond M'Grigor' überhaupt zu streichen. — Mrs. Barbauld war keine Schottin; sie stammte aus Leicestershire.

S. 62. Die Zeilen 11—12 der von Burns in ein Werk der Hannah More eingetragenen Strophe lauten (HH II, 214):

> But kind still, I mind still
> The giver in the gift,

vielleicht eine Anspielung auf folgende Verse der genannten Dichterin:

> Teach us ... to lift our hearts to thee,
> And *in the gift the* bounteous *giver see*

(*The Search after Happiness*, Scene II). Und wenn Burns in seinem *Prayer: O Thou dread Power* schrieb (HH I, 231):

Digitized by Google

O, bless her with a mother's joys,
But spare a mother's tears,

so schwebte ihm hierbei wohl diese Stelle aus dem Eingange von Hannah Mores Drama *Moses in the Bulrushes* vor:

You taste the transports of a mother's love,
Without a mother's anguish.

Dafs die Gelegenheitsgedichte von Mrs. Dunlop, Mrs. M'Lehose und Mrs. Riddell 'wohl nie im Druck erschienen' seien, ist unrichtig. Mrs. Dunlop liefs 1790 einige ihrer Gedichte drucken, allerdings nur 'for private circulation'; vgl. ChW III, 225. Ein paar Lieder 'Clarindas' erschienen — von Burns' Hand verbessert — in Johnsons *Musical Museum*. Mehrere Gedichte von Mrs. Riddell findet man im *Edinburgh Magazine* für 1795—6 (vgl. *Notes and Queries*, 4th S. I, 553); auch veröffentlichte dieselbe Dame achtzehn ihrer Lieder in dem von ihr herausgegebenen *Metrical Miscellany* (1802); vgl. HH II, 422.[1]

S. 64. Massons 'Collection' ist durchaus keine Liedersammlung. — Zu Burns' Anspielung auf John Aikins 'Essay on Song-Writing in general' mufs bemerkt werden, dafs Aikin nur gesagt hatte (S. 12): '... it has been found that emotions of tenderness and gaiety are peculiarly adapted to song-writing. *Custom* therefore has *almost solely* confined the *general* subject of songs to love and wine, and it must be acknowledged that the nature of the composition, and the assistance of music, contribute to give these subjects a peculiar air of gracefulness and propriety'. — Aikins Abhandlung 'On the Application of Natural History to Poetry' (1777) findet sich erwähnt in einem Briefe an Professor Stewart (30. Juli 1790), den Henry March Gilbert in den *Notes and Queries*, 7th S. IV. 23 veröffentlicht hat: 'It is likewise, ever since I read your Aiken (sic!) on the poetical use of Natural History, a favorite study of mine, the characters of the Vegetable and the manners of the Animal Kingdoms'.

S. 65. Das Lied *The Cumberland Lass* steht D'Urfey, *Pills to Purge Melancholy* II, 133, 1712; IV, 133, 1719.

S. 66. Burns' Lied *John Anderson* ist keine 'Modernisierung des gleichnamigen Liedes in Percy's Reliques', sein *Duncan Gray* keine Nachahmung von *Corydon's Farewell.* — Bezüglich der Zeile 'He's blest if *as he brew'd, he drink*' verweise ich Molenaar auf Murrays Dictionary, s. v. *brew* 1 d und *drink* 10 d. — Den — übrigens tausendfach belegbaren — Ausdruck 'gore' fand Burns in Hamiltons Wallacebearbeitung mit besonderer Vorliebe verwendet. — Mit 'Dr. Percy's ballad to the air, "Nannie, O"' ist das Lied *O Nancy, wilt thou go with me* gemeint. Vgl. auch ChW III, 353; IV, 377. Burns' Urteil über das Lied halte man mit Aikins Kritik zusammen: 'The simple pathetic of Tibullus and the writers

[1] Zu den Dichterinnen nachzutragen ist Miss Seward. Ein Exemplar ihrer Versnovelle *Louisa* (1784) hat sich (nach *Burnsiana* I, 85) in Burns' Besitz befunden; es soll 'marginal notes from his own hand' enthalten.

Digitized by Google

of elegy, is most sweetly manifested in that charming song of Dr. Percy's, "O Nancy wilt thou go with me" *which has scarcely its equal* for real tenderness *in this or any other language*' (*Essays on Song-Writing*, [2]1774, S. 110).

S. 67. *Gilderoy* konnte Burns in einem Dutzend anderer Sammlungen gefunden haben, wie *The Westminster Drollery* 1671, Drydens *Miscellany Poems* 1716, Roberts' *Old Ballads* 1723, Thomsons *Orpheus Caledonius* 1733, *The Lark* 1740, Herds *Scots Songs* 1769, u. s. w.

S. 68. '*Great* souls by instinct to each other turn' steht Addison, *The Campaign*, V. 101. — An die Schlufszeile desselben Gedichtes 'And those who paint 'em truest praise 'em most' erinnern die Burnsschen Verse (HH II, 253):

The more I praise my lovely theme,
The more the truth I tell.

Zu Burns Anspielung auf *Sir Roger de Coverley* hätte bemerkt werden können, dafs sich dieselbe auf die folgende Stelle in No. 517 des *Spectator* bezieht: 'It being a very cold day when he made his will, he left for mourning, to every man in the parish, a great frize-coat, and to every woman, a black riding-hood'.

S. 69. Aus dem Schlusse des *Cato* citiert Burns einmal — nicht ganz korrekt — den Vers 'If I have done amiss, impute it not' (ChW II, 368). Z. 8 seines *Scots Prologue* (HH II, 148) 'A knave and fool are plants of every soil' gemahnt lebhaft an Addisons 'Falsehood and fraud shoot up in every soil, The product of all climes' (*Cato* IV, 4). — Swifts Gedicht *A true and faithful Inventory of the goods belonging to the Dean of St. Patrick* hat, wie mir scheint, Burns die Anregung zu seinem *Inventory* (HH II, 39) geliefert.

S. 70. Der Passus 'But I am an old hawk at the sport', etc. spielt offenbar an auf *Tristram Shandy* V, 7 (Kap. CXXV).

S. 72. 'To be feelingly *alive to kindness, and to unkindness*' citiert Burns aus dem Briefe 'Clarindas' vom 9. I. '88 (ChW II, 246).

S. 73. Das — von Molenaar nicht verzeichnete — Citat aus Mackenzie in dem Briefe an Lady Eliz. Cunningham vom 22. I. '89 (ChW III, 31) steht *Man of Feeling*, Kap. 34 (*Works of Henry Mackenzie*, Edinburgh 1808, I, 173). — Die Burnssche Zeile 'Light lay the earth on Billy's breast' (ChW IV, 117) parodiert augenscheinlich jenen Vers, den Mackenzie in der 'Bedlam scene' seines *Man of Feeling* (Kap. 20)[1] eine Wahnsinnige singen läfst: '*Light be the earth on Billy's breast*'.

S. 75. Zu der 'glorious story of *Buchanan and Targe*' hätte gesagt werden sollen, dafs dies eine Episode aus dem zweiten Teile des *Zeluco* ist (Kap. 64 u. 65).[2]

---

[1] Die 'Bedlamscene' kannte Burns bereits aus seinem Schullesebuche. S. Haliburton a. a. O. 228.

[2] Die 'last publication' Moores, von der Burns in einem vom 12. I. '95 datierten Briefe an Mrs. Dunlop spricht (ChW IV, 179), soll — nach Scott Douglas

Digitized by Google

S. 76. Über Francis Grose vgl. auch William Wallaces Ausgabe der Burns-Dunlop Korrespondenz, S. 192.

S. 77. Der Journalist Peter Stuart ist durchaus nicht unbekannt; vgl. Dict. of Nat. Biogr., LV, 76.

S. 78. Dafs Burns in dem für den Schauspieler Woods geschriebenen Prologe (Z. 19) auch auf Hume anspielt, kann nicht zweifelhaft sein. — Auszüge aus Robertson und Hume standen in Burns' Schullesebuch (Hugh Haliburton a. a. O. 228).

S. 79. 'Not that I am an *Utopian* projector', schreibt Burns in dem Brief an Dunbar vom 14. I. '90 (ChW III, 145). — Burns' Verse (HH II, 127) 'But golden sands did never grace The Heliconian stream' erinnern an Lockes bekannten Ausspruch 'It is very seldom seen, that any one discovers mines of gold or silver in Parnassus' (*Some Thoughts concerning Education*, § 174).

S. 80. 'Sympathy' ist das Thema, über das gleich das erste Kapitel in Adam Smiths *Theory of Moral Sentiments* handelt.

S. 83. Über William Derhams (1657—1735) *Physico-Theology* und *Astro-Theology* vgl. Watt, *Bibl. Brit.* S. 298 h, i und DNBiogr. XIV, 392.

S. 85. Zu William MacGill vgl. auch ChW III, 128 und HH II, 164. — Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dafs in Z. 22 der *Epistle to James Tennant* ('Perusing Bunyan, *Brown,* an' Boston') der Verfasser der *Self-Interpreting Bible* gemeint ist; vgl. DNBiogr. VII, 13.

S. 86. 'The Trial of a Saving Interest in Christ' ist der Titel des ersten Teiles von Guthries Schrift 'The Christian's Great Interest'. — 'Old Mansfield' in *The Libeller's Self-Reproof* ist der hervorragende Jurist William Murray, first Earl of Mansfield (1705—93), der im Jahre 1789 den Ausspruch that:[1] '*The greater the truth, the greater the libel*'.

S. 87. Über die Bücher von Fisher, Dickson, William Symons und Jelinger Symons hätten auf Grund von Watts *Bibliotheca Britannica* genauere Angaben gemacht werden können. — Thomas Salmon (1679—1767), dem Verfasser von *A New Geographical and Historical Grammar* (London 1749 u. ö.), ist im Dict. of Nat. Biogr. ein ausführlicher Artikel gewidmet. — Über William Guthrie giebt Watt sowie das Dict. of Nat. Biogr. (23, 384) Auskunft.

S. 88. Noch ein anderer Sinclair wäre hier anzuführen gewesen, George Sincla(i)r († 1696), der Verfasser des bekannten Werkes *Satan's Invisible World discovered,* auf das Burns in einem Briefe an Dunbar anspielt (ChW III, 442). — Die Daten zu William Marshall sind nach dem DNB zu berichtigen. — Ist mit 'Angola' (ChW III, 130) etwa Dr. John Ferriars Oroonokobearbeitung *The Prince of Angola* (1788) gemeint? — In diesem Abschnitt hätte auch der Schriftsteller Dr. James Mackittrick

---

und anderen — der Roman 'Edward' sein. Allein 'Edward' ist erst 1796 erschienen. Diese Schwierigkeit scheint Molenaar, der jene Behauptung wiederholt, gar nicht bemerkt zu haben.

[1] Oder, richtiger, gethan haben soll; vgl. *Notes and Queries,* 5th S. XII, 279, 299, 358.

Digitized by Google

Adair erwähnt werden sollen, mit dem Burns auf der 'Highland tour' (1787) eine Strecke zusammenreiste. S. ChW II, 187; IV, 390.

S. 89. Ist *The Pantheon* (ChW I, 14) wirklich eine Zeitschrift? Ich glaube vielmehr, dafs darunter das folgende, zu Anfang des 18. Jahrhunderts sehr verbreitete Schulbuch zu verstehen ist: 'The Pantheon; representing the fabulous Histories of the Heathen Gods and most illustrious Heroes' (London, Verlag von J. Walthoe). — Nach Gilbert Burns hätte sich unter William Burness' Büchern der Jahrgang *1772* des *Edinburgh Magazine* befunden (ChW I, 32). Vermutlich aber war es der Jahrgang *1774*, denn diesem sind zwei Lieder entnommen, die der Dichter zwecks Aufnahme ins *Musical Museum* an James Johnson schickte — *Powers Celestial* und *Could Aught of Song.*[1] Derselbe Band enthält das Gedicht *Behold the fatal hour arrive* (die Vorlage für Burns' Lied *Behold the hour, the boat, arrive*), das Burns aber auch aus *The Charmer* und anderen Sammlungen kennen konnte. Ob der Dichter auch *The Weekly Magazine or Edinburgh Amusement, published by W. & J. Ruddiman, 1773, vol. XXII* gekannt oder besessen habe, wie ein Korrespondent der *Notes and Queries* (6th S. I, 55) meint, mufs dahingestellt bleiben. Das daselbst S. 50 mitgeteilte Gedicht *Address of the Author to his Bed*, von dem eine Abschrift von Burns' Hand existiert, ist auch in *The Gentleman's Magazine* (Maiheft 1759) und in *The Muses' Mirror* (1783) zu finden, und Burns kann es ebensogut aus der letztgenannten Sammlung wie aus jenem Zeitschriftenbande kopiert haben.[2]

S. 90 ff. Die von Molenaar aufgestellte Liste der biblischen Citate, Anspielungen u. s. w. bedarf erheblicher Ergänzungen. Ich gebe ein paar Nachträge und bemerke, dafs sich die unbezeichneten Zahlen auf das Burnswerk von Chambers-Wallace beziehen.

Genesis 27. 29 (vgl. Num. 24. 9): III. 227, 426; 19. 14: HH II, 163. — Exod. 20. 7: III. 164. — Num. 20. 11: HH II. 257. — Deut. 13. 6 ('the wife of thy bosom'): HH I, 257; 28. 29 ('thou shalt not prosper'): III. 426. — 1 Sam. 1. 16 ('daughter of Belial'): II. 37; 3. 9: III. 195; 13. 14: III. 118, 280; IV. 86. — 2 Sam. 12. 7: II. 262. — 1 Kings 19. 19: II. 90. — 2 Kings 4. 40 (*'there is death in the pot'*): HH II, 258. — Job 3. 1: Henry G. Bohns *Burns* (London 1860) S. 622a; st. '3. 2' lies: 3. 4, 5, 6; 3. 17; II. 403; 5. 10: HH I, 303; 7. 6 ('swifter than a weaver's shuttle'): HH II, 45; 29. 13 ('I caused *the widow's heart to sing* for joy'): HH I, 246 (vgl. ChW III, 224); 31. 35: II. 183; 38. 23: III. 101; 40. 15 ff.: III. 288. — Psalm 44. 15 (vgl. Ezra 9. 7): III. 36; 89. 47: II. 319; 119. 168: II. 263; 128. 3: II. 166; 137: II. 366; 144. 3 ('Lord, what is man'): II. 344, HH II, 166; 147. 18: III. 224. — Prov. 14. 10: III. 80;

---

[1] *Notes and Queries,* 4th S. VIII, 161.

[2] Dagegen ist es mir sehr wahrscheinlich, dafs Burns den 9. Band des *Weekly Magazine* einmal in der Hand gehabt hat; denn hier fand er (*Verse zum Gedächtnisse Walter Ruddiman's* von W. O.; S. 287 f.) jenen Ausdruck *'dear departed shade'*, der durch sein Gedicht *Thou Ling'ring Star* zum geflügelten Worte geworden ist.

Digitized by Google

18. 22: HH II, 261. — Eccles. 2. 12: II. 140; 5. 13: II. 86, III. 325; 12. 5 ('Man goeth to *his long home*') HH I, 199. — Cant. 2. 5 (5. 8): II. 118. — Isa. 3. 15 (*'grind the faces* of the poor', etc.): III. 325 (vgl. auch HH I, 149, Z. 14—5); 29. 11 (vgl. Cant. 4. 12 und Dan. 12. 4): HH I, 1; 40. 6: III. 326; 57. 1: III. 56. — Jer. 7. 3: HH IV, 46; 9. 1: IV. 130, HH II, 190; 20. 10 ('watched for my halting'): IV. 110. — Lam. 3. 39: II. 344. — Zech. 10. 5 ('tread down their enemies in the mire', etc.): III. 187.

Matth. 5. 39: HH I, 248; 7. 6: II. 364; 7. 14 (*'and few there be that* find it'): *My Nanie, O,* V 2 (HH I, 250); 7. 25: Burns-Dunlop Korrespondenz, ed. Wallace, S. 134; 8. 12 (vgl. 13. 42, 50 u. s. w.): II. 38, HH II, 26; 11. 26 ('it seemed good in thy sight'): III. 389; 12. 43: II. 38; 14: HH II, 196; 18. 26: III. 258; 24. 8: II. 335. — Mark '3. 84' l. 3. 17. — Luke 16. 22 f.: HH II, 63; 17. 32 ('Remember Lot's wife'): ?[1] — John 3. 15, 16: II. 244; 5. 35: HH II, 26, 125. — Acts 7. 6 ('sojourn in a strange land'): II. 22; 10. 20: ('doubting nothing'): II. 369; 15. 18: HH I, 233; 17. 28 ('For in him we live, and move', etc.): HH II, 151, 262; st. '26. 24' l. 26. 25 (vgl. auch III. 227). — Rom. 12. 15 auch III. 224, 236; 13. 7: II. 86; 16. 7, 11, 21 (vgl. aber auch Phil. 4. 3): IV. 256. — 1 Cor. 13. 13 ('faith, hope, charity'): offenbar parodiert in *The Holy Fair* XXVI 7. — 2 Cor. 6. 8: II. 124. — 1 Tim. 6. 10 ('the love of money is the root of all evil'): III. 26, Z. 10. — Heb. 3. 13 ('while it is *called To-day*'): II. 356; 5. 4. ('called as was Aaron'): Scott Douglas' *Burns,* V. 139; 12. 21: II. 323. — Jam. 1. 17: III. 426, IV. 211; 2. 19 ('the devils also believe, and tremble'): III. 76. — 1 John 3. 17 ('bowels of compassion'): III. 25; 4. 8: HH II, 118 (vgl. I. 121 'O Thou whose very self art love'). — Revel. 3. 12 (vgl. 21. 2 ff.): HH II, 57; 6. 2: III. 368; 7. 17: Burns-Dunlop Korrespondenz S. 337: 9. 1 (u. ö.: 'the bottomless pit'): II. 22.[2]

S. 97. Zu Homer vgl. auch ChW III, 96.

S. 98. Der 'Esopus' der *Epistle from Esopus to Maria* ist nicht der Fabeldichter, sondern der grofse Tragöde Clodius Aesopus, der Zeitgenosse und Freund Ciceros. — Einiges aus Demosthenes las Burns in Massons *Collection.*

S. 99. In die den griechischen und römischen Schriftstellern beigegebenen Daten haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen (s. namentlich Mark Aurel und Horaz). — Die *Rudiments of the Latin Tongue,* nach denen Burns Latein zu lernen begann, waren seiner Zeit ein sehr verbreitetes Lehrbuch. Sie haben Thomas Ruddiman zum Verfasser. Über diesen s. das Dict. Nat. Biogr.

S. 100. Von '*Ciceronian pleading*' spricht Burns in der *Election Ballad*

[1] Die betr. Briefstelle ist mir leider verloren gegangen.

[2] Mit der Wendung 'I am leaving something undone that I ought to do' (ChW II, 36) spielt Burns wohl an auf folgende Stelle im 'Morning Prayer': 'We have left undone those things which we ought to have done' (s. *Book of Common Prayer*).

Digitized by Google

addressed to Robert Graham, X, 6 (HH II, 186). — Seine Kritik Virgils hat Burns schwerlich aus Blairs *Lectures* geschöpft, wie Molenaar annehmen möchte. Burns legt auf 'faultless correctness' gar keinen Wert; Blair dagegen hatte (Lect. XLIII) ausdrücklich erklärt: 'As the *distinguishing excellencies* of the Iliad are Simplicity and Fire; those of the Æneid are *Elegance* and Tenderness. Virgil is, beyond doubt, less animated and less sublime than Homer; but *to counterbalance this*, he has *fewer negligences*, greater variety, and supports more of a *correct* and regular dignity throughout his work', etc. Burns will die Äneis neben Homer überhaupt nicht gelten lassen; Blair entdeckt in Virgils Epos eine Reihe blendender Vorzüge: 'The subject of the Æneid is extremely happy; still more so, in my opinion, than either of Homer's Poems ... Upon the whole, I believe, there is no where to be found so complete a model of an Epic Fable, or Story, as Virgil's Æneid ... Virgil possesses beauties which have justly drawn the admiration of ages, and which, to this day, hold the balance in equilibrium between his fame and that of Homer', etc. Ja, hat es nicht fast den Anschein, als wende sich Burns mit seiner Kritik direkt gegen das folgende zopfige Urteil Blairs: 'Upon the whole, as to the comparative *merit* of these *two great princes* of Epic Poetry, Homer and Virgil; the former must undoubtedly be admitted to be the greater Genius; the latter, to be *the more correct Writer*'?[1] — Virgils '*Omnia vincit Amor*' kannte Burns als Refrain eines im spät 17. und im 18. Jahrhundert sehr beliebten Liedes (*As I went forth to view the spring:* Tea-Table Miscellany, Vol. I; Herds *Scots Songs*, etc. Vgl. Ebsworth's *Roxburghe Ballads* VI, 228). — Die Zeile 'The whistle and the man I sing' (ChW III, 105) travestiert augenscheinlich die Anfangsworte der Äneis.

S. 101. Horaz kannte Burns nicht nur aus Popes *Imitations of Horace*. Ramsay hatte einige Oden von Horaz geschickt paraphrasiert, Hamilton of Bangour mehrere seiner Gedichte gewandt übersetzt, Fergusson — offenbar in Nachahmung Ramsays — C. I, 11 ('Tu ne quaesieris', etc.) in schottische Verse gebracht, u. s. w.

S. 102. Boileau, *L'Art Poétique* III, 48 'Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable' citiert Burns (ChW II, 336) in der Form, in der die Zeile zum geflügelten Worte geworden ist: 'Le vrai n'est pas toujours le vraisemblable' — vermutlich zwar ohne von ihrer Herkunft eine Ahnung zu haben.

S. 103. Cloots ist zu streichen. Mit 'Anacharsis' Travels' (ChW IV, 190) ist natürlich Barthélemys *Voyage du jeune Anacharsis en Grèce* (1788) gemeint. — *Les Incas* von Marmontel sind ein poetischer Roman, kein Drama. — Den *Tasso* las Burns (nach Cunningham) in der Übersetzung von John Hoole (1763 u. ö.).

---

[1] Ganz ähnlich wie Burns hat — 33 Jahre später — Byron über Äneis und Georgica geurteilt: 'The Georgics are indisputably ... a finer poem than the Æneid', &c. — Besonders laut war das Lob der Georgica in Addisons *Essay on Virgil's Georgics* ertönt.

Digitized by Google

S. 107. Henrysons Pastoralgedicht *Robin and Makyne* fand Burns auch in Percys *Reliques* (II, I. 13).

S. 108. Ob 'Alexander Lesley of Edinburgh' namentlich angeführt zu werden verdiente, mag zweifelhaft erscheinen, da die betreffende Notiz (ChW II, 394) von dem ganz unglaubwürdigen Peter Buchan herrührt.

S. 110. 'Eden's bonie yard' ist Fergusson, *Caller Water* I, 2 nachgebildet: 'The *bonny yard* of ancient *Eden.*' — Über Maynes *Logan Braes* schreibt Eyre-Todd (*Abbotsford Series, &c.* VII, 151): 'The two first stanzas of Mayne's composition, written and sung at Glasgow in *1781*, were printed in the "Star" newspaper, May 23, *1789*', etc.

S. 111. Über Andrew Sheriffs oder Shirrefs (1762—1807?) vgl. auch Dict. Nat. Biogr. und Whitelaws *Book of Scottish Song*, S. 262. Sh. ist Verfasser eines 'Scottish pastoral, first printed at Aberdeen in 1787, and afterwards at Edinburgh in 1790, with the title of "Jamie and Bess".' — Ein paar Notizen über Esther Easton giebt Scott Douglas IV, 233.

S. 112. 'All good to me is lost; Evil be thou my good' steht *Paradise Lost* IV, 108 f.

S. 113. Z. 3 'prone-weltering', etc. sind ebenfalls Erinnerungen an Milton; vgl. *Par. Lost* I, 78, 173, 195, 266, 317. — Das Lied *The Ploughman's Life* (Scott Douglas I, 16; ChW I, 64) ist überhaupt nicht von Burns; vgl. HH IV, 76. — Zu Burns' *Stanzas on Naething* vgl. auch Sam. Johnsons *Life of Rochester;* Chappells *Roxburghe Ballads* II, 340; J. Payne Colliers *Book of Roxb. Ballads*, S. 147—152; *Pills to Purge Melancholy* I, 156, 1714; III, 138, 1719; *The Lark* (1740) S. 25; Farmers *Merry Songs and Ballads* V, 207. Einen 'Essay on Nothing' hat Henry Fielding geschrieben. — Das Citat in dem Briefe an 'Clarinda' vom 29. I. '88 hat mit Richard III. nichts zu schaffen, sondern stammt aus *Par. Lost* X, 916; 923 f.:

> I ... unweeting have offended ...
> While yet we live, scarce one short hour perhaps,
> Between us two let there be peace, etc.

Daneben hat Burns zweifellos der Vers aus *Cato* (s. o.) vorgeschwebt: '*If I have* done amiss, *impute it not*'.

S. 114. Die Verse 'Alas! how oft does goodness wound itself? And sweet affection prove the spring of woe' stehen im ersten Akte des *Douglas* (Bell's Edition, S. 10).

S. 116. Mit den Zeilen 'What is 't to me (a passenger, God wot!)', etc. paraphrasiert Pope Horaz, Epist. II, 2, 199 f. 'ego utrum Nave ferar magna an parva, ferar unus et idem'. — 'Nonsense, destin'd to be future sense' steht *Night* VII (Young, Works 1802, III, 27).

S. 117. Die Wendung 'a tale of other years' konnte aus Ossian direkt belegt werden, z. B. aus *Calthon and Colmal* 'Listen, son of the rock! to the *tale of other years!*' — Von 'Scotias kings *of other years*' spricht Burns in der *Address to Edinburgh* (HH I, 241).

S. 118. Macvicars Lied *The Highland Queen* war in Ruddimans *Edinburgh Magazine*, April 1758, veröffentlicht worden. Ob David Herd es bereits in die erste Ausgabe seiner *Scots Songs* (1769) aufgenommen hat,

Digitized by Google

vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls erscheint es in der zweiten Auflage, 1776 (I, 282).

S. 119. Muirhead oder Morehead ist Verfasser des Liedes *Bess the Gawkie* (Herd 1776, II, 154; u. ö.), über das sich Burns in seinen *Remarks* lobend ausspricht (ChW IV, 371).

S. 120. Die Verse 'The Patriarch to gain a wife', etc. fand Burns auch im *Tea-Table Miscellany*, Vol. III; in *The Lark;* etc. — 'I wish that I were dead, but I'm no like to dee' lautet eine Zeile (VIII, 3) in dem berühmten *Auld Robin Gray* der Lady Anne Barnard (Herds *Scots Songs*, 1776, II, 197; u. ö.). — '*All offences,* my lord, *come from the heart*' heifst es in Shaksperes *Henry V.*, IV, 8, 49. — 'Vive la bagatelle!' war Swifts Devise.[1] Aus Sterne dagegen mag Burns die Redensart 'Vive l'amour! et vive la bagatelle' entnommen haben (ChW I, 17; HH II, 235; vgl. *Sentimental Journey*, Kap. 30; Cookes Edition, S. 44). — Zu Johnson hätte bemerkt werden können, dafs sich jene Stelle in den *Lives*, die Burns mit einigen leidenschaftlichen Versen glossierte,[2] eingangs der Biographie Wallers findet.

S. 121. ChW III, 165, 230 und 311 nimmt Burns nicht auf den 2., sondern auf den 1. Band von Smellies Werk Bezug. — Über das Buch 'The Marrow of Modern Divinity. Touching both the Covenant of Works and the Covenant of Grace', etc. vgl. Dict. of Nat. Biogr. V, 424 ff. und XIX, 55 f. — Elisha Coles schrieb 'A Practical Discourse of God's Sovereignty' (vgl. Dict. Nat. Biogr. XI, 319). — Über Buchan s. Watts *Bibl. Brit.* 165, f, g; über Price eb. 775, w.

S. 122. William Tytlers *Dissertation on Scottish Music* (1774) erwähnt Burns in einem Briefe an G. Thomson (ChW IV, 48). — Von Dalrymple besitzen wir auch 'Historical *Memoirs* concerning the Provincial Councils of the Scottish Clergy from the earliest accounts to the era of the Reformation' (1769).

S. 123. Aus *Notes and Queries*, 4th S. IX, 371 erfahren wir, dafs sich auch das folgende geistliche Buch französischen Ursprungs in Burns' Besitze befand: *Heures Nouvelles*, gravées par L. Senault.

S. 126. John Murdoch ist auch Verfasser eines Wörterbuches englischer Homonyme etc.: 'The Dictionary of Distinctions, in three Alphabets', etc. (London 1811). In der Liste der Subskribenten erscheinen 'Mr. Gilbert Burns (brother of R. Burns, the Poet), Grant's Braes' und 'Mr. Robert Burns (son of the Poet), Stamp Office, London'. — Von Dantes 'Lascia dir le genti' hat Burns allerdings nichts gewufst; dafür kannte er aus dem schottischen Liede *My Jocky blyth, for what thou'st done* die dasselbe bedeutende Wendung 'And a fig for a' their clashes'.

S. 127 ff. Den Schlufs der Molenaarschen Schrift bildet ein Anhang 'Nicht verifizierte Citate'. Trotzdem die Liste derselben nahezu zwei

---

[1] S. Popes *Imit. of Horace*, Epist. I, 6, 128.

[2] Es sei daran erinnert, dafs Thomson wiederholentlich (*Summer* 1514 ff., *Liberty*, &c.) John Hampden als Verteidiger der Freiheit gepriesen hatte.

Digitized by Google

Seiten umfafst, scheint sie doch nicht absolut vollständig zu sein. So vermisse ich die folgenden zwei Citate: 'My heart is not of that rock, nor my soul careless as that sea' (ChW II, 375) und 'a few summer days and a few winter nights, and the life of man is at an end' (III, 145). Molenaar hat sie, soviel ich sehe, nirgends untergebracht, und auch ich weifs mit ihnen nichts anzufangen.

Dagegen bin ich in der Lage, über mehrere der im 'Anhange' verzeichneten Citate Auskunft zu geben.

'The mighty tempest, and the hoary waste', etc. steht Thomson, *Autumn* 1328. — Das Motto von *The Ordination* ('For sense, they little owe to frugal Heav'n', etc.) stammt von Burns selbst; s. HH I, 398. Ebenso dürfte es mit dem Motto von *A Dream* ('Thoughts, words, and deeds', etc.) stehen. — Zu 'Come, go to', etc. vgl. *Ecclesiastes*, 7, 23 'I said, *I will be wise*', etc. — 'feelingly *convince* me what I am' nach *As You Like It* II, 1, 11 '[these are counsellors That] feelingly *persuade* me what I am'. — '[And] when proud Fortune's ebbing tide recedes': Shenstone, *Elegy VII*, Str. 19, Z. 1. — 'Praise from thy lips 'tis mine with joy to boast', etc. ist eine Paraphrase der sprichwörtlichen lateinischen Redensart 'Laetus sum laudari a te laudato viro'. — 'chassard (!) old night' hat Scott Douglas verlesen für 'chaos and old night': s. *Parad. Lost* I, 543. — 'O youth! enchanting stage, profusely bless'd!': Shenstone, *Elegy XI*, Str. 10, Z. 1. — 'reigns and revels': s. meine Bemerkung zu S. 26. — 'What art thou, Love? whence are those charms', etc. ist der Anfang eines in zahlreiche Sammlungen aufgenommenen Liedes von J[acob?] Allestry; s. Dryden's *Miscellany Poems* (1716), II, 204, III, 78; *The Hive*, 3rd Ed. 1726, I, 31; *The Syren* (1735), S. 86 u. s. w. — 'Fools rush'd on fools', etc. vielleicht nach Pope, *Imit. of Horace*, Epist. II, 2, 253 'Heir urges heir, like wave impelling wave'.[1] — 'Hide it, my heart, within that close disguise', etc.: Pope, *Eloisa to Abelard* 11 f. — 'Unlavish Wisdom never works in vain': Thomson, *Spring* 733. — 'Long *health*, long youth, long pleasure, and a friend': Pope, *To Mrs. M. B. on her Birthday. 1723*, V. 2 (Elwins *Pope* IV, 495). — 'What truth on earth so precious as the lie?': *The Complaint*, Night VII (Youngs *Works*, 1802, III, 28). — '[With all the] social offspring of the heart': Thomson, *Autumn* 1029. — 'to thee, sweet poetry', etc. offenbar nach *The Deserted Village* 407 'And thou, sweet Poetry, thou loveliest maid.' — 'the memory of joys that are past' nach Ossian, *Death of Cuthullin*, Abschn. 7 'The music was like *the memory of joys that are past*, pleasant and mournful to the soul'. Dasselbe Citat erscheint übrigens in dem Briefe an Stewart vom 30. Juli 1790; vgl. *Notes and Queries*, 7th S. IV, 23. — 'O Liberty! ... Thou mak'st the gloomy face of Nature gay', etc.: Addison, *A Letter from Italy* 119; 12—56. — '[Though] poverty's cold wind and crushing rain Beat keen

[1] 'Thus woe succeeds a woe, as wave a wave' hat Herrick in *Hesperides*. Vgl. auch Ovid, Metam. XV, 181 ff. 'ut unda impellitur unda, Urgeturque prior veniente', etc.

Digitized by Google

and heavy [on thy tender years]': Thomson, *Autumn* 276—7. — 'Despairing beside a clear stream' beginnt ein berühmtes Lied von Nicholas Rowe, das in den meisten Liedersammlungen des 18. Jahrhunderts zu finden ist.[1] Goldsmith erklärte es für 'better than any thing of the kind in our language'. Vgl. übrigens ChW IV, 42. — 'smooth-*sliding* without step': *Parad. Lost* VIII, 302. — '[Life is as tedious] as a twice-told tale, Vexing the dull ear of a drowsy man': Shakspere, *King John* III, 4, 108. — '[liberal] *throws* the grain Into the faithful bosom of the ground': Thomson, *Spring* 45—6.

Berlin. O. Ritter.

Rudyard Kipling, an attempt at appreciation. By G. F. Monkshood (W. J. Clarke). London, Greening & Co., 1899. 236 S. 5 s. net.

Nur um die Leser dieser Zeitschrift vor Zeit- und Geldverschwendung zu bewahren, machen wir sie hier darauf aufmerksam, dafs obiges Werk ein einziger langatmiger, vergötternder Hymnus ist, den vermutlich ein indischer Freund in gespreizt-burschikosem Tone mit Erschöpfung aller Superlative und ohne tieferes Verständnis für litterarische Dinge auf den kürzlich so viel genannten Dichter des Imperialismus und Schilderer anglo-indischen Lebens angestimmt hat. Natürlich weifs Verfasser uns einige Thatsachenangaben zu machen über Entstehung und erste Veröffentlichung einzelner Werke, die von bleibendem Wert sein mögen. Vermutlich werden diese Dinge aber bald in die zu erwartende Hochflut von Kipling-Litteratur Aufnahme finden, falls dies nicht schon in dem eben erschienenen *Kipling Primer* des Amerikaners F. L. Knowles (Chatto & Windus, 1900. 3 s. 6 d.) geschehen ist. Ein wenig gelungenes Bild sowie ein faksimilierter Brief Kiplings können für den Mangel an Inhalt nicht entschädigen. Litterarisch verspricht mehr zu bieten das soeben bei Lane in London erscheinende Buch *Rudyard Kipling, a Criticism, by R. Le Gallienne* (1900. 3 s. 6 d.).

Wer sich über die stellenweise geradezu rohen Streiche von *Stalky & Co.* (1899) entrüstet hat, wird vielleicht mit Befriedigung aus einer vom 2. Februar bis 6. März sich hinziehenden Korrespondenz in der *Literature* (für 1900) ersehen, dafs auch die Engländer über die dort niedergelegten Erziehungsprincipien sehr geteilter Meinung sind. Beachtenswert scheint mir dieses jüngste Buch aus Kiplings Feder hauptsächlich wegen des offenbar autobiographischen Inhalts (— Kipling besuchte wie Stalky und Genossen ein College in Devonshire —), der manches in seiner Lebensanschauung, namentlich die rauhe, gelegentlich ans Brutale streifende kraftvolle Männlichkeit des Dichters erklärt. Ob freilich der Head-Master des United Services College in Westward Ho sich über das ihm von seinem ehemaligen Schüler gewidmete Werk gefreut hat, ist eine andere Frage.

---

[1] Vgl. Baring-Goulds *English Minstrelsie* VIII, S. IX.

Digitized by Google

Bei dieser Gelegenheit sei auch darauf hingewiesen, dafs Kiplings Erstlingsgedichte, die *Departmental Ditties* (1886), samt den später hinzugefügten *'other verses'* und einem Glossar zur Erklärung der zahlreich eingestreuten anglo-indischen Ausdrücke in einer sehr billigen und doch schön und grofs gedruckten Volksausgabe (Preis 6 d.!) bei George Newnes in London 1899 erschienen sind.

Würzburg. Max Förster.

Laura Soames. Introduction to English, French and German Phonetics, with Reading Lessons and Exercises. New Edition, revised and edited by W. Vietor. London, Swan Sonnenschein, 1899. 296 S. 3 sh. 6 d.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien 1891. Es hat nicht nur in England, sondern auch auf dem Kontinent viel dazu beigetragen, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Phonetik weiten Kreisen zu erschliefsen und sie besonders für den Elementarunterricht nutzbar zu machen. Laura Soames, die 1895 zu Brighton starb, machte keinen Anspruch darauf, wissenschaftlich Neues zu bieten. Ihre Ausführungen stützen sich im Französischen der Hauptsache nach auf Paul Passys 'Les Sons du Français' und im Deutschen auf Vietors phonetische Werke; auch im Englischen beruft sie sich in zweifelhaften Fällen auf Sweets 'Primer of Spoken English'. Das Verdienst der Verfasserin besteht darin, dafs sie es verstand, das, was durch wissenschaftliche Forschung festgestellt wurde, in allgemein fafslicher Form darzubieten, dafs sie selbst eine scharfe Beobachterin lautlicher Erscheinungen war, dafs sie eine Menge von Lautgebilden vorführt, die anderswo nicht zu finden sind (es seien hier nur die vielen Lehnwörter der englischen Sprache erwähnt), dafs sie vor allem den Lehrern fremder Sprachen manchen trefflichen pädagogischen Wink giebt, dafs sie endlich den Anfänger nachdrücklich auf alle die Fehler aufmerksam macht, die er bei der Wiedergabe fremder Laute und Lautverbindungen zu vermeiden hat. Mit der Forderung von Miss Soames, der Schüler solle im stande sein, diktierte Texte in phonetischer Schrift niederzuschreiben und Texte in historischer Schrift in solche mit Lautschrift umzuwandeln, werden allerdings nur noch wenige Lehrer einverstanden sein. Die von Miss Soames gegebene englische Aussprache ist die des gebildeten Südengländers. Das 'Phonetic Reading Book', welches den Anhang bildet, enthält auf 68 Seiten englische Texte in phonetischer Schrift, dazu kommen noch einige Stoffe zur Einübung der Lautschrift und wenige französische und deutsche Stücke in phonetischem Gewand.

Die Verlagsbuchhandlung hat das Glück gehabt, in Vietor einen der hervorragendsten deutschen Phonetiker als Bearbeiter für die zweite Auflage zu gewinnen. Vietor hat sich darauf beschränkt, einige erklärende Fufsnoten beizufügen, Fehler der ersten Auflage zu verbessern und mit dem phonetischen Alphabet diejenigen Änderungen vorzunehmen, die von der Verfasserin selbst in ihrem später erschienenen 'Teacher's Manual' ge-

Digitized by Google

wünscht wurden. Auffallend ist, dafs Vietor nicht weitere Änderungen vornahm. Die von Miss Soames gebrauchte Lautschrift hat den grofsen Fehler, dafs sie für ein und denselben Laut verschiedener Sprachen verschiedene Zeichen und für manche einfache Laute Doppelzeichen verwendet. Miss Soames that es deshalb, weil sie von der bei den einzelnen Völkern gebräuchlichen Schreibweise möglichst wenig abweichen wollte. Allein dies wirkt äufserst verwirrend. Namentlich der Anfänger wird Mühe haben, sich rasch zurechtzufinden. Wenn wir zu einer einheitlichen internationalen Lautschrift gelangen wollen, so müssen Bücher wie das vorliegende sich eines phonetischen Alphabets bedienen, das schon weit verbreitet ist. Trotz der teilweise berechtigten Einwände, die von verschiedenen Seiten dagegen geltend gemacht wurden, möchte Referent sich für die von der Association Phonétique Internationale gebrauchten Schriftzeichen als die am weitesten verbreiteten aussprechen, und Vietor hätte sicher dem Werke von Miss Soames einen grofsen Dienst erwiesen, wenn er dieses Alphabet angewandt hätte. Vielleicht läfst sich die Änderung in einer weiteren Auflage durchführen. Das Buch bleibt auch in der neuen Form eines der besten vorhandenen Hilfsmittel zur Einführung in die Phonetik des Englischen, Französischen und Deutschen und kann allen Sprachlehrern warm empfohlen werden.

Stuttgart. Ph. Wagner.

Der Formenbau des französischen Nomens in seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Gustav Körting. Paderborn 1898.

Mit einer Rührigkeit, die mir bei meiner langsamen Arbeitsweise völlig unbegreiflich ist, beschenkt Körting die romanistische Welt mit einem Buche nach dem andern. Kaum hat das eine seine Reise angetreten, da wird schon wieder ein neues angekündigt. So geht es lustig fort. Wer weifs, was noch alles kommen mag? Diesem quantitativ sehr Bedeutenden ist die Kritik nicht immer sehr freundlich gesinnt gewesen. Sie hat im Allgemeinen, wie in Einzelheiten wiederholt viel auszusetzen gehabt. Es sind harte Urteile gefällt, auch ist wohl ein Wort, das in seiner Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läfst, gesprochen worden. Körting hat sich dadurch nicht stören lassen.

Den ersten Teil des vorliegenden Werkes hat Risop hier im Archiv XCII 445 ff. im allgemeinen recht wohlwollend besprochen, hat aber im speziellen soviel Fehler und zum Teil schwerwiegende Mängel aufgedeckt, dafs dadurch das allgemeine Urteil vielleicht etwas eingeschränkt sein dürfte. Über den zweiten Band, den ich von den beiden allein kenne, vermag ich auch im allgemeinen nicht so anerkennend zu urteilen. Die Wissenschaft wird aus ihm keinen irgend erheblichen Nutzen ziehen. Das Buch ist nach zweiten Quellen gearbeitet, nach Meyer-Lübkes Grammatik und Schwan-Behrens Grammatik des Altfranzösischen, und für die neuere Zeit ist Plattner ausgiebig und ausschliefslich benutzt. Wo diese Hilfsmittel

Digitized by Google

versagen, und wo nun recht eigentlich der Verfasser mächtig eingreifen und aus der Fülle seiner Sammlungen Wertvolles bringen sollte, ist es dürftig. Nun finden sich zwar viele neue Etymologieen in dem Buche. Aber sie sind fast durchweg unannehmbar.

Indes darf man dem Verfasser daraus keinen Vorwurf machen, da er ein zusammenfassendes Handbuch für Studenten und Lehrer des Französischen zu schreiben im Sinne hatte. Und gewifs werden diese Kreise manches Brauchbare in dem Buche finden, werden sich vielfach angeregt fühlen, werden sprachliche Erscheinungen oft in einer Beleuchtung sehen, in welcher sie ihnen vorher vielleicht niemals erschienen sind. Sie werden sich durch die Lektüre des Buches von mancher falschen Auffassung befreien. Allein dieses durchaus Anerkennenswerte und Nützliche ist unter so viel Schiefes, Wunderliches, Unhaltbares gemischt, dafs mir die Verwendbarkeit des Buches grade für den Leserkreis, an den der Verfasser denkt, sehr fraglich scheint. Ich wenigstens könnte es, wenn man mich danach fragte, mit gutem Gewissen nicht empfehlen.

So hart über das Werk zu urteilen, hat mich einen inneren Kampf gekostet, weil ich selbst noch so wenig von romanischen Sprachen und Litteraturen weifs, weil ich mich überall noch so sehr als Anfänger fühle, und man als solcher recht sehr Veranlassung hat, bescheiden aufzutreten. Ich habe mich wiederholt ehrlich bemüht, dem Buche einen günstigeren Eindruck abzugewinnen. Es ist mir unmöglich. Und deshalb darf die persönliche Empfindung das wissenschaftliche Urteil in keiner Weise beeinflussen. Wer seinen Namen unter eine Besprechung setzt, hat objektiv nach bestem Wissen und Gewissen sein Urteil abzugeben und zu begründen, unbekümmert darum, ob es dem, den es trifft, angenehm ist oder nicht, unbekümmert auch darum, ob vielleicht aufserdem der eine oder andere dem Recensenten ungerechterweise aus seiner Überzeugung einen Vorwurf macht. Ich bin verpflichtet zu sagen, wie m e i n e Augen sehen.

Zunächst etwas Allgemeines. Körting spricht des öfteren von 'Verstümmelung' der Sprachformen (S. 15), von 'Rohheit' im sprachlichen Leben, von 'Verstocktheit der Schriftsprache' (89), von 'Schulmeistereigensinn' (89) u. s. w. Mir ist es jedesmal ein Stich ins Herz, wenn ich so etwas höre. Ich meine, die Zeiten sind doch vorüber, wo man so lieblos von der Sprache redete. Es giebt keine Verderbnis im sprachlichen Leben! Es giebt allüberall nur Entwickelung. Ich kann dem Philologen auch hier keine andere Aufgabe zuweisen, als zu beobachten, zu konstatieren und zu erklären. Und wenn nur erst alles zu Beobachtende beobachtet und alles Beobachtete erklärt wäre, 'dann magst du mich in Fesseln schlagen'. Das Raisonnieren, ob gut oder böse, mag geschehen, wenn gar nichts mehr zu thun übrig bleibt. Bis dahin hat es aber noch gute Weile.

Bei der Lektüre des Buches ist mir so recht die Bedeutung des Altfranzösischen für die Betrachtung rein neufranzösischer Sprachformen zum Bewufstsein gekommen, des Altfranzösischen, das in den letzten Jahren so viel geschmäht worden ist, *posta in croce Pur da color che le dovrian dar lode, Dandole biasmo a torto e mala voce.* Ich denke, man

Digitized by Google

braucht denen, die davon sagen, 'das ist alles Unsinn,' überhaupt nicht einmal entgegenzutreten, um so weniger, je verletzender der Ton ist, in dem einem eine solche Behauptung ins Gesicht geschleudert wird. Sie richtet sich selbst. Man hätte meines Erachtens erst dann eine Veranlassung, sie auf ihre Berechtigung zu prüfen, wenn einmal jemand, der sich, etwa durch eine überraschend Neues bringende Untersuchung zur Lautgeschichte oder durch glückliche Lösung syntaktischer Probleme oder durch die die ganze Kraft des Philologen erfordernde Herausgabe eines altfranzösischen Schriftwerkes, sagen wir Gautiers de Coincy, als einen ganz gewiegten Kenner der alten Sprache erwiesen hat, am Schlusse — so als *finis coronat opus* — bemerkte, 'aber im Grunde ist das alles Unsinn. Dann könnte man ihm wenigstens nicht den Vorwurf machen: Ja, was verstehst du denn davon? Und darf ein gebildeter Mensch über Dinge reden, von denen er nichts versteht? Wer aber von denen, die so laut gegen die historische Betrachtung des Französischen eifern, diesen Weg einschlüge, würde ohne allen Zweifel sehr bald zu einem *'recroire'* kommen, ihm würden die Schuppen von den Augen fallen, er würde über kurz über lang seinen Weg nach Damaskus gehen. Zwischen der richtigen Beschäftigung mit dem Altfranzösischen und der richtigen Beschäftigung mit dem Neufranzösischen ist kein Streit und ist nie ein Streit gewesen.

Von diesem Altfranzösisch ist in dem Buche wiederholt die Rede, aber doch viel zu wenig, um ein wirkliches Verständnis des neufranzösischen Nomens zu ermöglichen. Der Verfasser stellt wiederholt neufranzösisch und lateinisch nebeneinander, als ob sich jenes unmittelbar aus diesem entwickelt hätte. Das mag man da thun, wo das Wort schon afrz. so lautet wie heute. Wo aber die alte Zeit eine wichtige Entwickelungsstufe zeigt, da hat es doch gar keinen Sinn, jene beiden nebeneinander zu stellen, z. B. S. 57 *rĭgidum* : *raide.* Aber afrz. existiert die regelrechte Form *roit,* dann *roide.* Was S. 78 über *chaleur* und *empereur* gesagt ist, mufs den, an welchen sich das Buch wendet, da für letzteres nicht die alte Form *empereor* angegeben ist, verwirren. S. 108 f. würde es sich fragen, wie es mit dem Geschlechte aller dieser Wörter in der alten Zeit steht. S. 157 steht afrz. *aguetter,* l. *aguaitier.* S. 188 heifst es *corps* = lat. *corp(u)s,* als ob das *p* des Lateinischen erhalten wäre, vgl. afrz. *cors.*

Dazu kommt, dafs, wo die alte Sprache herangezogen wird, es keineswegs immer in einwandsfreier Weise geschieht. Auch werden wiederholt afrz. Wörter in einer Lautform citiert, die stutzig machen mufs: S. 211 *foris* = *hors* [afrz. *fors.*] Aber *hors* ist doch ebensogut afrz. S. 230 liest man, das als Prädikat oder als Subjekt gebrauchte neutrale Adjektiv habe zuerst den Nominativ ohne *s* gehabt, 'so noch bei Ch. v. Troyes,' während es sich doch um einen gemeinfranzösischen Brauch handelt. S. 239 *amatos* hat afrz. nicht *aimez,* sondern *amez* ergeben. S. 240 *filius* : *fius, fieus*] Damit dürfte der Leser nichts anzufangen wissen. Da die Mundarten grundsätzlich ausgeschlossen sind und *fieus* mundartlich ist, so hätte es wegbleiben sollen. S. 243 wird für *mortalis* hintereinander *mortels, morteux, mortex* angegeben, was eigenartig berührt. S. 264 wird

Digitized by Google

zur Vergleichung, um **mieun* : *mien* aus *meum* begreiflich zu machen, *sieut* : *siet* von **sĕquit* angeführt, aber letzteres ist wieder mundartlich, *mien* dagegen nicht. Merkwürdig ist auch die Schreibung *moulte* aus *multa* S. 127, das Nebeneinander von *çou, cou* S. 282. Es hätte sich empfohlen, statt mundartliche Schreibungen im bunten Durcheinander zu bieten, konsequent die centralfranzösischen Formen oder die diesen sehr nahe kommenden Chrétiens anzugeben. S. 194 werden einmal, was sonst so gut wie nie geschieht, ein paar Belege aus alten Texten angeführt, und davon ist einer nicht beweisend, weil *ressanbler* ja auch den Accusativ regiert. S. 195 Anm. trifft man überraschenderweise ziemlich zahlreiche Stellen aus dem Alexius. Am Schlusse kommt dann aber die Beruhigung: 'Ich verdanke diese Zusammenstellung ... Herrn Dr. Keuntje.' S. 163 wird ausnahmsweise ein afrz. Satz gebildet, und der enthält einen Fehler (*li filz rei est morz*).

Wiederholt leitet der Verfasser Formen, die ihm unbequem sind, aus dem Italienischen ab, z. B. S. 47 *dette,* S. 57 *net* u. s. w. Da es sich um gut altfranzösische Wörter handelt, ist das ganz gewifs unrichtig.

Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs mir des Verfassers Kenntnis der alten Sprache nicht über allen Zweifel erhaben scheint. Man gewinnt nicht den Eindruck, dafs er ein Führer ist, dem man unbedingt Vertrauen schenken kann.

Näher gehe ich nur auf das erste Drittel des Buches ein.

S. 1. Unter Nomen versteht Körting auch das Adverb, die Präposition und die Konjunktion. Das mag für die erste der drei Wortklassen richtig sein; sagt doch Delbrück, Indogerm. Syntax I § 538, man sei darüber einig, dafs die Adverbien erstarrte Kasus seien. Für die Präpositionen und Konjunktionen nimmt das die indogermanische Forschung, soviel ich weifs, nicht an. Was speciell das Französische betrifft, so liegt in *Plessis-lex-Tours* allerdings ein erstarrter Kasus vor. Aber in *a, par, por* u. s. w. ist davon keine Rede und ist nie die Rede gewesen.

que 'dafs' ist nach Körting (vgl. auch S. 214) *quod.* Ich bleibe bei *quid,* das nach wenig betonten Präpositionen in der betonten Form *quoi* erscheint, *de coi, par coi, por coi* neben *par que, por que,* vgl. Tobler, Verm. Beitr. I 137 f.

S. 6. Dafs *lavabo* 'Waschtisch' Futurum ist, zieht Körting mit Unrecht in Zweifel, s. die Bedeutungsentwickelung bei Littré, der hier, wie (fast) durchweg, nicht zu Rate gezogen ist.

'Sehr häufig' ist doch die Substantivierung eines Infinitivs im Neufranzösischen nicht. Sie ist auf ganz bestimmte Fälle beschränkt.

Anm. 2. Dafs der Infinitiv im Lateinischen nicht eigentlich substantiviert werden könne, dafs man z. B. nicht sagen könne *meum posse,* und dafs die Substantivierung erst möglich wurde, seitdem der Infinitiv die Fähigkeit der Verwendung mit Präpositionen erlangte, ist nicht richtig. Aus Cicero ist *cum ad villam veni, hoc ipsum nihil agere me delectat* 'gerade das Nichtsthun' bekannt genug; Kühner II 488 führt an *totum amare hoc* Plaut. Curc. 180, *totum hoc philosophari, vivere ipsum* u. a. und aus

Digitized by Google

Persius *scire tuum*, s. auch Schmalz, Lat. Synt. § 223 (in Müllers Handbuch), der *tuum amare* Plaut. Curc. 28; Petronius: *meum intellegere;* Persius: *hoc ridere meum;* Macrobius: *contra suum velle* hat, vgl. auch Paul, Principien[3] S. 339.

Anm. 3 sucht zu erklären, warum im Neufranzösischen der Gebrauch des substantivierten Infinitivs so eingeschränkt worden ist. Als durch das Verstummen des *r* in der Endung *-er* der Infinitiv mit dem Particip pf. zusammenfiel, wurde Anlafs zu einer Bedeutungsverschiebung gegeben, und weil diese 'sinnlos' oder 'zwecklos' gewesen wäre, so kamen die Infinitive auf *-er* in Wegfall. Das befriedigt in keiner Weise. Und zudem würde die Erklärung nur für die erste Konjugation stimmen. Man hat doch afrz. aber auch z. B. *li veoirs,* was nfrz. nicht *le voir* geworden ist, und so viele andere. Wegen *-e(r)* = *é* vgl. übrigens Meyer-Lübke II 438.

S. 7. Die erste Erklärung von *celé* u. s. w. ist nicht richtig. Es handelt sich, wie Tobler, Verm. Beitr. I 123 ausdrücklich angiebt, um denjenigen, 'welcher die Thätigkeit vollzogen hat oder gewohnheitsmäfsig vollzieht'. Also darf man nicht von *chose celee* ausgehen. Und das Gleiche gilt von *entendu* 'sachverständig', 'wer verstanden hat,' nicht 'was verstanden worden ist'.

Anm. Das *t* in *chute* ist allerdings bemerkenswert. Aber die Bedeutung 'das Fallen' hat das Wort ja noch heute, s. Littré, und dann 'der Fall'. Das *t* erklärt sich möglicherweise aus der afrz. daneben begegnenden Form *la cheoite,* die Littré aus Renard anführt, wo das *t* mit Recht bleibt.

S. 8 wird wiederum unrichtig zur Bedeutungsentwickelung von *osé* 'kühn', von 'gewagte That' ausgegangen. *osé* ist vielmehr 'einer, der gewagt hat'. Dafs Tobler von Part. perf. mit 'aktivem' Sinn gesprochen hat, scheint Körting nicht recht beachtet zu haben. — Der Verfasser spricht hier nur von den Part. perf. Aber es giebt auch eine ganze Reihe von Part. präs., die ebenfalls zu Verbaladjektiven geworden sind, worüber Tobler, Verm. Beitr. I 35 ff. zu vergleichen ist. *bevant* vom Wein ausgesagt, 'der sich trinken läfst, trinkbar.'

S. 8 Anm. Zu *viande,* das Körting vermutungsweise = *vitanda* deutet, eigentlich die an Fast- und Abstinenztagen zu vermeidenden Speisen, kann man vergleichen das altitalienisch nicht ganz selten begegnende *vidanda* : *mannicao tutta la vidanna* (A.: *tucta la vidanda*) Lib. yst. Rom. bei Monaci Crest. 131, 362; *que bidande mandicate?* Ritmo cass. eb. S. 18, 46 und sonst; drei Beispiele geben Tommaseo-Bellini, s. auch Tobler hier im Archiv C 220. Auch *viranda* habe ich mir angemerkt, mit *r* für *d. vivanda,* dessen *v* dann von *vivere* herkäme, brauchte nicht mehr aus dem Französischen entlehnt zu sein, wie Meyer-Lübke II § 512 annahm. Und nach *vivanda* dann auch *bevanda.*

Die Bemerkung, dafs der Grund für die Aufgabe des Part. fut. act. darin liege, dafs es sonst zu stark gekürzt worden wäre, scheint mir nicht zutreffend. *futurum* würde afrz. *feür* ergeben haben, *amaturum* : *ameür.* — In *à son corps défendant* liegt keine Verwendung von substantiviertem

Digitized by Google

Gerundium vor. Und wenn Körting in Fällen, wie *en sortant il me dit* 'bei seinem Weggange sagte er zu mir', von substantivischem Gérondif redet, so ist zwar das, worauf es ankommt, unzweifelhaft durch ein Substantiv wiedergegeben. Aber damit ist schlechterdings nichts für die Auffassung der Ausdrucksweise gewonnen. In *en sortant* liegt nichts, was von einer Substantivierung zu sprechen nötigte. Dazu hätte man erst ein Recht, wenn man *en son sortant* sagen könnte oder z. B. *en mon regardant de la femme* 'bei meiner Betrachtung der Frau'.

Auch gegen das Folgende mufs ich Einspruch erheben. Darum, dafs wir im Deutschen *une montre d'or* durch 'eine goldene Uhr' wiedergeben, wird der Syntaktiker das mit *de* verbundene Substantiv nicht 'logisch' als Adjektiv bezeichnen u. s. w. Und wenn *beaucoup d'hommes* als Subjekt das Prädikat im Plural nach sich zieht, so ist damit noch kein Beweis erbracht, wie Körting meint, dafs *beaucoup* adjektivische Funktion habe. Der Plural des Prädikates tritt ein, weil der ganze Ausdruck *beaucoup d'hommes* eine Pluralität dem Sinne nach in sich schliefst. Darum wird aber *beaucoup* noch lange kein Adjektiv. Wie sollte ein solches auch ein *de* nach sich haben! In *être bien, être mieux* darf man nicht von adjektivischer Verwendung des Adverbs reden. Was soll hier ein Adjektiv? *être bon* heifst doch etwas ganz anderes. — Bei *lors* würde ich zur Vorsicht dem *illa hora* hinzufügen + adverbiales *s*.

S. 10. Die Bemerkung, dafs zwischen dem Satzbau des Lateinischen und dem des Romanischen (Französischen) ein scharfer Gegensatz bestehe, dessen Vorhandensein gemeinhin nicht genug beachtet werde, nimmt sich etwas eigenartig aus.

linge tritt in alter Zeit nicht nur in substantivischer Funktion auf, wie man auch nach Meyer-Lübke II 449 annehmen müfste, sondern auch als Adjektiv, *tes povres linges dras* drei Freunde in Zs. XXII, 71, 280; *Contre son cuer l'avoit liié D'un drap linge blans* (l. *blanc*) *deliié* Cleom. 8308; *uns linges dras* Mont.-Rayn. Rec. III 87 und sonst. Ein Beispiel aus QLR hat Diez im Wörterbuch; zwei, davon eines noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert Littré. *aureum* begegnet wenigstens als *orie* in gelehrter Form, s. Berger, Lehnwörter 201.

S. 13. *navis* durch *vascellum* ersetzt, vgl. auch S. 20]. Aber afrz. existiert noch *la nef* im gewöhnlichen Sinne, ebenso *iter* als *oire, erre.*

S. 15. Hat *-e* in *terre* u. s. w. wirklich noch Suffixfunktion?

S. 17. Dafs es im Altfranzösischen zahlreiche Nomina (Substantiva oder Adjektiva) mit dem Präfix *entre* gebe, ist zu bestreiten. Diez II 427 hat nur *entrechenu* 'halbgrau', Meyer-Lübke II 569 und II 572 hat überhaupt keine altfranzösischen. Etwas mehr giebt es allerdings, z. B. *entroil.*

S 18 liest man, dafs die ganze Formenlehre auch Syntax sei!

S. 20. Unter den Überresten von *dies* vermisse ich afrz. *miedi,* nfrz. *midi. dimanche* erklärt Körting, vgl. auch S. 111, aus *dies dominica* mit Abfall von *do-*. Aber wie kann dieses wegbleiben? Foerster zu Aiol 1211 setzt **dia dominica* an, ebenfalls ohne sich über den Verbleib von *do-* zu äufsern. Diez I (*domenica*) *dies dominicus* = *diemenche* (viersilbig), was

Digitized by Google

nicht klar ist. Schwan-Behrens[4] (1899) § 11, 4 nimmt nur *domenica* (ohne *dies*) an, mit Einfluſs von *di* (*die*). Aber im altfranzösischen *diëmanche* sind die beiden ersten Silben mit dem selten begegnenden *die* nicht erklärt. Nyrop, Grammaire historique, ist mit sich selbst im Widerspruch: § 215, 2 giebt er einfach *dimanche* (*domenica*); § 271, 2 sagt er, *diëmanche* sei zu *dimanche* geworden, dagegen § 401 Anm. *dies domenica* > *dimanche.* Ich denke, *di*(*em*) *domenica*(*m*), als ein Wort gefaſst *didomenica,* giebt regelrecht mit Ausfall des intervokalen *d, diëmanche.* Das ist wohl auch die Ansicht Littrés.

In der Anmerkung wird unnötigerweise die Vermutung geäuſsert, vgl. auch 82, 219, daſs *espoir* 'Hoffnung' vielleicht = *spero* sei, die erste Person des Verbums. Diese liegt vor im afrz. eingeschobenen *espoir,* z. B. *Ja le leissames por peresce, Espoir, que nos ne nos levames* Chlyon 80. Auch die Vermutung, daſs *le doute* die erste Person *dubito* sei, halte ich nicht für richtig. Diese lautet in den Denkmälern, deren Verfasser eine reine Sprache schreiben, *dot* ohne *e.* Und wenn in ihnen das Substantiv erscheint, dann hat es die Form *dote* — vgl. z. B. *ce dot* (*dubito*) Chlyon 439 mit *sanz dote* eb. 521 — welches Substantiv nicht erst im 16. Jahrhundert weiblich ist, wie Körting angiebt, sondern schon in früherer Zeit. Zwei Beispiele fürs weibliche Geschlecht aus dem 14. Jahrhundert hat Littré, der auch bemerkt, daſs es zuerst weiblich war. Doch habe ich augenblicklich keine beweisende altfranzösische Stelle zur Hand.[1] In vielen läſst sich das Geschlecht leider nicht erkennen, z. B. *en doute, en grant doute,* sehr häufig *sans doute.* Auch *n'est mie doute* Chbarisel 577 ist nicht beweisend, weil hier, wie auch sonst in der Dichtung, schon der Obliquus vorliegen kann; prov. *dopte* muſs allerdings Maskulinum sein.

S. 21. *duc* soll nach Körting mit Wandel von *u* : *ü* und Abfall des auslautenden *a* aus dem italienischen *duca* übernommen sein. Gleich darauf aber bezeichnet er diese Erklärung selbst als nicht recht wahrscheinlich. In der That wäre schon der Abfall des *a* unerhört. Zudem habe ich schon wiederholt darauf hingewiesen, daſs man Wörter, die gut altfranzösisch sind, nicht aus dem Italienischen herleiten darf. Körting nimmt nun mittelgriechisches *δούξ* an, das *ducs* geworden, wozu man den Acc. *duc* gebildet habe. Den Vokal *u* statt des zu erwartenden *ou* führt er auf den Einfluſs von *duché* zurück. Aber diesem kommt in lautregelmäſsiger Entwickelung *u* überhaupt nicht zu. Und auſserdem hätte intervokales *c* schwinden müssen, *dŭcatum.* Auch die zweite Erklärung befriedigt keineswegs. Zuletzt hat das Wort H. Berger, Lehnwörter 110 besprochen. Man wird dabei zu verbleiben haben, daſs *ducs* Buchwort ist, von welchem dann ein Obliquus *duc* und dazu wieder ein Nominativ *dus* gebildet wurde.

Warum wird für *fois* der Plural *vīces* angesetzt?

Ein Überrest von *fax* wäre erhalten, wenn anders Thomas *fraisil* mit

---

[1] *sans nule doute,* Dolop. 59; GCoins. 159, 209; dagegen *De ce ne doit estre nus doutes,* Mousk. 6419. A. T.

Digitized by Google

Recht von **facīlem* ableitet, s. dazu Tobler in Zs. XIX 146, der lieber **faecile* vorschlagen möchte. Dagegen wieder Cohn hier im Archiv CIII 237 f., der von *fraces* 'Ölhefen' ausgeht, **fracīlem* 'ölhefenartig', dessen *r* in der Verbindung *cinerem fracīlem* durch Dissimilation geschwunden wäre. Allein eine Dissimilation unter solchen Umständen anzunehmen, scheint mir bedenklich.

Der Nominativ *rēs* soll im afrz. *roi* fortleben, wofür Körting auf seine Auseinandersetzung in Behrens Zs. XVIII[2] 280 verweist.

S. 22. Wegen des *d* in *nid* hätte unbedingt die altfranzösische Form *ni* angeführt werden sollen, s. die Beispiele bei Littré.

trou, vgl. auch S. 49, pflegt man sonst von dem in der Lex. Sal. begegnenden *traugum* abzuleiten, s. z. B. Suchier, Gram. § 20 a 1.

S. 27 Anm. wird die Lautentwickelung von *derver* als Parallele zu einer anderen angeführt, indem Körting **de-re-vare* annimmt, analogische Umbildung von *vadere* nach *stare* (*desver* fafst er als **disvare*), ohne Cohns Deutung aus dem Particip **desuatum desvé*, welche ich annehme, und dann sekundär *dervé* zu gedenken. Ein Wort, dessen Etymologie so umstritten ist, als sichere Parallele hinzustellen, scheint mir mifslich.

In *à Charles* oder *au roi* von einem Präfix *à*, *au* zu sprechen, zu sagen, man könnte auch *Acharles*, *auroi* zusammenschreiben, kann ich mich nicht entschliefsen. Unter einem Präfix versteht man doch etwas anderes, als man hier verstehen müfste, man vergleiche z. B. *à M. Charles*, *au grand roi*. Auch in der Präposition und in den Personalformen, *je*, *tu*, *il* u. s. w. sieht Körting Präfixe. Er meint, *de Vienne* sei auf nominalem Gebiete ein ganz ähnliches Gebilde wie *devenir*. Man könnte nicht einmal das einwenden, dafs neben *de Vienne* sich *à Vienne*, *par Vienne* stelle, weil ja neben *devenir* auch *avenir*, *parvenir* vorhanden sei! Ja aber *de la belle Vienne!* Meyer-Lübke hat Zs. XIX 305 f. eine ähnliche Auffassung vorgetragen, gegen die ich mich Archiv C 367 ausgesprochen habe. Auch Risop hat in dieser Zeitschrift XCII 447 dagegen Einspruch erhoben. Bezüglich des Altfranzösischen ist daran zu erinnern, dafs die Subjektspronomina ja in der alten Sprache überhaupt nicht nötig waren, wie noch heute im Italienischen *canto*, *canti*, *canta*, span. *canto cantas canta*, dafs sie auch ohne Verbum erscheinen, dafs *le*, *la*, *les* auch selbständig vor einem Obliquus, der den Sinn des Genitivs hat, auftreten; ferner dafs in *avuec moi* die Präposition durch den Diphthong deutlich die betonte Form zeigt. Bezüglich der Adverbien auf *-ment* (it. *chiaramente*), die Körting hier noch erwähnt, ist zu bemerken, dafs *mente* im älteren Italienisch, im Altprovenzalischen und Altfranzösischen bei zwei durch *et* verbundenen Adverbien nur zu dem letzten Adjektiv gesetzt zu werden braucht, was im Spanischen und Portugiesischen ja noch heute der Fall ist, *un buen maestro de Colmenar preparaba la reparación de toda la fábrica, interior y exteriormente* Galdós Halma 243; *Un hijo, le interrumpió el mas jóven de los dos militares, pronunciando lenta y enérgicamente cada palabra* Caballero Cuatro Novelas 16; vgl. Diez II 462 f. Hinzu kommt das Katalanische, *saluament e segura* Muntaner Kap. 1,

Digitized by Google

wo *-mente* beim ersten Adjektiv steht, und das Altengadinische, *Qué tuot haun é mentieu nosch — et chiativamaing* Susanna (ed. Ulrich) 932, vgl. auch in dem grammatischen Abrifs S. 132, wo auf Rom. IX 249 verwiesen wird. Diezens prov. *suau e bellament* ist übrigens zu streichen, weil *suau* schon allein als Adverb begegnet. Weiter gehe ich auf diesen Punkt hier nicht ein.

S. 33. In *rendre* pflegt man Einflufs von *prendre* anzunehmen. Körting sieht darin Anbildung an *vendre*. Bezüglich des *t* in *parle-t-il* würde ich Einwirkung nur von Singularformen gelten lassen, vgl. Tobler, Versbau[3] 65, nicht auch die von *parlent-ils*.

S. 46. Das tonlose *ŭ* ist nicht ausnahmslos in der lateinischen Volkssprache zu *o* gewandelt. Eine Scheidung von *-o* und *-u* zeigen das Logudoresische, mittelitalienische Dialekte und das Asturische, s. z. B. Meyer-Lübke I § 308. Die Anm. 1 stimmt nicht genau zu dem S. 53 Anm. 1 Gesagten.

S. 47. **vŏcitum* giebt afrz. regelrecht *vuit,* wie übrigens Körting Anm. 3 selbst sagt, nicht *voide,* aus welchem sich auch der Vokal im nfrz. *vide* nicht erklären würde, vgl. auch S. 55.

riche führt man wegen des erhaltenen *e* auf *rîkja* zurück, so dafs es nicht Neubildung aus dem Femininum wäre. Das Wort fehlt im Wortverzeichnis.

S. 46 Anm. 2. Was über die Entwickelung von *pŏpulum* gesagt ist, wäre am besten ganz weggeblieben.

S. 48. Dafs die Sprache *rm* am Schlusse nicht zulasse, gilt wenigstens für die alte Zeit nicht, wie afrz. *ferm* zeigt. — Hier und sonst wird damit operiert, dafs die Sprache eine bestimmte Lautentwickelung meide aus Scheu vor lästigen Homonymen. Das ist gewifs nicht der Fall. Was speciell *ferme* und *fer* (*ferrum*) betrifft, die Körting selbst anführt, so ist er thatsächlich im Irrtum, da die alte Sprache von ersterem (*ferm*), wie von letzterem den Nominativ *fers* bildet.

S. 49 ff. Körting kann sich mit der Ansicht nicht befreunden, dafs sich das tonlose Flexions-*u* in gewissen Fällen erhalten habe. Er meint, in *Dieu, Mathieu, Judeu* könnte man das Beharren des *u* aus dem kirchlichen Charakter der Wörter erklären. *mieu* würde als **mie* einen gar zu dürftigen Lautkörper besessen haben, daher blieb *u*! (Aber der Nom. pl. *mi* ist doch noch dünner, und der existiert afrz. recht schön.) Bezüglich der anderen hierher gehörigen Wörter äufsert sich Körting folgendermafsen: 1) *graecu* und *caecu* seien als *gręc* und *cęc* ins Französische 'eingetreten', daraus hätte **griei, *gri, *ciei, *ci* werden müssen. Sie seien aber von *Judeu* angezogen worden. Daher *grieu, cieu,* letzteres vielleicht auch beeinflufst von *mieu*! Die Berufung auf *nec* : **niei* : *ni,* die wiederholt vorkommt, ist direkt falsch, da dieses afrz. *ne* lautet, worauf hinzuweisen eigentlich unnötig ist; und erst spät, wie es scheint, zuerst vor Vokal tritt *ni* ein, s. Tobler, Versb.[3] 57, der auf Scheler zu Bast. 592 verweist. 2) *jŭgu* sei ursprünglich **jog* gewesen, daraus hätte **joi *joui* werden müssen. Da aber *o(u)i* urfranzösisch eine ungewöhnliche Laut-

Digitized by Google

verbindung wäre(!), so trat dafür *jou* ein, d. h. nach Körting wurde *ǫ* zu *ou* vokalisiert, und *g* fiel ab! Und nach dem Vorbilde *jŭgu jou* sei dann a) *paucu*, **pǫc* zu *pou* geworden neben *poi*, mit Auflösung des *c* in *i* unter dem Einfluſs von *hui* (*hodie*), b) *fŏcu* **fǫc* zu *fou*; ebenso *lŏcu, jŏcu*. 3) *fagu* **fag*, woraus *fai* hätte werden müssen. Es sei aber **fau* und, durch Angleichung des *a* an *o*(!), *fou* nach dem Typus *jou* aus *jŭgu* getreten, vielleicht auch nach der Analogie von 4) *clou, clavum*. Auch hier läſst Körting die Erhaltung des tonlosen *u* nicht gelten. *clavum* hätte nach ihm **clef* ergeben müssen, und weil es dann mit *clavem* : *clef* zusammengefallen wäre, hätte man das *v* vokalisiert **clav*, **clau, clou*. *Andegavu* und *Pictavu* hätte **Anjef*, **Poitef* werden müssen, was durch das daneben stehende *Angers, Poitiers* verhindert wurde(!). Daher *Andegav, Pictav, Anjou, Poitou*. Endlich *lŭpu* **lop* und dann wieder nach Analogie von *jou* zu *lou*. In eine Kritik dieser Darlegung trete ich nicht ein. Ich begnüge mich mit der einfachen Ablehnung. Nur ein thatsächlicher Irrtum sei berichtigt. Die erste Person von *ester* lautet nicht *estoi*, sondern *estois*, und von *aler* : *vois* (S. 51), nicht *voi*.

S. 52. Die Präposition *entre* allein kann die Reciprocität noch nicht zu stande bringen. Es gehört immer noch das Reflexivum dazu.

aratro : *araire*, das früh durch *charrue* ersetzt wurde] Die altfranzösische Form ist *arere*.

S. 53. *flēbĭlĭ* : *faible*, Dissimilation aus **flaible*] Da die Dissimilation schon in alter Zeit erfolgt ist, so war **floible* anzusetzen.

Der lautregelmäſsige Ausgang *-aule* (*abilem*) ist mundartlich.

S. 54. *poëstëis* hat von Hause aus *-ivus* als Suffix, *Charlemagnes li reis poëstëifs* Rol. 460, nicht *-icius*.

Statt *chevetaigne*, welche Form allerdings auch vorkommt, würde ich lieber das im Roland wiederholt begegnende *cataigne* für *capitaneum* gegeben haben. Das lateinische Etymon brauchte nicht mit einem Sternchen versehen zu werden.

S. 55 liest man, für *-ĕrio* finde man *-eire* mit offenem *e*, z. B. afrz. *avolteire*!

parrain für **parrin*, dann *patrīnus*] unrichtig, weil afrz. sowohl *parrain* als auch *parrin* existiert, welches also nicht mit einem Sternchen zu versehen ist. Ersteres *-anum*, letzteres *-inum*, s. Foerster zu Chev. as II esp. 10769, und jetzt zu Gd'Angl. 1354.

Zu *domĭno* : *dame* war zu bemerken 'nur in proklitischer Stellung'.

Auf derselben Seite heiſst es *magno* ... *maine, Charlemaine-t*, was so unverständlich ist. Zu *digne* wird mit Recht bemerkt, es sei gelehrt, aber *Charlemagne* entspricht auch nicht den Lautgesetzen.

Anm. *juif* sei eingetreten für älteres *judeu, judieu*. Der Grund sei nicht recht ersichtlich, so daſs man geneigt sei, einen rein lautlichen Vorgang anzunehmen. Das wäre aber, meint Körting, 'ein arger Fehlgriff,' es liege Suffixvertauschung vor. Das ist unklar und auch unrichtig. Suchier, Zs. VI 438, hat ansprechend erklärt, daſs *judaeum juiu* ergab, danach das Femininum *juiue, juive*. Und von diesem Femininum aus

Digitized by Google

sei dann die Neubildung des Maskulinums *juif* erfolgt. Da Körting diese Deutung in seinem Wörterbuch Nr. 4476 selbst erwähnt, so darf man sich wundern, daſs er sie hier nicht verwertet hat. Suchiers Erklärung steht auch bei Schwan-Behrens[4] § 305.

Anm. 2. *-anum* ergab *-ain,* jedoch auch *-en,* z. B. *pagano* : *payen,* besonders *-iano* : *in* (l. *ien*), *Aurĕlien*] wiederum unrichtig dargestellt. Einmal hätte es auch in dem ersten Falle *-ien* heiſsen sollen; denn in *payen* gilt *y* ja = *ii.* Zudem sieht es so aus, als ob *-ien* nur gelegentlich eintrete, während man doch längst weiſs, daſs *-ien* nur unter ganz bestimmten Bedingungen lautgesetzlich zu stehen hat, nämlich hier 1) nach *c, g,* 2) nach vorhergehendem französischen *i.*

S. 56. Ist *richissime* wirklich 'in häufigerem Gebrauche'?

intĕgro : *entir,* umgebildet zu *entier* gleichsam **intarius*] Wozu diese Ansetzung?

magĭstero : *maistre* : *maître*] Aber *maistre* ist afrz. zweisilbig, was aus *magĭstrum* nicht gut zu gewinnen ist, weshalb Foerster zu Aiol 828 *mágistrum* ansetzt. Nimmt man diese Betonung nicht an, so wird man die Form aus proklitischer Stellung zum Eigennamen zu erklären haben, s. Berger, Lehnwörter 169 f. Dreisilbiges *maïstre,* das Diez ansetzt und mit dem auch Nyrop, Grammaire § 137, 2 (ferner, wie es scheint, auch Meyer-Lübke I § 598), operiert, ist auch mir afrz. unbekannt. Burguy giebt zwar im Glossar *maïstre* mit einem Beleg II 269, aber dort steht *son maistre Honoreit* aus den Dial. Greg., was also nichts beweist.

palo : *pal,* dessen *a* gelehrten Ursprung zeigt] Aber afrz. haben wir ja regelrecht *pel.*

castello : *chastel,* woraus *chasteal, château, porcello* : *porcel,* woraus *porceal, pourceau*] das stimmt nicht. *castellum* ergiebt *chastel,* und wenn nun das Flexions-*s* hinzutritt, entsteht *chastels, chasteals, chasteaus.* Und vom Nominativ aus gewann man dann den Obliquus *chasteau.*

S. 57. *mĭsso* : *mes* (*mis* ist analogische Bildung) *pre(n)so* : *pris*] wiederum ungenau und für den, an welchen sich das Buch wendet, nicht klar. *mes* existiert doch nur als Substantiv 'der Bote', während das Part. *mis* heiſst. Und zudem müſste auch bei dem zweiten bemerkt werden, daſs es analogische Bildung ist.

S. 57 f. Daſs *farouche* durchaus den Eindruck eines Fremdwortes mache, kann ich nicht finden. Möglicherweise ist es, meint Körting, das it. *feroce* 'in irgend welcher mundartlicher oder auch zufälliger(!) Entstellung!' Also auch hier wieder wird die Möglichkeit italienischer Herkunft bei einem Worte erwogen, das in alter Zeit begegnet, s. Belege zu Auberee 356. Über das Wort, das merkwürdigerweise selbst Nyrop, Gram. hist. § 245, noch = *ferocem* setzt, während er S. 318 Anm. richtig *ferotica* giebt, ist zu vergleichen Cohn, Suffixw. 296, meine Bemerkung zu Auberee a. a. O., Horning, Zs. XIX 102 ff. und Zs. XXII 484; *farage* brauchte nicht mit einem Sternchen versehen zu werden, da wenigstens *farasche* aus der Rose belegt ist.

S. 58. *lac* ist gelehrt] Aber afrz. existiert regelrechtes *lai.* Die

Digitized by Google

Form fehlt auch in Körtings Wörterbuch Nr. 4623, wozu zu bemerken ist, dafs das Katalanische das Wort noch heute als *llach* besitzt — z. B. Chev. as II esp. 6302; die vatikanische Hs. hat das Wort Chlyon 5038; *lai ne vivier, tai ne fontaine* Chbarisel 623; s. auch Meyer-Lübke bei Berger, Lehnwörter S. 161 Anm., der auf Burguys Glossar hinweist, von den eben angeführten Stellen die erste und noch zwei andere hat. Littré hat übrigens wenigstens im Supplément eine Stelle aus Mousket und die aus Chev. as II esp.

acus ist durch *acūlea* ersetzt, wozu auf Cohn, Suffixw. 234 ff., verwiesen wird. Seitdem ist über das Wort Auberee, Einleitung S. 138 ff., ausführlich gesprochen worden; vgl. ferner jetzt Arch. glott. XIII 389 ff. und Berger, Lehnw. 48 Anm. 1.

esprit erklärt Körting auch hier, wie im Wörterbuch Nr. 7685, ohne Bedenken aus dem Dativ *spirĭtui*!

Für den Abfall des *e* in *minuit* gegenüber afrz. *miënuit* braucht man nicht Angleichung an *midi* anzunehmen; *miënuit* wird als Einheit gerade so zu *minuit* wie *liëmier* zu *limier*.

S. 59 Anm. Ein Musterbeispiel für die neuen Etymologieen Körtings ist seine Erklärung des Verstummens von *e* in *or* 'jetzt'. Der frühe Abfall des *e* in *ǫr*(*e*) sei im höchsten Grade befremdlich und entziehe sich, meint Körting, jeder glaubhaften Deutung. Er äufsert folgendes: afrz. männliches *or* 'Saum' setze neben lat. *ora* ein **orum* voraus. So könnte neben *hora* 'Stunde' auch ein **horus* bestanden haben. Dann wäre *or* = **ho*(*c*) *hōro*, nur mit dem offenen Vokal, der blofs in *ore* = *ha*(*c*) *hora* berechtigt ist; ebenso prov. *ar* = **ho horo* mit dem Vokal von *ara* = **ha hora*. Im Italienischen haben wir nun aber auch *or*, und das kann nicht **ho horo* sein, da hier tonloses *o* nicht schwindet. Daher nimmt Körting an, ursprüngliches **oro bene* sei durch Einflufs von dreisilbigem *ebbene* ebenfalls dreisilbig, *or bene* geworden. All das ist wieder einfach unannehmbar. Es scheint mir gar nicht so schwer begreiflich, dafs ein Wort wie *ǫre*, das seiner Natur nach fast einen interjektionellen Charakter trägt, sich in Bezug auf den Abfall des *e*, wie auch sonst Interjektionen in den Sprachen, aufserhalb der Lautgesetze gestellt hat.

Auch was über das *r* in *mar*, *buer* gesagt ist, befriedigt nicht, befriedigt auch Körting selbst nicht. An die Möglichkeit, dafs das ganze *bona* (*mala*) *hora* in *buer* (*mar*) stecke, was auch Meyer-Lübke I 522 anzunehmen scheint, glaube ich nicht. Man könnte doch höchstens sagen, es sei *bona* mit dem Reflex des *r* von *hora*, so z. B. Burguy II 276, während G. Paris im Glossar der Extraits ChRol. allerdings *mala hora* als Etymon annimmt. Aber selbst das ist mir nicht wahrscheinlich. Vielleicht kann über das *r* der beiden Wörter die Syntax Auskunft geben. Doch will ich mir, was ich darüber denke, lieber noch einmal überlegen. Die Mitteilung eilt ja nicht. Dafs übrigens *mar* in keiner anderen romanischen Sprache Entsprechungen habe, gilt wenigstens für das Provenzalische nicht ganz, da es ja *mala*, allerdings mit *l* besitzt; *ay, mala fos reys Lozoicx!* bei Appel, Chr. 61, 26; *Et aquel que nos salvara Mala viu*

Digitized by Google

e mala fo natz GBarre 1296; *Mala creires sel mescrezen felo* Daurel 330; *Mala pasiest Martiple* Fer. 4631; *mala fos l'encontrada* eb. 5080; *Mala l'amei* PVidal 31, 26, wo die Anmerkung zu vergleichen ist; andere Stellen bei Appel, Glossar, unter *mal.*

S. 60. Ich vermisse die altfranzösische Form *aigue.* Die Form *eawe* wird aus *ewe* (*aqua*) schwerlich hervorgegangen sein. Suchier, Afrz. Gram. § 58a nimmt nach Nicols Vorgang an, daſs sie *aiwe* : *ęwe* zur Voraussetzung habe.

S. 62 Anm. wird das Lautgesetz aufgestellt, daſs *-mn-* vor dem Hochton zu *nn,* nach dem Hochton zu *mm* geworden sei. Dabei ist dann Körting genötigt, mehr hypothetische Formen anzunehmen als solche, die wirklich existieren, was sofort gegen seine Ansicht spricht. *damner,* auf welches sich Körting stützt, kommt, da es Kirchenwort ist, nicht in Betracht.

Wegen prov. *en, n'* vgl. jetzt Cohn hier im Archiv CIII 236, der meines Erachtens mit Recht gesagt hat, daſs *domine* nicht die Grundlage sein kann, weil in solchen Fällen der anlautende Konsonant stets erhalten bleibt. Cohn geht von *nomine* aus. — *fanme* mit Nasalierung (*femina*) und so weiter begegne ja afrz. oft genug. In derselben Anmerkung heiſst es, in *homme, somme, femme* bleibe das doppelte *m* in der Schrift erhalten, wohl in Anlehnung an Wörter wie *comme, somme* = *summa, flamme,* wo *mm* lat. *mm* entspricht. Auch in *comme?* Afrz. finde man ja auch oft *Romme* statt *Rome* geschrieben, andererseits seien 'bekanntlich' Schreibungen wie *home, feme* nichts weniger als selten! So Körting. Ich finde mich in dieser Darstellung nicht zurecht. Es scheint Schreibung und Lautwert verwechselt und die alte Sprache nicht genügend beachtet zu sein. *mn* wird doch zunächst — ob vor dem Ton oder nach dem Ton, macht keinen Unterschied — zu *mm,* und dieses vereinfacht sich, wie primäres *mm* in der alten Sprache, regelrecht zu *m. home, feme, come* sind afrz. durchaus die gewöhnlichen Formen. Wenn man nfrz. *homme* mit *mm* schreibt, so ist das eben eine Schreibung. Gesprochen wird ja auch nfrz. nur ein *m*!

S. 64. *avis* (l. *apis*) ersetzt durch **apĭcula*] Aber afrz. existiert ja auch *es* mit stammhaftem *s,* s. Tobler zu Chlyon 3885 (Holland) und Foerster in seiner Ausgabe 3893. Eb. wird die Möglichkeit erwogen, ob nicht *muef* (*mŏdus*) vielmehr Postverbale zu *mouvoir* sei. Unmöglich![1]

S. 65. afrz. *alaigre* aus *alacrem* soll wegen *gr* auf keinen Fall Erbwort sein. Aber dieselbe Entwickelung zeigen *acrem* : *aigre, macrum* : *maigre,* vgl. Meyer-Lübke I § 494, Nyrop § 408.

S. 66. *cité,* daneben afrz. Cas. rect. *cit,* wozu als Cas. obl. *ciu* zu gehören scheine.] Daſs *cit* 'die Stadt' nicht Cas. rect. ist, ist längst gesagt, Foerster zu Aiol 610, und *ciu* ist unmöglich dazu Cas. obl., ist überhaupt keine französische Form. *La cis* mit *s* als Nominativ steht Parton. 10594, 10768. Vgl. zu dem Worte, auf das Körting S. 249, 10 ausführlicher ein-

[1] Vgl. Lené, Les substantifs postverb. S. 104. A. T.

Digitized by Google

geht, jetzt auch Cohn im Archiv CIII 229. Meyer-Lübkes Deutung II § 4 als Kurzform *cit de Paris* statt *cité de Paris* halte ich nicht für richtig, da, wie auch Cohn mit Recht hervorhebt, das Wort gar nicht selten volltonig erscheint, z. B. *je fui amenee en la cit a Paris* Berte 796; *Torne de Pampelune, le riche chit* Aiol 610. Aber der nur zweimal aus einer Hs. von Godefroy angeführten Form *ci* vermag ich keine grofse Bedeutung beizulegen.

S. 66. Dafs *amitié*, alt *amistié*, ein lat. **amicitatem* voraussetzt, kann keinem Zweifel unterliegen, da es auch die anderen romanischen Sprachen verlangen, prov. *amistat*, it. *amistà*, span. *amistad* u. s. w., vgl. *mendistié* (*mendicitatem*).

Eb. *franceis* wird auf *franciscum* zurückgeführt, aber das Fem. *franceise* kann doch nicht 'gleichsam **francensi*' sein, das doch auch nur *franceis* ergeben hätte. In den beiden folgenden Formen sind wohl die Sternchen aus Versehen vertauscht, und zudem war *francesche* zu schreiben statt *franceische*, eine Form, welche diejenigen, an die sich das Buch wendet, nur verwirren kann. Auch S. 75 Anm. 2 wird wiederum *franceische*, *francaische* geschrieben, vgl. dagegen z. B. in einer sehr bekannten Stelle *vi une bretesche A demie liue galesche* Chlyon 191, Fem. von *galois*; *francesche* belegt Suchier im Grundrifs I 624 mehrmals aus Computus. Ebendort wird *franceise* (zweimal mit einer Cedille vor *e*!) als Anbildung an *franceis* oder an die Adjektiva auf *-eis* (*-ensem*) bezeichnet, was wiederum mindestens undeutlich ausgedrückt ist. Gemeint ist wohl, *franceise* ist Neubildung vom Maskulinum her, wobei Wörter wie *corteis*, die von Anfang an ein analogisches *e* im Femininum haben, mitgewirkt haben mögen.

S. 67 wird für *vierge* statt *virginem* **virga* angesetzt. Dagegen sprechen nicht nur die anderen romanischen Sprachen, sondern auch die älteste Form des Französischen selbst, *virgene*, und zudem ist die Ansetzung, da es sich um ein Wort der Kirche handelt, unnötig. Die Möglichkeit, dafs *vierge* statt *verge* gebildet wurde, um den Zusammenhang mit *virgo* zu bewahren oder zu erneuern, ist darum zurückzuweisen, weil afrz. das Wort ja überhaupt nicht *verge*, sondern *virge* lautet, es sich also durch die Form mit *ie* gerade umgekehrt von der Form des lateinischen Wortes lautlich entfernt.

Eb. als Nom. zu *larron* war *lerre*, zu *baron*: *ber*, beide zunächst ohne *s* anzusetzen. — Eb. Anm. 1 gegenüber *vertige* aus *vertīgĭnem* steht das lautlich regelrechte afrz. und nfrz. *avertin*.

S. 68 liest man: *patrem* hätte zu **perre* werden müssen, weil *tr* zu *rr* wurde, was mit *pĕtra* > *pierre*, *vĭtrum* > *verre* belegt wird. Das einfache *r* erkläre sich wohl, meint Körting, aus der häufigen vokativischen Verwendung des Wortes! Ähnlich äufsert er sich S. 192 Anm. 3 und fügt noch als Beweis **tonĭtru* > *tonnerre* hinzu. Körting scheint auch hier nfrz. Schreibung und Lautwert nicht genügend auseinander gehalten zu haben, und auch hier ist die alte Sprache nicht berücksichtigt. *-tr-* wird afrz. zu *dr*, dann *rr* und dann zu einfachem *r*; *pere* ist also regelrecht. Auch *pĕtra*

Digitized by Google

giebt afrz. regelrecht *piere*. Wenn nfrz. (und auch afrz. gelegentlich) *pierre* geschrieben wird, so ist das eben Schreibung. Gesprochen wird ja doch auch hier nur ein *r*. *tonnerre* aber ist nicht die aus * *tonĭtruum* entstandene Lautform, die lautet afrz. vielmehr *tonoire*, wie sie lauten mufs, woraus nfrz. *tonnerre* erst sekundär entwickelt ist, ebenso wie *vĭtrum* afrz. *voire* ergeben hat, dieses allerdings häufig auch afrz. mit *rr*. Die Verwendung als Vokativ ist dabei also von keinem Einflufs. Auch Meyer-Lübke setzt *verre* und *tonnerre* mit Unrecht ins Paradigma.

Eb. Dafs das *-torem* entsprechende Femininum *-tricem* nur in ganz gelehrten Wörtern zur Verwendung komme, vgl. auch S. 92, ist wenigstens für die alte Sprache nicht richtig, vgl. afrz. *empererix*; *pecherrix* Mont.-Rayn. II 13 u. a. — *précurseur* ist doch ganz gelehrt.

S. 69. Was über *romanz, romant* gesagt ist, könnte die Auffassung zulassen, dafs der Accusativ immer *romant* heifse, während er doch im guten Altfranzösisch durchaus *romanz* lautet, *l'art d'amors an romanz mist* Clig. 3; ... *lisoit Une pucele devant lui An un romanz ne sai de cui* Chlyon 5364.

chaland von *calare* ist Druckfehler für *calere*. Für die Bedeutungsentwicklung konnte auf Tobler, Verm. Beitr. I 41, verwiesen werden.

S. 70. In *merci* 'Lohn' sieht Körting *mercedem*, dagegen in *merci* (masc.) 'Dank' das Postverbale, ebenso 115 f. Aber *mercier* ist ja erst von *merci* aus gewonnen. Da es 'danken' heifst, mufs diese Bedeutung schon in *merci* liegen, wie denn in der That afrz. *merci*, das durchaus fem. ist, schon 'Dank' bedeutet, was sich aus der Bedeutung 'Lohn' natürlich ergiebt. Lohn ist Dank für Geleistetes. Maskulinum ist nfrz. *merci*, wie Littré hervorhebt, nur in der Wendung *grand merci*, mit dem unbestimmten Artikel *un grand merci*, wie mit dem bestimmten (s. Sachs). Littré hat schon bemerkt, dafs man afrz. *grant merci*, wo *grant* richtiges Femininum sei, im 16. Jahrhundert wegen *grand* als männlich auffafste und daher *un grand merci* bildete, vgl. auch Plattner, Schulgrammatik § 119 Anm. 3. Ich möchte lieber sagen: *grant merci* ist e i n Wort geworden — wie es heute im Provenzalischen als e i n Wort geschrieben wird: *Gramaci! ... ma Sorre! toujour bon apetis!* Roumanille Conte prouvençau S. 50; ja hier sagt man sogar: *Pèr gramaci de vosto espitalita, vole vous acourda de faire tres souvèt* eb. 167 'als Dank für deine Gastfreundschaft' — und wird, wie andere Wortkomplexe, durch den männlichen Artikel substantiviert. Man kann also im Grunde nicht einmal sagen, dafs das Substantiv *merci* je männlich sei. Man kann etwa italienisches *fare un casa del diavolo* vergleichen, worin *casa* darum noch nicht männlich wird, dafs der männliche unbestimmte Artikel davorsteht: *Insomma l'altra sera ci fu un casa del diavolo* Fogazzaro Malombra 355, was kein Druckfehler ist — wenn man auch daneben findet *Una volta don Venerando li sorprese in quei giuochetti e fece una casa del diavolo* Verga Novelle rustic. 187 —, wie (ein kleines Kind) *univa i suoi strilli alle grida dei giocatori formando un casa del diavolo da sgomentare un campanaro di professione* Fucini Veglie 94 zeigt oder *il vento, i lampi, i tuoni e gli*

Digitized by Google

scataroscì dell' acqua facevano un casa del Diavolo G. Giusti Epistolario I 249 bei Frassi, während Rigutini in seiner Auswahl der Briefe (Florenz, Le Monnier, 11. Aufl., 1884) S. 119 *facevano una casa del Diavolo* druckt. Ein viertes Beispiel steht bei Tommaseo-Bellini casa No. 33, *In un sol loco, a un tempo discorrevano, ed un casa del diavolo facevano.* Es ist das keine Anomalie, wie mir ein Italiener sagte, als ich ihm die Sache vorlegte, sondern ist eine völlig begreifliche Ausdrucksweise. *casa del diavolo* wird ein Begriff, und der wird folgerichtig mit dem männlichen Artikel substantiviert. Auch spanisches *cabeza* wird noch nicht männlich, wenn man sagt *(tu padre) era un mala cabeza* Galdós Halma 52.

Eb. sagt Körting, die lateinische Endung *-icem* bleibe nach Konsonanten frz. als *ce* erhalten, und giebt als ersten Beleg dafür *pollicem* > *pouce.* Ebenso setzt Meyer-Lübke I § 332 frz. *pouce* ins Paradigma, Schwan-Behrens[4] § 137 sagt ebenfalls *pollike — polce,* auch Nyrop, Grammaire historique § 403, 2. Allein die afrz. Form lautet durchaus *polz, pous* ohne *e,* pik. *pauch, pauc,* so z. B. *Charlemaignes fut graindre de plein piet et treis polz* KReise 811, s. auch Burguy und Littré. In der von diesem angeführten Stelle (Berte) *En un trou de tarere li boutent erranment Ses deus pols* ist XCIV statt XIV zu lesen, bei Scheler 2255. Aus dem Schwund des *-e* scheint sich zu ergeben, dafs die Synkope des tonlosen Mittelvokals früher eingetreten ist, *poll'c(em).* (Auch Groeber, Substrate in Wölfflins Archiv IV 445 hat nur *pouce.*)

Eb. Anm. 2 wird *punais* aus **punax* gedeutet, ein aus dem Punierlande eingeschlepptes Insekt, wie 'Schwabe, Franzose'. Das Adj. *punais* 'aus der Nase riechend' soll aus dem Substantiv durch volksetymologische Umdeutung *punais* = *pu(er)* 'stinken' + *nais* (an *nex* 'Nase' anklingend) geschaffen sein. Allein einmal müfste eine solche Ableitung vom Eigennamen erst belegt werden, *dicax, loquax,* die Körting anführt, sind nicht gleichartig, da sie von Verben gebildet sind. Ferner heifst 'die Wanze' nicht *punais,* was kein Druckfehler sein kann, sondern *la punaise,* alt wie neu. Sodann ist die provenzalische Form *putnais* nicht berücksichtigt, die sofort gegen die Deutung spricht, und endlich hat das Adjektiv wohl heute die engere Bedeutung 'aus der Nase riechend', aber von Hause aus heifst es allgemein 'stinkend', wie schon Diez im Wörterbuch II c sagt, auch als Schimpfwort für Menschen, wie z. B. *«Baisier?» fait il «vieille pusnaise* Mont.-Rayn. V 174; *Sus me s'es abatutz est glotz punnais* GRoss. 7030, s. auch Littré im Historique. Es ist ganz gewifs nicht erst aus dem Substantiv geschaffen. Die Form *putnais* deutet vielmehr auf **putinacem* hin, *puteo* mit der Ableitung *inare* **putinare,* wie *farcinare* von *farcio, ferinare* von *ferio,* davon afrz. *ferner, vesner* neben *vesser* von *visinare* s. zu Auberee 572 in Hs. D und Meyer-Lübke II § 585. Und von diesem Verbum, wie sonst, ein Adjektiv auf *-ax,* **putinax.* Von dem Adjektiv aus ist dann erst das weibliche Substantiv *la punaise* gebildet, 'die stinkende', 'die Wanze'. Diezens Deutung vom Adj. *put* 'mit einem Suffixe, dem, wie es scheint, ein it. *putt-on-azzo* entsprechen würde', befriedigt nicht. Meyer-Lübke II § 413 bezeichnet den Ursprung von *punais* kurz

Digitized by Google

als 'nicht klar'. — Zu diesen Wörtern auf *-ais* kommt vielleicht hinzu *pichaise* Auberee nach 538 in der Interpolation von D V. 11: *De dame aubree la pichaise* und *anchais* Mer. 3769 T, 3872, wo die Anmerkung weitere Belege von G. Paris bringt, der Rom. XXVII 316 zwei neue hinzufügt. Ist es eigentlich 'lendenlahm'? *anch(a) + acem,* wie *irais* von *ire*? Das würde zu *viellart anchès* gut passen, vgl. *Torz fu e de piez et de hanches,* das Littré (*hanche*) aus Renard anführt. Dann allgemein 'nicht normal', daher *bouche anchese, dens ancheses,* in welcher Stelle (Lancelot) übrigens das daneben stehende *cleres* nicht recht passen will (*dens cleres et ancheses*). — Vgl. span.-port. *ancado,* mit anderer Ableitung 'kreuzlahm', was vielleicht in CLoois 505 vorliegt: *Lait et anché, hisdos com aversier*; vgl. noch it. *ancacciuto 'Le cui anche sono pingui, che ha grandi anche'* Tommaseo-Bellini mit einem Beleg (it. *sciancato,* frz. *éhanché* führt schon Diez I *anca* an).

Falkenberg (Mark). Georg Ebeling.

(Schlufs dieser Besprechung folgt im nächsten Heft.)

O. Schultz-Gora, Zwei altfranzösische Dichtungen. La Chastelaine de Saint Gille, Du Chevalier au Barisel. Neu herausgegeben mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar. Halle a. S., Max Niemeyer, 1899. IV, 193 S.

Die Auswahl der beiden Dichtungen, deren Text durch des Herausgebers Fürsorge in kritisch gesichteter Gestalt der studierenden Jugend als Einführung in das Altfranzösische dargeboten wird, ist in jeder Hinsicht als eine recht glückliche zu bezeichnen. Beide Gedichte, von denen das erste, die *Chastelaine de Saint Gille,* treffend ein *'son d'amors* mit specifisch dramatischem Charakter' (S. 7) genannt wird und an Lieblichkeit mit den besten Erzeugnissen der altfranzösischen Litteratur wetteifern darf, und das zweite, *Du Chevalier au Barisel* überschriebene,[1] die seelischen Wandlungen eines jener gottvergessenen Raufbolde, die, wie ich hervorheben möchte, in einem Robert dem Teufel ihren berühmtesten Vertreter finden, zum Gegenstand hat und als eine ergreifende Probe der Fähigkeit, feine psychologische Analysen geschickt und sicher durchzuführen, geschätzt zu werden verdient, haben schon früh die Aufmerksamkeit der Freunde altfranzösischer Dichtung auf sich gezogen, und ihre Schönheit und Eigenart wird sicher nicht verfehlen, auch auf die Jüngeren ihren Zauber auszuüben, und dazu beitragen, einer vorurteilsvollen Unterschätzung der Geisteswerke der alten Franzosen nachdrücklich entgegenzutreten.

In den jedem der Texte vorausgeschickten Einleitungen unterrichtet der Herausgeber über ihre handschriftliche Überlieferung und bisherige Verbreitung durch den Druck, geht auf die ihren Dialekt kennzeichnenden

[1] Der Herausgeber hat ihm die in den 'Vies des Pères' stehende, künstlerisch viel weniger bedeutende Version in diplomatischem Abdruck folgen lassen.

Digitized by Google

lautlichen Merkmale sowie auf die metrischen Eigentümlichkeiten näher ein — die innerhalb ihres Bereiches begegnenden Flexionen werden dagegen in das reich ausgestattete Glossar verwiesen — und verbreitet sich in gedrängten, aber klaren und feinsinnig abwägenden Ausführungen über das Wesen und den litterarischen Wert der beiden Dichtungen. Hier wie in den übrigen Teilen des Buches kommt dem Herausgeber seine hervorragende Vertrautheit mit den Werken der alten französischen Dichter wirksamst zu statten; ihr ist es insbesondere zu danken, dafs von den Refrains der 'Chastelaine' nunmehr eine gröfsere Anzahl rekognosciert werden konnte, als dies von anderer Seite bisher geschehen war. Freilich bleibt die Herkunft nicht weniger noch immer dunkel; weiterem Forschen sind damit die Wege gewiesen. Von der Beschäftigung insbesondere mit der 'Chastelaine' läfst sich auch noch nach anderer Richtung hin fruchtbare Anregung zu wissenschaftlicher Thätigkeit erwarten. Die hier auftretenden Persönlichkeiten erscheinen als Träger von Eigenschaften, deren nähere Betrachtung manchen wertvollen Einblick in gewisse sociale Verhältnisse des Mittelalters eröffnet. Der verarmte Vater des Mädchens illustriert trefflich den in der 'Vie des Pères' stehenden Satz *Il est costume as chevaliers Que soffroiteus sont de deniers* (vgl. God. VII, 503). Gerade wie andere hohe Herren (vgl. etwa Karl den Grofsen, Gaufrey 147—54; Aye 82, 99) läfst er sich durch social tief unter ihm stehende, aber mit Glücksgütern gesegnete Personen in seinem Thun beeinflussen, und auch an dem Bauer bemerkt man manchen der Züge, die auch sonst an seinen Standesgenossen verhöhnt oder getadelt werden.[1] Nach dem mit den Lehren eines Egidio Colonna (Li Livres du gouvernement des rois ed. Molenaar, New York 1899, S. 142) freilich in Widerspruch stehenden Grundsatze, *qu'il nestoit rien q̄ on ne feist pour argent,* Enf. Viv. (Prosa) 266, 1820,[2] findet der niedriggeborene und auch sittlich tiefstehende Mann Gnade vor den Augen einer Gesellschaftsklasse, deren Exklusivität sonst keine Schranken kannte. Wenn in einer der Versionen des Alexanderliedes (s. Paul Meyer, Alexandre le Grand dans la litt. du m. â. I, 149, 860) das Pochen auf die Unfehlbarkeit des Geldes als der Sinnesweise des *bricon* entsprechend gegeifselt wird, so begreift man nunmehr die Schärfe, mit der der Dichter der 'Chastelaine' (70 ff.) die Verwerflichkeit der gleichen kläglichen Neigung in seinem *vilain* verurteilt. Dafs der Bauer mit gefälliger Gestalt ausgestattet ist, mufs freilich auffallen. Bei dem durchaus aristokratischen Geiste unserer Dichtung wäre es gewagt, in diesem Umstande eine Bethätigung des besonders in der didaktisch-geistlichen Litteratur, aber gelegentlich auch in der Epik und Geschichtschreibung

---

[1] Vgl. dazu das reiche Material bei Dr. Domenico Merlini, Saggio di ricerche sulla satira contro il villano con appendice di documenti inediti, Torino 1894.

[2] Vgl. ferner *Qui deniers a en bourse, si a vin en pot,* Prov. Vil. 69, 7, dazu das schon von Tobler daselbst S. 137 angeführte *Cheli qui a deniers, fet auques son talent,* Gaufrey 154; und weiter *Plus a li hons d'avoir, et plus a seignorie; Bourgois est honnerés qui d'avoir monteplie,* Bast. Buil. 488; *Il n'est chose qu'argent ne face Et ne desface et ne reface,* Froiss. Poés. II, 222, 59.

Digitized by Google

hervortretenden Gegensatzes[1] zu der dem Mittelalter geläufigen Theorie, daſs die äuſsere Erscheinung des Menschen ein getreues Abbild seiner sittlichen Persönlichkeit sei, erkennen zu wollen.[2] Wohl aber scheint es mir angemessen, daran zu erinnern, daſs auch anderswo nicht selten moralische Verderbtheit mit körperlichen Vorzügen gepaart gedacht wird; so meint Egbert von Lüttich *De pulcra subolent contracta piacula pelle,* Fec. rat. I, 45 (und dazu E. Voigts Anmerkung); von der Schönheit der Teufel und der Verräter handelt kurz Osterhage, Über einige chansons de geste des Lohengrinkreises, Progr. d. Humboldts-Gymnasiums zu Berlin 1888, S. 26, und dabei fällt mir ein, daſs es mit Bezug auf die Schönheit des kleinen Judas (*vultum phœbœo lumine cultum*), an ein bekanntes Bibelwort anklingend, heiſst *Sub specie pulchra retinet fraus saepe sepulchra* bei Duméril, Poés. pop. lat. 331. Schlieſslich gedenke ich hier noch dessen, was Théophile Gautier von einem Maler erzählt, der, um Lucifers Gesicht recht getreu wiederzugeben, dasselbe aus lauter schönen, aber disparaten Zügen zusammensetzte und so die gewollte entsetzliche Wirkung erreichte, Jettatura 6.

In den zahlreichen und zum Teil sehr ausführlichen und ausgiebig mit Litteraturnachweisen versehenen Anmerkungen findet der Studierende auſser textkritischen Vorschlägen und die Übersetzung mancher Stellen erleichternden Winken Belehrung über viele in den Gedichten begegnende sprachliche Besonderheiten, und dabei ist es mit Freude zu begrüſsen, daſs der Herausgeber neben der Erörterung lautlicher und morphologischer Fragen auch der Syntax einen wesentlich breiteren Raum gegönnt hat, als man sonst in den Ausgaben altfranzösischer Texte zu finden gewöhnt ist. Auch die gelegentlichen den Realien gewidmeten Erläuterungen erscheinen nicht minder geeignet, die pädagogischen Zwecke des Buches nachdrücklichst zu fördern. Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken:

I, 33. *mandu* für *manju* ist meines Wissens nicht nachgewiesen.

I, 222. Daſs *cranche* oder *cranque* aus *cancrum* durch einfaches Umspringen des *r* entstanden sein soll, ist mir nach Lage der Dinge recht zweifelhaft. Bei God. II, 356 trifft man auch *crancre,* und diese Wortform ist von derselben Art wie *atrempre* < *temperat,* Dolop. 139, *nuitrantre* für *nuitantre,* God. V, 545, **affluble* < *adfibulat* (s. *afflublee,* Flor. F, fol. 104 b; B, fol. 44 b; *defleublant,* Rab. Pant. liv. IV, Prologue), *flable* < *fabula, fabulat,* vulgärparisisches *afflable* für *affable* (a. 1651), Nisard, Etude 328 u. a. m. Diese Gestaltungen, in denen das *r* (oder *l*) der Schluſssilbe vortönt, ohne zunächst zu schwinden, wie ich mit Schuchardt, Vocal. d. Vulgärlat. III, 4, annehme, bilden die eigentliche Grundlage

[1] S. etwa De David li Prophecie, Zs. XIX, 191, oder God. Paris S. 16, 27.

[2] Auſser meinen Andeutungen im Archiv LXXXII, 216 f. vgl. die beiden *Vitium animi et in corpore apparere* und *Animum videri in facie* überschriebenen Epigramme des Godefridus bei Th. Wright, The Anglo-Latin Satirical Poets and Epigrammatists of the twelfth century II, 113. II, 122; Anc. Théat. VI, 478 (und V, 46 f.); Eutrapel II, 104 f.; Caq. Accouch. 83.

Digitized by Google

von *cranque, trempe, nuitrante,* God. V, 545, *afflube,* Anc. Th. III, 384, *afflubent,* Aye 3287, *flabe* (*flabent* < *fabulant* : *gabent,* G. Guiart VII, 94), **afflabe* (s. *caplabe,* Nisard 338); in ihnen hat sich also derselbe dissimilatorische Prozeſs abgespielt, der von vornherein vorliegende Strukturen wie *fragrat, prestres, Trievrez* (a 1332), Hist. Metz IV, 70, vielleicht auch *traïtres, flebles* aus *flebilis,* Part. 5942, *flamble* umgestaltet hat, und zwar zunächst nur in den stammbetonten Formen, zu *fragat* oder *fraglat* (s. dazu Grammont, Dissimilation 26 ff.), *prestes,* Mont. Fabl. IV, 158, *Treves,* Pean Gatineau 664, 1230 u. ö., *traïtes* : *dites,* G. Mach., Prise d'Alex. 8698, *flebes* afrz. oft und noch im 17. Jahrhundert vulgärparisisch, Nisard 347. Auch der von Schultz-Gora angezogene, freilich nicht unmittelbar hierher gehörige Ortsname *Frontevalt* für *Fontevralt* begegnet in der Form *Frontevraut,* Hist. Ducs Norm. 83, 84, 90. Ich hoffe recht bald auf die verlockende Frage unter Heranziehung ausgedehnteren Materials anderen Ortes zurückzukommen. Zur Sache bemerke ich noch, daſs das Anwünschen von allerhand Leid auch den Gegenstand eines bei Raynaud, Motets frç. I, 76 f. stehenden Gedichtes bildet.

I, 254. Ich vermag nicht einzusehen, weshalb *aïe* neben *aïde* die ursprünglichere Form sein soll; lautgerecht ist sie auf keinen Fall.

I, 260. Der Wechsel des Numerus der beiden Verba innerhalb des Satzgefüges *'tox ses parages i asamble, qui li ont dit ...'* bedarf einer besonderen Erklärung. Es tritt uns hier der psychologisch bemerkenswerte Fall entgegen, daſs bei der flexivischen Gestaltung mehrerer auf ein Kollektivum bezogener Satzteile, mögen sie nun im Verhältnis der Nebenordnung oder der Unterordnung zu einander stehenden Sätzen angehören, verschieden verfahren wird, dergestalt, daſs für solche dem Kollektivum räumlich oder besser zeitlich zunächst sich anschlieſsenden Teile der Rede die singulare Form desselben, für die später folgenden aber sein pluralischer Inhalt maſsgebend wird. Wenige Beispiele werden genügen. Nach *on* : *cui om detrait et desrunt et desachent,* S Bern. T. 201, 33; *toutes les censes qu'on doit et doveront a l'Aiglise de saint Piere* (a. 1295), Hist. Metz III^2 237, *on doit panre et panront* (a. 1307), eb. III^2 283; *et aussy de tous ceaulz c'on semont et semonront,* eb. IV, 597. Nach *chascun: Lors vout chascun son nom aprendre et demandent qui el estoit,* Romvart 602, 14; *chascun patron rompy la closture de la lettre et leurent les paroles,* Rec. Hist. Gaule XXII, 332 H; *et s'en ala chascun en sa contree, offrant leur service* u. s. w., Chev. Pap. 77, 30 und sehr oft. Nach kollektiven Substantiven: *Et l'ost s'est arestee, quant oent l'olifant,* Fierabras 139; *Quant Turpins ot sa gent seignie et beneie Et il les out assous de Dieu le fil Marie,* G Bourg 17; *Tant oirre ensamble li barnages Et trespassent les terres larges,* G Pal. 9329; *Maintenant tote l'ox s'esmuet, Tant qu'il vindrent a Guinesores,* Cliges 1236; *une partie de ses gens le laissa et s'enfuirent,* Journ. Bourg. Par. 157, und ebenso nach *qui* wer, *cil ki,* lat. *quisquis.* Auch im Italienischen wird so verfahren: *Alla perfine tutto 'l popolo andò a questo nostro Padre che voi vedete et dissongli,* Leggende di alcuni Santi 90; *Quando sua gente la novella intese, Facean gran festa per tutto il paese,* Reina d'Oriente 42, 20;

Digitized by Google

Del vero dicono la nostra progenie procede dalla città di Costantinopoli, e vennero a dominare in Albania, Giov. Musachi bei Hopf, Chron. gréco-rom. 278; *Ciascheduno di loro si trasse arieri et preseno loro spade et metteno le punte in terra* u. s. w., Viaggio di Carlo Magno I, 62 und sehr oft sonst.

II, 33 ff. Der Sinn verlangt *converses : aherses,* was die Handschrift 837 auch wirklich bietet; in V. 35 ist dann *il* zu streichen und *ceus* durch *celes* zu ersetzen.

II, 112. Dafs in *ploverra* für *plorera* dem *v* konsonantischer Wert zukomme, dürfte schwerlich haltbar sein.

II, 128. Will man *fex* in *s'erent fex confesser* nicht durch *fet* ersetzen, so bleibt nur übrig, *erent* in naheliegendes *orent* zu wandeln; s. dazu Tobler, Beiträge II, 61.

II, 131. Auch der reumütige, zur Pilgerfahrt nach Rom entschlossene Robert der Teufel wird mit dem Heuchler Renart verglichen: *Avex oy, seigneurs? haro! Renart, je croy, devient hermittes,* Mir. N. D. XXXIII, 853; *Je croi que Renart veut hermite devenir,* Dit de Rob. le Diable in den Abhandl. z. E. A. Toblers 481, 416.

II, 159—60. Ich weifs nicht, ob man *je* die Kraft zutrauen darf, einen rhetorischen Accent auf sich zu nehmen, zumal *jo, jou* oder *gié* sich in solchem Falle viel besser eigneten. Freilich pflegen wir Deutsche auf das Pron. pers., wenn die durch dasselbe bezeichnete Person im Gegensatz zu einer anderen Person gedacht wird, einen akustisch wahrnehmbaren Nachdruck zu legen; ob aber das Französische, selbst bei denjenigen Fürwörtern, deren lautliche Beschaffenheit solchem Verfahren nicht entgegenstünde, den gleichen Weg geht, wird doch recht zweifelhaft, wenn man erwägt, dafs die alte Sprache sich nicht scheut, ein logisch so stark bewertetes Pron. pers. einfach zu unterdrücken, z. B. *Cui ameras ie l'amerai Cui seruiras iel seruirai,* Flor. F, fol. 1b, oder durch Elision überhaupt der Möglichkeit zu berauben, betont zu werden: *cui tu ameras iamerai,* Flor. E, fol. 3b; *Quant Dieu vient ci parler a toy, Et j'aussi, qui sa mere sui,* Mir. N D. XXXIII, 1294; oder neufranzösisch *ces trois années dont chaque heure, chaque minute t'ont été consacrées,* Alfred de Bréhat, Femme étrange 53. Ähnlich verhält es sich ja im Altfranzösischen mit *ce* und *que* nach Präpositionen, z. B. *Dame, dist il, porq'estes adolee,* RCambr. 4199; s. dazu Tobler, Versbau[3] 57, 140 f. Und so wird man denn auch sonst Anstand nehmen müssen, persönliche (und auch possessive) Pronomina von so hervorragender logischer Bedeutung durch besonders starke Betonung vor den übrigen Teilen der Rede auszuzeichnen. Beispiele lassen sich aus allen Zeiten der Sprache beibringen: *Cui vos harex, nos le harrons,* Renart 9718 (ähnlich 19710 ff.); *je harrai que tu harras,* Journ. Bourg. Paris 321; *Ha (dea), qui me griefve, je le griefve,* Anc. Th. III, 315; *La mer a moins de vents qui ses vagues irritent, Que je n'ai de pensers qui tous me sollicitent D'un funeste dessein,* Malherbe (Jannet) 102; *J'ai connu un tas de jeunes filles qui lui étaient bien supérieures; eh bien, elles n'avaient pas ce qu'elle a,* Edmond de Goncourt,

Renée Mauperin 141; *Pourquoi vous croirai-je, ne l'ayant pas crue elle-même?* Sardou, Nos bons villageois 162; *Écoutez, monsieur, lorsqu'une femme aime, lorsqu'elle se trouve dans la situation ou je me trouve, il ne faut plus parler de raison,* Alexis Bouvier, Femme du mort 13; *Tu comprendras alors que seule, entends-tu bien, seule je puis le sauver,* Alfred de Bréhat, Femme étrange 27; *une chose que, seule, je puis lui donner,* eb. 49; oder bei dem Pron. poss.: *Le devoir des femmes n'est pas douteux: mais on dispute si, dans le mépris qu'elles en font, il est égal pour les enfants d'être nourris de leur lait ou d'un autre,* Rousseau, Émile liv. I; *Ah! si l'on comparait leur vie avec sa vie,* Coppée, Boucles d'oreilles 137; *Je me dis que c'est par ma faute que vous êtes là, couchée sur ce lit de douleur,* Alfred de Bréhat, Femme étrange 249.

II, 614. Die Deutung von *trestoute jor* als Anbildung an *tote di, tote nuit* ist sehr verlockend. Doch bleibt Tobler, Zs. II, 628, zu vergleichen. Wäre übrigens sehr häufiges *mïedi* für *midi* wirklich, wie Schultz-Gora zu II, 1006 meint, durch *mienuit* hervorgerufen worden, so müfste sich hier die Assimilation auffälligerweise auf die Form beschränkt haben, während das Geschlecht unberührt blieb. Erst ziemlich spät finde ich *midi sera sonnee,* Mir. ND. XXXIX, 262.

II, 974—990. Die Stelle, die den Tod des reumütigen Ritters schildert, hätte m. E. eine Anmerkung verdient, weil sie für die dem Mittelalter und den ersten christlichen Jahrhunderten geläufigen Vorstellungen über das Wesen der Seele nach dem Tode äufserst bezeichnend ist. Die Seelen der Guten sind fleckenlos und weifs wie die unseres Ritters und die der Mutter Maria, s. Tischendorf, Apoc. apocr. 129, die der schlechten Menschen dagegen schwarz, s. H. Brandes, Visio Pauli 77 (vgl. dazu Mir. ND. XXXII, 2370). Dafs Teufel oder Engel oder gar Christus selbst die als ganz kleine Gestalt zu denkende Seele bei ihrem Scheiden aus dem Körper erwarten, um sie in die Hölle oder ins Paradies zu tragen, wird in den Epen öfter berichtet; vgl. z. B. Gaufrey 57, 75, 209; Anseis 1607, 7819, 10205; Doon 15; Enf. Viv. 85; ferner das *De egressibus animarum* überschriebene Kapitel der Dialoge Gregors. Übrigens hat sich auch die mittelalterliche Malerei dieses realistischen Zuges bemächtigt; ich denke z. B. an das den Tod des heiligen Anastasius darstellende Freskogemälde im Portikus der Kirche Alle tre fontane bei Rom (13. Jahrhundert), s. das Kupfer bei Seroux d'Agincourt, Denkmäler der Architektur, Skulptur und Malerei, III. Abt. Malerei I, tav. XCVIII S.; ferner an Masaccios Kreuzigung in der Kirche S. Clemente in Rom (15. Jahrhundert), s. das Kupfer eb. III. Abt. Malerei II, tav. CLIV. An unserer Stelle aber wird angedeutet, dafs Engel und Teufel zu gleicher Zeit und wie es scheint kampfbereit, dem Entweichen der Seele entgegengesehen hätten; ich ententsinne mich nicht, eine ähnliche Scene in der Epenlitteratur angetroffen zu haben, doch verweise ich auf La Tour Landry 105 und das grofse, 'Triumph des Todes' genannte, früher dem Orcagna zugeschriebene Wandgemälde im Camposanto zu Pisa.

Berlin. A. Risop.

Digitized by Google

Kr. Nyrop, Professeur à l'université de Copenhague, Grammaire historique de la Langue française, tome premier. Copenhague, Det Nordiske Forlag Ernst Bojesen; Leipzig, Otto Harrassowitz; Paris, Alphonse Picard et fils, 1899. XV, 488.

Mit seiner historischen Grammatik der französischen Sprache, die in ihrem ersten, die Lautlehre behandelnden Teile vorliegt, hat der rühmlichst bekannte dänische Romanist ein Werk ins Leben gerufen, von dem sich mit aller Zuversicht erwarten läfst, dafs es den vom Verfasser geäufserten Wunsch, den Anfängern als hilfreiches Lehrmittel, den Docenten aber als Leitfaden für ihre Vorlesungen zur Seite zu stehen, im weitesten Umfange und mit ausgezeichnetem Erfolge erfüllen wird. Doch ist damit der Beruf des Buches keineswegs erschöpft. Auch aufserhalb der seinem Wirken von dem Verfasser gezogenen Schranken wird man es dankbar willkommen heifsen; auch hier werden die lichtvollen, in flottem, klarem Französisch geschriebenen, von wahrer Begeisterung für den behandelten Gegenstand getragenen Ausführungen ihre erfreuende Wirkung nicht verfehlen; auch hier wird man es, je häufiger man zu ihm greift, als einen treuen, nur selten versagenden Ratgeber hochschätzen und würdigen lernen. Aus dem Buche weht uns auf Schritt und Tritt der Geist eines Mannes entgegen, der, auf der Höhe seiner Wissenschaft stehend und durchdrungen von seinen aus langer akademischer Thätigkeit geflossenen Überzeugungen, sein bestes Können der Aufsenwelt zur Verfügung zu stellen willens ist. Die einschliefslich des sehr ausgiebigen und lehrreichen Kapitels über die Orthographie etwa sechs Druckbogen umfassende Darstellung der allgemeinen Geschichte des Französischen bewegt sich keineswegs innerhalb der aus anderen ähnlichen Werken bekannten engen Grenzen und stereotypen Notizen. Was hier dem Leser geboten wird, ist die Frucht einer reichen selbständigen Arbeit. Eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit dem Schrifttum aller Zeiten versetzt den Verfasser in die Lage, für das frühe Vorhandensein französischer Rede, ihre ersten Wandlungen und die verschiedenen im Laufe der Zeiten wirksam gewesenen Motive der Sprachgestaltung, sowie für die mannigfachen von aufsen her kommenden Einflüsse und andererseits für die Verbreitung des Französischen aufserhalb der Grenzen Frankreichs neue wertvolle Zeugnisse beizubringen. Der Verfasser ist überall beflissen, die von ihm benutzten Quellen möglichst ergiebig auszubeuten und die Wertschätzung, die sie für die Förderung unserer sprachgeschichtlichen Erkenntnis beanspruchen dürfen, unter umfangreicher Darbietung überlieferter Gebilde zu prüfen und zu bestimmen. Stets mit denselben reichen Mitteln ausgerüstet, geleitet uns der Verfasser durch die verschiedenen Perioden der Sprache, die Anfänge, die alte, die mittlere, die neue Zeit. An trefflich gewählten Beispielen werden die Merkmale aufgezeigt, an denen, sei es in lautlichen, morphologischen oder lexikalischen Dingen, ein genereller, volkstümlich unbewufster oder aber ein von gewissen Kunstrichtungen gewollter und geförderter Fortschritt im Werdegange der Sprache unver-

Digitized by Google

kennbar in die Erscheinung tritt. Diese die gesamte Zeit des französischen Sprachtums, vom ersten Auftreten des Lateinischen in Gallien an bis in die neuesten auf dem Gebiete der Schriftsprache fühlbar werdenden Wandlungen und die modernen Dialekte hinein, in sich begreifende Skizze erscheint mir nicht nur als ein äufserst wertvoller Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Französischen überhaupt, sondern auch als ein schönes Zeugnis zielbewufster, in sich abgerundeter wissenschaftlicher Arbeit.

Zu seinem engeren Gegenstande, der geschichtlichen Entwickelung der Laute, übergehend, betont der Verfasser zunächst die Unveränderlichkeit der Lautgesetze, knüpft aber daran eine Würdigung der verschiedenartigen Einflüsse, wie Satzphonetik, Analogie, Einwirkung der geschriebenen auf die gesprochene Sprache, Rücksicht auf das Reimbedürfnis, Assimilation, Dissimilation u. a. m., die ein Abweichen von diesem Princip anzuzeigen scheinen; er verbreitet sich dann stets mit der gleichen Klarheit, die, gepaart mit der reichen Fülle des Dargebotenen, überhaupt den vornehmsten Zug des Buches bildet, über die Quantität und die Qualität der Vokale, den Accent und seine allgemeine Bedeutung für das Schicksal der Laute und deren Verhältnis zu ihrer nächsten Umgebung. Insbesondere werden die Konsonanten auf ihren physiologischen Wert hin untersucht und ihre Wandlungen je nach ihrer Stellung im einzelnen Worte oder in zusammenhängender Rede an bestimmte allgemeine Gesetze gebunden.

So vorbereitet, erhält der Leser einen Überblick über die Entwickelung der einzelnen Vokale und Konsonanten, dessen fein und sicher durchgeführte Gliederung wiederum dem erzieherischen Können des Verfassers zur Ehre gereicht. Der Darstellung des aus einer Fülle von Beispielen abstrahierten Lautgesetzes folgen jedesmal, und zwar in durchsichtiger typographischer Anordnung, die Vorführung und Begründung gewisser, besonderen Einwirkungen gehorchender Einzelfälle, dann die aus analogischer Wirksamkeit sich erklärenden Abweichungen und schliefslich die Wörter gelehrten Ursprungs, ein Verfahren, welches verhindert, den Studierenden an dem Gesetz von der absoluten Gültigkeit der Lautgesetze irre werden zu lassen. Dafs aber besonders wichtige Materien, wie etwa der Fortschritt von *oi* zu *oa* oder die Entwickelung der Nasallaute, die ihrer Bedeutung entsprechende eingehende Behandlung erfahren, versteht sich von selbst. Ein der Lautlehre angehängter Abschnitt beschäftigt sich mit denjenigen Erscheinungen, die nicht mehr als Fortsetzung lateinischer Vorbilder, sondern als Äufserungen eines selbständigen, specifisch französischen Sprachgeistes anzusehen sind. Demgemäfs werden hier behandelt: das Auftreten scheinbar oder wirklich parasitischer Laute, vokalische und konsonantische Assimilation und Dissimilation, Metathese, Kurzformen, Kreuzungen und Volksetymologie.

Wenn man innerhalb des gewaltigen Stoffes, der auf diesem die gesamte Entwickelungsgeschichte des Französischen umfassenden Arbeitsfelde zusammengetragen ist, hie und da Einspruch gegen das Vorgetragene laut werden lassen möchte oder Gelegenheit zu Ergänzungen findet, so wird dadurch der hervorragende Wert der Leistung nicht im mindesten

Digitized by Google

geschmälert. Ich beschränke mich hier auf einige kurze bescheidene Bemerkungen. S. 267. Es scheint mir erforderlich, hervorzuheben, dafs neben *orphelin* bis tief ins 16. Jahrhundert hinein altes *orphenin* sich erhalten hat; s. z. B. Jean Lemaire, Ill. Gaule, liv. II, ch. 8, oder Amadis, liv. 8, fol. 62r, und dafs daneben auch *orpherins*, Psaut. Metz 266, 6, bestand, gerade wie *venin, velin* < *venenum* noch heute in der Schweiz auch *verein* lautet; s. Favre, Gloss. de la Suisse rom. 405, wozu man afrz. *enveriné*, Alix. Ms. Ars. P. Meyer I, 68, *enverimer* bei Foerster, Chev. II Esp. S. 418, oder provenzalisches *enverinatz*, Fierabras 416 u. ö., vergleichen mag. — S. 237. In *Ell' m'envoit au bois* für *envoie* sehe ich weniger eine Neigung, den Hiatus zu beseitigen, als Einwirkung der Formen von *voir;* vgl. schon afrz. *tu envoys*, C. d'Artois 165. Dialektisches *habiller* in *Dieu s'est habiller en pauvre* kann in der That Infinitiv mit der Funktion eines Participiums sein, gerade wie umgekehrt im Wallonischen *doviert* = *ouvert* als Infinitiv gebraucht wird, s. Doutrepont, Tableau 78; zu dem Zusammenfall von *er, ir* mit *é, i* vgl. meine Anmerkung im Rom. Jahresb. IV. I, 205. Übrigens zeigt sich eine ähnliche Vermischung in der Wendung *par ouy dire* (so schon Rab. Pant. liv. V ch. XXXI) für afrz. *par ouir dire*, Mon. Guill., Archiv 97, 127, das sich noch bei Lafontaine, Fables II, 167, wiederfindet. — S. 241. Der Ersatz von *avez-vous, savez-vous* durch *a-vous, sa-vous*, für den man noch in modernen Mundarten Beispiele trifft, z. B. Rolland, Ch. pop. III, 7 (*av'vous*), erscheint mir als eine Wirkung desselben Gesetzes, von dem zuletzt Tobler, Archiv 97, 375, eingehender gehandelt hat; s. auch Zs. 21, 547, übrigens auch Nyrop selbst S. 383 f. — S. 370. Zu *salope* war Tobler, Sitzungsber. Berl. Akad. 1896, 17 f., zu vergleichen. — S. 371. In Anbetracht dessen, was ich Studien S. 16 ff. entwickelt habe, bleibt es mir recht zweifelhaft, ob wir es in *cueillire* für *cueillir* lediglich mit Epithese eines *e* und nicht vielmehr mit einem Wechsel der Konjugation zu thun haben; ein anderes Beispiel wäre *Qu'avez-vous donc, ma fille, A pleurer, à gémire?* H. Carnoy, Litt. orale de la Picardie 342. — S. 373. Das *y* in Wörtern wie *boyau, tuyau* dürfte kaum mit Rücksicht auf den Hiatus eingeschoben sein; hier hat sich vielmehr die alte Lautstufe *els* > *iau(s)* bis heute erhalten (s. Tobler, Sitzungsberichte 1893, S. 20). — S. 378. *alter* (*altar*) soll sein *r* durch *l* ersetzt haben, weil es häufig mit *principel* verbunden auftrat. Das liefse sich wohl denken, zumal auch umgekehrt *principer* (: *dessevrer*, Chev. Og. 2187) ursprünglich vielleicht derselben Verbindung sein Aufkommen zu danken hat; doch findet sich auch *charner*, Barl. Jos. 378; häufig genug *cruer* und sogar *cier* für *ciel*, Biausdous 2207, *chiel* in *ier*-Tirade, Gaufrey 179, *Ezechier*, God. I. 133; vulgärparisisch *animar* für *animal*, Nisard, Étude 243.

An dem sorgfältig angelegten und gewifs auch fehlerfreien Glossar, das dem Werke angehängt ist, läfst sich leicht ermessen, welche reichen Schätze Nyrops schöne Leistung in sich birgt, von der Bedeutung, die dasselbe für den handlichen Gebrauch des Buches beanspruchen darf, ganz zu geschweigen. Dafs nun aber der Verfasser auch die Mühe nicht gescheut hat, ein wohlgeordnetes und ich hätte fast gesagt vollständiges Verzeich-

Digitized by Google

nis der Fachlitteratur beizufügen, halte ich für besonders dankenswert, weil damit meines Erachtens in erster Linie der pädagogische Zweck, den das Buch verfolgt, hervorragend gefördert, dann aber auch weiteren Kreisen der dargebotene Apparat wertvolle Dienste leisten wird. So gesellt sich ein Vorzug zum anderen; in ihrer Gesamtheit sichern sie dem Buche die rückhaltlose dauernde Anerkennung der Fachgenossen.

Berlin. A. Risop.

Dr. E. Nonnenmacher, Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Mit Bruchstücken altfranzösischer Texte, Anmerkungen dazu und einem Glossar. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag. 182 S. (In A. Hartlebens Bibliothek der Sprachenkunde.)

Innerhalb einer 'die Kunst der Polyglottie' sich nennenden Sammlung von Grammatiken, die 'eine auf Erfahrung begründete Anleitung' geben wollen, 'jede Sprache in kürzester Zeit in Bezug auf Verständnis, Konversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen', auch ein Lehrbuch der alten Sprache der Franzosen anzutreffen,[1] wird manchen billig Wunder nehmen, und nicht minder begreiflich wäre es, wenn von fachmännischer Seite der neuen Leistung zunächst mit einigem Mifstrauen begegnet werden sollte. Wer aber das anfängliche Befremden überwindet und die Mühe nicht scheut, das Büchlein einer näheren Durchsicht zu unterziehen, wird alsbald gewahr werden, dafs der Verlag die Ausarbeitung desselben in die Hände eines für seine Aufgabe wohl vorbereiteten Mannes gelegt hat. Der Verfasser lehnt es ausdrücklich ab, die Aufhellung dunkler Materien durch eigene Forschung zu fördern; er begnügt sich vielmehr damit, in gedrängter Übersicht alle diejenigen Erscheinungen zu berühren, aus deren Erkenntnis sich eine genügend klare Vorstellung von den auf diesem Gebiete sprachlichen Lebens wirksam gewesenen Motiven gewinnen läfst. Überall wird sichtbar, dafs der Verfasser selbst den von ihm behandelten Stoff sicher beherrscht; seine über die Laut- und Formenlehre sowie über die Syntax und freilich wesentlich knapper auch über die Verslehre sich verbreitenden Darlegungen beruhen auf einem verständnisvollen Studium der wichtigsten vorhandenen Vorarbeiten und bieten mehr als genug von dem, was dem Anfänger zu wissen not thut. Dabei werden auch solche Erscheinungen der Beachtung gewürdigt und auf ihre Ursachen hin geprüft, die den Studierenden in seinem Vertrauen zu der unbeschränkten Geltung der sonst im allgemeinen nach bekannten Mustern vorgetragenen lautlichen und morphologischen Gesetze wankend zu machen geeignet sind. Dafs der Verfasser auch die Syntax berücksichtigt hat, verdient um so lebhaftere Anerkennung, als er sich auch hier mit den wesentlichsten Ergebnissen der neueren Forschung durchaus vertraut zeigt. Die Mitteilung einer kleinen Anzahl von ziemlich umfangreichen Aus-

[1] Unter den übrigen 32 zur Sammlung gehörigen Lehrbüchern befindet sich auch eine von Karl Kainz verfafste Grammatik der mittelhochdeutschen Sprache.

Digitized by Google

zügen aus dem Alexius, dem Roland und dem Löwenritter, deren Verständnis durch kurze Inhaltsangaben und leider etwas spärlich bemessene grammatische Erläuterungen sowie durch ein ausführliches Glossar erleichtert wird, kann der Erreichung der praktischen Ziele, die der Verfasser verfolgt, nur förderlich sein.

Nun mufs ich freilich bezweifeln, dafs das Buch, das in seinem Werte und seiner Brauchbarkeit weit über die meisten der in jüngster Zeit in Frankreich erschienenen kleinen oder grofsen altfranzösischen Grammatiken zu stellen ist, in allen seinen Teilen den dem Verfasser vorschwebenden Kreisen, d. h. 'angehenden Fachmännern, sowie allen jenen, welche der romanischen Philologie fernerstehen, aber aus irgend einem Grunde sich für die alte Sprache Nordfrankreichs interessieren', den von ihm erwarteten Nutzen bringen wird. Der Anfänger und der Fernerstehende wird aus der an sich zu billigenden concisen und gedrängten Darstellungsweise des Verfassers nicht immer die zu vollem Verständnis erforderliche Belehrung entnehmen können; ein wenn auch nur beschränktes Verzeichnis der Fachlitteratur sowie gelegentliche Hinweise auf die Arbeiten anderer würden hier willkommene und wirksame Abhilfe schaffen. Am besten wüfste ich das kleine Buch in den Händen derjenigen neusprachlich vorgebildeten Männer untergebracht, die die Neigung empfinden, sich über die wesentlichsten Fragen der französischen Linguistik einen wiederholenden Überblick zu verschaffen, und dabei in der Lage sind, sich im Bedürfnisfalle aus eigener Kenntnis heraus innerhalb der einschlägigen Litteratur nach weiterer Belehrung umzuthun.

Berlin. A. Risop.

E. Ritter, Notes sur Madame de Staël, ses ancêtres et sa famille, sa vie et sa correspondance. Genève, Georg, 1899. 110 S.

Die Genfer haben sich bisher nur wenig mit Frau von Staël beschäftigt, als wollten sie ihr den Mangel an Sympathie vergelten, welchen ihre berühmte Mitbürgerin für Genf — *cette ville, où je me suis tant ennuyée depuis dix ans* — und für die Schweiz überhaupt — *j'ai toute la Suisse dans une magnifique horreur* — gezeigt hat.

Um so mehr dürfen wir E. Ritter dankbar sein, dafs er Frau von Staël dieselbe entwickelungsgeschichtliche Aufmerksamkeit zuwendet, mit der er Herkunft und Leben Töpffers, Amiels und Rousseaus durchforscht hat und sie zum Gegenstand litterarhistorischer Übungen seines neufranzösischen Seminars macht.

Er veröffentlicht hier Materialien und Resultate dieser Übungen in 14 Paragraphen.

Die erste Hälfte derselben beschäftigt sich mit Frau von Staëls Eltern und Vorfahren und steht im Dienste der Lehre von der *'hérédité intellectuelle et morale'*. Sie führt aus, wie diese kosmopolitische Frau, die Vermittlerin deutschen und französischen Geistes, von kosmopolitischer Herkunft ist: der Grofsvater (Professor Necker aus der Mark Brandenburg) ist ein

Digitized by Google

deutscher Baum, der in genferische Erde versetzt worden ist und mit dessen Reis Stämme waadtländischer und delphinatischer Provenienz gepfropft wurden. Die Pariserin Frau von Staël ist *germanique et protestante* wie die Litteratur, deren Jungbrunnen sie den Franzosen in den Büchern *De la littérature* und *De l'Allemagne* erschliefsen wird.

E. Ritters minutiöse Forschung bringt hier überall neue kleine Züge, welche die Bilder der Neckerschen Ahnen in Farbe und Zeichnung auffrischen. So fügt er zum Bilde der reizenden Pfarrerstochter Suzanne Curchod, das wir aus D'Haussonvilles *Le Salon de Mme Necker* kennen, die jugendlichen Huldigungen dreier Kandidaten der Theologie, Nebenbuhler Gibbons, deren altmodische Liebesbriefe er in den Bänden (1756/57) des *Journal helvétique* aufgestöbert hat.

Die übrigen Paragraphen enthalten kritische Nachträge und Verbesserungen zu Lady Blennerhassetts Staël-Biographie und zu der zerstreut und noch sehr unvollständig veröffentlichten Staëlschen Korrespondenz (mit einigen bisher ungedruckten Briefen der Frau von Staël an Mitglieder der Familie Constant); sie handeln von Herrn von Staël und, mit besonderer Ausführlichkeit, von Benjamin Constant, dessen Beziehungen zu Frau von Staël für die Jahre 1802—11 genauer verfolgt werden.

In dem Abschnitt, der *La politique de Mme de Staël* überschrieben ist, scheint mir E. Ritters Urteil nicht ganz gerecht zu sein. So kleinlich und kurzsichtig, wie er sagt, ist Frau von Staëls Politik wahrlich nicht; das beweist auch ihre noch ungedruckte Arbeit (von 1798) *Des circonstances actuelles qui peuvent terminer la révolution et des principes qui doivent fonder la république en France,* über welche neulich P. Gautier in der *Revue des deux mondes* referiert hat (1. November 1899). Die Zwiespältigkeit ihrer Empfindungen angesichts des Regiments der hundert Tage (*C'en est fait de la liberté si Bonaparte triomphe, et de l'indépendance nationale s'il est battu*) gereicht weder ihrem Verstand noch ihrem Herzen zur Unehre. Auch Freunde der Bourbonen dachten damals so. Als Chateaubriand an jenem 18. Juni 1815 vor den Thoren von Gent den fernen Donner der Schlacht von Waterloo hörte, fragte er sich bang: *Était-ce un nouveau Crécy, un nouveau Poitiers, un nouvel Azincourt, dont allaient jouir les plus implacables ennemis de la France? ... Si Napoléon l'emportait, que devenait notre liberté? Bien qu'un succès de Napoléon m'ouvrît un exil éternel, la patrie l'emportait dans ce moment dans mon cœur; mes vœux étaient pour l'oppresseur de la France, s'il devait, en sauvant notre honneur, nous arracher à la domination étrangère* (*Mémoires d'outre-tombe,* ed. Biré IV, 20).

Für eine neue ausführliche Biographie der Frau von Staël ist die Zeit noch nicht da. Aber kritische Beiträge zur Lebensgeschichte der berühmten Schriftstellerin werden immer willkommen sein, doppelt willkommen, wenn sie aus der sorgfältigen und kundigen Hand E. Ritters stammen, dessen Darstellungskunst zudem das aktenmäfsige Material frisch zu beleben vermag.

Zürich. H. Morf.

Digitized by Google

Victor Giraud, Pascal, l'Homme, l'Œuvre, l'Influence. Deuxième édition revue et corrigée. Paris, Albert Fontemoing, 1900. X, 252 S. 8. frs. 3,50.

Wenn der Verfasser des vorliegenden Buches gelegentlich (S. 208) die Bemerkung macht '*Les Goethe ne sont pas plus faits que les Voltaire pour comprendre Pascal*', so kann ich kaum hoffen, meinerseits der geeignete Beurteiler für Girauds 'Pascal' zu sein. Ich will aber trotzdem meiner Verpflichtung als Recensent nachkommen und versuchen, von dem Buche eine richtige Vorstellung zu geben. Vor allem ist da zu sagen, dafs es kein Buch im engeren Sinne des Wortes ist, d. h. keine zusammenhängende Darstellung: Wir haben es vielmehr mit einem *recueil de notes* zu thun, wie der Verfasser selbst in der Einleitung hervorhebt, oder besser gesagt mit dem Grundrifs zu einem Buch, zu einer Vorlesung. Aus Vorlesungen, die der Verfasser an der Universität Freiburg in der Schweiz gehalten hat — Giraud ist Professor der französischen Litteraturgeschichte —, sind diese Notizen hervorgegangen, und für seine eigenen Zuhörer dürften sie in erster Linie berechnet sein. So liest sich denn das Buch wie ein Kollegienheft, das zwar mit dem gröfsten Verständnis nachgeschrieben ist, aber mit seinen abgerissenen Sätzen, seiner Überfülle an litterarischen Verweisen und halb ausgeführten Erörterungen ermüdend auf den Leser wirken mufs. Für diese äufsere Form der Darstellung hat Giraud Ferdinand Brunetières Schreibweise, die er in seiner Litteraturgeschichte, freilich nur unter dem Strich anwendet, als Muster vorgeschwebt, und sie eignet sich für den Zweck, den der Verfasser im Auge hat, vortrefflich.

Was die weitere Anlage des Buches betrifft, so brauche ich kaum darauf hinzuweisen, dafs Pascal natürlich in erster Linie als der Verfasser der 'Provinciales' und der 'Pensées', nicht als der Entdecker mathematischer, geometrischer und physikalischer Gesetze behandelt worden ist. Ich bezeuge gern, dafs Giraud in seiner Darstellung eine sehr respektable Belesenheit zeigt und in dem Bemühen, seinen Gegenstand von den denkbar verschiedensten Seiten zu beleuchten, eher des Guten zu viel, als zu wenig thut. Den religiösen Schwärmer und Philosophen von Port-Royal mit Rembrandt zu vergleichen (S. 137) und eine hingeworfene Bemerkung Brunetières, der von einem *sentiment de l'obscur dans la prose de Pascal* spricht, geistreich zuzuspitzen, um von einem *clair obscur* sprechen und damit den Anschlufs an Rembrandt finden zu können — das scheint mir ziemlich müfsige Spielerei zu sein, die sich wohl zum Teil daraus erklärt, dafs Giraud seinen Helden gern den Gröfsten zur Seite zu stellen bemüht ist. *Peut-on, à propos de Pascal, évoquer le grand nom de Shakspeare?* (S. 138) und S. 178: Hätte nicht Pascal, wenn er ebenso lange gelebt hätte wie Kant und — vorausgesetzt dafs er seine Apologie des Christentums hätte vollenden können — hätte er nicht auf die geistige Richtung der Gegenwart einen ebenso weit gehenden Einflufs gehabt wie die 'Kritik der reinen Vernunft'? Das sind Fragen, auf die schwer zu

Digitized by Google

antworten, und die zu stellen herzlich überflüssig ist. Auch sonst möchte ich mir noch einige Ausstellungen erlauben. Wenn Giraud (S. 189) sagt: *Que, sur les points essentiels, les conceptions contemporaines de la vie, du monde et de l'homme se rapprochent singulièrement de celle de Pascal: — personne aujourd'hui ne croit plus à la bonté native de l'homme* (*cf. Schopenhauer, Taine et Renan*) ..., so macht das den Eindruck, als wolle Giraud den modernen Pessimismus auf Pascal zurückführen, während uns der Pessimismus einmal im Christentum selbst lange vor Pascal entgegentritt, und andererseits die Quellen, aus denen neuere Pessimisten — ich erinnere an Leopardi — ihre philosophische Weltanschauung geschöpft haben, wahrlich nicht in erster Linie litterarischer Art zu sein brauchten. In ähnlicher Weise bekommt man S. 191 den Eindruck, als sei die Theorie von den beiden Unendlichkeiten eine philosophische Entdeckung Pascals; *Πλάτων δὲ δύο ἄπειρα, τὸ μέγα καὶ τὸ μικρόν* heifst es aber in des Aristoteles Physik. — Bei sorgfältigerem Nachgehen möchte sich wohl noch mancherlei im einzelnen auszustellen finden, aber ich will nur noch erwähnen, dafs Goethe vermutlich jenen inkriminierten Artikel gar nicht geschrieben hat (er steht in der Hempelschen Ausgabe Bd. 39, S. 43 und in der Weimarer 37, 255, wozu 38, 327 zu vergleichen ist), dafs ein Kapitel über jesuitische Grundsätze vor der Begründung der Gesellschaft Jesu sehr angebracht gewesen wäre, zumal Joseph Bertrand hierüber interessante, bei uns von Gildemeister in einem seiner Essays verwertete Aufschlüsse gegeben hat, und dafs endlich der Verfasser seine Lektüre auch noch auf die Werke von Ecklein, Dreydorff, Tulloch und Sundby (Namen, denen ich weder bei der Lektüre des Buches noch bei der Durchsicht der sehr nützlichen *Table alphabétique* begegnet bin) vielleicht wird erstrecken dürfen. Sollte, wie ich ihm gern wünschen will, das Buch noch eine dritte Auflage erleben, so wäre es wünschenswert, dafs sie um eine *Bibliographie raisonnée*, zu der sich bereits in dieser Auflage einige Ansätze finden, vermehrt würde.

Halle. F. Heuckenkamp.

Dictionnaire de la prononciation française par Louis Favre, ingénieur agronome etc. Paris, Firmin-Didot et Cie (1900). A 100 u. 341 u. B 5 S. 8.

Nachdem im Jahre 1897 das erste 'Dictionnaire phonétique de la langue française' von H. Michaelis und P. Passy veröffentlicht worden, dem als Fehler angerechnet werden darf, 'dafs das lautliche Wortbild dem Schriftbild vorangeht' (vgl. die Besprechung von L. Sütterlin im Literaturblatt f. g. u. r. Philologie, 1900, Sp. 142 f. und Archiv C, 215), schenkt uns L. Favre ein ähnliches Wörterbuch, in dem er zwar diesen Mifsgriff nicht thut, aber durch eine ganz unzulängliche phonetische Umschrift sündigt. Dazu hat er sein Buch, das doch der Allgemeinheit dienen und die unhandlichen, teuren und seltenen Lexika mit Aussprachebezeichnung ersetzen soll (S. A 1 f.), mit dem Ballast einer sich vielfach wiederholen-

Digitized by Google

den Einleitung versehen, die in ausführlicher Weise die Frage der orthographischen Reform erörtert, welche im Grunde mit dem Wörterbuche als solchem nichts zu schaffen hat, den Gelehrten bekannt ist und die Ungelehrten wenig interessieren dürfte. Oder glaubte etwa der Verfasser, das Interesse für genannte Frage auf diese Weise in weitere Kreise zu tragen? Dann wäre aber die Einleitung die Hauptsache. Ferner ist mir auch eine ganz eigentümliche Art Dialektik aufgefallen, die dadurch, daſs sie allen Seiten einer Frage gerecht werden will, das zu Beweisende oft geradezu aufhebt oder die eigenen Beweisgründe und Folgerungen vernichtet (vgl. S. A 3, 11, 20, 25 u. a.).

In den 'Préliminaires' wird zuerst der Zweck des Buches (s. oben) und die zur Feststellung der richtigen Aussprache befolgte Methode erörtert, worauf die Begründung der im Wörterbuch gebrauchten Aussprachebezeichnung, Bemerkungen über die Wandlungen der Aussprache und über die bestimmte Richtung, in der sie sich in der neuesten Zeit bewegt, und zuletzt eine Abhandlung über die Notwendigkeit und die gewünschte Ausdehnung der orthographischen Vereinfachung folgen. Gleichsam um die in der letzteren enthaltenen Gründe zu stützen, fügt der Verfasser noch die in der 'Revue universitaire' vom 15. Februar 1893 erschienene und in der 'Revue de philologie franç. et prov.', p. p. L. Clédat, t. VII, p. 68—78 et 81—100, abgedruckte 'Note présentée par M. Gréard à la Commission du Dictionnaire de l'Académie française' hinzu. Die Folge war, daſs, wie schon angedeutet worden, sehr viele Wiederholungen vorkommen, da sich Favre selbst in seinen eigenen Auseinandersetzungen deren nicht wenige erlaubt. Wir glauben daher, er hätte, wenn er einmal von der Notwendigkeit der Behandlung dieser Frage überzeugt war, besser daran gethan, dieselbe auf Grund des Gréardschen Berichts oder vielleicht eher des Artikels des verstorbenen A. Darmesteter vom Jahre 1888 (La Question de la Réforme orthographique, Reliques scientifiques, t. II, p. 295—315), der sich durch Übersichtlichkeit und wissenschaftliche Gediegenheit und Gründlichkeit vor allen anderen derartigen auszeichnet und wohl vielen zum Muster gedient haben mag, einheitlich und übersichtlich zu gestalten und etwa die ihm dazu geeignet scheinenden Punkte zu erweitern. So aber vermiſst man an der ganzen Darstellung die gewünschte Knappheit, Präcision und logische Schärfe. Favre ist im Grunde Anhänger der phonetischen Schreibweise; er erkennt deshalb auch als *'principe de toute écriture phonographique rationnelle'* *'le bon accord entre l'écriture et la prononciation'* durch die Anwendung der bekannten zwei Grundsätze an: *un signe écrit pour chaque son, un son pour chaque signe écrit* (vgl. S. A 12, 44, 59, ferner 76 u. 84), er giebt zu, daſs eigentlich *'l'écriture française est phonographique et non idéographique'* (s. S. 2 u. Anm. zu S. 45), daſs die Académie das Princip der 'Réforme rationnelle de l'orthographe' schon seit ihrer Gründung angewandt, tadelt aber, daſs sie es nur *'avec une timidité trop grande, et sans suivre toujours un plan bien déterminé'* durchgeführt hat (vgl. S. A 41—43, 45 u. 46, 57—71, 79 u. 83 bis 100); er spricht sich dann wieder gegen die sog. etymologische Ortho-

Digitized by Google

graphie aus, die so oft auf Abwege führe (s. S. A 50 die auch von anderen Phonetikern citierten Beispiele *legs*, *poids*, *forcené* u. dgl.) und deren Nutzen bei der geringen Zahl derjenigen, die daraus Vorteil ziehen, in keinem Verhältnis zu der auf die Einübung derselben verwandten Schulzeit stehe (S. A 47 ff. u. 96 f.; vgl. auch L. Havet, La Simplification de l'orthographe, Paris 1890, p. 8 f.). Er hütet sich aber wohl, die letzten Folgerungen aus seinen oft ziemlich energisch vorgetragenen Argumenten zu ziehen, und scheint sich schliefslich, indem er sich zu den gemäfsigten Reformern bekennt (A 44), im grofsen und ganzen mit den Gréardschen Forderungen zu begnügen. Immerhin leidet die Darstellung durch das Durcheinanderzerren der grundverschiedenen Principien der 'orthographe phonétique' und der 'réforme rationnelle de l'orthographe' durchweg an einer gewissen Konfusion.

Wenn Favre nun mit Recht davor zurückgeschreckt ist, für die französische Orthographie ein vollständig phonetisches System vorzuschlagen, so hätte ihn auch die Rücksicht auf weniger gebildete Benutzer seines Buches (S. A 12) nicht daran hindern sollen, eine konsequente und genaue Umschrift zu wählen oder sich wenigstens an eine schon bekannte und bewährte möglichst einfache anzuschliefsen, ohne den phonetischen Wirrwarr noch zu vergröfsern (vgl. Franz Beyer, Französische Phonetik, S. 130—133).[1] Immerhin darf zugestanden werden, dafs das Wörterbuch auch in dieser mangelhaften Form einigen Aufschlufs über die neueste Aussprache-Tendenz zu geben im stande ist.

Bevor ich nun in die vom Verfasser gegebene Begründung seiner Lautbezeichnung eintrete, will ich noch kurz erörtern, wie er die richtige Aussprache feststellen will (Méthode, S. 4—11). Diese wird ihm, wie vorauszusetzen war, von der 'guten' Gesellschaft von Ile-de-France und speciell von Paris geboten. Wenn es nun auch nicht möglich sei, alle Individuen, die ihr angehören, zu beobachten, so sei doch die Aussprache gewöhnlich gebrauchter Wörter eine gleichmäfsige (S. A 5). Für eine Anzahl weniger gebräuchlicher, z. B. wissenschaftlicher, verweist er uns an die Aussprache derjenigen Menschenklasse, die sie in ihrem Berufe am meisten anwenden, unterläfst es jedoch nicht, in demselben Atemzuge vor deren Eigenheiten zu warnen, insbesondere vor denen der Gebildeten, welche gar so gern geneigt seien, die geschriebenen Doppelkonsonanten auszusprechen,[2] und vor denen der Schauspieler (le langage soutenu). Gewisse Wörter seien aber so selten gebraucht, dafs man doch wieder zu Büchern seine Zuflucht nehmen müsse. Indem Verfasser bei Benutzung derselben aus verschiedenen Gründen zur Vorsicht mahnt, kommt er durch

[1] Nur hätte die von der Association Phonétique Internationale angenommene Schreibung nicht wohl gewählt werden dürfen, da sonst die Ähnlichkeit mit dem eingangs erwähnten 'Dictionnaire phonétique' von M. und P. zu grofs geworden wäre.

[2] Überhaupt wird der Einflufs der Schrift auf die Aussprache auch anderwärts sehr betont (s. S. A 23, 29 u. 30, 34; vgl. auch Littré, Préface, p. XIV; A. Darmesteter, l. c. p. 313 u. 314; L. Havet, l. c. p. 52 u. ff.).

Digitized by Google

einen logischen *salto mortale* ganz ernsthaft auf den schlimmen phonetischen Einfluſs Molières durch seine bekannte Scene im 'Bourgeois gentilhomme' zu sprechen. Geradezu verblüffend ist aber der Schluſs. Nachdem er die direkte und die indirekte Beobachtung als die Basis seiner Methode hingestellt hat, erklärt er diese plötzlich für unmöglich und warnt vor unbedingtem Glauben an deren Resultate (S. A 11).

Für die Benutzung des Wörterbuches sind aber seine Ausführungen über die von ihm gebrauchte Lautschrift das Wichtigste. Er wendet die gewöhnlichen Schriftzeichen an, immerhin mit dem Versprechen, den phonetischen Grundsätzen soviel als möglich treu zu bleiben (*de nous rapprocher* u. s. f., S. 12). Wie erfüllt er dies nun? Vorerst verzichtet er (mit Ausnahme des *é* und *è*) auf die Bezeichnung der Längen und Kürzen, der offenen und der geschlossenen Aussprache der Vokale; *e* bedeutet sowohl *e muet* als *e sourd*. So wird *semaine* durch *se mè ne, redemander* durch *re de man dé* wiedergegeben. Auf S. 17 sagt er dann: '*Pour éviter toute erreur, il suffit de savoir que le signe e correspond en principe à un son faible, qui ne devient qu'exceptionnellement assex fort*', d. h. er überläſst die Aussprache dem Gutdünken des Lesers und macht die Bezeichnung wertlos. Geradezu verwerflich vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist der Gebrauch dreier Zeichen für stimmloses *s*, nämlich *s*, *ç* und *c*, die oft in dem nämlichen Worte nebeneinander stehen (*ç* vor *a*, *o*, *u*; *c* vor *e* und *i*; *s* '*à la fin des syllabes*' [S. A 21], und doch wird *s* für *s* am Anfang der Wörter beibehalten). Die Gründe, die Verfasser für sein Vorgehen angiebt, sind nicht stichhaltig: das ist mehr als '*se départir un peu de la rigueur scientifique*' (S. A 20). In den Lauttafeln (S. A 13 u. 14) unterscheidet er weder halblange Vokale, noch solche mit konsonantischem Charakter (Halbvokale, Gröber, Grundriſs I, S. 590). Unser 'stimmhaft' und 'stimmlos' giebt er immer noch mit den die Sache gar nicht scharf bezeichnenden Ausdrücken *doux* und *dur* wieder, statt mit *vocalique* und *soufflé* (vgl. Mich. und Passy, l. c., S. 308 und P. Passy, Étude sur les changements phonétiques etc., Paris 1890, p. 98 et 99). Als fünfter Nasallaut, den ich bis jetzt noch nirgends notiert gefunden habe, erscheint **oun** = *õu* (ähnlich dem portugiesischen *um*) in zwei fremden Wörtern, nämlich *plum* (= *ploun*)-*pudding* und *ayuntamiento* (vgl. dagegen das Wörterbuch, wo daneben noch die bis jetzt gebräuchliche Aussprache angegeben ist). Richtig hat Favre in den Gruppen *sme, chme, chn* die rückschreitende Stimmangleichung, eine Art Sandhierscheinung, bemerkt (vgl. u. a. Vietor, Elemente der Phonetik, S. 203 u. 207). Bei *drachme* = *drăgm'* ist dies bekannt (vgl. Dict. de l'Acad.), aber bei Wörtern wie *technique*[1] und *fatalisme* verzeichnen die bekannteren Wörterbücher nur *k* und stimmloses *s*. Soviel ich weiſs, haben nur Beyer, a. a. O., S. 116 u. ff. und 'Le Français parlé' diese Erscheinung voll gewürdigt; letzterer schreibt z. B. *mëtsẽ* für *médecin*, *effã:ʒ* für *et je change*, *ʃte* für *jeter*, *ex vu* 117 (Assimilation der Umgangssprache) und P. Passy, Étude etc., S. 167

[1] Im Wörterbuche stehen beide Aussprachen.

Digitized by Google

für *est-ce vous* u. s. w.[1] Verfasser erblickt in der Aussprache des l mouillé (= i) mit vorhergehendem Vokal einen echten Diphthongen (S. A 19; vgl. Suchier in Gröbers Grundrifs I, S. 590; dagegen Beyer, a. a. O., S. 32). Er sucht aber durch die Transskription von *bail* = *bai* und *paille* = *pa ie* in diesen und ähnlichen Wörtern einen eigentümlichen Unterschied im Werte der beiden sich folgenden Laute darzustellen und durch eine ziemlich unverständliche Erörterung zu erklären. Dafs z. B. die Umschrift *fami ie* für *famille* gerade die beste sei, darf gewifs bezweifelt werden. Ähnlich wird *gn* (n mouillé) behandelt, für dessen Gleichstellung mit '*n yod* = *n* + *i très faible*' entschieden wird. So ergiebt denn *saignement sè nie man* und *magnifique ma nii fike* (S. A 22). *G* ist immer das graphische Zeichen für den stimmhaften Verschlufslaut, *j* für den stimmhaften Reibelaut (ž); demnach wird die phonetische Anwendung von *gh* und *gu* verworfen, dagegen das Doppelzeichen *ch* beibehalten. *I*, *u* und *ou* (ebenso *o*, z. B. in *bois*) behält Favre auch in konsonantischer Bedeutung bei (vgl. oben). Ausführlich behandelt er die Endung *ier* hinter Muta und Liquida, wo er die *demi-séparation* zwischen *i* und *er* durch Bindestrich andeutet und auf die schon von Benecke (a. a. O., S. 70) berührte Einschiebung von *e* zwischen Muta und Liquida zu sprechen kommt. Die Parenthese gebraucht er zur Andeutung einer sekundären Aussprache, aber wunderlicherweise auch, um bei der Mehrzahl derjenigen, welche gewöhnlich die nicht eingeklammerte Form vorziehen, eine Tendenz nach der eingeschlossenen zu konstatieren, z. B. *poitrine* = *po[oa]trine* (S. A 25).

Nach alledem kommt er zum betrübenden Schlusse, '1° *que tous les sons de "notre" langue n'ont pas été représentés,* und 2° *que toutes les nuances d'un même son n'ont pas été représentées*'. Zu 1) rechnet er den von vielen gebrauchten velaren Verschlufslaut, wie z. B. in *tenaille* = *t'naille* (im Wörterbuch = *te na ie*) und ein linguo-palatales *k*, ausgesprochen *entre le son dur t et le son dur ch,* wie z. B. *queue* = *ti eu* (im Wörterbuch steht aber nur *keu*; vgl. Vietor, a. a. O. S. 144 = *kieu*). Zu 2) verspricht er auf Wunsch Besserung; damit derselbe aber kein frommer bleibe, ist wohl eine fast gänzliche Umarbeitung des Buches nötig.

In betreff der beiden folgenden Kapitel beschränke ich mich auf einige kurze Bemerkungen.

In den Listen des Wörter, deren Aussprache sich einer Modifikation zuneigen soll oder schon eine andere ist als früher (S. A 31—33), fand ich unter 48 Beispielen ungefähr 20, die schon bei Littré mit der neueren Aussprache verzeichnet sind. Erwähnenswert ist, dafs sowohl Favre als der Dict. phonétique in *aiguiser* den Schwund des konsonantischen *u* andeuten (= *égui*[ou *gi*]*zê*).

---

[1] Littré giebt nur in den Wörtern mit *bs* (*absorber, absoudre*) den Lautwert von *b* mit *p* an; A. Benecke (Die französische Aussprache, Potsdam 1880) auch vor *t* (*obtenir*); Sachs ist diese Erscheinung entgangen. Übrigens ist dieses Princip im Dict. phonétique nicht vollständig durchgeführt.

Digitized by Google

Den Bemerkungen über die Einbürgerung der Fremdwörter (vgl. auch Gréard A 98 u. 99) kann man im allgemeinen beistimmen. Auf die Aufnahme der Eigennamen, die bis auf Sachs selten und, wenn es überhaupt geschah, nur in beschränktem Maſse berücksichtigt worden waren, hätte nicht verzichtet werden sollen. Sich über absolut falsche Aussprache-Tendenzen (*ou* für *u* in *situation*, *eu* für *u* in *cruel*) länger auszulassen, war für den Zweck des Buches unnötig.

Verfasser tadelt insbesondere die Inkonsequenz, mit der die Akademie das offene und das geschlossene *e* darstellt (vgl. Gréard S. A 86), Lippenlauten bald *m*, bald *n* vorhergehen läſst, *l*, *r*, *t* oft einfach setzt, oft verdoppelt und abwechselnd *i* und *y*, *c* und *ch* (Verschluſslaut), *f* und *ph*, *t* und *th* (insbesondere in Wörtern griechischer Abstammung) gebraucht (vgl. Gréard S. A 89 ff.). Er möchte (im Anschluſs an Darmesteter, l. c., p. 307) die einstige Durchführung des phonetischen Princips mehr auf das Innere der Wörter beschränkt und die Endungen möglichst verschont wissen (S. A 44 nebst Anm.).

Da, wo er die etymologische Schreibweise als willkürlich angreift, sollte er in der Angabe der Ableitungen präciser sein (vgl. S. A 50 f. *on* von *homo* — *homines*, *ordure* von *horridum*, *homme* von *homo* u. s. w.). Bei der Kritik der gebräuchlichen graphischen Wiedergabe der Vokale und Nasallaute (S. A 60—70) kommt er zu wunderlichen Darstellungen, so z. B. soll das *i* in *loi* (darf, streng logisch genommen, *oi* getrennt werden? vgl. Clédat, a. a. O. VI, S. 249), *has* in *haschisch*, *ua* in *quadrille*, *hat* in *tétrarchat* u. s. f. den Laut *a*, *eai* in *geai*, *uer* in *guerre* den Laut *è*, *ho* in *écho* den Laut *o* bedeuten u. s. w. Auch in der phonetischen Schreibung nichtfranzösischer Wörter ist er ungenau (*vin'* für 'Wien', *nécheun* für das englische *nation* (S. A 45).

Auffallende Druckfehler habe ich nur zwei gefunden: S. A 51, Z. 13 v. o. lies bi*l*an statt bi*b*an, S. A 61, Z. 4 v. o. lies *eât* statt *âet*.

Konstanz. Hermann Berni.

Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. II. Teil: Ergänzungen. Erstes Heft. Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache und Rechtschreibung. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1900. 147 S. 8.

Einer Anregung der Kritik entsprechend hat der Verfasser sich entschlossen, zu der im Teil I seiner 'Ausführlichen Grammatik' (besprochen: Archiv CIV, 443 ff.) vorgetragenen systematischen Aussprache- und Rechtschreibungslehre einen alphabetischen Index zu liefern, um das Nachschlagen nach einzelnen Fällen zu erleichtern. Dieser Index nun, sowie eine Anzahl von Nachträgen zu den von der Lautlehre handelnden Paragraphen des ersten Teiles bilden den Inhalt des vorliegenden Heftes. Daſs es aus voller Beherrschung des Stoffes heraus abgefaſst ist, bedarf

Digitized by Google

bei einem so bewährten Kenner des Neufranzösischen, wie Plattner ist, keiner besonderen Betonung. In allem freilich vermag ich ihm nicht zu folgen. Er ist im allgemeinen sehr tolerant, so sehr sogar, dafs er z. B. bei *absolu* neben der Aussprache mit offenem *o* auch die mit offenem *eu*, allerdings als wenig üblich, verzeichnet. Zu *abbesse* aber bemerkt er kurz: 'zweite Silbe lang', woraus man schliefsen mufs, dafs er die ihm doch gewifs bekannte Aussprache mit *ĕ* verwirft. Warum? Ähnlicher Fälle, wo mir die Grundsätze, nach denen Plattner verfahren ist, nicht klar geworden sind, könnte ich mehrere anführen, doch verzichte ich darauf, um Raum zu gewinnen für die Erwähnung einiger Einzelheiten, die mir der Verbesserung oder Ergänzung bedürftig erscheinen.

S. 36 hätte neben *lady* und *square* auch *baby* erwähnt werden können, das sich z. B. bei Daudet, *L'enfant espion,* findet. — Bei *acquiescer* (S. 37) ist nichts darüber gesagt, ob *u* seinen eigenen Laut hat oder nicht. — In *Agnès* wird nach meiner Erfahrung *gn* häufig falsch gesprochen, so dafs die Angabe der richtigen Aussprache sich wohl empfohlen hätte. — Zu *amnistie* (S. 42) wird angemerkt: 'Das Volk spricht oft dafür *armistice*'. Auch das Umgekehrte kommt vor; vgl.: *Un cantonnier passe près de nous: «Ça devient bien monotone, nous dit-il, cette canonnade ... voilà neuf mois que ça dure, sauf les deux mois de l'amnistie.» Pour cet homme l'amnistie, c'était l'armistice* (L. Halévy, L'Invasion S. 285). — Die Angabe (S. 43): '*Anne,* gedehntes tiefes *a*, doch von *âne* deutlich zu unterscheiden' ist zu unbestimmt. — S. 52 steht: '*billet à ordre, t* gebunden.' Soll das heifsen, dafs diese Verbindung die einzige ist, in der *t* gebunden wird, und dafs man also z. B. *billet ‖ au porteur* sprechen soll? — Die amtliche Bezeichnung für die früher *Bourg-en-Bresse* (S. 54) genannte Stadt ist jetzt *Bourg (Ain)*. — *Stentor* habe ich vergebens gesucht, und doch scheint mir die Angabe der Aussprache dieses Namens wichtiger als die von *Achéloüs* und *Achéménides* (S. 37). — S. 23 sagt Plattner sehr richtig: Nasales *n* widerstrebt der Bindung sehr; auch bei Adjektiven bindet es nur vor dem zugehörigen Substantiv (*bon‿enfant, bon‿apôtre*), 'dagegen nicht vor Konjunktion und anderen Redeteilen (*bon* ‖ *et généreux*).' Im Widerspruch hierzu heifst es im Index unter *bon* (S. 53): '*bon* (Adj.) bindet, *bon* (Subst.) ohne Bindung. Das Adj. vor einem Inf. mit *à* (*bon à prendre, bon à tirer* u. s. w.) kann binden.'

Berlin. E. Pariselle.

Dr. Bruno Eggert, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dessau, Phonetische und methodische Studien in Paris zur Praxis des neusprachlichen Unterrichts. Mit Abbildungen im Text. Leipzig, Teubner 1900. VII, 109 S. 8.

Je häufiger — gewifs zu nicht geringem Gewinn für unsere Schulen — die Studienreisen deutscher Lehrer, Lehramtskandidaten und Studierender nach Frankreich werden, in um so gröfserer Zahl erscheinen auch immer neue Berichte über die Ergebnisse und immer neue Anweisungen

Digitized by Google

zu zweckmäfsiger Ausnutzung eines Aufenthaltes im französischen Auslande. Es kann dabei nicht ausbleiben, dafs oftmals längst Gesagtes wiederholt wird; doch giebt es ja der Dinge nicht wenig, die immer aufs neue einzuschärfen durchaus heilsam ist; und neben dem vielen, was Schriften der angegebenen Art miteinander gemein haben, weist fast jede in ihrem Inhalt auch Besonderheiten auf, die sie beachtenswert machen. So wird Eggerts kleines Buch auch von solchen, die Rofsmann, Hartmann und ähnliches kennen, mit Nutzen gelesen werden. Kümmert er sich gleich wenig um den höheren Unterricht in fremden Sprachen wie die Mehrzahl seiner Vorgänger, wenig um schulmäfsige Behandlung der schönen Litteratur, um Aufsätze, Vorträge u. dergl., sondern fast nur um Aussprache und Sprechfertigkeit, so handelt er von letzteren Dingen mit Einsicht und nicht ohne einiges Eingehen auf gewisse, gewöhnlich wenig beachtete Einzelheiten. So versucht er, von den experimentalen Arbeiten des Abbé Rousselot eine erste Vorstellung zu geben, und leitet er an, die Beobachtung der Art, wie Franzosen das Deutsche auszusprechen pflegen, zur Ausbildung der eigenen Fähigkeit feineren Hörens auszunutzen. Auch er hat französische Schulen besucht; er spricht von seinen Wahrnehmungen mit taktvoller Zurückhaltung, lieber von dem, was seinen Beifall gefunden hat, als von anderem, so dafs nicht zu fürchten ist, seine Äufserungen könnten späteren Beobachtungslustigen den Zutritt zu französischen Schulstuben erschweren. Der Hinweis auf neue Bücher und auf Personen, von denen der Lernbegierige sich Förderung versprechen dürfe, wird manchen willkommen sein. Eine zweite Auflage des Buches, die etwa nötig werden sollte, wird natürlich hier zumeist der Abänderung bedürfen; werden dann gleichzeitig ein paar Unebenheiten des Ausdrucks (wie 'das Hospitieren an französischen Schulen im fremdsprachlichen Unterricht des Deutschen' S. 67) beseitigt, und wird die in der Schrift ständig wiederkehrende Schreibung *exercises* mit der französischen vertauscht, um so besser. Vielleicht liefse sich auch der S. 40 gethanen Äufserung über die Vermengung stimmhafter und stimmloser Laute eine Fassung geben, die es gewissen Deutschen weniger nahe legte, es in dieser Hinsicht an der (durchaus nötigen!) Acht auf sich fehlen zu lassen. Wenn eine gebildete Pariserin wirklich gesagt hat, dafs ein wesentlicher Unterschied der Lautung zwischen *boisson, poisson* und *poison* ihr nicht bewufst sei, so kommt eben sehr viel darauf an, ob sie nicht etwa blofs meinte, sie habe auf Ähnlichkeit und Verschiedenheit der drei Lautungen bisher nie die Aufmerksamkeit gerichtet, und darauf, wo bei ihr das 'Wesentliche' anfängt.

Berlin. Adolf Tobler.

Macias, o namorado, a galician trobador, by Hugo Albert Rennert, Ph. D., professor in the University of Pennsylvania. Privately printed, Philadelphia, 1900. (Only 200 copies printed. Not for sale.) 64 S. 4.

Mit umsichtigem Fleifse trägt der deutsch-amerikanische Gelehrte, dem das Studium der älteren Litteratur der iberischen Halbinsel schon

Digitized by Google

manche Förderung verdankt, hier zunächst zusammen, was der Forschung zahlreicher Vorgänger über Leben und Tod Don Macias' 'des Verliebten' zu ermitteln gelungen ist. Die ziemlich stark auseinander gehenden drei ältesten Berichte über des Sängers Ende, von denen der am wenigsten glaubwürdige die weiteste Verbreitung gefunden hat, auch zu Uhland gedrungen ist, werden im Wortlaut mitgeteilt. Sicher ist kaum mehr, als dafs er ein Gallizier war und in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Von Liedern ist ihm zwar manches zugeschrieben worden, doch sind nur etwa fünf mit einiger Sicherheit ihm zuzuteilen, Stücke, die es an Inhaltlosigkeit mit den dürftigsten anderen des Cancionero de Juan Alfonso de Baena aufnehmen. Der Verfasser giebt eine kurze Darstellung der gallizischen Mundart zu Macias' Zeit, wie sie aus Urkunden und aus Gedichten der Zeit sich erkennen läfst, prüft darauf die dem Macias irgend einmal, wenn auch vielleicht mit Unrecht, beigelegten Lieder darauf hin, ob sie nach Reimen und Versmafs auf einen unter kastilianischem Gewande verborgenen, ursprünglich gallizischen, d. h. portugiesischen Wortlaut anzunehmen Anlafs geben, und bietet sie darauf in der Form, die ihm die echte zu sein scheint, wobei er die Lesarten (wenigstens die Sinnvarianten) der für einzelne Stücke ziemlich zahlreich vorhandenen Fassungen mitteilt. Dabei hätte er vielleicht wohl gethan, den von ihm gegebenen Text, bisweilen wenigstens, mit ein paar Worten zu rechtfertigen und zu erklären. Mir einmal ist nicht durchweg gewifs, dafs derselbe wirklich der ursprüngliche sei, noch auch, dafs ich den Sinn darin finde, den der Herausgeber erkannt zu haben glauben mufs. Eine anziehende Sammlung von Hinweisen auf das Fortleben der Erinnerung an den Dichter bei späteren Berufsgenossen schliefst die verdienstvolle Schrift.

Berlin. Adolf Tobler.

Digitized by Google

Verzeichnis

der vom 27. Juli bis zum 8. Dezember 1900 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Springer, Dr. Hermann, General-Register zum Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. Einundfünfzigster bis hundertster Band. Braunschweig, Westermann, 1900. IV, 285 S. 8. M. 6.

The American journal of philology. XXI, 2 (whole no. 82). April — Mai 1900. [W. P. Mustard, Tennyson and Homer. — O. B. Schlutter, Some Celtic traces in the (ags.) glosses. — E. W. Fay, Etymology and slang. — Englische Studien.]

Litteraturblatt für germ. und rom. Philologie. XXI, 7—10 (Juli — Oktober).

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VIII, 4 [Berichte]. 5 [Ernst A. Meyer, Stimmhaftes *h*. V. Knorr, Ein weg, der wirklich zum ziel führt. — Berichte, besprechungen, vermischtes]. 6. 7 [W. Homann, Henry Fielding und die Verhältnisse seiner Zeit. — Berichte, Besprechungen].

Paris, Gaston, de l'Académie française, Poëmes et légendes du moyen-âge. Paris, Société d'édition artistique [1900]. VIII, 269 S. gr. 8. (Die früher zerstreut gedruckten geistvollen Aufsätze behandeln: La chanson de Roland et les Nibelungen, Huon de Bordeaux, Aucassin et Nicolette, Tristan et Iseut, Saint Josaphat, Les sept Infants de Lara, La 'Romance mauresque' des Orientales.)

Brown, Arthur C. L., The round table before Wace. Reprinted from Vol. VII of 'Studies and notes in philology and literature'. Boston, 1900. S. 183—205. 8.

Breymann, H., Die neusprachliche Reform-Litteratur von 1894—1899. Eine bibliographisch-kritische Übersicht. Leipzig, Deichert, 1900. 97 S. M. 2,25. [Teil I verzeichnet Neuauflagen u. dgl. von älteren Schriften; Teil II bringt die neuen, und zwar 1) theoretische Erörterungen, 2) praktische Versuche, 3) officielle Verordnungen, 4) öffentliche Verhandlungen. In einem Rückblick betont B. das Anwachsen dieser Litteratur; die Divergenz der Meinungen in vielen Punkten, z. B. in Bezug auf das Beibehalten der Übersetzungsübungen; die einstimmig anerkannte Notwendigkeit von Auslandstipendien und Nützlichkeit von Ferienkursen; endlich die Überbürdung der neusprachlichen Lehrer, die, wie die Statistik zeigt, besonders häufig erliegen: 'mögen die Unterrichtsverwaltungen sich nicht der Erkenntnis verschliefsen, dafs die hier geäufserten Wünsche erfüllt werden müssen, wenn der Schulbetrieb nicht veralten und die Lehrer nicht hinter der Aufgabe zurückbleiben sollen, die heranwachsende Generation in den wirklichen Bildungsstand der Zeit einzuführen!']

Digitized by Google

Zeitschrift für deutsche Philologie. XXXII, 2 [Fr. Kauffmann, Das keronische Glossar. — H. Althof, Zur Würdigung der Waltharius-Hss. — P. Machule, Zur Einleitung des Gregorius Hartmanns von Aue. — A. Kopp, Das Akrostichon als kritisches Hilfsmittel. — Litteratur etc.]. — XXXII, 3 [Th. v. Grienberger, Neue Beiträge zur Runenlehre. — Fr. Kauffmann, Beiträge zur Quellenkritik der gotischen Bibelübersetzung. — A. Bley, Zur Entstehung der jüngeren Íslingabók. — J. Bolte, Die Historia von Sancto, ein Schwank des 16. Jahrhunderts. — Litteratur etc.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. IV, 3 [O. Chambaz, Événements particuliers. A. Seiler, Kirsche und Kirschbaum im Spiegel schweizerdeutscher Sprache und Sitte. V. Pellandini, Novellette morali raccolte a Bedano (Ticino). Th. v. Liebenau, Der Ring des Gyges in der Schweiz, u. a. m.].

Schweizerisches Idiotikon ... XLI. Heft (Band IV. Bogen 100—109). Bearbeitet von A. Bachmann, R. Schoch, H. Bruppacher und E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber, 1900. 4.

Brandstetter, Prof. Dr. Renward, Drei Abhandlungen über das Lehnwort. I. Das Lehnwort in der Luzerner Mundart. II. Das Lehnwort in der bugischen Sprache [südwestliche Halbinsel von Celebes]. III. Die Lehnwörter, welche der Luzerner Mundart und der bugischen Sprache gemeinsam angehören. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht über die Höhere Lehranstalt in Luzern für das Schuljahr 1899/1900. Luzern, 1900. 70 S. 4.

Büchmann, Georg, Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes gesammelt und erläutert. Fortgesetzt von Walter Roberttornow. Zwanzigste vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Haude & Spener, 1900. XXXI, 783 S. 8. Geb.

Petsch, R., Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen. Berlin, Weidmann, 1900. XI, 85 S. M. 2,40.

Hoffmann, H., Die schlesische Mundart (unter Zugrundelegung der Mundart von Haynau-Liegnitz). Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Lautverhältnisse dargestellt. Marburg, Elwert, 1900. 71 S.

Hock, St., Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte herausgeg. von Muncker, XVII). Berlin, Duncker, 1900. IX, 132 S. M. 3,40.

Walther von der Vogelweide, Ausgewählte Lieder und Sprüche übertragen und herausgegeben von E. Samhaber. Mit 2 Abbildungen (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag, 1900. 144 S. Geb. M. 0,80.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel herausgegeben und erklärt von E. Martin. I. Teil: Text (Germanistische Handbibliothek, IX). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1900. LII, 315 S. M. 5.

Euling, H., Studien über Heinrich Kaufringer (Germanist. Abhandlungen, herausgeg. von Weinhold und Vogt, XVIII). Breslau, Marcus, 1900. X, 126 S. M. 4,60.

Die Carolina und ihre Vorgängerinnen. Text, Erläuterung, Geschichte. In Verbindung mit anderen Gelehrten herausgegeben und bearbeitet von J. Kohler. I. Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. Constitutio criminalis Carolina, kritisch herausgeg. von J. Kohler und W. Scheel. Halle, Waisenhaus, 1900. LXXXV, 167 S. M. 6.

Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. Constitutio criminalis Carolina. Ausgabe für Studierende von J. Kohler und W. Scheel. Halle, Waisenhaus, 1900. 144 S. M. 1,50.

Luther, M., 2. Vermischte Schriften weltlichen Inhalts, Fabeln und Sprüche, Dichtungen, Briefe und Tischreden, ausgewählt, bearbeitet und erläutert von R. Neubauer (Denkmäler d. älteren deutschen Litt., hrsg. von Bötticher und Kinzel, III, 3). Halle, Waisenhaus, 1900. XIV, 283 S.

Digitized by Google

Urban, E., Owenus und die deutschen Epigrammatiker des XVII. Jahrhunderts (Litterarhist. Forschungen herausgegeben von Schick und v. Waldberg, XI. Heft). Berlin, Felber, 1900. 58 S. M. 1,60.

Prem, S. M., Goethe. 3. Aufl. Leipzig, Wartig, 1900. 547 S.

Hertz, Wilhelm, Gesammelte Dichtungen. Stuttgart, Cotta, 1900. VIII, 481 S. M. 6. [I. Lyrische Gedichte 1852—98. — II. Balladen und Romanzen 1852—8. — III. Lanzelot und Gincora 1859. — IV. Hugdietrichs Brautfahrt 1860. — V. Heinrich von Schwaben 1865. — VI. Bruder Rausch 1881. — VII. Übersetzungen: Beowulfs Tod 1883, Des Königs Erich Blutaxt Schlummerlied 1900, Altenglisches Schlummerlied 1862.]

Schaukal, Richard, Sehnsucht. München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau, 1900. [Gedichte: Ich und sie. — Abendstimmungen. — Accorde. — Masken und Symbole. — Radierungen und Pastelle. — Nachklänge.]

Salverda de Grade, J. J., Essai sur quelques groupes de mots emprunté par le néerlandais au latin écrit (Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschapen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Nieuwe Reeks. Deel III. № 1). Amsterdam, Müller, 1900. 155 S. gr. 8.

Salverda de Grave, Eenige Woordafleidingen (Overgedr. uit het Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk., Deel XIX). 19 S. 8.

Englische Studien. XXVIII, 1 [G. Stecher, Beiträge zur Erklärung und Textkritik des me. Prosaromans von Merlin. 2. Hälfte. — E. Koeppel, Shelley's 'Queen Mab' und Sir William Jones' 'Palace of Fortune'. — Ph. Aronstein, Tennysons Welt- und Lebensanschauung. — J. Hoops, Wels und Walfisch. — Besprechungen. Miscellen]. — XXVIII, 2 [H. Spies, Bisherige Ergebnisse und weitere Aufgaben der Gower-Forschung. — W. Bang, Dekker-Studien. — R. Brownings Iwan Iwanowitsch, übersetzt von O. Roloff. — H. B. Baildon, R. L. Stevenson, conclusion. — C. Stoffel, 'Must' in modern English. — E. Sieper, Zu den 'Echecs amoureux'. — Vordieck, Zu Macbeth I 7, 25—28. — R. Sprenger, Rosicrucian].

Anglia. XXIII (XI), 2 [H. Schmidt-Wartenberg, Das Newbury-Ms. von James Thomsons Jugendschriften. — W. Dibelius, J. Capgrave und die engl. Schriftsprache. — E. Flügel, Chaucers kleinere Gedichte. II. Anmerkungen zum Text. — E. Flügel, Zu Chaucers Prolog zu C. T. — C. A. Smith, A note on the concord of collections and indefinitives in English. — F. Holthausen, Zu ae. und me. Dichtungen. XIII]. — XXIII (XI), 3 [A. Pogatscher, Unausgedrücktes Subjekt im Ae. — Ders., Die englische æ/ē-Grenze. — Ders., Das westgerm. Deminutivsuffix -inkil. — L. P. Worden, Longfellow's tales and their origin. — W. Dibelius, J. Capgrave und die englische Schriftsprache. II. — H. M. Belden, Poe's criticism of Hawthorne].

Beiblatt zur Anglia. XI, 3—9, Juli—Oktober 1900.

Bonner Beiträge zur Anglistik, herausgegeben von M. Trautmann. V. Sammelheft: H. Jovy, Untersuchungen zur ae. Genesisdichtung. — F. Mennicken, Versbau und Sprache in Huchown's Morte Arthure. — John T. T. Brown, The author of Ratis Raving. — M. Trautmann, Zur Berichtigung und Erklärung der ae. Waldere-Bruchstücke. Bonn, Hanstein, 1900. 192 S. M. 4,80.

Maetzner, E., und Bieling, H., Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuch. II. Band: Wörterbuch. 13. Lieferung. Berlin, Weidmann, 1900. S. 465—624 (meril—misbileven).

Björkmann, Erik, Scandinavian loan-words in Middle-English (Studien zur engl. Philologie herausgegeben von Morsbach, VII). Halle, Niemeyer, 1900. VI, 191 S.

Digitized by Google

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II, Lief. 19: schreiben — Seifen. Berlin, Langenscheidt, 1900. M. 1,50.

Stoffel, C., Intensives and down-toners, a study in English adverbs (Anglistische Forschungen herausgegeben von J. Hoops, I). Heidelberg, Winter, 1901. 156 S.

Studies from the Yale psychological laboratory ed. by E. W. Scripture. Vol. VII. New Haven, Conn. 108 S. doll. 1 [E. W. Scripture, Researches in experimental phonetics. Observations on rhythmic action].

Breul, K., Betrachtungen und Vorschläge betreffend die Gründung eines Reichsinstituts für Lehrer des Englischen in London. Dem IX. allgemeinen deutschen Neuphilologentage gewidmet. Leipzig, Stolte, 1900. 16 S.

Swaen, A. E., A short history of English literature. Groningen, Noordhofft, 1900. 60 S. fr. 0,50. (Gut gewählter, richtig geordneter und sehr faſslich geschriebener Leitfaden, der auch Gelehrten eine angenehme Übersicht der litterarischen Spitzen sein kann.)

Penner, E., History of English literature compiled from the best English authors and adapted for the use of schools. Leipzig, Renger, 1900. XII, 152 S.

Cushman, L. W., The devil and the vice in the English dramatic literature before Shakespeare (Studien zur engl. Philol. herausgeg. von Morsbach, VI). Halle, Niemeyer, 1900. XV, 148 S.

Creighton, M., The age of Elizabeth, in gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von Ph. Aronstein (Freytags Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. X, 176 S. Geb. M. 1,50. Dazu Wörterbuch, 86 S., M. 0,80.

The Christ of Cynewulf, a poem in three parts, the advent, the ascension, and the last judgment translated into English prose by Ch. H. Whitman. Boston, Ginn, 1900. VI, 62 S.

The Christ of Cynewulf, a poem in three parts: the advent, the ascension, and the last judgment. Edited with introduction, notes, and glossary by A. S. Cook. Boston, Ginn, 1900.

Havelok ed. by F. Holthausen (Old and Middle English texts ed. by L. Morsbach and F. Holthausen, I). London, S. Low Marston, 1901. 101 S.

Brown, J. T. T., The Wallace and The Bruce restudied (Bonner Beiträge zur Anglistik, VI). Bonn, Hanstein, 1900. VIII, 175 S. M. 4,50.

Brix, O., Über die mittelengl. Übersetzung des Speculum humanae salvationis. Palaestra VII. Berlin, Mayer & Müller, 1900. 127 S. M. 3,60.

Wager, S. A. A., The seege of Troye ed. from ms. Harl. 525, with introduction, notes, and glossaries. New York, London, Macmillan, 1899. CXV, 126 S.

Gilbert, H., Robert Greenes Selimus, eine litterarische Untersuchung. Kieler Diss. 1899. 74 S.

Liebau, G., König Eduard III. von England und die Gräfin von Salisbury dargestellt in ihren Beziehungen nach Geschichte, Sage und Dichtung, unter eingehender Berücksichtigung des pseudo-Shakespeareschen Schauspiels 'The reign of King Edward III' (Litterarhist. Forschungen herausgeg. von Schick und v. Waldberg, XIII. Heft). Berlin, Felber, 1900. XII, 201 S. M. 4,50.

Lee, Sidney, William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Rechtmäſsige deutsche Ausgabe. Durchgesehen und eingeleitet von R. Wülker. Leipzig, Wigand, 1901. XXIV, 469 S.

Shakespeares Tempest nach der Folio von 1623 mit den Varianten der anderen Folios und einer Einleitung herausgeg. von Albrecht Wagner (Engl. Textbibliothek herausgeg. von Hoops, 6). Berlin, Felber, 1900. XXV, 108 S. M. 2.

Digitized by Google

Schenk, Th., Sir Samuel Garth und seine Stellung zum komischen Epos (Altenglische Forschungen herausgeg. von Hoops, III). Heidelberg, Winter, 1900. 113 S.

Fieldings Tom Thumb. Mit Einleitung herausgeg. von F. Lindner (Engl. Textbibl. herausgeg. von Hoops, 4). Berlin, Felber, 1900. VIII, 111 S. M. 1,60.

Reitterer, Th., Leben und Werke Peter Pindars (Dr. John Wolcot). Wiener Beiträge zur englischen Philologie, XI. Wien, Braumüller, 1900. VIII, 150 S.

Richter, H., Thomas Chatterton. Wiener Beiträge, XII. Wien, Braumüller, 1900. X, 259 S. M. 6.

Selections from the poetry of Lord Byron ed. with an introduction and notes by F. J. Carpenter. New York, Holt, 1900. LVIII, 412 S.

Bernthsen, Sophie, Der Spinozismus in Shelleys Weltanschauung. Heidelberg, Winter, 1900. VIII, 162 S.

Shelleys Epipsychidion und Adonais mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von R. Ackermann (Engl. Textbibl. herausgeg. von Hoops, 5). Berlin, Felber, 1900. XVIII, 76 S. M. 1,60.

Robertson, Frederick William, Religiöse Reden. Neue Sammlung, dem Andenken E. Frommels gewidmet. 2. verb. und verm. Aufl. Berlin, Reuther, 1900. 223 S. [Liebevoll übersetzt von Anna Heuschke.]

Der Dogenpalast. Aus dem Werke: 'The stones of Venice' von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Mit 18 Tafeln. (Die Steine von Venedig, Bd. II.) Strafsburg, Heitz, 1900. VIII, 135 S. Geb. M. 4.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

vol. 3435: M. E. Wilkins, The love of Parson Lord etc.
„ 3436: H. G. Wells, The Plattner story and others.
„ 3437: The solitary summer, by the author of 'Elizabeth and her German garden'.
„ 3438—9: G. Atherton, Patience Sparhawk and her times.
„ 3440: Rider Haggard, Black heart and white heart and Elissa.
„ 3441—2: M. Corelli, Boy. A sketch.
„ 3443: E. W. Hornung, The belle of Tovrak.
„ 3444: R. Kipling, The city of dreadful night, and other sketches.
„ 3445: A. Kinross, An opera and Lady Grasmere.
„ 3446: H. G. Wells, Love and Mr. Lewisham.
„ 3447: W. Besant, The fourth generation.
„ 3448: W. E. Norris, The flower of the flock.
„ 3449: F. F. Moore, Nell Gwynn — comedian.
„ 3450—1: M. Corelli, The master-Christian.
„ 3452: Sidney Whitman, Conversations with Prince Bismarck.
„ 3453—4: Mark Twain, The man that corrupted Hadleyburg etc.
„ 3455—6: G. Atherton, The Senator North.
„ 3457: L. Merrick, The worldlings.
„ 3458: H. S. Merriman, The isle of unrest.
„ 3459: F. Montgomery, Prejudged.
„ 3460—61: M. E. Braddon, The infidel.

Hölzels Wandbilder für den Anschauungs- und Sprachunterricht. Blatt XIII: Die Wohnung. Wien, Hölzel. (Koloriertes Blatt, fast einen Quadratmeter grofs.)

Hugenholtz, R. A., English reader, historical and literary. Groningen, Noordhoff, 1900. 263 S. M. 3,20.

Rückoldt, A., Englische Schulredensarten. Leipzig, Rofsberg, 1900. 52 S. (Redensarten, die im Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, wenn

Digitized by Google

sie von Schulangelegenheiten sprechen, öfters vorkommen; besonders berechnet für Lehrer, die den englischen Unterricht gleich in englischer Sprache beginnen.)

Scholtz, Susanne, English-German conversations for schools and family-pensions. Out of practical life. Dresden, Kühtmann, 1900. X, 151 S.

Wershoven, F. J., Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. 3. verb. Aufl. VII, 163 S. Hiezu als Ergänzung: Hauptregeln der englischen Syntax. Trier, Lintz, 1900. Geb. M. 1,35.

Shakespeare, The tempest. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von A. Hamann (A. Hamanns Schulausgaben Nr. 4). Leipzig, Stolte, 1897. XXVI, 71 S. Dazu Präparation, 35 S. Geb. M. 1.

Braddon, M. E., The Christmas hirelings, für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Erhardt. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis (Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. VII, 246 S. Geb. M. 1,80.

Burnett, Frances H., Little Lord Fauntleroy. Annotated by L. P. Eykmann and C. J. Voortman (The Gruno series. I). Groningen, Noordhoff, 1900. 242 S. Geb.

Crawford, Francis M., A tale of a lonely parish. Annotated by C. Grondhoud and P. Roorda (Library of contemporary authors, with notes, III). Groningen, Noordhoff, 1900. 200 S. fr. 1,50.

Creasy, Sir Edward, The fifteen descisive battles of the world (Auswahl). Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von A. Hamann (Hamanns Schulausgaben, Nr. 3). Leipzig, Stolte, 1897. XIV, 113 S., dazu Präparation, 26 S. Geb. M. 1.

Dickens, Ch., Three Cristmas stories. Herausgeg. und erklärt von H. Conrad. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. VII, 78, 103 S. Geb. M. 1,10.

Ewing, Juliana H., Jackanapes und Daddy Darwin's dovecot (Hamanns Schulausgaben engl. Schriftsteller, Nr. 2). Leipzig, Stolte, 1897. XI, 84 S., dazu Anmerkungen, 35 S., Wörterverzeichnis, 20 S. M. 1.

Harraden, Beatrice, The Fowler. Annotated by C. Grondhoud and P. Roorda (Library of contemporary authors, with notes, IV). Groningen, Noordhoff, 1900. 184 S. fr. 1,50.

Marryat, Capt., The settlers in Canada. Für den Schulgebrauch bearbeitet von J. Heuschen (Franz. u. engl. Schulbibl. herausgeg. von Dickmann. Reihe A: Prosa. Bd. CXXVII). Leipzig, Renger, 1900. 104 S.

Twain, Mark, The adventures of Tom Sawyer. In gekürzter Form für die Schule herausgeg. von G. Krüger. I. Teil: Einleitung und Text (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. VIII, 191 S. Geb. M. 1,50.

Bierbaum, J., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode für höhere Schulen. Verkürzte Ausgabe. Mit einem Liederanhange und einem Plane von London. Leipzig, Kofsberg, 1900. VIII, 254, 10 S. M. 2,75.

Cornford, L. Cope, English composition, a manual of theory and practice. London, Nutt, 1900. VI, 225 S. 3 sh. 6 d.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von E. Regel. Oberstufe. Mit einem Plan von London und Umgebung. Halle, Gesenius, 1901. Geb. M. 1,80.

Görlich, E., Grammatik der englischen Sprache. 2. verb. Auflage. Paderborn, Schöningh, 1900. X, 189 S.

Digitized by Google

Wright, William, The beginner. Ein Lehrbuch der engl. Sprache zur schnellen Erlernung derselben durch Selbstunterricht. System: Repeater. Berlin, Rosenbaum, 1901. VIII, 208 S. Geb. M. 2.

Gerhard, Russische Schreibschule. Ein Schnellkursus zur Erlernung der russischen Schreibschrift mit beigegebener Accentuation und Übersetzung. 4. Aufl. Leipzig, R. Gerhard, 1900. 34 S. 4. M. 0,60.

Von Marnitz, L., Russisches Elementarbuch, mit Hinweisen auf seine Grammatik. Leipzig, Gerhard, 1901. M. 1,80, geb. M. 2.

Pirrss, Russische Sprachlehre. I. Teil, Unterstufe. Leipzig, Wöpke, 1900. 175 S.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1900 Juillet. 115. [Ov. Densușianu, Sur l'altération du *c* latin devant *e* et *i* dans les langues romanes. P. Menéndez Pidal, Etimologías españolas. F. Lot, Le roi Hoël de Kerahès, Ohès *le vieil barbé*, les 'chemins d'Ahès' et la ville de Carhaix. Paget Toynbee, Benvenuto da Imola and the *Iliad* and *Odyssey*. — Mélanges: G. Paris, La légende de 'la vieille Ahès'. E. Ritter, Une prétendue mention de l'Archant. Ch. Bonnier, Un nouveau témoignage sur la chanson de *Basin*. G. Paris, *Labaustre*. G. Paris, *Osterin*. — Comptes rendus: Mohl, Études sur le lexique du latin vulgaire (A. Thomas). Schuchardt, Romanische Etymologien (A. Thomas). Lené, Les substantifs postverbaux dans la langue française (G. P.). Rud. Tobler, Die altprovenzalische Version der Disticha Catonis (P. M.). Comptes rendus d'Albi p. p. Vidal et Jeanroy (P. M.). Bartoli, Zur Erforschung des Altromanischen Dalmatiens (M. Roques). Henry, Lexique étymologique du breton moderne (A. Thomas). — Correspondance: Lettre de M. G. Mohl et réponse de M. M. Roques. — Chronique.]

Revue des langues romanes. XLIII, 3, 4. [A. Jeanroy, Fragments des sermons de Maurice de Sully, du *Dialogue du Père et du Fils* et d'un traité ascétique inconnu. L. G. Pélissier, Quelques lettres ducales de Louis XII. Nouvelles et lettres politiques de 1498—1499. F. Castets, *I dodici canti*. — Bibliographie. Chronique.]

Schuchardt, Dr. Hugo, Über die Klassifikation der romanischen Mundarten. Probevorlesung, gehalten zu Leipzig am 30. April 1870. Graz, Juli 1900. [In 150 Stücken gedruckt, nicht im Handel.] 31 S. 8.

Novati, Francesco, Due vetustissime testimonianze dell'esistenza del volgare nelle Gallie ed in Italia esaminate e discusse. (Estratto dai 'Rendiconti' del R. Ist. Lomb. di sc. e lett. Serie II, Vol. XXXIII, 1900.) 23 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens, Professor an der Universität zu Gießen. XXII, 2 und 4. Der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft. 5 und 7. Der Abhandlungen drittes und viertes Heft. [E. Dannheisser, A. Dumas fils und die Frauenemanzipation. M. V. Young, Molières Stegreifkomödien, im besonderen *Le médecin volant*. L. Brandin, Die Inedita der afz. Liederhandschrift P b5. W. Ricken, Eine neue wissenschaftliche Darstellung des Lehre vom Subjunktiv. J. Haas, Über die Justine und die Juliette des Marquis de Sade.]

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XIV, 2 [L. Clédat et H. Andersson, Sur l'amuissement de l'*r* finale en français. P. Regnaud, Notes étymologiques. L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise (suite). L. Clédat, Les deux verbes *'passer'*. Comptes rendus etc.]. 3 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise (suite). L. Clédat, 'De' et 'par' après les verbes passifs. Compte rendu etc.].

Digitized by Google

Martin Hartmanns Schulausgaben. Leipzig, Stolte, 1897—1900. 8.

19. A. Laurie, Mémoires d'un collégien. Herausgegeben von Konrad Meier. 2. verbesserte Ausgabe. XIV, 111, 53 S. M. 1,20, mit Wörterbuch M. 1,40.
20. Tableau de la France von Jules Michelet. Mit Einleitung, Anmerkungen und einer Karte herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. XII, 78, 54 S. M. 1,20.
21. Francinet par G. Bruno. Im Auszuge. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. A. Mühlan, Oberlehrer. III, 96, 28 S. M. 1, mit Wörterverzeichnis (47 S.) M. 1,20.
22. Pierre Lanfrey, Histoire de Napoléon Ier, Campagne de 1806—1807. Mit Einleitung, Anmerkungen, zwei Karten und vier Plänen herausgegeben von Paul Apetz. VIII, 96, 53 S. M. 1,40.
23. Gedichte Victor Hugos in zeitlicher Anordnung mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. XXIV, 115, 52 S. M. 1,40.
24. Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon par Alphonse Daudet. Herausgegeben von Johannes Hertel. XXI, 103, 54 S. M. 1,20, mit Wörterbuch M. 1,40.

Französische und englische Schulbibliothek, herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1900. 8.

128. Au coin du feu von Émile Souvestre. Für den Schulgebrauch erklärt von Alfred Mohrbutter. VIII, 90 S. (dazu ein Wörterbuch zu haben).

Bibliothèque française. Dresden, Kühtmann, 1901. Kl. 8.

Contes et nouvelles, I. Ernste und heitere Novellen hervorragender Schriftsteller der neueren französischen Litteratur. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Oberlehrer Dr. Rahn. Mit Anmerkungen, Questionnaire und Wörterbuch. 112, 32, 31 S.

Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller, herausgegeben unter Redaktion von Prof. Oscar Schwager. Kl. 8. Dresden, Kühtmann, 1900.

Contes de noël. Für den Schulgebrauch mit Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von Prof. Dr. F. J. Wershoven. 94, 10, 48 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1900. 8.

Contes modernes. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Krollick. I. Band: Zehn Erzählungen von d'Hérisson, Maupassant, Mouton, Rod, Sardou, Theuriet und Zola. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. X, 204 S. Beide Teile geb. M. 1,60.

Pierre Loti. Matelot. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Gaßner. VII, 140 S. Beide Teile geb. M. 1,60.

Pierre Loti. Pêcheur d'Islande. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Karl Reuschel. VIII, 144 S. Beide Teile gebunden M. 1,40 (Wörterbuch M. 0,60).

Les Bardeur-Carbansane, histoire d'une famille pendant cent ans par Jacques Naurouse. Quatrième partie. L'otage. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Max Pfeffer, Oberlehrer am Kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. VI, 162 S. Beide Teile gebunden M. 1,50 (Wörterbuch M. 0,60).

Siepmann's Elementary French Series. London, Macmillan & Co., 1900.

L'âme de Beethoven par Pierre Cœur, adapted and edited by De V. Payen-Payne, principal of Kensington Coaching College. XXIII, 133 S. Dazu: Word- and phrasebook by the general editors of the series. 11 S. 8.

Digitized by Google

Siepmann's Advanced French Series, London, Macmillan & Co., 1900.

Tartarin de Tarascon par Alphonse Daudet, adapted and edited by Otto Siepmann, head of the modern language department ad Clifton college. XVIII, 165 S. 8.

Feriebibliotek. II. Lättare fransk läsning. Stockholm, Fritze [1900]. 8.

Le livre de mon ami par Anatole France. Édition annotée à l'usage des classes par Émile Rodhe. VIII, 87 S. (Die Anmerkungen sind französisch abgefafst.)

Boerner, Dr. Otto, Gymnasialoberlehrer, und Pilz, Clemens, Seminarlehrer, Französisches Lesebuch insbesondere für Seminare. I. Teil: für die unteren und mittleren Klassen der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, sowie die mittleren Klassen höherer Schulen und die oberen Klassen (Selekten) der Volksschulen. Mit Wörterverzeichnis, einer Karte von Frankreich und einem Plan von Paris. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1900. X, 203, 75 S. 8. Geb.

Kriete, Dr. Fritz, Oberlehrer, Sammlung französischer Gedichte, zum Schulgebrauch zusammengestellt und mit Anmerkungen und einem Wörterbuch versehen. Halle, Gesenius, 1900. VIII, 136, 51 S. 8. Geb. M. 1,80.

Das altfranzösische Rolandslied. Kritische Ausgabe besorgt von E. Stengel. Band I. Text, Variantenapparat und vollständiges Namenverzeichnis. Leipzig, Dieterich, 1900. IX, 404 S. 8. M. 12, geb. M. 14.

Marie de France, Die Lais herausgegeben von Karl Warnke. Mit vergleichenden Anmerkungen von Reinhold Köhler. Zweite verbesserte Auflage. Halle, Niemeyer, 1900. CLX, 303 S. (Bibliotheca normannica ... herausgegeben von Hermann Suchier, III.) M. 12.

Le chevalier à l'épée, an old french poem edited by Edward Cooke Armstrong, dissertation submitted to the board of university studies of the Johns Hopkins University for the degree of doctor of philosophy 1897. Baltimore, John Murphy Company, 1900. 72 S. 8.

Brandin, Louis, Inedita der altfranzösischen Liederhandschrift P b^5 (Bibl. nat. 846). Inaugural-Dissertation aus Greifswald. Berlin, Gronau, 1900. (Die vollständige Arbeit erscheint zugleich in der Zeitschrift für französische Sprache u. Litteratur, Bd. XXII.) 43 S. 8.

Nyrop, Kr., Observations sur quelques vers de la farce de Maître Pierre Patelin. (Extrait du Bulletin de l'Académie Royale des Sciences et des Lettres de Danemark, Copenhague, 1900. Nr. 5.) S. 331—367.

Hatzfeld, A., Darmesteter, A., Thomas, A., Dictionnaire général de la langue française. Fasc. 29—32. [Enthält aufser dem Schlufs des Wörterbuches (S. 2225—2272) den *Traité de la formation de la langue française* (S. 1—300), der, von A. Darmesteter unfertig hinterlassen, aus dessen handschriftlichem Nachlafs unter Zuzug seiner bekannten Bücher über Wortzusammensetzung und über Neubildung von Wörtern durch L. Sudre und zu einem kleinen Teile von A. Thomas zum Abschlufs gebracht ist. Damit liegt das treffliche Werk nun vollendet vor. Die zwei Bände, die es bildet, kosten geheftet 30 fr., gebunden 38 fr.]

Sachs-Villatte, Encyklopädisches französisch-deutsches u. deutsch-französisches Wörterbuch mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Hand- und Schulausgabe (Auszug aus der grofsen Ausgabe). Unter Mitwirkung des Professor E. Schmitt von Professor Dr. Karl Sachs. Neubearbeitung 1900. Jubiläums-Ausgabe. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), 1900. I. Teil: XXXII, XVI, XX, 856 S.; II. Teil: 14, 1160 S. gr. 8. Beide Teile in einen Band gebunden M. 15, jeder Teil einzeln gebunden M. 8.

Morf, Dr. Heinrich, Professor an der Universität Zürich, Deutsche und Romanen in der Schweiz. Zürich, Fäsi & Beer, 1901. 61 S. 8.

Rodhe, Emile, docteur ès lettres, maître de conférences à la Faculté

Digitized by Google

de Lettres de Lund (Suède), La nouvelle réforme de l'orthographe et de la syntaxe française. Texte de l'arrêté ministériel avec avant-propos et commentaire. Lund, Gleerup, 1900. 52 S. 8.

Schumann, Paul, Die amtliche Verordnung über die französische Grammatik vom 31. Juli 1900. Zweite Auflage vermehrt um den Ausschufsbericht von M. P. Clairin. Blasewitz, Arnold [1900]. 32 S. 8. M. 1.

Paris, Gaston, Les plus anciens mots d'emprunt du français. (Über H. Berger, Die Lehnwörter in der französischen Sprache ältester Zeit. Leipzig, 1899.) Extrait du Journal des Savants, mai et juin 1900. Paris, Imprimerie nationale. 32 S. 4.

André, Aug., professeur, lecteur à l'Université de Lausanne, Traité de prononciation française. Lausanne, Imprimerie G. Bridel et C[ie], 1900. 86 S. 8.

Ulbrich, Prof. Dr. O., Direktor der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule in Berlin, Elementarbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Ausgabe B. Berlin, Gaertner, 1901. VII, 218 S. 8.

Wulff, Fr., De franska historiska tempora. Minnesblad för lärare och studerande. Lund, Gleerup, 1900. 43 S. 8. Kr. 1.

Wulff, Fredrik, La rythmicité de l'alexandrin français, esquisse. (Lunds Universitets årsskrift. Band 36. Afdeln. 1. Nr. 6.) 80 S. 4.

Französische Übungsbibliothek. Nr. 9. Schiller, Wilhelm Tell ... zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von Dr. Arthur Peter. Zweite Auflage. Dresden, Ehlermann [1900]. VIII, 187 S. 8. Geb. M. 1,70.

Diehl, Dr. R., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule zu Wiesbaden, Französisches Übungsbuch im Anschlufs an Kühns Lesebücher bearbeitet. II. Teil. Mittelstufe. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1900. VI, 127 S. 8. Geb. M. 1,50.

Boerner, Dr. Otto, Oberlehrer am Gymnasium zum heiligen Kreuz zu Dresden, Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Vereinfachte Bearbeitung der Ausgabe B, für Mädchenschulen. I. Teil. Stoff für das erste Unterrichtsjahr. Hierzu ein grammatischer Anhang. Leipzig und Berlin, Teubner, 1900. X, 91, 40 S. 8. Geb.

Johannesson, Max, Französisches Übungsbuch für die Mittelstufe im Anschlufs an das Lesebuch. Erster Teil: Formenlehre. XI, 76 S. Zweiter Teil: Übungsstoff. IV, 94 S. Anhang: Alphabetisches deutsch-französisches Wörterverzeichnis. 34 S. Berlin, Mittler u. Sohn, 1900.

Génin, L., et Schamanek, J., Conversations françaises sur les tableaux d'Ed. Hoelzel. L'appartement. Avec une chromolithographie. Wien, Hoelzel (o. J.). 12 S. 8. M. 0,50.

Plan pittoresque de la ville de Paris, hergestellt unter Aufsicht und nach Angaben des Professors Dr. L. E. Rolfs, Direktors der Oberrealschule zu Rheydt, Rheinland. Gröfse der Zeichnung: 132 × 176 cm. Preis des in Farben kolorierten Planes: a) roh, 6 Blätter in Mappe M. 14; b) auf Leinwand aufgezogen mit Ringen M. 18; c) auf Leinwand aufgezogen mit Ringen und Stäben M. 20. Leipzig, Renger [1900]. Von diesem Plane ist gleichzeitig eine für die Hand des Schülers bestimmte, ebenfalls in Farben ausgeführte und auf 32 × 45 cm. verkleinerte Ausgabe erschienen, welche zum Preise von 60 Pf. für das Stück zu beziehen ist.

Connor, James, Manuel de conversation en français, en allemand et en anglais à l'usage des écoles et des voyageurs. Douzième édition. Heidelberg, Groos [1900]. VIII, 280 S. 16. Geb. M. 2,40.

Causeries françaises. Revue de langue et de littérature françaises contemporaines publiée sous la direction de Aug. André, lecteur à l'Université de Lausanne. 1[re] année, octobre 1899—septembre 1900. Lausanne, Payot et Co. VIII, 344 S. 8. ['Les C. fr. analysent les nouveautés

Digitized by Google

littéraires, romans, poésie, théâtre, donnent des extraits des ouvrages les plus intéressants, indiquent les usages actuels de la langue française, répondent aux questions que posent les abonnés sur la littérature et la langue française.' Prix de l'abonnement 3 fr. 50 pour la Suisse, 4 fr. 50 pour l'étranger.] S. Archiv, CIV, 144.

Rückholdt, Dr. Armin, Oberlehrer an der Herzogl. Realschule in Sonneberg, Französische Schulredensarten für den Sprachunterricht. Leipzig, Roſsberg, 1900. 50 S. 8.

Barten, John, Nouveau manuel de correspondance commerciale des langues anglaise, allemande, hollandaise, française et espagnole en cinq tomes. Traduit par Émile Jeand'heur, Carlos Klöckner, Dr. E. E. Sickinghe. Tome IV. Français. Hambourg, Kloss [1900]. VIII, 115 S. und 1½ Bogen ohne Seitenzahlen, enthaltend die Anmerkungen, 8. Geb. M. 2,75.

Wendt, Otto, Rektor, Französische Briefschule, Systematische Anleitung zur selbständigen Abfassung französischer Briefe. Für den Unterrichtsgebrauch herausgegeben. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Hannover und Berlin, Carl Meyer, 1900. 144 S. 8. M. 1,50, geb. M. 1,80.

Suchier, Prof. Dr. Hermann, und Birch-Hirschfeld, Prof. Dr. Adolf, Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 14. (Schluſs-) Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900. S. 673—733. 8. M. 1.

Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900 ... publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. T. VIII. Dixneuvième siècle, Période contemporaine (1850—1900). Paris, Colin et Cie., 1899. 928 S. 8. [Mit diesem Bande hat das groſse Werk, über dessen ersten und dessen sechsten Band das Archiv in den Bänden XCVIII, 457 und CIII, 451 Bericht erstattet hat, seinen Abschluſs rechtzeitig erreicht. Die von Herrn Brunot der Geschichte der franz. Sprache gewidmeten Abschnitte desselben sind auch gesondert in zwei Bänden erschienen und von der französischen Akademie durch Erteilung des Preises Archon-Despérouse ausgezeichnet worden, s. Romania, XXIX, 467.]

Lacomblé, E-E-B, professeur à l'École moyenne d'Arnhem, Histoire de la littérature française, Groningue, Noordhoff, 1900. VIII, 104 S. 8. M. 1,25. — Complément de l'Histoire de la littérature française (Morceaux choisis, poésies, analyses). Ebenda, 1900. XII, 196 S. 8. M. 1,75.

Köcher, Dr. Edmund, Oberlehrer am Herzogl. Ernst-Realgymnasium in Altenburg, Ancien régime. Die französische Königszeit von den Kapetingern bis zur groſsen Revolution. (Neusprachliche Abhandlungen ... herausgegeben von Dr. Clemens Klöpper-Rostock, VII.) Dresden u. Leipzig, Koch, 1899. XII, 104 S. 8. M. 2,80.

Goecke, Walther, aus Gr.-Ottersleben, Die historischen Beziehungen in der Geste von Guillaume d'Orange. Inaugural-Dissertation aus Halle. Halle a. S., Buchdruckerei John, 1900. 59 S. 8.

Bolte, Johannes, Die lateinischen Dramen Frankreichs aus dem 16. Jahrhundert. [Separat-Abdruck aus der Festschrift Johannes Vahlen zum siebenzigsten Geburtstag gewidmet von seinen Schülern.] S. 589—613. 8.

Koehler, Ludwig, Die Einheiten des Ortes und der Zeit in den Trauerspielen Voltaires. Inaugural-Dissertation aus Jena. Berlin, Gronau, 1900. (Aus Zeitschrift f. französ. Sprache u. Litt. XXIII.) 33 S. 8.

Rigal, Eugène, professeur à l'université de Montpellier, lauréat de l'Académie française, Victor Hugo poète épique. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie, 1900. XXXVIII, 332 S. 8. fr. 3,50.

Koschwitz, Dr. Eduard, Professor an der Universität Marburg, Anleitung zum Studium der französischen Philologie für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Marburg, Elwert, 1900. VIII, 181 S. 8. fr. 3,75, geb. fr. 4,40.

Digitized by Google

Kron, Dr. R., Kaiserl. Oberlehrer, Die Methode Gouin oder das Serien-System in Theorie und Praxis, auf Grund eines Lehrerbildungskurses, eigener sowie fremder Lehrversuche und Wahrnehmungen an öffentlichen Unterrichtsanstalten unter Berücksichtigung der bisher vorliegenden Gouin-Litteratur dargestellt. Zweite, ergänzte Auflage. Marburg, Elwert, 1900. 181 S. 8.

Rofsmann, Ph., Ein Studienaufenthalt in Paris. Ein Führer für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Zweite, umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage, herausgegeben unter Mitarbeiterschaft von A. Brunnemann. Marburg, Elwert, 1900. VIII, 126 S. 8.

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Zehntes Heft. Leipzig, Reisland, 1900. S. 129—256. (Errojar-Espera.) M. 4.

Suchier, Hermann, Die Handschriften der castilianischen Übersetzung des Codi. Halle a. S., Niemeyer, 1900. Auch als Hallisches Universitätsprogramm ausgegeben. 22 S. 4 und 6 Tafeln in Lichtdruck. (Schliefst sich an die im Archiv CIII, 479 verzeichnete Publikation.)

(Marcabrun.) Testo critico e illustrazione d'uno de' più solenni canti di Marcabruno trovatore, del prof. Vincenzo Crescini, s. c. (Adunanza del 20 maggio 1900). Atti del Reale Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Anno accademico 1899—1900. T. LIX, parte seconda. p. 691—708. 8. *[Pax in nomine Domini ...]*

Mistral, Frédéric, Mirèio, poème provençal, édition publiée pour les cours universitaires par Eduard Koschwitz avec un glossaire par Oskar Hennicke et le portrait du poète. Marburg, Elwert, 1900. VII, XLIII, 463 S. 8. M. 7,20, geb. M. 8.

Dante, La Divina Commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Volume primo. L'Inferno. Seconda edizione intieramente rifatta ed accresciuta di una concordanza della Divina Commedia. Leipzig, Brockhaus, 1900. XX, 623 u. 168 S. 8. M. 12, geb. M. 13.

Dantes heilige Reise. Freie Nachdichtung der Divina Commedia von J. Kohler. Purgatorio. Berlin, Köln u. Leipzig, Ahn, 1901. VIII, 224 S. gr. 8.

Giordano, Antonino, Francesca da Rimini. Napoli, Pierro e Veraldi, 1900. 46 S. 8. l. 0,50.

Andrea da Barberino, I Reali di Francia, testo critico per cura di Giuseppe Vandelli. Vol. II, parte II[a]. (Collezione di opere inedite o rare.) Bologna, Romagnoli Dall' Acqua, 1900. 462 S. 8. l. 12.

Goldoni, Carlo. La locandiera, commedia in tre atti. Terza edizione. (Teatro italiano. Scelta di commedie italiane all' uso delle scuole e degli studiosi, pubblicate per cura di Federigo Werder, maestro di lingua italiana al Conservatorio di Lipsia. Fascicolo primo.) Leipzig, Rofsberg, 1899. 112 S. kl. 8.

(Leopardi.) I Canti di Giacomo Leopardi illustrati per le persone colte e per le scuole, con la vita del poeta narrata di su l'epistolario da Michele Scherillo. Milano, Hoepli, 1900. 324 S. 8. l. 1, geb. l. 2.

Rigutini, Gius. e Bulle, O., Nuovo dizionario ecc., fasc. 18 (ultimo). Leipzig, Tauchnitz, 1900. [Sekundieren — Zypresse.] (Mit dieser Lieferung ist auch der deutsch-italienische Teil des im Archiv XCVI 448—466 angezeigten Werkes vollendet. Die beiden Bände kosten broschiert M. 18, in Leinwand gebunden M. 20, in Halbmarokko M. 23; jeder Teil ist auch einzeln zu haben.)

Michaelis, H., Praktisches Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Umgangssprache, der

Digitized by Google

technischen Ausdrücke des Handels, der Gewerbe, der Wissenschaften, des Kriegs- und Seewesens, der Politik u. s. w. In zwei Teilen. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1900. XII, 878 u. 911 S. 8. Geb. jeder Teil M. 7,50, beide Teile verbunden M. 14.

Sabersky, Dr. Heinrich, Betonungswörterbuch der italienischen Sprache. Ein Hilfsbuch zur richtigen Betonung der italienischen Wörter, einschliefslich der Zeitformen und Eigennamen mit Angabe der Aussprache. Eine Ergänzung zu allen italienischen Wörterbüchern. Berlin, Behr, 1900. XX, 173 S. kl. 8.

Archivio glottologico italiano diretto da G. I. Ascoli. XV, 3. [De Bartholomæis, Spoglio del 'Codex diplomaticus cavensis'. Nigra, Note etimologiche e lessicali. Ascoli, Intorno ai continuatori neolatini del lat. *ipsu-*, ed altro. Salvioni, lomb. *skérpa* ed altro. Pieri, I riflessi italiani delle esplosive sorde tra vocali. Flechia, Giov. e Gius., Note diverse. Ascoli, Appendice alle pagine 303 a 326. Giacomino, La lingua dell'Alione.]

de Gregorio, Giacomo, Ancora sulle cosidette 'colonie lombarde', replica al Vasi. (Estratto dall' Archivio storico siciliano, N. S., anno XXV, fasc. I-II.) Palermo, tipografia 'Lo Statuto', 1900. 19 S. 8. [Zurückweisung eines im vorangegangenen Bande derselben Zeitschrift gedruckten Aufsatzes: Ricordi delle colonie lombarde di Sicilia von L. Vasi.]

Salvioni, Carlo, Bibliografia dei dialetti ticinesi. (Nozze auree Salvioni-Borsa, XXIV luglio MCM.) Bellinzona, 1900. 17 S. 8. [84 Nummern. Die deutsche Mundart von Bosco ist unberücksichtigt; ebenso zerstreute Mundart-Dichtung und die Toponomastik, soweit sie nicht zum Ausgangspunkt grammatischer Forschung dient.]

Nicoli, Pierfrancesco, Il dialetto moderno di Voghera, studio linguistico. (Estratto dagli 'Studi di filologia romanza'. Vol. VIII, fasc. 22.) Torino, Loescher, 1900. 53 S. 8.

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. V, 1—4. [E. Proto, Quistioni tassesche. I. La 'Siriade' e la 'Gerusalemme'. C. Simiani, Un plagio di Nicolò Franco. — Recensioni: G. Galilei, Le opere, Vol. IX. D. Ciàmpoli, Un amico del Galilei, G. Ciampoli (N. Vaccaluzzo). A. Gregorini, La Theonemia, favola pastorale, e l'Herode insano, tragedia di M. Montano (E. Proto). G. F. Damiani, Sopra le poesie del cav. Marino (A. Borzelli). T. Persico, D. Carafa uomo di stato e scrittore del sec. XV (E. Pèrcopo). — Bollettino, Annunzi ecc.]

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 106—107. [G. Bertoni, Studi e ricerche sui trovatori minori in Genova. P. Savj-Lopez, Sulle fonti della 'Teseide'. G. Rua, Di nuovo intorno alle 'Filippiche' attribuite ad A. Tassoni. — Varietà: G. Fraccaroli, Ancora sull'ordinamento morale della 'Divina Commedia'. E. Carrara, Un peccato del Boccaccio. — Rassegna bibliografica: Il primo centenario di Giuseppe Parini (E. Bertana). E. Moore, Studies in Dante (R. Renier). F. Petrarca, Le rime ... commentate da G. Carducci e S. Ferrari (E. Sicardi). P. Lacombe, Introduction à l'histoire littéraire (G. Gentile). — Bollettino bibliografico. Annunzi analitici. Pubblicazioni nuziali. Cronaca.] 108. [B. Cotronei, Il 'Contrasto di Tonin e Bighignol' e due ecloghe maccheroniche di Teofilo Folengo. Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie d'Isabella d'Este Gonzaga, II. G. Marpillero, Werther, Ortis e il Leopardi. — Varietà: L. Fabris, Di un copione della 'Ricciarda' di Ugo Foscolo con note e correzioni autografe. — Rassegna bibliografica: P. Mandonnet, Siger de Brabant (Carlo Cipolla). J. E. Spingarn, A history of literary criticism in the renaissance (G. Gentile). A. Belloni, Il seicento (U. Cosmo). Bollettino ecc.]

Digitized by Google

Fenini, Cesare, Letteratura italiana dalle origini al 1748. 5ª edizion completamente rifatta dal professore Vittorio Ferrari. Milano, Hoepli 1900 (Manuali Hoepli). XVI, 291 S. 8. l. 1,50.

Reinhard, Adolf Franz, Die Quellen der Nerbonesi, Inaugural Dissertation aus Halle. Altenburg, Bonde, 1900. 120 S. 8.

Vofsler, K., Pietro Aretino's künstlerisches Bekenntnis. Sonderabdruck aus den Neuen Heidelberger Jahrbüchern, X, S. 38—65. 8. Heidelberg, Koester, 1900.

Cian, prof. Vittorio, Un trattatista del 'Principe' a tempo di N. Machiavelli. Mario Salamoni. Nota. Torino, Clausen, 1900. 22 S. 8. (Estratto dagli Alti della R. Accademia delle Scienze di Torino, Vol. XXXV.) [Der Verfasser des lat. Traktates in Gesprächsform 'De principatu' war ein Römer und lebte gegen Ende des 15. Jahrhunderts in angesehenen Stellungen. Die Leo X gewidmete Schrift ist erst 1544 in Rom gedruckt, dann in Paris 1578 neuerdings. In seiner Auffassung des Fürstentums bleibt Salamoni innerhalb der alten Schultradition, er thut aber reichlich Blicke auf die Geschichte der eigenen Zeit und trifft mit Machiavelli in der Mifsbilligung der Söldnerheere und in der Schätzung des Fufsvolks zusammen, während er von den Aufgaben des Papsttums bei weitem religiöser denkt.]

Michieli, dott. Augusto, Spigolature foscoliane. (Estratto dalla *Rassegna bibliografica della letteratura italiana*, Anno VIII, 1900.) Pisa, 1900. 29 S. 8.

Ascoli, Graziadio, Carlo Cattaneo negli studi storici. Estratto dalla Nuova Antologia, fasc. 16, giugno 1900. 7 S. 8.

Genelin, Dr. P., Germanische Bestandteile des rätoromanischen (surselvischen) Wortschatzes. (Separat-Abdruck aus dem Programm der k. k. Oberrealschule in Innsbruck für das Studienjahr 1899—1900.) Innsbruck, Wagner, 1900. 41 S. 8. M. 0,50.

Hanssen, Federico, Elementos de fonología castellana. (Publicado en los 'Anales de la Universidad' tomo CVI.) Santiago de Chile, Imprenta Cervantes, 1900. 21 S. 8.

Ford, I. D. M., The old spanish sibilants. In 'Studies and notes on philology and literature'. Vol. VII. Boston, 1900. (Doktor-Dissertation von der Harvard University.) IV, 182 S. 8.

Mussafia, Adolfo, Per la bibliografia dei cancioneros spagnuoli, appunti. (Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse. Bd. XLVII.) Wien, Gerold's Sohn, 1900. 24 S. 4.

Un himno de Juan Ruiz por Federico Hanssen. (Publicado en los 'Anales de la Universidad'. Tomo CIV.) Santiago de Chile, 1899. 11 S. 8.

Sobre las coplas 1656—1661 del arcipreste de Hita por Federico Hanssen. (Publicado en los 'Anales de la Universidad'.) Santiago de Chile, 1900. 12 S. 8.

Hanssen, Dr. F., Über die portugiesischen Minnesänger. (Separatabzug aus den Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins in Santiago, Band IV.) Valparaiso, Imprenta del Universo de Gmo. Helfmann, 1899. 8 S. 8.



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google